

**Nacht und Morgen.  
Edward Lytton Bulwer.**

**Stuttgart, 1875.**

ERSTES BUCH.

Noch in meines Lebens Lenze  
War ich und ich wandert aus,  
Und der Jugend frohe Tänze  
Ließ ich in des Vaters Haus.  
*Schiller, »der Pilgrim.«*

EINLEITENDES KAPITEL.

Zur Ruh' ist unser Pfarrer eingegangen.  
Die ihn am besten kannte, sagen frei,  
Kein Mann in seinem Alter hab die Welt  
Der Sünd' verlassen, mehr dem Dasein gleich  
In das er eingetreten.  
*Crabbe.*

In einer der Grafschaften von Wales liegt ein kleines Dorf Namens A\*. Es ist etwas von der Landstraße entfernt und daher den luxuriösen Liebhabern des Malerischen nur wenig bekannt, die die Natur, durch die Fenster eines vierspännigen Wagens ansehen. Auch liegt nichts in der Scenerie des Ortes selbst was hinreichend ist, um den rüstigeren Enthusiasten, von den ausgetretenen Spuren abzuziehen, welche Touristen und Reisehandbücher denen vorschreiben, die das Erhabene und Schöne unter den heimischen Bergen der alten Briten suchen. Im Ganzen ist das Dorf nicht ohne Anziehendes. Es liegt in einem kleinen Thal, durch welches ein klarer, plätschernder, geräuschvoller Bach, der den Liebhabern der Angel manchen guten Zeitvertreib gewährt, sich windet und von

mancher Felsenhöhe niederstürzt. Dorthin begeben sich zur Sommerzeit die Waltons aus der Umgegend – junge Pächter, zurückgezogene Geschäftsleute und zuweilen ein einzelner Künstler oder ein umherziehender Student von einer der Universitäten. Weil nun das einzige Gasthaus zu A\* etwas mehr besucht wird, so ist es reinlicher und bequemer eingerichtet, als man vernünftigerweise von dem unbedeutenden und entfernten Dorfe erwarten sollte.

Zu der Zeit, wo meine Erzählung beginnt, besaß das Dorf einen geselligen, angenehmen, sorglosen, halb verhungerten Pfarrer, der nie verfehlte, sich mit jedem Angler bekannt zu machen, der während der Sommermonate einen oder zwei Tage in dem Dorfe zubrachte. Der ehrwürdige Herr Caleb Price war auf der Universität Cambridge gebildet worden, wo er in drei Jahren ein kleines Vermögen von dreitausend fünfhundert Pfund Sterling durchbrachte, ohne dagegen sich mehr geistige Fähigkeiten zu erwerben, als den bewundernswürdigsten Milchpunsch zu machen und der gefürchtetste Boxer in seinem Collegium zu werden, oder irgend einen wünschenswerteren Ruf zu erlangen, als einer der gutmüthigsten, geschwätzigsten, offenherzigsten Kameraden zu sein, die man nur in Newmarket auf seiner Seite oder auf derselben Ruderbank wünschen kann. Mit Hülfe dieser Gaben und Fähigkeiten hatte er nicht verfehlt, so lange sein

Geld ausreichte, bei der jungen Aristokratie auf der Universität Gunst zu finden. Und obgleich er das gerade Gegentheil von einem ehrgeizigen und berechnenden Manne war, so hatte er doch offenbar den Glauben gehegt, daß einer von den jungen Lords oder Gemeinen, mit denen er auf so gutem Fuße stand, ihm eine Pfarre verschaffen würde. Aber als Caleb Price mit einiger Schwierigkeit seinen Grad erlangt hatte, Baccalaureus der Künste und am Ende seiner Finanzen war, trennten sich seine großen Bekannten von ihm und gingen zu ihren verschiedenen Posten im Staate über. Und mit Ausnahme eines einzigen, der eben so heiter und sorglos war, wie er selber, fand Caleb Price, daß, wenn das Geld Flügel bekommt, es mit unsern Freunden davonfliegt. Da der arme Price keine akademische Auszeichnung erlangt hatte, so konnte er keine Beförderung von seinem Collegium erwarten, keine Fellow-, keine Lehrerstelle, die später zu Pfründen, Stiftsherrenstellen und Dekanaten führen.

Die Armuth begann ihm schon in's Gesicht zu starren, als es dem einzigen Freunde, der sein Glück getheilt und in seinem Mißgeschick ihm treu geblieben war – einem Freunde, der, zum Glück für ihn, hohe Verbindungen und glänzende Aussichten hatte – gelang, ihm eine kleine Pfarre zu A\* zu verschaffen. Zu diesem abgeschiedenen Orte zog sich der einst so joviale Renommist mit Freuden zurück – lebte zufrieden von einem Einkommen, welches noch etwas weniger betrug, als er früher seinem

Bedienten gegeben, – hielt sehr kurze Predigten vor einer sehr spärlichen und unwissenden Versammlung, wovon einige nur die walisische Sprache verstanden – that den Armen und Kranken auf seine eigene sorglose und nachlässige Weise Gutes – und stand, nicht erheitert, aber auch nicht geplagt von Weib und Kindern, im Sommer mit der Lerche auf und ging im Winter pceis um neun Uhr in's Bett, um Kohlen und Licht zu sparen. Uebrigens war er der geschickteste Angler in der ganzen Grafschaft, und so bereitwillig, die Resultate seiner Erfahrung über die zum Fangen am besten geeignete Farbe der Insekten und über den Lieblingsaufenthalt der Forellen mitzutheilen – daß er in dem Wirthshause ausdrücklich den Befehl ertheilt hatte, wenn ein fremder Herr komme, um zu fischen, so solle man ihn sogleich rufen lassen. Dafür erhielt der würdige Pfarrer gewöhnlich seine Belohnung. Erstens, wenn der Fremde erträglich freigebig war, wurde Herr Price im Gasthofe zum Mittagessen eingeladen, und zweitens, wenn dies an der Armuth oder an dem Mangel an Bildung dessen, den er verpflichtet hatte, scheiterte, hatte Herr Price doch immer Gelegenheit, die letzten Neuigkeiten zu erfahren, von der großen Welt zu reden – mit einem Worte, Ideen auszutauschen und vielleicht ein altes Zeitungsblatt oder eine überzählige Nummer von einem Journal zu erhalten.

Nun geschah es an einem Nachmittage im Oktober, wo die periodischen Excursionen der Angler immer seltener geworden waren und endlich ganz aufgehört hatten, daß

Herr Caleb Price aus seinem Wohnzimmer gerufen wurde, wo er sich beschäftigt hatte, ein Netz für seine Kohlköpfe zu stricken. Der Bote war ein kleiner, weißköpfiger Knabe, der ihm zu sagen kam, es sei ein Herr im Gasthause, der ihn sogleich zu sprechen wünsche – ein fremder Herr, der noch nie vorher da gewesen.

Herr Price warf sein Netz nieder, ergriff seinen Hut und war in weniger als fünf Minuten in dem besten Zimmer des kleinen Gasthauses.

Die Person, die seiner dort wartete, war ein Mann, der, obgleich er einen einfachen Jagdrock von Manchester trug, eine viel vornehmere Miene und Aussehen hatte, als die gewöhnlichen Fußreisenden, welche A\* besuchten. Er war groß und von jener athletischen Gestalt, die im späteren Alter häufig in Korpulenz ausartet. Zu dieser Zeit war er indeß in der Blüte seiner Mannesjahre, und die weite Brust, die muskulösen Glieder, die sich in der einfachen und männlichen Kleidung sehr vortheilhaft zeigten, mußten jene allgemeine Bewunderung erregen, die bei dem einen Geschlecht der Stärke und bei dem andern der Zartheit gezollt wird. Der Fremde ging ungeduldig in dem kleinen Zimmer aus und ab, als Price eintrat, und dann wendete er zu dem Geistlichen ein schönes und ausdrucksvolles Gesicht, welches indeß einnehmender war wegen seines Ausdrucks der Offenheit als wegen der Regelmäßigkeit seiner Züge. Er blieb plötzlich stehen, streckte seine Hand aus und sagte mit, heiterem Lachen, als er den abgeschabten und unordentlichen Anzug des Geistlichen überblickte: »Mein armer Caleb! –

welch eine Umwandlung! – Ich hätte Dich fast nicht wieder erkannt!«

»Was! Du! ist es möglich, mein lieber Junge? – Wie lieb ist es mir, Dich zu sehen! was in aller Welt konnte Dich an einen solchen Plan führen? Nein! keine Seele würde mir glauben, wenn ich sagte, ich hätte Dich in diesem elenden Loche gesehen.«

»Das ist gerade der Grund, warum ich hier bin. Setze Dich nieder, Caleb, und wir wollen Alles besprechen, sobald uns der Wirth gebracht hat, was nöthig ist zum –«

»Milchpunsch,« fiel Price ein, indem er seine Hände rieb. »Ah, das wird uns in der That in die alten Zeiten zurückversetzen!«

In wenigen Minuten war der Punsch fertig, und nach zwei oder drei vorbereitenden Gläsern begann der Fremde so: »Mein lieber Caleb, ich bedarf Deines Beistandes und vor allen Dingen Deiner Verschwiegenheit.«

»Ich verspreche Dir Beides vorher. Es wird mich für mein ganzes übriges Leben glücklich machen, meinem Patron – meinem Wohlthäter – dem einzigen Freunde, den ich besitze, gedient zu haben.«

»Still, Mann! rede nicht so, wohlan, wir wollen nächstens besser für Dich sorgen. Aber jetzt zur Sache: Ich bin hier, um mich zu verheirathen – alter Junge! – mich zu verheirathen!«

Und der Fremde warf sich in seinen Stuhl zurück und lachte mit der Heiterkeit eines Schulknaben.

»Hm!« sagte der Pfarrer ernst. »Dies ist ein ernsthaft Ding, und dazu hast Du einen seltsamen Ort gewählt.«

»Ich gestehe Beides zu. Dieser Punsch ist superb. Doch weiter: Du weißt, daß meines Oheims ungeheures Vermögen zu seiner eigenen Verfügung steht; wenn ich ihn erzürnte, so wäre er im Stande, Alles meinem Bruder zu vermachen. Ich würde ihn in der That unversöhnlich erzürnen, wenn er erführe, daß ich die Tochter eines Handelsmannes geheirathet hätte – ein Mädchen, wie es unter einer Million keine Zweite gibt. Die Trauung muß so geheim als möglich geschehen, und wenn Du sie in dieser Kirche vollziehst, so sehe ich keine Wahrscheinlichkeit der Entdeckung voraus.«

»Hast Du eine Dispensation?«

»Nein! Meine Zukünftige ist noch nicht volljährig und wir halten die Sache selbst vor ihrem Vater geheim. In diesem Dorfe kannst Du die Proklamation hermurmeln, ohne daß einer von Deiner Gemeinde auf den Namen achtet. Ich werde zu dem Zweck einen Monat hier bleiben. Sie ist in London und besucht eine Verwandte in der City. Sie wird eben so geheim in einer kleinen Kirche in der Nähe des Tower proklamirt, wo mein Name nicht weniger unbekannt sein wird als hier. O, ich habe es vortrefflich eingeleitet.«

»Aber, mein lieber Junge, bedenke, was Du riskirst.«

»Ich habe Alles bedacht und finde, daß jeder Zufall mir nur günstig sein kann. Die Braut wird am Tage unserer Trauung hier ankommen; mein Diener wird der eine Zeuge sein und irgend ein dummer alter Waliser, so altfränkisch als möglich – ich überlasse es Dir, ihn auszuwählen

– soll der andere sein. Ueber meinen Diener werde ich verfügen und auf die Uebrigen kann ich mich verlassen.«

»Aber –«

»Ich verabscheue dieses Aber; wenn ich eine Sprache zu machen hätte, so würde ich kein solches Wort darin aufnehmen. Und nun, ehe ich mich über Katharine verbreite, welcher Gegenstand durchaus unerschöpflich ist, erzähle mir etwas von Dir selber, mein lieber Freund.«

---

Etwas mehr als ein Monat war seit der Ankunft des Fremden in dem Gasthofs vergangen. Er hatte sein Quartier mit dem Pfarrhause vertauscht – ging nur wenig aus und dann besonders zu Fuß unter den Hügeln der Nachbarschaft; er war daher nur wenig im Dorfe bekannt, und der Besuch eines alten Universitätsfreundes beim Pfarrer, obgleich ein solcher Fall sonst noch nie vorgekommen war, konnte nicht so merkwürdig sein, um besondere Beobachtung zu erregen. Die Proklamation war in gehöriger Form und fast unhörbar nach beendetem Gottesdienste geschehen, während die spärliche Versammlung den kleinen Nebengang der Kirche hinunterging und sich zerstreute. Eines Morgens kam im Pfarrhause eine zweispännige Kutsche an. Ein Bedienter, der keine Livree trug, sprang vom Bock. Der Fremde öffnete den Kutschenschlag, stieß ein Freudengeschrei aus und half

einer Dame heraus, die so sehr aufgereggt war und zitterte, daß sie selbst bei seiner sicheren Unterstützung kaum die Stufen herunterkommen konnte.

»Ach!« sagte sie mit von Thränen erstickter Stimme, als sie in dem kleinen Vorzimmer allein waren, ach! wenn Du wüßtest, wie ich gelitten!«

Wie kommt es, daß gewisse Worte, und noch dazu die gewöhnlichsten – welche die Hand schreibt und das Auge liest, als abgedroschene und alltägliche Ausdrücke – wenn sie gesprochen werden, so viel sagen – so viele verwickelte und verfeinerte Bedeutungen haben? »Ach, wenn Du wüßtest, wie viel ich gelitten habe!«

Als der Liebende diese Worte hörte, trübte sich sein heiteres Gesicht; er trat einen Schritt zurück – sein Gewissen machte ihm Vorwürfe; in jener Klage lag die ganze Geschichte geheimer Liebe, nicht für beide Theile, sondern für das Weib – das schmerzliche Geheimniß – der reuevolle Betrug – die Scham – die Furcht – das Opfer. Sie, die diese Worte aussprach, war kaum sechzehn Jahre alt. Es ist sehr früh, die Kindheit hinter sich zu lassen!

»Geliebtes Mädchen! Du hast freilich gelitten, aber es ist jetzt vorüber.«

»Vorüber! und was werden sie von mir sagen – was werden sie zu Hause von mir denken? Vorüber – ach!«

»Es ist nur auf eine kurze Zeit; dem Laufe der Natur nach kann mein Oheim nicht lange mehr leben. Dann soll Alles erklärt werden. Wenn Deine Heirath bekannt gemacht wird, so werden Alle, die mit Dir verwandt sind, stolz auf Dich sein. Du besitzt Reichthum, Rang, einen

Namen unter den ersten Adelligen Englands. Aber vor allen Dingen wirst Du das Glück haben zu denken, daß der Zwang, den Du Dir auf eine Zeitlang anthust, mich und vielleicht auch unsere Kinder, Geliebte, von der Armuth errettet.«

»Genug,« fiel das Mädchen ein, und der Ausdruck ihres Gesichts wurde heiter. »Es ist für Dich – um Deinetwillen. Ich weiß, was Du wagst, und wie viel ich Dir schuldig bin! – Verzeihe mir, dies ist das letzte Murren, welches Du je von meinen Lippen hören sollst.«

Eine Stunde nach diesen Worten wurde die Trauung vollzogen.

»Caleb,« sagte der Bräutigam, der den Pfarrer auf die Seite zog, als sie im Begriff waren, wieder in das Haus zu treten, »ich weiß, Du wirst Dein Versprechen halten, und glaubst Du aber, daß ich mich unbedingt auf die Treue des Zeugen verlassen kann, den Du ausgewählt hast?«

»Auf seine Treue? – Nein,« sagte Caleb lächelnd; »aber auf seine Taubheit, auf seine Unwissenheit und sein Alter. Der arme alte Mann wird Alles vergessen haben, ehe drei Monate um sind. Nun, da ich Deine Dame gesehen habe, wundere ich mich nicht mehr, daß Du Dich einer solchen Gefahr ausgesetzt hast. Nie sah ich ein so niedliches Gesicht, Du wirst glücklich sein!« Bei diesen Worten seufzte der Landpfarrer und dachte an den bevorstehenden Winter und seinen eigenen einsamen Herd.

»Mein lieber Freund, Du hast nur ihre Schönheit gesehen, doch das ist nur ihr geringster Reiz. Der Himmel weiß, wie viele Liebeshändel ich gehabt habe, doch dies

ist das einzige Weib, welches ich je wahrhaft liebte. Caleb, da ist eine vortreffliche Pfarre auf meines Oheims Besitzthum. Der Rektor ist alt; wenn die Besetzung mein ist, so soll Dir die Pfarre nicht lange vorenthalten werden. Wir werden Nachbarn sein, Caleb, und dann sollst Du Dir auch ein Bräutchen suchen. – Smith,« sagte der Bräutigam zu dem Diener, der seine junge Frau begleitet hatte, und als zweiter Zeuge bei der Trauung zugegen gewesen war, sage dem Postillon, daß er sogleich die Pferde einspannt.«

»Ja, Herr. Darf ich ein Wort mit Ihnen reden?«

»Nun, und was?«

»Ihr Oheim, Herr, schickte am Tage vorher, ehe wir London verließen, zu mir und ließ mir sagen, ich solle zu ihm kommen.«

»Ei, wirklich!«

»Und ich brachte von seinen Dienern heraus, daß er einigen Verdacht hege – wenigstens, daß er Untersuchungen angestellt habe, und sehr mürrisch scheine, Herr.«

»Du gingst zu ihm?«

»Nein, Herr, ich fürchtete mich. Er hat ein so seltsames Wesen – wenn er sein Auge auf mich richtet, so ist es mir immer, als sei es unmöglich, eine Lüge zu sagen, und – und – kurz, ich hielt es für das Beste, nicht hinzugehen.«

»Du thatest Recht. – Zum Henker mit diesem Kerl!« murmelte der Bräutigam, indem er sich abwendete; »er ist redlich und liebt mich, doch wenn mein Oheim mit ihm spricht, so ist er plump genug, Alles zu verrathen. Nun, ich war immer der Meinung, daß es am Besten

sei, ihn sobald als möglich aus dem Wege zu schaffen.  
– Smith!«

»Ja, Herr!«

»Du hast oft gesagt, wenn Du einiges Kapital hättest, so möchtest Du Dich wohl in Australien ansiedeln, Dein Vater ist ein vortrefflicher Landmann; Du verdienst eine höhere Anstellung als Du bei mir hast; Du bist wohl erzogen und besitzt einige Kenntniß vom Ackerbau; es kann nicht fehlen, daß Du als Ansiedler Dein Glück machst, und wenn Du noch derselben Meinung bist, so will ich Dir etwas sagen; sieh, da habe ich gerade tausend Pfund Sterling bei meinem Bankier. Du sollst die Hälfte davon haben, wenn Du mit dem ersten Schiffe absegeln willst.«

»O Herr, Sie sind zu großmüthig.«

»Unsinn – keinen Dank – ich bin mehr klug als großmüthig; denn ich stimme mit Dir überein, daß mit mir Alles zu Ende ist, wenn mein Oheim Deiner habhaft wird. Ich fürchte auch meinen spionirenden Bruder; kurz, die Verpflichtung ist auf meiner Seite. Bleibe nur so lange im Auslande, bis ich ein reicher Mann bin und meine Heirath bekannt gemacht ist, dann darfst Du von mir fordern, was Du willst. Es ist also abgemacht; bestelle die Pferde, wir gehen über Liverpool und erkundigen uns nach den Schiffen. Beiläufig gesagt, mein guter Junge, ich hoffe, Du hast doch keinen Umgang mehr mit Deinem Taugenichts von Bruder?«

»O nein, Herr. Es ist Schade, daß er so übel gerathen ist, denn er war der gescheuteste von der Familie und konnte mich immer um seinen kleinen Finger wickeln.«

»Das ist gerade der Grund, warum ich ihn erwähnte. Wenn er unser Geheimniß wüßte, so würde er es gewiß theuer verkaufen. Wo ist er?«

»Er spielt Verstecken, Herr, vermuthe ich.«

»Nun gut, wir wollen die See zwischen Euch Beide setzen, und dann ist Alles sicher.«

Caleb stand am Eingang seines Hauses, als die Braut und der Bräutigam in ihren bescheidenen Wagen stiegen. Obgleich schon im November, war das Wetter außerordentlich milde und ruhig, der Himmel ohne Wolken und selbst die unbelaubten Bäume schienen bei dem heiteren Sonnenlichte zu lächeln. Und die junge Braut weinte nicht mehr; sie war bei dem, welchen sie liebte – sie war die Seine auf immer. Sie vergaß das Uebrige. Die Hoffnung – das Herz einer Sechzehnjährigen – sprach aus dem Erröthen, welches ihre schönen Wangen bekleidete, des Bräutigams offenes und männliches Gesicht strahlte vor Freude. Als er Caleb von dem Fenster aus zuwinkte, klatschte der Postknecht mit der Peitsche, der Bediente setzte sich auf den Bock, die Pferde trabten davon und der Pfarrer war allein.

Die Verheirathung ist gewiß ein Ereigniß im Leben; andere Leute zu verheirathen ist für einen Pfarrer ein sehr gewöhnliches Ereigniß; doch ging von dem Tage an eine große Veränderung mit der Laune und den Gewohnheiten des guten Caleb Price vor. Hast du dich je, mein

lieber Leser, auf eine Zeitlang ruhig in den stillen Müßiggang eines langweiligen Landlebens begraben? Hast du dich je nach und nach an die Einförmigkeiten desselben gewöhnt, dich in die Einzelheiten desselben hineingelebt, und hast du gerade zu der Zeit, wo du die große Welt halb vergessen hattest, in deiner ruhigen Einsamkeit einen Gast empfangen, voll von dem geschäftigen und aufgeregten Leben, welches du mit Zufriedenheit ausgeben zu können glaubtest. Wenn das geschehen ist, hast du nicht bemerkt, daß, im Verhältniß, wie seine Gegenwart und Mittheilung entweder alte Erinnerungen belebte oder dir neue Bilder des glänzenden Tumultes jenes Daseins vor Augen stellte, wovon dein Gast einen Theil bildete – hast du nicht bemerkt, daß du ihn neugierig mit dir selber zu vergleichen begannst, daß du fühltest, wie das, was vorher nur geruht, jetzt dem Moder preisgegeben sei; daß deine Jahre dir ohne Freude dahinflossen und als verschwendet erschienen; daß der Contrast zwischen dem animalischen Leben leidenschaftlicher Civilisation n der vegetabilischen Unthätigkeit, von solcher Art, daß er deine ganze Philosophie in Thätigkeit setzt, um ihn zu ertragen, indem du die ganze Zeit über fühlst, daß diese Erstarrung dir vielleicht bis zu deinem Grabe beschieden ist? Und wenn dein Gast dich verlassen hat, wenn du wieder allein bist, ist die Einsamkeit wieder dieselbe, die sie zuvor war?

Unseres armen Caleb Gedanken hatten seit Jahren in seinem Dorfe Wurzel geschlagen. Sein Gast hatte dem Vogel in dem Feenmärchen geglichen, er hatte sich auf

die stillen Zweige niedergesetzt, und so laut und so fröhlich von dem fernen zauberischen Himmel gesungen, daß, als er davonflog, der Baum kränkelte und dahinwelkte in der nüchternen Sonne, in deren Strahlen er sich vorher zufrieden gesonnt hatte. Der Gast war freilich einer von jenen Männern, deren animalischer Geist auf diejenigen, die in ihren Bereich kommen, den Einfluß und die Macht ausübt, die man gewöhnlich nur den geistigen Fähigkeiten zuschreibt. Während des Monats, den er bei Caleb zugebracht, hatte er den armen Pfarrer in alle die Heiterkeit des munteren und geräuschvollen Noviziats zurückversetzt, die dem feierlichen Gelübde und der langweiligen Zurückgezogenheit vorherging – an die geselligen Partien, an die lustigen Abendgesellschaften, an die offenhändige und offenherzige Kameradschaft der ausgelassenen, fröhlichen und gedankenlosen Jugend erinnert. Und Caleb war kein Bücherwurm – kein Gelehrter; er hatte keine Quelle geistiger Unterhaltung in sich selber, keine Beschäftigung als seine trägen und schlecht-bezahlten Pflichten. Die frühere Lebensthätigkeit wurde daher leicht in ihm angeregt. Aber wenn dieser Vergleich zwischen seinem vergangenen und gegenwärtigen Leben ihn ruhelos und verstört machte, um wie viel tiefer und dauernder wurde er von einem Contrast zwischen seiner eigenen Zukunft und der seines Freundes ergriffen! Nicht in jenen Punkten, wo er nie eine Gleichheit hoffen konnte – in Reichtum und Rang – in den herkömmlichen Unterscheidungen, mit welchen sich ein Mann von gewöhnlichem Verstande früher oder später doch aussöhnen muß

– sondern in jener einen Hinsicht, worin alle, hoch oder niedrig, auf dieselben Rechte Anspruch machen – Rechte, denen ein Mann selbst von mittelmäßiger Wärme des Gefühls nimmer freiwillig entsagen kann, nämlich einer Gefährtin, wenn auch in noch so niedriger Sphäre, einem freundlichen Gesicht am Herde, gleichviel wie wenig schön es sei! Und sein glücklicherer Freund, gleich allen lebensvollen Männern, war voll von sich selber – voll von seiner Liebe, von seiner Zukunft, von den Segnungen der heimischen Wohnung, von den Segnungen durch Weib und Kind. Dann schien auch die junge Braut so schön, so vertrauensvoll und so zärtlich, so ganz geschaffen, das edelste Haus zu zieren oder das bescheidenste zu erheitern! Und beide waren so glücklich, einander so ganz Alles in Allem, als sie jene verödete Thürschwelle verließen! Und der Pfarrer fühlte dies Alles, als er mit Schwermuth und Neid sich an jenem Novembertage von der Thür wegwendete, um sich ganz allein zu finden. Er begann jetzt ernsthaft nachzusinnen über jene eingebildeten Segnungen, welche die des ehelosen Standes überdrüssiger Männer hinter dem Altar himmelwärts streben sehen. Einige Wochen später wurde eine auffallende Veränderung in dem Aeußeren dieses guten Mannes sichtbar. Er wurde sorgfältiger in seiner Kleidung, er barbierte sich jeden Morgen, er kaufte sich einen stutzohrigen wälischen Hengst; und bald wußte man in der Nachbarschaft, daß der einzige Weg, den der Hengst zurückzulegen verdammt war, der nach dem Hause eines gewissen Squire war, der bei einer Familie von allen Altern sich auch zwei

hübscher, heirathbarer Töchter zu rühmen hatte. Das war die zweite Festtagszeit für den armen Caleb, – der Liebesroman seines Lebens; er war bald zu Ende. Der Squire, als er den Betrag von des Pastors Einkommen erfuhr, lehnte seine Bewerbung ab; und darauf machte das Mädchen, dem er seine Neigung zugewendet hatte, eine, wie die Welt es nennt, glückliche Partie. Und vielleicht war es wirklich eine, denn ich habe nie gehört, daß sie um den verschmähten Liebhaber sich grämte. Vielleicht war Caleb auch kein solcher Mann, dessen Platz in einem weiblichen Herzen nie hätte können ersetzt werden. Die Dame heirathete, die Welt ging ihren Gang wie zuvor, der Bach tanzte gleich lustig durch das Dorf, die Armen arbeiteten an den Wochentagen, und die kleinen Buben jagten sich am Sonntag um die Grabsteine herum, und des Pfarrers Herz war gebrochen. Er siechte allmählig und schweigend hin. Die Dorfbewohner bemerkten, daß er sein altes gutmüthiges Lächeln verloren, daß er nicht mehr jeden Samstag Abends vor des Kärrners Thor stehen blieb, um sich zu erkundigen, ob keine Neuigkeiten umliefen in der Stadt, welche der Kärchner jede Woche besuchte; daß er nicht mehr kam, um die verirrtten Zeitungsblätter zu entlehnen, welche dann und wann ihren Weg in das Dorf fanden; daß, wenn er am Bach hinschlenderte, ihm die Kleider lose am Leib schlotterten, und daß er nicht mehr im ›Gehen pfiff‹; ach! ›er suchte nicht mehr nach Gedanken!‹ Nach und nach wurden die Spaziergänge selbst eingestellt; der Pfarrer war nicht mehr sichtbar; ein Fremder versah seine Amtspflichten.

Eines Tags, es mochten etwa drei Jahre sein nach dem erzählten, verhängnißvollen Besuch – an einem sehr stürmischen, rauhen Tag früh im März, schellte der Postbote, welcher die Runde in dem Bezirk machte, an des Pfarrers Glocke. Die einzige Dienerin, ihr rothes Haar lose um den Hals fallend, stellte sich auf das Zeichen ein.

»Und was macht der Herr?«

»Sehr schlecht ist er;« und das Mädchen wischte sich die Augen.

»Er sollte Euch etwas Hübsches hinterlassen,« bemerkte der Postbote freundlich, indem er das Geld für den Brief einsteckte.

Der Pastor lag im Bette – der unholde Wind brauste durch den Kamin herab, und schüttelte das schlechtgefügte Fenster in seinem mürben Gestell. Die Kleider, die er zuletzt getragen, waren nachlässig umhergeworfen, ungeglättet, ungebürstet; die dürftigen, wenigen Möbeln waren keines an seinem Platz; wüste Unbehaglichkeit war der Charakter des Sterbezimmers. Und neben dem Bette stand ein benachbarter Geistlicher, ein derber, bäurischer, gutmüthiger, durchaus wälscher Priester, der wohl zu einem Bild von Parson Adams hätte sitzen können.

»Hier ist ein Brief an Sie,« sagte der Gast.

»Für mich?« fragte Caleb matt. »Ah – nun – es ist sehr dunkel, oder sind meine Augen so schlecht?« Der Geistliche und die Magd schlugen die Vorhänge zurück und legten dem Kranken die Kissen zurecht, so daß er aufrecht

sitzen konnte. Er las langsam und mit Schwierigkeit Folgendes:

»Lieber Caleb!

»Endlich kann ich etwas für Dich thun. Ein Freund von mir hat eine eben erledigte Pfarre zu vergeben, die, wie ich höre, zwischen drei und vierhundert Pfund einträgt – sie ist klein und liegt in seiner angenehmen Gegend. Mein Freund hält Jagdhunde, das paßt gerade für Dich. Er ist indeß ein sehr seltsamer Mensch – er will einen Gesellschafter und hat einen Abscheu vor allem Evangelischen; er wünscht Dich jedoch vorher zu sehen, ehe er sich entscheidet. Wenn Du Dich daher im nächsten Monat in London zeigen willst, so will ich Dich ihm vorstellen; ich zweifle nicht, daß die Sache wird abgemacht werden. Du wirst es für seltsam halten, daß ich nie an Dich schrieb, seit wir uns trennten, doch Du weißt, ich war nie ein sehr guter Correspondent; und da ich Dir nichts Vortheilhaftes mitzutheilen hatte, so hielt ich es für eine Art von Beleidigung, mich über mein eigenes Glück und dergleichen weiter zu verbreiten. Alles, was ich darüber sagen will, ist, daß ich Dir mein Wort geben kann, es gibt nichts, was dem Menschen lehren kann, wie groß das Herz ist und wie klein die Welt, als bis er nach einer ermüdenden Jagd nach Hause kommt und seinen eignen Kamin sieht und einen lieblichen Willkomm hört, und beiläufig gesagt, Caleb, wenn Du nur meinen Jungen sehen könntest, das ist der rüstigste, kleine Schelm! Aber genug davon. Alles, was mich ärgert, ist, daß ich noch nicht im Stande gewesen bin, meine Heirath öffentlich

bekannt zu machen; mein Oheim aber argwöhnt nichts; meine Frau erträgt Alles wie ein Engel; doch fällt mir ein, jetzt da ich an Dich schreibe, daß es gut sein wird, besonders wenn Du den Ort verlässest, mir einen beglaubigten Trauungsschein zu schicken. In jenen entfernten Orten gehen die Trauungsregister oft verloren oder werden verlegt, und später, wenn ich die Heirath öffentlich bekannt mache, dürfte es gut sein, sogleich alle Zweifel über die Thatsache entfernen zu können.

Lebe wohl, alter Junge,  
Dein treuer Freund,  
u. s. w. u. s. w.«

»Es kommt zu spät,« sagte Caleb mit tiefem Seufzer, und der Brief fiel ihm aus den Händen. Hier trat eine lange Pause ein. »Macht die Fensterladen zu,« sagte der Kranke endlich, »ich denke, ich könnte schlafen, und – hebt mir den Brief auf.«

Mit bebendem und lebhaftem Griffe schnappte er nach dem Papier, wie ein Geizhals nach der Verschreibung einer Beszung, worauf er Geld geborgt hat. Er glättete die Falten, betrachtete wohlgefällig die bekannte Handschrift, lächelte – ein gräßliches Lächeln! – legte den Brief unter sein Kopfkissen und sank dann nieder: man ließ ihn allein. Er erwachte mehrere Stunden nicht, und jener gute Geistliche, arm wie er selber, war wieder auf seinem Posten. Die einzige Freundschaft, die uns in der Stunde der Noth noch bleibt, ist die, welche durch Gleichheit der Verhältnisse mit uns verbunden ist. In den innersten Räumen des heimischen Hauses, in der Stunde der Unruhe,

am Sterbebette sieht man den Reichen und den Armen selten neben einander. Caleb war offenbar viel schwächer geworden, aber sein Sinn schien klarer als vorher, und der Instinkt seiner angeborenen Gutmüthigkeit verließ ihn zuletzt. »Ich soll noch etwas für ihn thun,« murmelte er. »Ah! jetzt erinnere ich mich. Jones, wollen Sie mir das Trauungsregister bringen lassen? Es muß irgendwo in der Sakristei sein, meine ich; aber nichts ist in Ordnung. Gehen Sie lieber selber – es ist wichtig.«

Pfarrer Jones nickte mit dem Kopfe und ging hinaus. Das Register war nicht in der Sakristei; die Kirchenvorsteher wußten nichts davon; der Küster – ein neuer Küster, der auch zugleich Todtengräber war, und oben drein ein wilder Bursche, war zehn Meilen weit zu einer Hochzeit gegangen; Alles wurde durchsucht, bis man endlich das Buch unter einem Haufen alter Journale und bestäubter Papier in Caleb's eigenem Wohnzimmer fand. Als man es dem Kranken brachte, war er seinem Tode nahe; mit einiger Schwierigkeit entdeckten seine trüben Augen die Stelle, wo sich unter den unförmlichen Schnörkeln der Gemeindemitglieder die große und deutliche Handschrift seines alten Freundes und die zitternden Züge der Braut zeigten.

»Wollen Sie dies für mich abschreiben?« sagte Caleb. Jones gehorchte.

»Nun schreiben Sie über den Auszug:

»Mein Herr,

»Auf Herrn Price's Bitte sende ich Ihnen das Beigeschlossene; er ist zu krank, um selber zu schreiben, aber

ich soll Ihnen sagen, daß er nie ganz derselbe Mann gewesen ist, seit Sie ihn verlassen, und daß, wenn er nicht wieder aufkommen sollte, Ihr freundlicher Brief wenigstens seinen Geist beruhigt hat.«

Caleb hielt inne.

»Fahren Sie fort.«

»Das ist Alles, was ich zu sagen habe; unterzeichnen Sie Ihren Namen und setzen Sie die Adresse darauf, da ist sie. Aber der Brief darf nicht hier umherliegen,« murmelte er. »Wenn mir etwas Menschliches begegnete, so könnte er dadurch in Verlegenheit gerathen.«

Und, als Jones seine Mittheilung versiegelte, streckte Caleb seine dürre Hand aus und hielt den zu spät gekommenen Brief an die Flamme des Lichts. Als das Papier auf den unbedeckten Fußboden fiel, setzte Jones klüglich die breite Sohle seines Stiefels darauf, und die Magd kehrte das halbverbrannte Papier weg und warf es in den Kamin.

»Ja, tretet es nur aus – unter die Asche damit. Das Letzte wie das Uebrige,« sagte Caleb in rauhem Tone. »Freundschaft, Glück, Hoffnung, Liebe, Leben – eine kleine Flamme, und dann – und dann –«

»Sein Sie nicht unruhig – es ist ganz aus!« sagte Jones.

Caleb wendete sein Gesicht zur Wand. Er lebte noch bis zum nächsten Tage, wo er bewußtlos vom Schläfe zum Tode überging. Sobald ihn der Athem verlassen hatte, fühlte Jones, daß er seine Pflicht erfüllt habe, und daß andere Pflichten ihn nach Hause riefen. Er versprach zurückzukehren, und dem Verstorbenen die Leichenrede zu halten, ertheilte einige heftige Befehle in Betreff des

einfachen Leichenbegängnisses und wollte sich eben aus dem Zimmer entfernen, als er den Brief, den er auf Caleb's Wunsch geschrieben, noch auf dem Tische liegen sah. Ich gehe an der Post vorbei und will ihn hineinwerfen,« sagte er zu der weinenden Magd; gebe Sie mir nur das Stück Papier da.« Hierauf schrieb er auf einen Papierstreifen: »Nachschrift. – Er starb diesen Mittag um halb ein Uhr ohne Schmerz. M. J.« Und ohne sich die Mühe zu geben, das Siegel zu erbrechen, schob er den letzten Bericht in die Falten des Briefes, den er dann sorgfältig in die Tasche steckte und später sicher der Post überlieferte. Und das war Alles, was der joviale und glückliche Mann je von den letzten Tagen seines Universitätsfreundes hörte.

Die Pfarre, die durch Caleb Price's Tod erledigt wurde, war nicht so einträglich, daß der Patron von vielen Bewerbern geplagt wurde. Sie blieb beinahe die ganzen sechs vom Gesetze vorgeschriebenen Monate unbesetzt, und der verlassene Haushalt in der Pfarrwohnung wurde einem von den Dorfleuten übergeben, der Caleb zuweilen bei der Bestellung seines kleinen Gartens behülflich gewesen war. Der Mann nahm mit seiner Frau und einem halben Dutzend lärmender und zerlumpter Kinder Besitz von der ruhigen Junggesellenwohnung. Die Möbeln waren verkauft worden, um die Kosten des Leichenbegängnisses und einige unbedeutende Rechnungen zu bezahlen; und das außer dem Wohnzimmer und zwei Dachkammern unbewohnte Haus wurde den Possen und Spielen der müßigen Buben überlassen, die in den stillen

Zimmern aus Furcht vor dem Schweigen laut brüllten. In das Schlafzimmer, wo Caleb gestorben war, wagten sich die Kinder lange Zeit aus Aberglauben nicht, doch als der älteste Knabe sich einst über die Schwelle wagte, zogen zwei halb offenstehende Schränke des Kindes Aufmerksamkeit auf sich. Er öffnete den einen und sein Ausruf versammelte bald die übrigen Kinder um ihn her. Bist du, Leser, als Knabe je plötzlich in das Eldorado gekommen, welches die erwachsenen Leute eine Rumpelkammer nennen? Und welche Schätze fandest du dort! Dieser Schrank war die Rumpelkammer in Caleb's Haushalt gewesen. In einem Augenblick hatte sich der ganze Trupp über den bunten Inhalt hergeworfen. Einzelne Stücke von plumpen Angelruthen, künstliche Köder, ein Paar abgetragene Stulpstiefel, die dem einen von den Buben, der sie jauchzend und frohlockend anzog, bis zur Mitte des Leibes gingen, der von Motten zerfressene, beschmutzte und zerlumpte Studentenmantel – ein Ueberbleibsel aus der glorreichen Zeit des Verstorbenen; ein Sack mit Zimmermannsgeräth, größtentheils zerbrochen, ein Fangball, ein Boxerhandschuh, ein Fehtrappier, in der Mitte zerbrochen, und vor allen Dingen einige halbbeendete plumpe Spielsachen: ein Boot, ein Karren, ein Dockenhaus, womit sich der gutmüthige Caleb für die jüngeren Kinder jener Familie beschäftigt hatte, wo er das unheilvolle Ideal seines langweiligen Lebens gefunden. Nach einander wurden alle diese Dinge aus ihrem ständigen Schlummer hervorgezogen – profane Hände stritten um das erste Recht ihres Besitzes. Und nun, als

Alles hinweggeräumt war, starrte den erschrockenen Verletzern des Heiligthums von der Wand, mit gläsernen Augen und scheußlichem Gesicht, ein grimmiges Ungeheuer entgegen. Sie drängten einander bleich und athemlos zurück, bis der Aelteste sah, daß das Geschöpf sich nicht bewege, ein Herz faßte und sich auf den Zehen näherte. Zweimal wich er zurück, zweimal trat er wieder vor und zog endlich einen ungeheuern gemalten Drachen hervor, der einen Greif vorstellte!

Die Kinder waren leider noch nicht alt und klug genug, den ganzen schlummernden Werth jenes eingekerkerten Luftschiffers zu kennen, der dem armen Caleb die Arbeit manches langen Abends gekostet hatte, und den er für den Lieblingsbruder seiner Ungetreuen bestimmt hatte. Doch muthmaßten sie, daß es ein Ding oder ein Geist sei, der ihnen mit Recht gehöre, und beschlossen nach reiflicher Ueberlegung, das Geheimniß ihrer Entdeckung einem alten Mann mitzutheilen, der ein hölzernes Bein hatte und in der Armee gedient hatte. Er war der Abgott aller Kinder des Ortes und alle glaubten fest, er wisse Alles unter der Sonne, mit Ausnahme der mystischen Künste des Lesens und Schreibens. Als sie daher gesehen, daß die Luft rein war – denn sie betrachteten ihre Eltern, wie die Kinder der arbeitenden Klasse es häufig thun, als die natürlichen Feinde jeder Belustigung – trugen sie das Ungeheuer in ein altes Nebenhaus und eilten zu dem Invaliden und baten ihn, sich in's Haus zu schleichen und ihre Eroberung anzusehen.

Drei Monate nach diesem denkwürdigen Ereigniß kam der neue Pfarrer an. Ein steifer, zierlicher, pünktlicher junger Mann, von der Natur dazu gebildet, wie durch Gewohnheit dazu abgerichtet, viel Einsamkeit und Hunger zu ertragen. Zwei liebende Paare hatten gewartet, sich trauen zu lassen, bis Seiner Hochehrwürden ankommen würden. Die Trauungen waren vollzogen; aber wo war das Trauungsregister? Die Sakristei wurde durchsucht, die Kirchenvorsteher befragt, der lustige Küster, der anstatt seines tauben Vorgängers ein wenig vor Caleb's letzter Krankheit in's Amt gekommen war, erinnerte sich dunkel, das Buch zu der Zeit, als die Sakristei ausgeweißt worden, in Herrn Price's Haus getragen zu haben. Das Haus wurde durchsucht – der Schrank, der geheimnißvolle Schrank durchstöbert. »Hier ist es, Herr Pfarrer!« rief der Küster und deutete auf einen blassen Pergamentband. Der schwächliche Geistliche öffnete ihn und fuhr erschrocken zurück – mehr als Dreiviertel von den Blättern waren ausgerissen.

»Das haben die Morton gethan, Herr Pfarrer,« sagte die Frau des Gärtners, die sich mit ihrer Familie noch nicht aus dem Hause entfernt hatte.

Der Geistliche sah sich um, eins von den Kindern zitterte. »Was hast Du mit diesem Buche gethan, Kleiner?«

»Mit dem Buche da? – hi! hi!« –

»Rede die Wahrheit, und Du sollst nicht bestraft werden.«

»Ich wußte nicht, daß es etwas schadete – hi – hi –«

»Nun, und –«

»Und der alte Ben half uns.«

»Nun?«

»Und – und – und – hi! – hi! – der Schweif von dem Drachen, Herr! –«

»Wo ist der Drache?«

Ach! der Drache und sein Schweif waren längst in jene unentdeckte Vorhölle gegangen, wo alle Dinge verloren gehen, zerbrochen, zerstört werden und verschwinden, wo Dinge, die sich verlieren – denn Dienstboten sind zu ehrlich, um zu stehlen – wo Dinge, die zerbrechen – denn Diener sind viel zu vorsichtig, etwas zu zerbrechen – eine ewige und unerforschliche Zuflucht finden.

»Es ist kein Nadelsknopf daran gelegen,« sagte der Küster; »man muß eben ein neues anlegen!«

»Es ist nicht meine Schuld,« sagte der Pfarrer. »Sind meine Hammelschnitte fertig?«

## ZWEITES KAPITEL.

Erheiterte des Schicksals düstern Blick

Durch müß'ge Träume.

*Crabbe.*

»Warum kommt denn der Vater nicht heim? Er ist schon so lange fort!«

»Mein lieber Philipp, Geschäfte halten ihn zurück; aber er wird in wenigen Tagen hier sein – vielleicht schon heute!«

»Ich möchte gern, daß er sähe, wie viel ich gelernt habe.«

»Gelernt, Philipp, was denn?« sagte die Mutter lächelnd. »Doch gewiß kein Latein; denn ich habe nicht gesehen, daß Du ein Buch öffnest, seit Du darauf bestandest, daß der arme Todd fortgeschickt wurde.«

»Todd! O er war ein solcher Einfaltspinsel und sprach durch die Nase; was konnte der von Latein wissen?«

»Mehr, fürchte ich, als Du je davon wissen wirst, wenn nicht –« und hier war ein Schwanken in der Stimme der Mutter zu bemerken, »wenn nicht Dein Vater einwilligt, daß Du auf die Schule kommst.«

»Nun, ich möchte wohl nach Eton gehen! – Das ist die einzige Schule für einen Gentleman. Ich habe es Vater sagen hören.«

»Philipp, Du bist in stolz!«

»Stolz!« – Du nennst mich oft stolz; aber wenn Du das thust, küssest Du mich. Küsse mich jetzt auch, Mutter!«

Die Dame drückte den Sohn an ihre Brust, strich ihm das lockige Haar aus der Stirn und küßte ihn; doch der Kuß war traurig und im nächsten Augenblick schob sie ihn sanft von sich und murmelte ohne zu beachten, daß er es hörte: »Wenn aber meine Anhänglichkeit an den Vater den Kindern schaden sollte!«

Der Knabe stutzte und seine Stirn wurde finster, doch sagte er nichts. Ein leichter Schritt wurde gehört und der jüngste Sohn trat durch die Glashüre herein, die auf den grünen Rasenplatz hinausführte und die Mutter wendete sich zu ihm mit erheitertem Auge.

»Mama! Mama! hier ist ein Brief an Dich. Ich nahm ihn John weg; es ist Vaters Hand.«

Die Dame stieß einen Freudenruf aus und ergriff den Brief. Der jüngere Sohn nistelte sich zu ihren Füßen auf einem Schemel ein und blickte zu ihr auf, während sie las; der ältere stand allein da und lehnte sich mit nachdenkendem und selbst finsterem Gesichte auf seine Flinte.

Es war ein starker Contrast zwischen den beiden Kindern. Der ältere Sohn, der etwa fünfzehn Jahre alt war, schien älter zu sein, nicht nur wegen seiner Größe, sondern wegen seiner dunkeln Gesichtsfarbe und eines gewissen stolzen, ja gebieterischen Ausdrucks in seinen Zügen, die nichts von der sanften und flüssigen Anmuth der Kindheit halten, aber dennoch regelmäßig und ausdrucksvoll waren. Seine dunkelgrüne Jägerkleidung mit dem Gürtel und der Tasche, die Mütze mit der goldenen Quaste auf seinen vollen Locken, die den Glanz der Rabenfedern hatten, mischten vielleicht zu früh das Männliche seines Geschmackes mit der Liebe zum Phantastischen und Malerischen, was den vorherrschenden Geist der Mutter bezeichnete. Der jüngere Sohn hatte kaum sein neuntes Jahr erreicht und die schönen braunen Ringellocken, die fast bis auf seine Schultern niederfielen, die blühende und zarte Röthe, die zugleich auf dauernde Gesundheit und sorgliche Pflege deutete; die großen, dunkelblauen Augen; der bewegliche und fast weibliche Umriß der harmonischen Züge bildeten zusammen ein solches Ideal kindlicher Schönheit, wie Lawrence es gerne gemalt oder Chantry es würde modellirt haben.«

Und die zärtlichste Sorgfalt einer Mutter, die noch ihren Liebling allein für sich hat, war in dem breiten niederfallenden Kragen vom feinsten Batist und in der Kleidung von blauem Sammet mit den silbernen Knöpfen und der gestickten Schärpe sichtbar. Beide Knaben hatten die Miene und das Aussehen solcher, die das Schicksal schmeichelnd in's Leben einführt – Alles deutete auf Reichthum, vornehme Geburt und Luxus, verzogen und verhätschelt, als hätte die Erde keinen Dorn für ihre Füße und der Himmel keinen Wind, um ihre jungen Wangen zu rauh zu berühren. Die Mutter war außerordentlich schön gewesen, obgleich die erste Blüte der Jugend verschwunden war, so besaß sie doch noch die Schönheit, wodurch sie eine neue Liebe erobern konnte, welches eine leichtere Aufgabe ist, als eine alte Liebe zu fesseln. Beide Söhne, obgleich sehr verschieden von einander, waren ihr ähnlich, sie hatte die Züge des jüngeren und wahrscheinlich würde Jeder, der sie in ihrer frühen Jugend gesehen, in dem heiteren und lieblichen Gesichte des Kindes das Spiegelbild der Mutter wieder erkannt haben. Der Ausdruck ihres Gesichts, besonders wenn sie schweigend oder gedankenvoll war, glich jetzt aber mehr dem des älteren Knaben – die Wange, einst so rosig, war jetzt blaß, und die Zeit hatte ihr in der gewölbten Lippe und der hohen Stirn einen Ausdruck des Stolzes und Nachdenkens gegeben. Wenn man sie in ihren einsameren Stunden hätte sehen können, würde man bemerkt

haben, daß der Stolz mit der Scham nicht unbekannt geblieben und daß das Nachdenken der Schatten der Leidenschaften, der Furcht und der Sorge sei.

Aber jetzt, als sie diese hastigen, kurzen, aber wohlbekannten Schriftzüge las, wie eine, deren Herz in ihren Augen war, sah man nur Freude und Triumph in ihrem bewegten Gesichte. Ihre Augen sprühten, ihre Brust hob sich; endlich drückte sie den Brief an die Lippen und küßte ihn wiederholt mit leidenschaftlichem Entzücken. Dann begegneten ihre Augen den neugierigen, fragenden und lebhaften Blicken ihres Erstgeborenen; sie umschlang ihn mit ihren Armen und küßte ihn heftig.

»Was ist geschehen, liebe Mutter?« sagte der Jüngste, sich zwischen Philipp und seine Mutter drängend.

»Euer Vater kommt zurück, heute – diese Stunde, und Du – Du – Kind – Du, Philipp –« Schluchzen unterbrach ihre Worte und machte sie sprachlos.

Der Brief, der diese Wirkung hervorgebracht hatte, lautete folgendermaßen:

»An Mrs. Morton, Fernside-Cottage.

»Theuerstes Käthchen!

»Mein letzter Brief bereitete Dich auf die Nachricht vor, die ich Dir jetzt mitzuthemen habe – mein armer Oheim ist nicht mehr. Obgleich ich ihn, besonders in den letzten Jahren, selten gesehen habe, so hat mich doch sein Tod lebhaft ergriffen; aber ich habe wenigstens den Trost, zu denken, daß mich jetzt nichts mehr verhindern kann, Dir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich bin der einzige

Erbe seines Vermögens – es steht in meiner Macht, theuerstes Käthchen, Dir eine verzögerte Vergeltung für Alles das zu gewähren, was Du um meinetwillen gelitten – ein heiliges Zeugniß für Deine lange Enthaltbarkeit und tadellose Liebe, für das erlittene Unrecht und Deine innige Hingebung. Unsere Kinder auch – meinen edlen Philipp! – küsse sie Käthchen – küsse sie tausendmal für mich.

»Ich schreibe in großer Eile – das Leichenbegängniß ist eben vorüber und mein Brief wird nur dazu dienen, Dir meine Rückkehr anzumelden. Geliebte Katharina, ich werde fast eben so bald bei Dir sein, als diese Zeilen vor Deine Augen kommen – vor jene theuren Augen, die ungeachtet aller Thränen, die sie über meine Fehler und Thorheiten vergossen, dennoch nie weniger freundlich geblickt haben.

Ewig der Deine

*Philipp Beaufort.*

Dieser Brief hatte Alles gesagt, und es bleibt wenig zu erklären übrig. Philipp Beaufort war einer von jenem Männern, von denen es viele in seiner eigenthümlichen Masse der Gesellschaft gibt – leichtsinnig; gedankenlos, gut gelaunt, großmüthig, mit unendlich besseren Gefühlen als Grundsätzen.

Obgleich er selber nur ein sehr mäßiges Vermögen erbte, wovon drei Theile bereits in den Händen der Juden waren, ehe er sein fünfundzwanzigste Jahr erreichte, hatte er die glänzendsten Erwartungen von seinem

Oheim, einem alten Junggesellen, der aus einem Hofmann ein Menschenhasser – kalt – verschlagen – scharfsichtig – weltlich gesinnt – sarkastisch und gebieterisch geworden war, und von diesem Verwandten hatte er inzwischen ein hübsches und in der That reichliches Jahrgeld erhalten. Etwa sechzehn Jahre vor der Zeit, wo diese Erzählung beginnt, hatte Philipp Beaufort, wie die Sage ging, Katharina Morton entführt, damals wenig mehr als ein Kind – ein mutterloses Kind – in einer Dorfschule zu Ansichten und Wünschen erzogen, die weit über ihren Stand hinausgingen, denn sie war die Tochter eines Handelsmanns in der Provinz. In der Blüte des Lebens besaß Philipp Beaufort viele von den Eigenschaften, welche die Augen blenden, und viele von den Künsten, welche die Neigungen verrathen. Einige argwöhnten, daß sie insgeheim verheirathet seien; doch das Geheimniß wurde so strenge bewahrt, daß es allen Nachforschungen des finsternen alten Oheims trotze. Immer aber lag etwas, nicht nur in dem zugleich bescheidenen und würdevollen Wesen Katharina's, sondern mehr noch in ihrem Charakter, der stolz und hochmüthig war, was den Verdacht bestätigte. Beaufort, ein Mann, den wenig auf Formen achtete, bezeugte ihr einen auffallenden und aufmerksamen Respekt, und seine Anhänglichkeit war offenbar nicht nur auf Leidenschaft, sondern auf Vertrauen und Achtung gegründet. Die Zeit entwickelte geistige Eigenschaften in ihr, die denen Beaufort's weit überlegen waren, und sie hatte reichlich Zeit, dieselben zu cultiviren. Zu

dem Einfluß, der von dem Geiste ihrer Person herrührte, vereinte sie eine offene, zärtliche und einnehmende Gemüthsart; ihre Kinder verstärkten das zwischen ihnen waltende Band. Beaufort liebte die Jagd leidenschaftlich. Er lebte den größten Theil des Jahres in einem schönen Landhäuschen, an welches er Jagdställe angebaut hatte, die die Bewunderung der Grafschaft erregten, und wenn gleich das Landhäuschen in der Nähe von London war, so lockten ihn die Vergnügungen der Hauptstadt doch selten länger als auf wenige Tage dorthin, gewöhnlich nur auf wenige Stunden, und stets eilte er mit erneuerter Wonne zu dem Orte zurück, den er als seine Heimath betrachtete.

Von welcher Art auch die Verbindung zwischen Katharina und ihm sein mochte – und von der wahren Art derselben haben wir dem Leser im einleitenden Kapitel eine ausführlichere Kenntniß mitgetheilt, als die Welt davon besaß – so hatte doch wenigstens ihr Einfluß einen Mann von allen Ausschweifungen und vielen Thorheiten entwöhnt, von dem es, ehe er sie kannte, sehr wahrscheinlich geschienen, daß er, vermöge der außerordentlichen Heiterkeit und Sorglosigkeit seiner Natur und einer sehr unvollkommenen Erziehung, sich allen Lastern, die damals Mode waren, als Gegenmittel gegen die Langeweile hingeben werde. Wäre ihre Verbindung öffentlich von der Kirche geheiligt gewesen, so würde man Philipp Beaufort als das Muster, eines zärtlichen Gatten und Vaters geachtet haben. Je mehr er mit Katharinens guten natürlichen Eigenschaften bekannt wurde und sich mehr und

mehr an seine Heimath fesselte, hatte Beaufort mit der Großmuth wahrer Neigung gewünscht, den Kummer einer zweideutigen Stellung durch öffentliche Bekanntmachung ihrer Heirath von ihr zu entfernen. Aber Beaufort, obgleich großmüthig, war nicht frei von der weltlichen Gesinnung, die ihm überall unter der Gesellschaft begegnet war, wo er seine Jugend zugebracht. Sein Oheim, das Oberhaupt einer von jenen Familien, die Jahr für Jahr von den Gemeinen zur Pairswürde übergehen, aber keine ausgezeichnete Klasse in der Aristokratie von England bildete – Familien von alter Herkunft, ungeheuren Besitzungen, zugleich adelig und unbetitelt – konnte über seine Güter nach eigener Laune verfügen. Obgleich er Philipp zu lieben behauptete, so sah er ihn doch selten. Als die Nachricht von der ungesetzlichen Verbindung seines Neffen ihm berichtet wurde, entschloß er sich anfangs, dieselbe abzubrechen; als er aber bemerkte, daß Philipp nicht mehr spielte, sich nicht mehr in Schulden stürzte und sich von der Rennbahn zu den sicherern und sparsameren Zeitvertreiben der Jagd zurückgezogen hatte, begnügte er sich mit den Nachforschungen, die ihn überzeugten, daß Philipp nicht verheirathet sei; und vielleicht hielt er es im Ganzen für klüger, über einen Fehler die Augen zu schließen, der nicht von den Rechnungen begleitet war, die bisher die menschlichen Schwächen seines sorglosen Neffen bezeichnet hatten. Er trug indeß zuweilen Sorge, in Beziehung auf irgend eine scandalöse Geschichte des Tages seine Meinung auszusprechen, nicht

aber über den Fehler, sondern über die Art, ihn wieder gut zu machen.

»Wenn je ein Gentleman,« sagte er, indem er Philipp grämlich anblickte »so weit seine Herkunft vergessen sollte, in seine Familie eine Person einzuführen, die seine eigene Schwester nicht in ihr Haus aufnehmen könnte, so würde er ja zu ihrem Stande hinabsinken und Reichthum seine Schande nur noch offener machen. Wenn ich einen einzigen Sohn hätte und dieser Sohn einfältig genug wäre, etwas so Herabwürdigendes zu begehen, und unter seinem Stande zu heirathen, so möchte ich lieber meinen Bedienten zu meinem Erben haben. Du verstehst mich Phil?«

Philipp verstand ihn, und indem er sich in dem edlen Hause, in dem stattlichen Park umsah, war seine Großmuth der Prüfung nicht gewachsen. Vielleicht hätte Katharina – so groß war ihre Macht über ihn – leicht über seine eigennützigten Berechnungen gesiegt; doch ihre Liebe war zu zart, um je für sich die Hoffnung auszusprechen, die am tiefsten in ihrem Herzen verborgen lag. Und ihre Kinder? ach! um die that es ihr leid, aber für sie hoffte sie auch; vor ihnen lag eine weite Zukunft, und sie hegte alles Vertrauen zu Philipp. In der letzten Zeit hatten sich beträchtliche Zweifel erhoben, wie weit der ältere Beaufort die Erwartungen erfüllen werde, in denen sein Neffe aufgewachsen war. Philipp's jüngerer Bruder war viel bei dem alten Herrn gewesen und schien bei ihm in großer Gunst zu stehen; sein Bruder war ein Mann, der Philipp in vieler Hinsicht unähnlich war

– nüchtern, schmiegsam, anstandsvoll, ehrgeizig, mit lächelndem Gesichte und eiskaltem Herzen.

Aber der alte Herr wurde gefährlich krank und ließ Philipp an sein Sterbebette rufen. Robert, der jüngere Bruder, war auch zugegen mit seiner Frau – er hatte mit Vorsicht geheirathet – und seinen Kindern – er hatte deren zwei, einen Sohn und eine Tochter. Kein Wort sagte der Oheim über die Vertheilung seines Vermögens, bis eine Stunde vor seinem Ende. Und dann drehte er sich in seinem Bette herum, wendete sich erst zu dem einen Neffen, dann zu dem andern und lallte hervor:

»Philipp, Du bist ein Thunichtgut, aber ein Gentleman – Robert, Du bist ein vorsichtiger, nüchterner, lobenswerther Mann und es ist sehr Schade, daß Du kein Geschäftsmann geworden bist, Du hättest Dir ein großes Vermögen erwerben können! – Du wirst keins erben, wenn Du es gleich denkst, wie ich bemerkt habe. Philipp, hüte Dich vor Deinem Bruder. Nun laßt den Pfarrer kommen.«

Der alte Mann starb; das Testament wurde geöffnet. Philipp erhielt eine Rente von 20,000 Pfund jährlich; Robert einen Diamantring, eine goldene Repitiruhr, 5000 Pfund und eine interessante Sammlung von Schlangen in Gläsern.

### DRITTES KAPITEL.

Verweile, heitrer Traum;

Laß ihn in seinem hübschen Garten wandeln;

Reich' ihm den Arm – und sprecht von Eurem Glück! *Crabbe.*

»Sieh, Robert, sieh! Das sind die neuen Ställe. Beim Jupiter, es ist das vollkommenste in den drei Königreichen!«

»Ein vollkommener Palast! aber ist das das Haus? Deine Pferde wohnen prächtiger als Du selber.«

»Aber ist es nicht ein hübsches Häuschen? – Es verdankt Alles Katharinens Geschmack. O die liebe Katharina!«

Robert Beaufort, denn diese Unterredung fand zwischen den Brüdern statt, als ihre Droschke rasch den Hügel hinunterfuhr, an dessen Fuß Fernside-Cottage und die kleine Umgebung desselben lag – Robert Beaufort zog seine Reisemütze über die Augenbraunen und sein Gesicht verlängerte sich, entweder bei dem Namen Katharina oder bei dem Ton, mit dem der Name ausgesprochen wurde, und es entstand eine Pause, die von einer dritten Person im Wagen, von einem jungen Burschen von etwa siebzehn Jahren unterbrochen wurde, der den Brüdern gegenüber saß.

»Und wer sind die Knaben dort auf dem Rasenplatze, Oheim?«

»Wer sind die Knaben?« Es war eine einfache Frage, doch sie fiel Robert Beaufort unangenehm in's Ohr und brachte einen Mißton in seinem Herzen hervor. »Wer sind die Knaben?« Als sie über den grünen Rasen eilten, begierig, ihren Vater willkommen zu heißen und die im Westen stehende Sonne voll in ihre freudigen Gesichten auf ihre schlanken und anmuthigen jungen Glieder schien, und ihr fröhliches Lachen durch die stille Luft erscholl.

»Diese Knaben,« dachte Robert Beaufort, »die Söhne der Schande, berauben die meinen ihrer Erbschaft. Der ältere Bruder wendete sich bei der Frage zu seinem Neffen und sah den Ausdruck in Robert's Gesichte. Er biß sich in die Lippe und antwortete ernst: »Arthur, es sind meine Kinder.«

»Ich wußte gar nicht, daß Du verheirathet seiest,« versetzte Arthur, sich vorwärts neigend, um seine Vettern besser in Augenschein nehmen zu können.

Robert Beaufort lächelte bitter und Philipp's Wange wurde roth.

Der Wagen hielt vor dem kleinen Thorhäuschen an. Philipp öffnete den Wagenschlag und sprang heraus; der Bruder und sein Sohn folgten. Noch einen Augenblick und Philipp lag in Katharinen's Armen und ihre Thränen fielen auf seine Brust. Seine Kinder zupften ihn am Rock und der jüngere rief in durchdringendem, ungeduldigem Tone: »Papa! Papa! Siehst Du Sidney nicht, Papa?«

Robert Beaufort legte seine Hand auf seines Sohnes Schulter und hielt ihn zurück, während sie die Gruppe vor sich betrachteten.

»Arthur,« sagte er mit leiser und hohler Stimme, »diese Kinder sind unsere Schande und berauben Dich Deiner Erbschaft; sie sind Bastarde! Bastarde! Und sie werden seine Erben sein!«

Arthur antwortete nicht, doch das Lächeln verschwand, womit er bisher seine neuen Verwandten angesehen hatte.

»Käthchen,« sagte Beaufort, als er sich von Mrs. Morton abwendete und seinen jüngsten Sohn in seinen Armen erhob, »dies ist mein Bruder und sein Sohn; sie sind Dir willkommen, nicht wahr?«

Robert verbeugte sich tief, reichte Mrs. Morton mit steifer Freundlichkeit die Hand und murmelte einige eben so höfliche als unhörbare Worte.

Die Gesellschaft näherte sich dem Hause. Philipp und ARthur folgten zuletzt.

»Schießest Du?« sagte Arthur, als er die Flinte in seines Veters Hand bemerkte.

»Ja, ich hoffe in dieser Jagdzeit eben so viele Köpfe zu erlegen, als mein Vater, und er ist ein berühmter Schütze. Aber dies ist nur eine einläufige Flinte mit einem altmodischen Schloß. Mein Vater muß mir eine Flinte nach der neuen Art anschaffen. Ich kann es nicht selber.«

»Das glaube ich wohl,« sagte Arthur lächelnd.

»O, was das betrifft,« fuhr Philipp und mit erhöhter Farbe fort, »so hätte ich es sehr wohl können, wenn ich nicht vor einigen Tagen dreißig Guineen für ein Paar Wachtelhunde ausgegeben hätte: Du hast gewiß keine schönern Hunde gesehen.«

»Dreißig Guineen!« wiederholte Arthur, den Redenden mit naivem Erstaunen ansehend; »ei, wie alt bist Du?«

»Gerade fünfzehn an meinem letzten Geburtstage. Holla, John Green!« rief der junge Herr in gebieterischem Tone einem von den Gärtnern zu, der über den Rasenplatz ging. »Sieh nach, daß die Netze morgen zum See hinunter gebracht werden, und daß mein Zelt bis neun

Uhr gehörig bei den Lindenbäumen aufgeschlagen wird. Ich hoffe, Du wirst mich diesmal verstehen. Der Himmel weiß, man muß so viele Worte machen, ehe Du auch etwas verstehst!«

»Ja, Herr Philipp,« sagte der Mann; und dann murmelte er, indem er sich entfernte: »Ueber den Jungen! er spricht mit einem armen Manne, als hätte er kein Fleisch und Blut.«

»Hält Dein Vater Jagdpferde? fragte Philipp.

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Vielleicht aus dem einfachen Grunde, weil er nicht reich genug ist.«

»O! das ist Schade. Doch es thut nichts, wir wollen Dich schon eines borgen, wenn Du uns besuchst.«

Der junge Arthur richtete sich empor und seine von Natur freie und sanfte Miene wurde hochmüthig und zurückhaltend. Philipp sah ihn an und fühlte sich beleidigt; er wußte kaum wie, aber von dem Augenblick an empfand er einen Widerwillen gegen seinen Vetter.

#### VIERTES KAPITEL.

Denn der Mensch ist eitel und hülflos; seine Lage  
so

dem Ungemach ausgesetzt, daß ein Steinchen  
ihn tödten

kann: ein Soldat aus der ägyptischen Armee – ei-  
ne

Fliege kann es thun, wenn es Gottes Wille ist. *Jeremias Taylor*:

»Ueber die Trüglichkeit des Herzens.«

Die beiden Brüder saßen nach dem Mittagessen bei ihrem Wein. Robert schlürfte Rothwein und der rüstige Philipp schüttete seinen edleren Portwein hinunter. Katharina und die Knaben waren in geringer Entfernung bei dem Lichte des sanften Augustmondes unter den Gesträuchen und Anlagen auf dem Rasenplatze sichtbar.

Philipp Beaufort war etwa fünfundvierzig Jahr alt, groß, rüstig, ja von großer Stärke des Körperbaus, und hatte ein Gesicht, welches außerordentlich einnehmend war, nicht so sehr wegen der zierlichen Züge, sondern wegen der Offenheit, Männlichkeit und Gutmüthigkeit derselben. Er hatte eine gebräunte Gesichtsfarbe, Neigung zur Wohlbeleibtheit, eine breite, kräftige Brust, was auf Fülle der Gesundheit, heiteres Temperament und lebhaftes Blut deutet. Robert, der in Städten gelebt hatte, war ein Jahr jünger als sein Bruder, beinahe eben so groß, aber bleich, mager, gebückt, hatte einen sorgenvollen, ängstlichen und hungrigen Blick, welcher machte, daß das Lächeln seiner Lippen hohl und künstlich erschien. Seine Kleidung, obgleich einfach, war zierlich und gesucht; sein Wesen einschmeichelnd und freundlich; seine Stimme süß und leise; er hatte etwas an sich, was Respekt erregte, wenn er gleich keinen angenehmen Eindruck machte – etwas Anständiges, eine namenlose Schicklichkeit in der Erscheinung und ein Wesen, was

sich ein wenig der Förmlichkeit näherte. Jede Bewegung von ihm war langsam und abgemessen und gleich der eines Mannes, der innerhalb des Kreises einherschreitet, der den Sitten und Gebräuchen der Welt als Schranke gesetzt ist.

»Ja,« sagte Philipp, »ich war stets entschlossen, diesen Schritt zu thun, sobald der Tod meines armen Oheims es mir gestatten würde. Du hast Katharina gesehen, aber Du kennst nicht die Hälfte ihrer guten Eigenschaften: sie würde ein Schmuck für jeden Rang sein, und überdies pflegte sie mich im letzten Jahr so sorgfältig, als ich bei, jenem verdamnten Jagdrennen mir das Schlüsselbein brach. Wahrhaftig ich werde in schwer und zu alt zu solchen Possen für Schulbuben.«

»Ich zweifle nicht an Mrs. Morton's Vortrefflichkeit und ehre Deine Beweggründe; doch wenn Du davon redest, daß sie ein Schmuck für jeden Rang sein wird, so darfst Du nicht vergessen, mein lieber Bruder, daß man sie als Mrs. Beaufort nicht besser behandeln wird, wie jetzt als Mrs. Morton.«

»Aber ich sage Dir, Robert, daß ich bereits wirklich mit ihr verheirathet bin, daß sie nur unter der Bedingung ihr Vaterhaus verlassen hat, daß wir an demselben Tage getraut würden, wo wir uns nach ihrer Flucht trafen.«

Roberts schmale Lippen verzogen sich zu einem spöttischen und ungläubigen Lächeln.

»Mein lieber Bruder, Du thust recht, dies zu sagen – jeder Mann in Deiner Lage würde es thun. Aber ich weiß,

daß mein Oheim sich alle Mühe gab, um sich zu überzeugen, ob das Gerücht von einer geheimen Heirath wahr sei.«

»Und Du halfest ihm getreulich bei der Nachforschung. Nicht wahr, Bob?« Bob erröthete ein wenig. »Ha, ha, ha, gewiß thatest Du es; da Du wußtest, wie sehr mir eine solche Entdeckung in der guten Meinung des alten Herrn würde geschadet haben. Aber ich blendete Euch Beiden die Augen, ha, ha! Wir wurden nämlich in der größten Stille und Verborgenheit getraut, so daß es selbst jetzt für Katharina schwierig sein würde, die Sache zu beweisen, wenn ich es nicht wünschte. Ich schäme mich sogar, wenn ich daran denke, daß ich ihr nie gesagt habe, wo ich den Hauptbeweis über unsere Trauung aufbewahre. Den einen Zeugen bewog ich, das Land zu verlassen, der andere muß längst gestorben sein; auch mein armer Freund, der die Trauung vollzog, ist nicht mehr. Selbst das Trauungsregister, Bob, selbst das Register ist zerstört worden, und dennoch will ich die Trauung beweisen und den guten Ruf der armen Katharina wieder herstellen, denn ich habe den beglaubigten Auszug aus dem Register. Katharina sollte nicht verheirathet sein! Sieh sie nur an Bruder!«

Robert Beaufort sah einen Augenblick aus dem Fenster, doch sein Gesicht trug noch immer den Ausdruck, als sei er nur halb überzeugt.

»Nun, Bruder,« sagte er, indem er seine Finger in das Glas Wasser tunkte, »es ist nicht meine Sache, Dir zu widersprechen. Es ist eine sehr seltsame Geschichte, der

Pfarrer todt – die Zeugen nicht da. Aber dennoch, wie ich schon vorher sagte, wenn Du zu einer öffentlichen Trauung entschlossen bist, so handelst Du weise, zu behaupten, daß eine geheime Trauung vorhergegangen. Doch glaube mir, Philipp,« fuhr Robert mit feierlichem Ernste fort, die Welt –«

»Zum Henker mit der Welt! was kümmere ich mich um die Welt? Ich will nicht in Gesellschaften und auf Bälle gehen und feinen Leuten Dinners geben. Ich werde fast eben so leben, wie ich bisher gethan; nur werde ich mir bessere Hunde halten und eine Jacht und die besten Lehrer für die Knaben annehmen. Philipp will nach Eton; aber ich kenne Eton, und des armen Jungen Gefühle möchten dort verletzt werden, wenn Andere ebenso zweifelhaft sind, wie Du. Ich denke, meine alten Freunde werden nicht weniger höflich sein, jetzt da ich 20,000 Pfund jährlich habe, und was die Gesellschaft der Weiber anbetrifft, so kann ich Dir im Vertrauen sagen, daß mir an keiner andern das Geringste liegt als an der armen Katharina!«

»Nun, Du bist der beste Richter über Deine eigenen Angelegenheiten, und wirst meine Beweggründe nicht verkennen?«

»O nein, mein lieber Bob. Ich erkenne sehr wohl, wie freundlich es von Dir ist – von einem Manne von Deinen steifen Gewohnheiten und strengen Ansichten, meinem Käthchen ein solches Zeichen der Achtung zu gewähren« – Robert rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her – »selbst ehe Du um die geheime Verheirathung wußtest,

und ich tadle Dich gewiß nicht, daß Du es nie vorher gethan. Du thatest ganz recht, Dein Glück bei meinem Oheim zu versuchen.«

Robert rückte noch unruhiger auf seinem Stuhle hin und her und räusperte sich, um zu sprechen. Aber Philipp leerte sein Glas und fuhr fort, ohne auf seinen Bruder zu achten: »Und obgleich der arme alte Mann Dich nicht mehr geliebt zu haben scheint, obgleich Du auf seine Bedenklichkeiten eingegangen, so müssen wir doch die Parteilichkeit seines Testamentes wieder gut zu machen suchen. Laß mich sehen – mit dem Vermögen Deiner Frau hast Du nur 2000 Pfund jährlich?«

»Nur 1500, Philipp, und Arthurs Erziehung wird kostbar. Im nächsten Jahr geht er auf die Universität. Er ist freilich sehr talentvoll und ich hege große Hoffnungen –«

»Daß er uns Allen Ehre bringen wird – so denke ich auch. Er ist ein edler junger Bursche, und ich denke mein Philipp wird viel von ihm lernen können – Philipp ist ein sehr träger Bursche, hat aber einen Geist so scharf wie eine Nadel. Ich wollte, Du sähest ihn reiten. Nun, um wieder von Arthur zu reden. Mache Dir wegen seiner Erziehung keinen Kummer – dafür will ich sorgen. Er soll in Christ-Church eintreten, und wenn er volljährig ist, wollen wir ihn in's Parlament bringen. Und nun, was Dich betrifft, Bob, so will ich das Haus in Berkeley-Square verkaufen, und was es einbringt, sollst Du haben. Ueberdies will ich noch 1500 Pfund jährlich zu Deinen 1500 hinzufügen – so wäre dies also gesagt und gethan. Pah! Brüder

müssen brüderlich gegen einander handeln. Komm, laß uns hinausgehen und mit den Knaben spielen!«

Die beiden Beauforts gingen durch die offene Glasthüre auf den Rasenplatz.

»Du siehst bleich aus, Bob, sowie Ihr Alle in London. Was mich betrifft, ich fühle mich so stark wie ein Pferd und befinde mich viel besser, als da ich einer von Euren geputzten Jungen war und mich in der Stadt umhertrieb! Wahrhaftig, ich bin noch keinen Augenblick unwohl gewesen, außer hie und da von einem Fall; es ist mir, als solle ich ewig leben, und das ist der Grund, weshalb ich mich nie entschließen konnte, mein Testament zu machen.«

»Hast Du denn wirklich noch kein Testament gemacht?«

»Bis jetzt noch nicht. Ich hatte auch bis dahin wenig genug zu hinterlassen. Doch jetzt, da das ganze Vermögen unseres Oheims zu meiner Verfügung steht, muß ich daran denken, Katharinen etwas auszusetzen. Beim Jupiter! nun da ich daran denke, will ich morgen nach N\* hinüberreiten, um den Advokaten dort sowohl über das Testament, als auch über die Heirath zu befragen. Du wirst doch bis zur Hochzeit da bleiben?«

»Nun, ich muß morgen Abend in der benachbarten Grafschaft sein, um Arthur zu seinem Lehrer zu bringen. Aber ich will zur Hochzeit zurückkehren, wenn Du es besonders wünschest; doch Mrs. Beaufort ist so pünktlich in ihren Gewohnheiten –«

»Ich wünsche es ganz besonders,« fiel Philipp ernsthaft ein; »denn ich wünsche um Katharinens willen, daß Du, mein einziger noch übriger Verwandter, nicht Deine Billigung einer Handlung der Gerechtigkeit vorenthalten mögest. Und was Deine Frau betrifft, so glaube ich, werden die 1500 Pfund sie schon damit aussöhnen, daß ich keine von so hohem Range heirathe.«

Robert verbeugte sich, hustete und sagte: »Ich schätze Deine edle Gesinnung, Philipp.«

Am nächsten Morgen, während die älteren Personen noch beim Frühstück waren, trieben sich die jungen Leute in der Nähe des Hauses umher. Es war sehr schönes Wetter am Ende des August – und als Arthur um sich blickte, glaubte er nie einen schöneren Ort gesehen zu haben. Es war in der That ein Ort, um eine jugendliche und empfängliche Phantasie einzunehmen. Das Dorf Fernside, obgleich in einer von den an Middlesex grenzenden Grafschaften, und London so nahe, als die leidenschaftlichen Jagdbelustigungen es nur gestatteten, war dennoch so ländlich und abgeschieden, als wäre es hundert Meilen von dem Rauch der ungeheuren Stadt entfernt gewesen. Obgleich die Wohnung ein Landhäuschen genannt wurde, so hatte Philipp das ursprünglich bescheidene Gebäude in eine Villa von einigen Ansprüchen verwandelt. Zu beiden Seiten erstreckte sich ein zierlicher und wohl proportionirter Säulengang, mit Rosen und Geißblatt umwunden; zur Rechten war eine lange Reihe kostbarer Gewächshäuser, die mit Gängen von Gitterwerk endigten, welche elegante Alleen bildeten

und dazu dienten, nützlichere Theile des Gartens zu verdecken. Der Rasenplatz war mit amerikanischen Pflanzen und blühenden Gesträuchen besetzt und auf der einen Seite von einem kleinen See begrenzt, an dessen gegenüberstehendem Ufer Linden und Cedern ihre Schatten auf das klare Wasser warfen. Auf der andern Seite trennte eine leichte Einzäunung den Garten von einem Weideplatz, wo drei oder vier Jagdpferde in müßigem Ergötzen grasten. Solche Landhäuschen drücken den Wohlstand und den Luxus aus, der nicht oft selbst in prächtigeren Wohnungen gefunden wird – eine Wohnung, die der junge Gast von sechzehn Jahren mit unbestimmten Gefühlen von Poesie und Liebe betrachtet, die er mit vierzig Jahren für langweilig und verdammt kostbar – mit sechzig für feucht im Winter und im Sommer voll von Ohrwürmern erklären würde. Der junge Philipp lehnte sich auf seine Lieblingsflinte; Sidney jagte einen bunten Schmetterling; Arthur blickte schweigend den schimmernden See und das schöne Laubwerk an, das sich über seine Oberfläche neigte. In dem Gesichte dieses jungen Mannes lag etwas, was ein gewisses Interesse erregte. Er war weniger schön als Philipp, aber der Ausdruck seines Gesichts war einnehmender. Die Stirn hatte etwas Stolzes, und es lag etwas Gutmüthiges, nicht ohne Unentschlossenheit und Schwäche, in dem Schnitt seines Mundes. Er war von zarterem Körperbau als Philipp, und die Farbe seines Gesichtes war nicht die einer kräftigen Constitution. Seine Bewegungen waren anmüthig und gesetzt und er hatte seines Vaters liebliche Stimme.

»Dies ist in der That schön! – Ich beneide Dich, Philipp.«

»Hat Dein Vater kein Landhaus?«

»Nein, wir wohnen entweder in London oder an einem heißen und vollen Badeorte.«

»Ja, dies ist sehr hübsch während der Jagdzeit. Aber meine alte Amme sagt, wir werden jetzt einen viel schöneren Wohnort bekommen. Es gefiel mir hier sehr gut, bis ich Lord Delville's Wohnung sah. Aber es ist sehr unangenehm, nicht das schönste Haus in der Grafschaft zu haben: entweder Alles oder Nichts, das ist mein Wahlspruch. Ei, siehst Du jene Schwalbe? Ich will eine Guinee mit Dir wetten, daß ich sie treffe.«

»O nein, thu dem armen Thiere nichts zu Leide.« Aber ehe diese Vorstellung noch ausgesprochen war, lag schon der Vogel zappelnd am Boden.

»Es ist gerade September und man muß in der Uebung bleiben,« sagte Philipp, als er seine Flinte wieder lud.

Arthur erschien diese Handlung wie eine übermüthige Grausamkeit; es war vielmehr die übermüthige Sorglosigkeit, die einem wilden Knaben eigen ist, der sich bemüht hat, den Trieb des Augenblicks zu befriedigen – die Sorglosigkeit, die an dem Knaben noch nicht Grausamkeit ist, die in dem Manne aber durch Glück zur Grausamkeit werden kann. Kaum hatte er seine Flinte wieder geladen, als das Wiehern eines jungen Hengstfüllens von dem nahen Weideplatze erscholl und Philipp sprang zu der Einzäunung. »Er ruft mich, der gute Kerl; Du sollst

ihn aus meiner Hand fressen sehen. Laufe hinein und hole ein Stück Brod, ein großes Stück, Sidney.« Der Knabe und das Thier schienen einander zu verstehen. »Ich sehe, Du liebst die Pferde nicht,« sagte er zu Arthur. »Was mich betrifft, ich liebe Hunde, Pferde – jedes stumme Geschöpf.«

»Mit Ausnahme der Schwalben!« sagte Arthur mit halbem Lächeln und ein wenig erstaunt über die Inconsequenz der Behauptung.

»O! auf der Jagd ist Alles recht – es geschieht nicht, um die Schwalbe zu verletzen, sondern nur um Geschicklichkeit zu erlangen,« sagte Philipp erröthend; doch dann, als könne er sich bei seiner eigenen Erklärung nicht beruhigen, wendete er sich plötzlich um.

»Dies ist ein langweiliges Stück Arbeit – was sagst Du dazu, wenn wir fischen. Beim Jupiter!« – er hatte sich seines Vaters Ausruf angeeignet – »jener Dummkopf hat das Zelt dennoch auf der unrechten Seite des Sees aufgeschlagen. Hollah, höre!« und der unglückliche Gärtner blickte von seinem Blumenbeet auf; »was ist das mit Dir? Ich habe große Lust, es meinem Vater zu sagen – Du wirst jeden Tag dummer. Ich sagte Dir, Du solltest das Zelt unter den Lindenbäumen aufschlagen.«

»Es ließ sich nicht machen, Herr; die Zweige waren im Wege.«

»Warum schnittest Du nicht die Zweige ab?«

»Ich wagte nicht, es ohne Befehl des Herrn zu thun,« sagte der Mann mürrisch.

»Meine Befehle sind hinreichend, sollte ich denken, darum nichts weiter von Deiner Unverschämtheit,« rief Philipp mit erhöhter Farbe, indem er die Hand erhob, in der er seinen Ladestock hielt, den er drohend um den Kopf des Gärtners schwang – »ich habe große Lust –«

»Was hast Du vor, Philipp?« rief die gutmüthige Stimme seines Vaters.

»Dieser Kerl beachtet nicht, was ich ihm sage, Vater.«

»Ich wollte die Zweige von den Lindenbäumen nicht ohne Ihre Befehle abschneiden, Herr,« sagte der Gärtner.

»Nein, es wäre auch Schade, sie abzuschneiden. Du solltest mich doch befragen, Philipp!« Und Vater schüttelte ihn mit gutmüthiger und zärtlicher, aber rauher Liebkosung am Kragen.

»Laß mich, Vater!« sagte der Knabe dreist und stolz; und setzte dann mit leiserer Stimme hinzu, die eine schlau verstellte Bewegung ausdrückte, »sonst möchte mein Vetter denken, Du meinstest es weniger gütig mit mir, als wirklich der Fall ist, Vater.«

Der Vater ward gerührt: »Geh und schneide die Lindenzweige ab, John, und thue stets, was Philipp Dir sagt.«

Die Mutter war nicht weit zurück und seufzte hörbar: »Ach, ach! Theuerster, ich fürchte, Du wirst ihn verziehen.«

»Ist er nicht Dein Sohn – und sind wir ihm nicht um so mehr Respekt schuldig, weil er bisher Andern gestattet hat zu sagen –«

Er hielt inne und die Mutter konnte nichts weiter sagen. Und so war es geschehen, daß man diesen Knaben von kräftigem Charakter und starken Leidenschaften aus den liebeswürdigsten Beweggründen aus einem Liebling in einen Despoten verwandelt hatte.

»Und nun, Käthchen, will ich, wie ich Dir gestern Abend sagte, nach N\* hinüberreiten und den nächsten Tag zu unserer Hochzeit bestimmen. Ich will den Rechtsgelehrten einladen, hier zu speisen und mit ihm die Schritte verabreden, die geheime Trauung zu beweisen.«

»Wird das schwierig sein?« fragte Katharina mit natürlicher Aengstlichkeit.

»Nein – denn Du erinnern Dich, daß ich die Vorsicht getroffen, wir einen beglaubigten Auszug aus dem Trauungsbuch senden zu lassen; sonst, muß ich Dir gestehen, würde ich unruhig sein. Ich weiß nicht, was aus Smith geworden ist. Ich hörte vor einiger Zeit von seinem Vater, daß er die Colonie verlassen habe – ich sagte es Dir nicht vorher, es hätte Dich nur unruhig gemacht – und vor wenigen Jahren, als mein Oheim es sich wieder in Kopf setzte, daß wir vielleicht verheirathet sein möchten, fürchtete ich, der Nachfolger des armen Caleb möchte uns zufällig verrathen. Darum reiste ich selber nach A\*, da ich gerade in der Nähe war und mich bei Lord C. aufhielt, um zu sehen, in wie weit es nöthig sein möchte, sich des Pfarrers zu versichern; und denke nur, ich hörte, es sei mit dem Register ein Unfall geschehen, so daß der Geistliche nichts wissen könne, und da behielt ich denn mein Geheimniß für mich. Welch ein Glück, daß

ich die Abschrift habe! Ohne Zweifel wird der Rechtsgelehrte Alles in Richtigkeit bringen; und während ich Vermächtnisse aussetze, kann ich auch eben so gut mein Testament machen. Ich habe genug für beide Jungen, aber der schwarzköpfige muß der Erbe sein. Ist er nicht wie zu einem ältesten Sohne geboren?«

»Ah, Philipp!«

»Pah! Man stirbt nicht früher, weil man sein Testament macht. Seh ich aus wie ein Mann, der die Auszehrung hat?« Und der rüstige Jäger blickte wohlgefällig auf die Stärke und das Ebenmaß seiner kräftigen Glieder. »Komm, Phil, komm, laß uns in die Ställe gehen. Nun, Robert, will ich Dir etwas zeigen, was mehr der Mühe werth ist zu sehen, als diese elenden Blumenbeete.« Hier auf führte Beaufort seinen Bruder auf den Hofplatz hinter dem Hause. Katharina und Sidney blieben auf dem Rasenplatze und die übrigen folgten dem Wirthe. Die Stallknechte, deren Abgott Beaufort war, beeilten sich zu zeigen, wie gut sie die Pferde während seiner Abwesenheit behandelt hätten.

»Sehen Sie nur, Herr, wie die braune Beß sich herausgelegt hat; aber gewiß, Master Philipp erhält sie in der Uebung. O Herr, er wird noch einst ein eben so guter Reiter werden wie Euer Gnaden.«

»Das sollte er auch wohl, Tom; denn ich denke nicht, daß er je eine solche Last wird zu tragen haben, wie ich. Nun so saddle die braune Beß für Master Philipp. Welches Pferd soll ich nehmen? – Ah! hier ist mein alter Freund Puppel!«

»Ich weiß nicht, was Puppert angekommen ist; er will nicht fressen und ist starrköpfig geworden. Ich wollte ihn gestern über den Zaun setzen lassen, aber er war stetisch geworden.«

»Ei der Teufel! So, so, alter Junge, Du sollst heute über das hohe Thor setzen, oder ich will wissen warum nicht.« Und Beaufort streichelte den glatten Hals seines Lieblingsrenners. »Lege ihm den Sattel auf, Tom.«

»Ja, Euer Gnaden. Ich denke zuweilen, er muß irgendwo an den Schenkeln verwundet sein – er macht nicht gerne einen Satz und versucht immer zu beißen, wenn wir ihn aufzäumen. Sei ruhig, Alter!«

»O, er geberdet sich nur so,« sagte Philipp. »Ich wußte es nicht, sonst hätte er mit mir über das Thor setzen sollen. Warum sagtest Du es mir nicht, Tom?«

»O Herr, Sie hätten ihn zu sehr angespornt, und wenn Ihnen etwas begegnet wäre –«

»Ganz recht; Du bist nicht schwer genug für Puppert, mein Junge, und er ließ sich nie gern von Jemand anders als von mir reiten. Was sagst Du, Bruder, willst Du mit uns reiten?«

»Nein, ich muß heute noch mit Arthur nach N\*. Ich habe die Postpferde bis zwei Uhr bestellt; aber ich werde morgen oder übermorgen bei Dir sein. Sein Lehrer erwartet ihn, und da er in Mathematik zurück ist, so hat er keine Zeit zu verlieren.«

»Nun, so lebe wohl, Neffe!« und Beaufort steckte dem Knaben ein Taschenbuch in die Hand. »Still! wenn Du Geld bedarfst, so belästige Deinen Vater nicht damit –

schreibe an mich – es wird uns stets lieb sein, Dich zu sehen; und Du mußt Philipp lehren, seine Bücher ein wenig mehr zu lieben – he Philipp?«

»Nein, Vater, ich werde reich genug sein, um ohne Bücher fortzukommen,« sagte Philipp etwas derb; aber als er dann die geröthete Wange seines Veters bemerkte, ging er auf ihn zu und sagte mit edlem Gefühl: »Arthur, Du hast diese Flinte bewundert, ich bitte Dich, sie anzunehmen. Nein, sei deßhalb nicht bedenklich – ich kann so viele haben als ich will, ich darf nur meinen Vater darum bitten; Du bist nicht so gut daran, das weiß ich jetzt.«

Die Absicht war gütig, doch das Wesen so vornehm, daß Arthur sich beleidigt fühlte. Er schob die Flinte zurück und sagte trocken: »Ich werde keiner Flinte bedürfen, ich danke Dir.«

Wenn Arthur durch das Anerbieten beleidigt war, so war Philipp es durch die Weigerung noch mehr. »Wie Du willst; ich hasse den Stolz,« sagte er und übergab die Flinte dem Stallknecht, als er sich mit der Leichtigkeit eines jungen Merkur in den Sattel schwang. »Komm, Vater!«

Beaufort hatte jetzt auch seinen Lieblingsrenner bestiegen – ein großes prächtiges Pferd, wohlbekannt durch seine Stärke und Schnelligkeit auf der Jagd. Der Reiter trabte ein- oder zweimal durch den geräumigen Hof.

»Unsinn, Tom; er ist nicht mehr an den Schenkeln verletzt als ich. Oeffne das Thor, wir wollen über den Weideplatz und dort über jenes Thor setzen – nicht wahr, Phil?«

»Vortrefflich! – Ich bin dabei!«

Das Thor wurde geöffnet – die Stallknechte standen da, um den Sprung zu sehen und eine ähnliche Neugierde fesselten Robert und seinen Sohn.

Wie schön sahen sie aus, diese beiden Reiter; die Gewandtheit, die Leichtigkeit, der Muth des Einen mit dem feingegliederten feurigen Renner, der sich unter ihm bäumte, so heiter, so glühend, so stolz, wie ein knabenhafter Reiter es nur sein kann. Und die männliche, fast herkulische Gestalt des älteren Beaufort, der vermöge der Elasticität seiner Bewegungen und der zierlichen Anmuth, die zur vollkommenen Meisterschaft der athletischen Kunst, besonders zu Pferde, gehört, eine Eleganz und Würde besaß, die sich selten bei so vollen Proportionen findet. Es war in der That etwas Ritterliches in dem Wesen des älteren Beaufort – in seinen schönen römischen Gesichtszügen, in seiner aufrechten Haltung, in dem Schwung seiner Hand, als er von dem Hofplatze galloppirte.

»Welch ein schöner Mann mein Onkel ist!« sagte Arthur mit unwillkürlicher Bewunderung

»Ja, er ist lauter Leben und bewundernswürdig stark!« entgegnete der blässere Vater mit einem leichten Seufzer.

»Philipp,« sagte Beaufort, als sie über den Weideplatz trabten, »ich denke doch, das Thor ist zu hoch für Dich. Ich will mit Puppel hinübersetzen und dann wollen wir es für Dich öffnen.«

»Pah! lieber Vater! Du weißt nicht, wie sehr ich mich gebessert habe!« Er ließ den Zügel nach und berührte

die Seite des Pferdes, dann eilte es vorwärts und setzte über das Thor, welches von nicht gewöhnlicher Höhe war, mit einer Leichtigkeit, die seinem stolzen Vater ein lautes Bravo entlockte.

»Nun, Puppel,« sagte Beaufort, indem er sein Pferd anspornte. Das Thier trabte bis zum Thor und wendete sich dann plötzlich mit ungeduldigem und zornigem Schnarchen um. »Pfui! pfui, Puppel! alter Junge!« sagte der Weidmann, das Pferd wieder zu der Barriere herumlenkend. Das Thier schüttelte mit dem Kopfe, als wollte es ihm Vorstellungen machen; aber die kräftig angewendeten Sporen zeigten ihm, daß sein Herr nicht auf stumme Vernunftgründe hören wolle. Es sprang vorwärts – machte den Satz – schlug mit den Hufen an die oberste Stange und warf seinen Reiter mit dem Kopfe voran auf den Weg auf der andern Seite hin. Das Pferd erhob sich augenblicklich – nicht so der Herr. Der Sohn stieg beunruhigt und erschreckt ab. Sein Vater war sprachlos! Das Blut stürzte ihm aus Mund und Nase und der Kopf fiel schwer auf des Knaben Brust. Die Umstehenden hatten den Sturz beobachtet – sie eilten zu der Stelle – sie nahmen den gestürzten Mann aus den schwachen Armen des Sohnes – der erste Stallknecht untersuchte ihn mit den Augen eines Mannes, der in solchen Fällen einige Erfahrungen gesammelt hat.

»Sprich Bruder? – wo bist Du verletzt?« rief Robert Beaufort.

»Er wird nicht mehr sprechen!« sagte der Stallknecht in Thränen ausbrechend. »Sein Genick ist gebrochen.«

»Schickt zum nächsten Wundarzt!« rief Robert. »Guter Gott! mein Sohn! besteige nicht dieses verteufelte Thier!«

Aber Arthur saß schon auf dem unglücklichen Pferde, welches die Ursache dieser Trübsal war. »Welchen Weg?«

»Geradezu nach R\*. Es ist nur zwei Meilen – Jeder mann weiß das Haus des Herrn Powis. Gott segne Sie!« sagte der Stallknecht.

Arthur verschwand.

»Hebt ihn sorgfältig vom Boden auf und bringt ihn in's Haus,« sagte Robert. »Mein armer Bruder! Mein lieber Bruder!«

Er wurde von einem Schrei, von einem einzigen durchdringenden, herzerreißenden Schrei in seiner Rede unterbrochen und Philipp stürzte bewußtlos zu Boden.

Niemand achtete zu der Stunde auf ihn – Niemand achtete auf den vaterlosen *Bastard*. »Sachte, sachte,« rief Robert, als er den Dienern und ihrer Last folgte. Und dann murmelte er bei sich selber, während seine bleiche Wange sich röthete und sein Athem stockte: »Er hat kein Testament gemacht – er hat nie ein Testament gemacht!«

#### FÜNFTES KAPITEL.

*Constanze*. Wo bist Du denn, mein Sohn?

– Was wird aus mir?

*König Johann*.

Es war drei Tage nach dem Tode Philipp Beaufort's – denn der Wundarzt kam nur, um den Ausspruch des Stallknechts zu bestätigen. In dem Gesellschaftszimmer des

Landhauses, bei geschlossenen Fenstern, lag die Leiche im Sarge, der Deckel war noch nicht geschlossen. Am Boden ausgestreckt lag thränenlos, sprachlos die unglückliche Katharina; der arme Sidney, zu jung, um seinen ganzen Verlust zu begreifen, schluchzte an ihrer Seite, während Philipp abgesondert von ihnen neben dem Sarge saß und stumm auf das kalte erstarrte Gesicht hinsah, welches nie einen finstern Blick für seine knabenhaften Thorheiten gehabt hatte.

In einem andern Zimmer, welches der letzte Besitzer sein Studirzimmer genannt hatte, saß Robert Beaufort. Alles in diesem Zimmer erinnerte an den Dahingegangenen. Zum Theil von dem übrigen Hause getrennt, stand es vermöge einer Wendeltreppe mit einem obern Zimmer in Verbindung, wohin Philipp sich zu begeben pflegte, wenn er spät und allzu heiter von einem ländlichen Feste zurückkehrte. Ueber einem zierlichen, altmodischen Bureau von niederländischer Arbeit, welches Philipp in den ersten Jahren seiner Verheirathung in einer Auktion gekauft hatte, befand sich Katharinens Bild in der Blüte ihrer Jugend. An einem Pflock neben der Thüre, die zu der Treppe führt, hing noch sein grober Reitmantel. Das Fenster ging auf den Weideplatz hinaus, wo die alten Jagdpferde und ungeschulten Füllen freigrasten. An den Wänden des Studirzimmers – eine sehr unpassende Benennung – hingen Kupferstiche von merkwürdigen Fuchsjagden und berühmten Jagdrennen. Flinten, Angelruthen und Fuchsschwänze waren mit weidmännischer Zierlichkeit geordnet und ersetzten die Stelle

der Bücher. Auf dem Kamingesimse stand eine Cigarrenkiste und lag ein Buch über Thierheilkunde und die letzte Nummer von dem Journal für Jäger. In jenem Zimmer, welches das männliche, abgehärtete ländliche Leben des Verstorbenen gekannt hatte, saß der gebückte, abgelebte Robert Beaufort, jetzt gesetzlicher Erbe, allein; denn noch an dem Todestage hatte er seinen Sohn mit einem Briefe an seine Frau heimgeschickt, um ihr die Veränderung in seinen Glücksumständen anzukündigen und ihr aufzutragen, seinen Advokaten mit Extrapost in das Sterbehaus zu senden. Das Bureau und die Schubladen, sowie die Koffer, welche die Papiere des Verstorbenen enthielten, waren offen; der Inhalt war durchsucht worden; kein Zeugniß über die geheime Trauung, keine Andeutung über ein solches Ereigniß, kein Papier war gefunden worden, worin die letzten Wünsche des verstorbenen reichen Mannes ausgesprochen waren. Er war gestorben und hatte keine Andeutung seines Willens hinterlassen. Robert Beaufort's Gesicht war ruhig und gefaßt.

Es wurde an die Thüre geklopft und der Advokat trat ein.

»Herr, die Leichenbesorger sind da und Herr Greaves hat befohlen, die Glocken läuten zu lassen; um drei Uhr wird er zu der Leichenfeierlichkeit bereit sein.«

»Ich bin Ihnen verbunden, Blackwell, daß Sie diese traurigen Geschäfte übernehmen. Mein armer Bruder! – Es war so plötzlich! Aber das Leichenbegängniß, sagen Sie, soll heute stattfinden?«

»Das Wetter ist so warm!« sagte der Advokat seine Stirn abwischend, und während er sprach, hörte man die Todtenglocke.

Es trat eine Pause ein.

»Es müßte ein schrecklicher Schlag für Mrs. Morton sein, wenn sie wirklich seine Frau wäre,« sagte Blackwell. Doch ich vermuthe, Personen solcher Art haben wenig Gefühl. Ich muß sagen, es war ein Glück für die Familie, daß dieses Ereigniß geschah, ehe Herr Beaufort sich zu einer unpassenden Heirath bewegen ließ.«

»Es war in der That ein Glück, Blackwell. Haben Sie die Postpferde bestellt? Ich werde gleich nach dem Leichenbegängniß aufbrechen.«

»Was soll mit dem Landhäuschen geschehen, Herr?«

»Sie können es zum Verkauf ausschreiben.«

»Und Mrs. Morton und die Knaben?«

»Hm – wir wollen es überlegen Sie ist die Tochter eines Handelsmannes. Ich denke, ich sollte wohl anständig für sie sorgen, he?«

»Es ist mehr als die Welt von Ihnen erwarten kann, Herr; ganz anders wäre der Fall, wenn sie wirklich seine Frau wäre.«

»O, ganz anders in der That! Klingeln Sie, daß man ein brennendes Licht bringt, wir wollen diese Schränke versiegeln. Und – ich denke, ich könnte wohl ein Butterbrod mit Fleischschnitten essen! – Der arme Philipp!«

Das Leichenbegängniß war vorüber, der Todte in die Erde gesenkt. Wie seltsam scheint es, daß dieselbe Gestalt, die wir so hoch priesen, die wir von den Winden

nicht wollten rauh berühren lassen, die wir in unsern Armen vor der Kälte schritten, von dessen Auftritten wir jeden Stein würden entfernt haben, so plötzlich aus dem Gesicht geschafft wird – als etwas Abscheuliches, was die Lebenden nicht ansehen können – als etwas Verächtliches und Ekelhaftes, was verborgen und vergessen werden muß!

Und dieselbe Composition von Knochen und Muskeln, die noch gestern so stark war – welche Männer achteten, Weiber liebten und an die sich die Kinder anklammernten – heute so machtlos und unfähig, die zu vertheidigen und zu schildern die dem Verstorbenen am nächsten am Herzen lagen; seine Reichthümer ihm entrissen, seine Wünsche verächtlich behandelt, sein Einfluß mit dem letzten Seufzer dahinsterbend. Ein Athemzug von seinen Lippen macht all jenen mächtigen Unterschied zwischen dem was war und ist!

Die Postpferde standen vor der Thür, als der Leichenzug zu dem Hause zurückkehrte.

Robert Beaufort verbeugte sich steif gegen Mrs. Morton und sagte, indem er sein Taschentuch noch vor den Augen hielt: »Ich werde Ihnen in wenigen Tagen schreiben, Madame; Sie sollen finden, daß ich Sie nicht vergesse. Das Landhaus wird verkauft werden; aber wir wollen Sie nicht drängen. Leben Sie wohl, Madame; lebt wohl, Kinder!« und er streichelte seinem Neffen den Kopf.

Philipp schlich sich auf die Seite und machte ein finsternes und stolzes Gesicht gegen seinen Onkel, der bei sich selber murmelte: »Aus diesem Knaben wird nichts

Gutes werden!« Der kleine Sidney steckte seine Hand in die des reichen Mannes und sah ihm bittend in's Gesicht: »Kannst Du der armen Mama nicht etwas Angenehmes sagen, Onkel Robert?«

Beaufort räusperte sich und stieg in die Droschke, die seinem Bruder gehört hatte. Der Rechtsgelehrte folgte und sie fuhren ab.

Eine Woche nach dem Leichenbegängniß schlich sich Philipp in das Gewächshaus, um einige Früchte für seine Mutter zu holen; sie hatte seit Beaufort's Tode fast gar nichts genossen. Sie war zu einem Schatten abgemagert; ihr Haar war grau geworden. Jetzt endlich hatte sie Thränen gefunden und weinte still, aber unaufhörlich.

Der Knabe hatte einige Trauben gepflückt und legte sie sorgfältig in seinen Korb; er war im Begriff, einen Pfirsich auszuwählen, der reifer schien als die übrigen, als seine Hand heftig ergriffen wurde und John Green's, des Gärtners, rauhe Stimme rief: »Was haben Sie vor, Master Philipp? Sie dürfen sie nicht berühren, ehe sie reif sind!«

»Was nimmst Du Dir heraus, Kerl!« rief der junge Herr im Tone des Erstaunens und der Wuth.

»Lassen Sie nur Ihre hochmüthige Miene, Master Philipp! Was ich meine, ist, daß morgen einige vornehme Leute kommen werden, um das Haus anzusehen, und ich will auch meine Früchte zeigen können und nicht zugeben, daß ein junger Bube, wie Sie, sie antastet. Verstehen Sie mich, Master Philipp?«

Der Knabe wurde sehr blaß, aber schwieg, und der Gärtner, der sich freute, die früher erlittene üble Behandlung vergelten zu können, fuhr fort: »Sie dürfen nicht so verächtlich umblicken, junger Herr; Sie sind kein so großer Mann, wie Sie sich einbildeten; jetzt sind Sie nichts, wie Sie bald finden werden. So marschiren Sie sich hinaus, wenn's beliebt; ich will die Glasthüre wieder schließen.

Während er sprach, faßte er den Knaben rauh am Arm, aber Philipp, der Jähzornigste aller Menschen, war stark für seine Jahre und furchtlos wie ein junger Löwe. Er ergriff eine Gießkanne, die der Gärtner niedergesetzt hatte, während er seinem ehemaligen Tyrannen Vorwürfe machte, und schlug den Mann so heftig und plötzlich damit über's Gesicht, daß er auf die Beete zurückfiel und das Glas unter ihm zerbrach. Philipp wartete nicht, bis sein Feind wieder auf die Beine kam, sondern nahm seine Trauben, setzte sich ruhig in den Besitz des bestrittenen Pfirsichs, verließ den Ort, und der Gärtner hielt es nicht für klug, ihn zu verfolgen. Für Knaben unter gewöhnlichen Verhältnissen – für Knaben, die ihren Weg durch eine Kinderstube, wo sie viel gescholten werden, durch eine Familie, wo es auch nicht an Vorwürfen fehlt, oder durch eine öffentliche Schule bahnen müssen – würde nichts in diesem Wortwechsel gelegen haben, was sich ihrem Gedächtniß einprägen oder ihre Nerven, nachdem der erste Ausbruch der Leidenschaft vorüber war, hätte erbeben machen sollen; aber für Philipp Beaufort war es eine Epoche im Leben: es war die erste Beleidigung, die

ihm je widerfahren war; es war sein Eintritt in die veränderte, rauhe und schreckliche Laufbahn, wozu der verzogene Liebling der Eitelkeit und Liebe sich von jetzt an verurtheilt sah. Sein Stolz und seine Selbstachtung hatten einen furchtbaren Schlag erlitten. Er trat in's Haus und es überfiel ihn eine Schwäche; seine Glieder zitterten; er setzte sich im Vorsaal nieder und stellte den Korb mit den Früchten neben sich hin, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte. Es waren nicht die Thränen eines Knaben, die aus seichter Quelle fließen; es waren die glühenden, qualvollen, widerstrebenden Thränen, welche Männer vergießen, und die gleichsam das Blut aus dem Herzen pressen. Man hatte ihn nie in die Schule geschickt, damit ihm keine Kränkung widerfahren möchte. Er hatte verschiedene Lehrer gehabt, die ihm Respekt beweisen mußten, anstatt Respekt von ihm zu fordern. Einer folgte dem Andern nach seiner eigenen Laune und Willkür. Vermöge seiner schnellen Auffassungsgabe hatte er sich indeß mehr Kenntnisse angeeignet, obgleich von gemischter und unzusammenhängender Art, als Knaben seines Alters gewöhnlich besitzen, und seine umherschweifende, unabhängige Lebensweise hatte dazu gedient, seinen Verstand frühzeitig zu reifen. Ungeachtet aller Vorsicht war er zu einiger, wenn gleich nicht sehr deutlicher Kenntniß seiner eigenthümlichen Stellung gelangt; doch hatte er bis zu dem Tage keine Unbequemlichkeit davon verspürt.- Er begann jetzt seine Augen auf

die Zukunft zu richten und unbestimmte und dunkle Ahnungen – ein Bewußtsein, daß er mit seines Vaters Tode den Beschützer, den Schutz und Rang verloren habe – überliefen ihn kalt. Während er so nachdachte, wurde die Glocke geläutet; er erhob seinen Kopf; es war der Postbote mit einem Briefe. Philipp stand heftig auf, nahm mit abgewendetem Gesichte, worauf die Thränen noch nicht getrocknet waren, den Brief an, ergriff dann den kleinen Korb mit Früchten und ging in seiner Mutter Zimmer.

Die Fensterladen waren halb geschlossen wegen des hellen Tages – o, welch ein Hohn liegt in dem Lächeln der glücklichen Sonne, wenn sie den Elenden anscheint! Mrs. Morton saß oder hockte vielmehr mit niederhängendem Kopfe in einem fernen Winkel, ihre thränenvollen Augen in das Leere gerichtet, ohne auf etwas zu achten, das wahre Bild des verlassenen Kummers, und Sidney flocht Blumenketten zu ihren Füßen.

»Mama! – Mutter!« flüsterte Philipp, indem er ihren Hals mit seinen Armen umschlang, »blicke auf! blicke auf! – Mein Herz bricht, Dich so zu sehen. Koste diese Früchte; Du wirst auch sterben, wenn Du so fortfährst; und was wird aus uns – aus Sidney werden?«

Mrs. Morton sah verwirrt zu seinem Gesichte auf und bemühte sich zu lächeln. »Sieh auch, ich habe Dir einen Brief gebracht; vielleicht eine gute Nachricht; soll ich das Siegel brechen?«

Mrs. Morton schüttelte sanft den Kopf und nahm den Brief. Ach! wie verschieden war er von dem, welchen Sidney ihr vor noch nicht vierzehn Tagen überreicht hatte –

es war Robert Beaufort's Hand. Sie schauderte und legte ihn nieder. Zum erstenmal wurde ihr wie von einem Blitz ihre seltsame Lage und die schreckliche Zukunft erhellt. Was waren ihre Söhne von jetzt an? was sie selber? So heilig auch das Band ihrer Ehe war, das Gesetz konnte gegen sie entscheiden. Das Schicksal von drei Personen konnte von Robert Beaufort's Verfügung abhängen. Sie schnappte nach Luft, nahm den Brief wieder auf und überblickte den Inhalt; er lautete folgendermaßen:

»Liebe Madame!

»Da ich weiß, daß Sie natürlich begierig sein werden, Ihre und Ihrer Kinder künftige Aussichten zu erfahren, da mein armer Bruder Sie ohne alle Versorgung gelassen hat, so benutze ich die erste Gelegenheit, Sie von meinen Absichten zu benachrichtigen. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß Sie eigentlich keine Art von Anspruch an die Verwandten meines verstorbenen Bruders haben; auch will ich Ihre Gefühle nicht durch jene moralischen Betrachtungen verletzen, die, wie ich hoffe, zu dieser Zeit des Kammers sich Ihnen unwillkürlich aufdrängen müssen. Ohne weiter auf Ihre eigenthümliche Verbindung mit meinem Bruder anzuspielen, mag es mir indeß erlaubt sein, hinzuzufügen, daß diese Verbindung wesentlich dazu beitrug, ihn von den rechtmäßigen Mitgliedern seiner Familie zu trennen, und indem ich mich mit ihnen über Ihre und Ihrer Kinder Versorgung berathe, finde ich, daß außer den zu beachtenden Bedenklichkeiten eine sehr natürliche Erbitterung in ihren Gemüthern obwaltet. Aus Achtung gegen meinen armen Bruder, obgleich

ich ihn in den letzten Jahren wenig sah, bin ich bereit, jene Gefühle auf die Seite zu setzen, die, wie Sie leicht einsehen werden, ich als Vater und Gatte mit den übrigen Mitgliedern meiner Familie theile. Sie werden sich jetzt wahrscheinlich entschließen, sich bei Ihren eigenen Verwandten aufzuhalten, und damit Sie ihnen nicht gänzlich zur Last sein mögen, will ich Ihnen hundert Pfund jährlich aussetzen, die, wenn Sie es vorziehen, vierteljährlich können ausgezahlt werden. Sie können auch einiges Leinzeug und Silbergeschirr auswählen, wovon ich das Verzeichniß beischließe. Was Ihre Söhne betrifft, so bin ich nicht abgeneigt, sie in eine lateinische Schule zu schicken, und wenn sie das gehörige Alter haben, sie ein Geschäft lernen zu lassen, welches ihrem künftigen Stande angemessen ist, über dessen Wahl Ihre eigene Familie Ihnen den besten Rath ertheilen kann. Wenn sie sich anständig betragen, so können sie stets auf meinen Schutz rechnen. Ich will Ihren Auszug nicht beschleunigen; aber wahrscheinlich wird es schmerzlich für Sie sein, länger als durchaus nöthig ist, an einem Ort zu bleiben, der so viele unangenehme Erinnerungen in Ihnen erwecken muß, und da das Landhäuschen soll verkauft werden und mein Schwager, der Lord Lilbourne, meint, er werde Gebrauch davon machen können, so werden Sie häufig von Fremden belästigt werden, die es ansehen wollen, und Sie werden wohl einsehen, daß Ihr verlängerter Aufenthalt zu Fernside dem Verkaufe hinderlich ist. Ich erlaube mir, eine Anweisung auf hundert Pfund beizuschließen,

damit Sie Ihre gegenwärtigen Ausgaben bestreiten können, und bitte, wenn Sie sich anderswo niedergelassen haben, mir mitzutheilen, wo das erste Viertel soll ausbezahlt werden.

»Ich werde an Herrn Jackson schreiben – so heißt, meine ich, der Schultheiß – um ihm meine Instruktionen in Betreff des Verkaufs der Pferde, der Entlassung der Diener u. s. w. zu ertheilen, so daß Sie keine weitere Mühe damit haben.

»Ich bin, Madame,

»Ihr gehorsamer Diener

»*Robert Beaufort.*

»Berkeley-Square, den 12. Sept. 18\*\*.

Der Brief fiel Katharinen aus den Händen. Ihr Kummer hatte sich in Unwillen und Verachtung verwandelt.

»Der Unverschämte!« rief sie mit sprühenden Augen. »Dies mir! – mir! – der Gattin, der rechtmäßigen Gattin seines Bruders! der Mutter der rechtmäßigen Kinder seines Bruders!«

»Sage das noch einmal, Mutter! – noch einmal!« rief Philipp mit lauter Stimme. »Seine Gattin! – seine ange- traute Gattin!«

»Ich schwöre es,« sagte Katharina feierlich. »Ich bewahrte das Geheimniß, um Eures Vaters Willen. Um Euretwillen aber muß jetzt die Wahrheit bekannt gemacht werden.«

»Gott sei Dank! Gott sei Dank!« murmelte Philipp mit bebender Stimme, indem er seinen Bruder umarmte. »Unser Name ist nicht gebrandmarkt, Sidney.«

Bei diesen Worten, die so voll unterdrückter Freude und geheimen Stolzes waren, fühlte die Mutter sogleich Alles, was ihr Sohn geargwöhnt und verheimlicht hatte. Sie fühlte, daß unter seinem stolzen und unregelmäßigen Charakter eine zarte und edle Rücksicht für sie verborgen gelegen; daß selbst seine Fehler aus seiner zweideutigen Stellung geflossen und ein Schmerz der Reue über das lange Opfer, welches die Kinder dem Vater dargebracht, fuhr durch ihr Herz. Eine Furcht, eine schreckliche Furcht folgte, die noch schmerzlicher war, als die Reue. Die Beweise, die sie und ihre Kinder vor der Welt von der Schande befreien sollten! Die Worte ihres Gatten an dem letzten schrecklichen Morgen tönten ihr in die Ohren. Der Pfarrer todt, der einzige Zeuge abwesend, das Register vernichtet! Aber die Abschrift jenes Registers! Die Abschrift! konnte nicht die hinreichen? Sie seufzte und schloß ihre Augen, als wollte sie die Zukunft aufschließen; dann sprang sie auf, eilte aus dem Zimmer und ging gerade zu Beaufort's Studirzimmer. Als sie den Thürdrücker faßte, erbehte sie und fuhr zurück. Aber die Sorge für die Lebenden war in dem Augenblick stärker, als die Trauer um den Todten: sie trat in das Zimmer; sie ging mit festem Schritte auf das Bureau zu. Es war verschlossen und Robert Beaufort's Siegel auf dem Schloß. Dasselbe Siegel auf jedem Schrank, auf jedem Koffer deutete auf Rechte, die mehr geachtet wurden als ihre eigenen. Aber Katharina ließ sich nicht schrecken, sie wendete sich um und erblickte Philipp an ihrer Seite; sie deutete schweigend auf das Bureau; der Knabe verstand sie

sogleich. Er verließ das Zimmer und kehrte in wenigen Augenblicken mit einem Meißel zurück. Das Schloß wurde erbrochen, zitternd und begierig untersuchte Katharina den Inhalt, öffnete ein Papier nach dem andern, einen Brief nach dem andern, vergebens: kein Trauungsschein, kein Testament, kein Tagebuch war zu finden. Sollte der Bruder den unheilvollen Beweis weggenommen haben. Ein Wort genügte Philipp zu erklären, was sie suchte, und er suchte noch genauer als sie. Ueberall wurde nachgeschaut, wo Papiere verborgen sein konnten, nicht nur in jenem Zimmer, sondern auch im ganzen Hause, doch Alles war vergebens.

Drei Stunden später waren sie in demselben Zimmer, wo Philipp seiner Mutter Robert Beaufort's Brief gebracht hatte. Katharina saß thränenlos aber todtenblaß mit bekümmertem Herzen da.

»Mutter,« sagte Philipp, »darf ich jetzt den Brief lesen?«

»Ja, Knabe, und entscheide für uns Alle.« Sie schwieg und beobachtete sein Gesicht, während er las. Er fühlte, daß ihr Auge auf ihn gerichtet war und unterdrückte seine Bewegungen. Als er zu Ende gelesen, erhob er seinen dunklen Blick zu Katharinens Gesichte.

»Mutter, mögen wie nun zu unserem Recht gelangen oder nicht, so wirst Du dennoch die Barmherzigkeit dieses Mannes ausschlagen. Ich bin jung – ein Knabe; aber ich bin stark und thätig. Ich will Tag und Nacht für Dich arbeiten. Ich vermag es – das fühle ich; Alles will ich lieber als sein Brod essen.«

»Philipp! Philipp! Du bin mein echter Sohn; Deiner Vaters Sohn! Und hast Du keinen Vorwurf für Deine Mutter, die so schwach, so ungerecht handelte, Dein Geburtsrecht zu verbergen, bis leider die Entdeckung zu spät war! O, mache mir Vorwürfe, mache mir Vorwürfe! Es wird eine Güte von Dir sein. – Nein! küsse mich nicht! ich kann es nicht ertragen. Mein Sohn! wenn, wie mein Herz mir sagt, uns der Beweis mißlingt, weißt Du, was ich in den Augen der Welt bin und was Ihr seid?«

»Ich weiß er!« sagte Philipp mit Festigkeit, indem er zu ihren Füßen auf die Kniee fiel. »Wie auch Andere Dich nennen mögen, Du bist meine Mutter und ich Dein Sohn. Du bist nach dem Urtheil des Himmels meines Vaters Gattin und ich sein Erbe.«

Katharina beugte ihr Haupt nieder und sank mit einem Thränenstrom in seine Arme. Sidney schlich sich zu ihr und drückte seine Lippen auf ihre kalte Wange. »Mama! was quält Dich, Mama! Mama!«

»O Sidney! Sidney! Wie ähnlich seinem Vater! Sieh ihn an, Philipp! Thun wir recht, selbst diese Kleinigkeit auszuschlagen? Soll auch er ein Bettler sein?«

»Nimmermehr ein Bettler!« sagte Philipp mit einem Stolze, der zeigte, welche harte Lehren er noch zu lernen habe. »Die rechtmäßigen Söhne eines Beaufort sind nicht geboren, ihr Brod zu betteln!«

## SECHSTES KAPITEL.

Der Sturm weht in der Höhe, drunten starrt  
Vor Frost die Welt. – – – –

– – – – Der welkende Olivenbaum  
Dem Winde preisgegeben, und die Erde  
Ist eine Arche ohne Taube.  
*Laman Blanchard.*

Robert Beaufort wurde allgemein für einen sehr würdigen Mann gehalten. Er hatte nie eine Ausschweifung begangen, nie gespielt oder Schulden gemacht – noch war er in einen jener Fehler verfallen, die dem männlichen Geschlecht meistens eigen sind. Er war ein guter Ehemann – ein sorgsamer Vater – ein angenehmer Nachbar – und mildthätig gegen die Armen. Er war redlich und methodisch in seinen Handlungen und hatte sich bei verschiedenen Gelegenheiten ganz hübsch benommen. Robert Beaufort hatte in der That nur die Absicht, stets recht zu handeln – *vor den Augen der Welt!* er hatte keine andere Regel, wonach er handelte, als welche die Welt ihm lieferte. Seine Religion war der äußere Anstand – sein Ehrgefühl für Achtung der öffentlichen Meinung. Sein Herz war ein Sonnenzeiger, dessen Sonne die Welt war; wenn das Auge des Publikums darauf fiel, entsprach es so gut wie jedes andere Herz seinem Zweck; doch war jenes Auge unsichtbar, so war auch an dem Sonnenzeiger nichts zu sehen, als ein Stück Blech und nichts weiter.

Wir thun Robert Beaufort nur Gerechtigkeit an, wenn wir den Leser versichern, daß er die Geschichte seines Bruders von der geheimen Trauung durchaus nicht glaubte. Er betrachtete die Geschichte, als er sie zuerst hörte, wie die leere Erfindung eines Mannes, der den

unbesonnenen Schritt, den er zu thun im Begriff war, so respectabel als möglich machen wollte. Der sorglose Ton seines Bruders, als er von dem Gegenstande sprach – sein Geständniß, daß von einer solchen Trauung kein genügender Beweis da sei, mit Ausnahme einer Abschrift aus dem Register, die Robert nicht fand – mußten ihn natürlich ungläubig machen. Er hielt sich daher nicht zur Delikatesse oder zum Respekt gegen ein Frauenzimmer verpflichtet, durch die er beinahe eine große Erbschaft verloren hätte – ein Frauenzimmer, das nicht einmal seines Bruders Namen geführt – und welches Niemand kannte. Wäre Mrs. Morton Mrs. Beaufort und die natürlichen Söhne rechtmäßige Kinder gewesen, so würde sich Robert Beaufort, gesetzt sie hätten sich in gleicher Lage befunden, mit sorgfältiger und gewissenhafter Großmuth benommen haben. Die Welt hätte gesagt: »Nichts kann schöner sein, als Herrn Robert Beaufort's Benehmen.« Wäre Mrs. Morton eine geschiedene Frau von Geburt und Connexionen gewesen, so würde er ganz anders für sie gesorgt haben: er würde nicht zugegeben haben, daß ihre Verwandten ihn hätten *schäbig* nennen können. Aber hier fühlte er, wenn er alle Umstände erwog, daß die Welt, wenn sie überhaupt sprach – und wahrscheinlich wurde sie es nicht der Mühe werth halten – auf seiner Seite sein müsse. Sie mußte für ein listiges Frauenzimmer – von niedriger Geburt und natürlich auch von niedriger Erziehung gelten – die den reichen und sorglosen Geliebten zur Heirath hatte verlocken wollen – was konnte man von dem Manne erwarten, den sie

hatte hintergehen wollen – von dem rechtmäßigen Erben? War es nicht sehr gütig von ihm, überhaupt etwas für sie zu thun, und wenn er gehörig, in Uebereinstimmung mit dem ursprünglichen Range der Mutter, für die Kinder sorgte, ging er da nicht weit über jede vernünftige Erwartung hinaus? Gewiß dachte er in seinem Gewissen, wie dies Ding nun auch mochte beschaffen sein, daß er recht gehandelt habe – nicht übertrieben, nicht thöricht, aber recht. Er war gewiß, die Welt würde sich so aussprechen, wenn Alles bekannt wäre: er sei nicht verbunden, das Geringste zu thun. Er war daher nicht auf Katharinas kurze, hochmüthige Antwort vorbereitet, worin sie seine Anerbietungen entschieden zurückwies – ihre Ehe und die Ansprüche ihrer Kinder behauptete – auf gesetzliche Untersuchung hindeutete und ihren Namen Katharina *Beaufort* unterzeichnete! *Beaufort* legte den Brief in sein Bureau und überschrieb ihn: ›Unverschämte Antwort von Mrs. Morton vom 14. September.‹ Er war sehr zufrieden, die Existenz der Schreiberin zu vergessen, bis sein Advokat Namens *Blackwell* ihn benachrichtigte, daß Katharina ein gerichtliches Verfahren eingeleitet habe. Robert wurde blaß, aber *Blackwell* beruhigte ihn.

»Ei, Herr, Sie haben nichts zu fürchten. Es ist nur ein Versuch, Geld zu erpressen. Der Anwalt hat keine besondere Praxis und nimmt schlechte Sachen an; sie können nichts draus machen.«

Dies war die Wahrheit. So großes Recht Katharina auch haben mochte, so war sie doch ohne Beweise – ohne

Zeugniß – welche einen achtbaren Advokaten rechtfertigen konnten, ihr zu einem Proceß zu rathen. Sie nannte zwei Zeugen ihrer Trauung, wovon der Eine todt, und der Andere nicht aufzutreiben war. Sie nannte als den Ort, wo die Trauung sollte vollzogen sein, ein sehr entferntes Dorf, wo das Trauungsregister war vernichtet worden. Es war keine beglaubigte Abschrift davon zu finden und Katharina erschreck, als sie hörte, selbst wenn man sie finde, sei es zweifelhaft, ob sie als gültiger Beweis könne angesehen werden, wenn sie nicht durch wirkliches persönliches Zengniß bestätigt würde. Als Philipp dieselbe vor vielen Jahren erhalten, hatte er sie Katharinen nicht gezeigt, noch auch den Herrn Jones als Abschreiber genannt. Da er damals erst drei Jahre mit Katharinen verheirathet gewesen war, so hatte die Ueberzeugung von ihrer Großmuth seine weltliche Vorsicht noch nicht ganz überwunden. Ihre Proklamation in London galt als kein Beweis und bei einer Nachfrage in A\* erinnerten sich die walisches Dorfleute, daß etwa vor fünfzehn Jahren ein hübscher Herr den Pfarrer Price besucht habe, und einige meinten auch, daß Price ihn mit einer Dame aus London getraut habe, welches Zeugniß gegen die verurtheilende Thatsache durchaus unzulässig war, daß Katharina seit fünfzehn Jahren ganz offen einen anderen Namen geführt und mit Herrn Beaufort allem Anscheine nach als seine Maitresse gelebt hatte. Ihre Großmuth machte, daß sie ihre Sache verlieren mußte. Dennoch fand sie einen unbedeutenden Rechtsgelehrten, der ihr Geld annahm

und ihre Sache vernachlässigte; so wurde ihre Klage angehört und mit Verachtung zurückgewiesen. Von jetzt an war Katharina in den Augen des Gesetzes und des Publikums eine unverschämte Abenteurerin und ihre Söhne namenlose Ausgestoßene.

Und nun von aller Furcht befreit, gab sich Robert Beaufort dem vollen Genusse seines glänzenden Vermögens hin. Das Haus von Berkeley-Square wurde neu möblirt. Große Diners und heitere Abendgesellschaften im folgenden Frühling gegeben. Herr und Madame Beaufort wurden Personen von beträchtlicher Wichtigkeit. Der reiche Mann war schon früher ehrgeizig gewesen; sein Ehrgeiz concentrirte sich jetzt auf seinen einzigen Sohn. Arthur war stets als ein Knabe von vielversprechenden Talenten betrachtet worden – und wonach konnte er nicht jetzt streben? Der Termin zu seiner Prüfung wurde abgekürzt und Arthur Beaufort sogleich nach Oxford geschickt.

Ehe er auf die Universität ging, besuchte Arthur seinen Vater und sprach mit ihm von den Mortons. »Was ist aus ihnen geworden, Vater? und war hast Du für sie gethan?«

»Für sie gethan!« sagte Beaufort mit großen Augen. »Was sollte ich für Personen thun, die mich so eben mit dem schmachvollsten Proceß heimgesucht haben? Mein Betragen gegen sie ist nur zu großmüthig gewesen, wenn man Alles berücksichtigt. Aber wenn Du zu meinem Alter kommst, Arthur wirst Du finden, daß sehr wenig Dankbarkeit in der Welt ist.«

»Aber, Vater,« sagte Arthur mit der Gutmüthigkeit, die ihm eigen war, »mein Onkel hielt sehr viel von ihnen, und die Knaben wenigstens sind schuldlos.«

»Nun, nun!« versetzte Beaufort ein wenig ungeduldig. »Ich denke, es fehlt ihnen an nichts: sie werden wohl bei den Verwandten der Mutter sein. Wenn sie sich auf gehörige Weise an mich wenden, sollen sie mich nicht rachsüchtig oder hartherzig finden; aber da wir von der Sache reden,« fuhr der Vater fort, indem er seinen gefalteten Busenstreif mit einer Sorgfalt glättete, die seine Pünktlichkeit selbst in Kleinigkeiten zeigte, »ich hoffe, Du siehst die Folgen solcher Verbindungen ein und wirst Dir das Beispiel Deines armen Onkels als Warnung dienen lassen. Und nun wollen wir von etwas Anderem reden; die Sache ist nicht sehr angenehm und je weniger Du in Deinem Alter Deine Gedanken dabei verweilen lässest, desto besser.«

Mit der sorglosen Großmuth der Jugend, welche die Handlungsweise anderer Menschen nach ihren eigenen Gesinnungen beurtheilt, glaubte Arthur Beaufort, daß sein Vater, der nie karg gegen ihn selbst gewesen war, wirklich so gehandelt habe, wie seine Worte vermuthen ließen, und mit seiner neuen und glänzenden Laufbahn beschäftigt, ob nun mit den Vergnügungen oder den Studien, mag dahin gestellt bleiben, dachte er nicht wieder an den Gegenstand wonach er gefragt.

Inzwischen hatte Mrs. Morton, denn diesen Namen müssen wir ihr jetzt noch beilegen, mit ihren Kindern

eine kleine Wohnung in einer höchst bescheidenen Vorstadt gemiethet, die an der Straße zwischen Fernside und der Hauptstadt lag. Sie hatte von ihrem hoffnungslosen Proceß nach dem Verkauf ihrer Juwelen und Schmucksachen eine Summe übrig behalten, die sie in den Stand setzte, anständig, aber mit Sparsamkeit, wenigstens ein oder zwei Jahre zu leben, während welcher Zeit sie ihre Pläne für die Zukunft entwerfen konnte. Sie rechnete sicher auf den Beistand ihrer Verwandten; doch wendete sie sich nur mit Scham und Widerstreben an sie. Sie hatte mit ihrem Vater correspondirt, so lange er gelebt. Ihm hatte sie nie das Geheimniß ihrer Heirath offenbart, obgleich sie nicht schrieb wie eine Person, die sich eines Fehlers bewußt ist. Vielleicht hatte sie, wie sie stets zu ihrem Sohn sagte, ihrem Manne ein feierliches Versprechen gegeben, nie das Geheimniß zu entdecken oder um darauf hinzudeuten, bis er ihr es erlauben werde, denn weder er noch Katharina hatten je an Trennung oder Tod gedacht. Ach! wie sicher schlafen wir alle, wenn wie glücklich sind, in dem dunkeln Schatten, der uns warnen sollte vor dem Kummer, der uns bevorsteht! Katharinens Vater, ein Mann von rauher Gemüthsart und nicht sehr strengen Grundsätzen, nahm sich eine Verbindung nicht sehr zu Herzen, die er für unerlanbt hielt. Sie war versorgt, das war einiger Trost für ihn: ohne Zweifel würde Herr Beaufort wie ein Mann von Ehre handeln, dachte er, und sie vielleicht zuletzt zu einem ehrlichen Weibe und einer Dame machen. Inzwischen hatte sie ein hübsches Haus, einen hübschen Wagen und hübsche Diener;

und weit entfernt, Geld von ihm zu begehren, schickte sie ihm beständig kleine Geschenke. Aber Katharina sah nur in der Erlaubniß, an ihn schreiben zu dürfen, gütige, verzeihende und vertrauensvolle Zärtlichkeit und liebte ihn aufrichtig; doch als er starb, war das Band zwischen ihr und der Familie zerrissen. Ihr Bruder übernahm das Geschäft; ein ehrenvoller und rechtlicher Mann, aber etwas hart, und wenig lebenswürdig. In dem einzigen Briefe, den sie von ihm erhalten hatte, worin er ihr den Tod ihres Vaters meldete, sagte er ihr offen und mit Anstand, daß er das Leben, welches sie führe, nicht billigen könne: daß er erwachsene Kinder habe, und daß aller Umgang zwischen ihnen zu Ende sei, wenn sie nicht Herrn Beaufort verlasse; dann würde er, wenn sie ihr Leben aufrichtig bereue, ihr zärtlicher Bruder sein!

Obgleich Katharina diesen Brief zu jener Zeit für gefühllos erklärt hatte, so erkannte sie doch jetzt, als sie gedemüthigt und von Kummer niedergedrückt war, die richtigen Grundsätze, die derselbe enthielt. Ihr Bruder war wohlhabend für seinen Stand – sie wollte ihm ihre wirkliche Lage offenbaren, und er mußte ihrer Aussage glauben. Sie wollte an ihn schreiben und ihn bitten, wenigstens ihren armen Kindern Beistand zu gewähren.

Aber diesen Schritt that sie erst, als sie bereits einen beträchtlichen Theil der kleinen ihr noch übrigen Summe verzehrt hatte – erst als drei Vierteljahre nach Beaufort's Tode vergangen waren und sie an verschiedenen Anzeichen bemerkte, daß ihr eigener Tod nicht mehr ferne sei. Seit ihrem sechzehnten Jahre, als Beaufort sie an

die Spitze seines Haushalts gestellt, hatte sie, wenn nicht in Ueppigkeit, doch in bequemem Luxus gelebt, wobei sie natürlich keine Sparsamkeit gelernt hatte und jetzt nicht im Stande war, für ihren Unterhalt zu sorgen. Sie konnte sich Alles versagen; aber gegen ihre Kinder – gegen *seine* Kinder, deren leisester Wunsch war erfüllt worden, konnte sie nicht karg sein. Sie hätte auf einer Dachkammer Hunger leiden können, wäre sie allein gewesen, doch konnte sie nicht sehen, daß es an einer Bequemlichkeit fehlte, so lange sie noch eine Guinee besaß. Philipp, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, zeigte eine Rücksicht, die man nicht von seiner früheren stolzen Nachlässigkeit hätte erwarten sollen. Aber Sidney, wer konnte Rücksicht von einem solchen Kinde erwarten? Was konnte er von der Aenderung der Umstände, von dem Werthe des Geldes wissen? Wenn er niedergeschlagen schien, schlich sich Katharina fort und wendete so viel Geld, wovon sie eine ganze Woche hätte leben können, an einen Schooß voll Spielsachen, die sie ihm heimbrachte. Sah er ein wenig blässer aus – klagte er über die geringste Unpäßlichkeit, so mußte ein Arzt kommen. Ach! ihre eigene Krankheit nahm, vernachlässigt und unbeachtet, zu, so daß es mit jeder Arznei zu spät war. Aengstlich – furchtsam – genagt von der Reue wegen der Vergangenheit – von dem Gedanken an die Noth der Zukunft – rieb sie sich täglich mehr und mehr auf. Sie hatte während ihres abgeschiedenen Aufenthalts mit Beaufort ihren Geist gebildet, aber keine von den Künsten gelernt, wodurch eine heruntergekommene Dame den Hunger

von ihrer Thür fern hält; keine kleinen Fertigkeiten, die am Tage der Noth zu einem nützlichen Geschäfte werden! Sie verstand nicht mit Wasserfarben oder auf Sammet zu malen, keine Spielereien, keine Stickereien oder dergleichen zu verfertigen. Sie war hülflos – gänzlich hülflos – nicht einmal stark genug zu einer Magd, und hätte sie selbst in dieser Eigenschaft eine Stelle bekommen können? Zu jener Zeit war eine große Veränderung an Philipp zu bemerken. Wäre er in freundliche Hände und unter sorgsame Augen gekommen, so möchten seine Leidenschaften und Kräfte zu seltenen Fähigkeiten und großen Tugenden herangereift sein. Aber vielleicht, wie Goethe irgendwo sagt, ist die Erfahrung am Ende die beste Lehrerin. Er übte eine beständige Wachsamkeit über sein heftiges Temperament, über seinen schwankenden Willen; er hätte seine Mutter um alle Welt nicht betrübt. Aber seltsam genug – und es ist ein großes Geheimniß in dem weiblichen Herzen – nach Maßgabe, wie er liebenswürdiger wurde, schien seine Mutter ihn weniger zu lieben. Vielleicht erkannte sie in jener Veränderung nicht den Liebling früherer Zeit wieder; vielleicht machten die Schwächen und der Ungestüm Sidney's, die beständigen Opfer, die das Kind von ihr forderte, ihn ihr um so theurer wegen des natürlichen Gefühls der Abhängigkeit und des Schutzes, welches das große Band zwischen Mutter und Kind bildet; vielleicht auch, da Philipp ihr eben so viel Stolz als Zärtlichkeit eingeflößt hatte, verschwand der Stolz mit den Erwartungen, die denselben genährt, und führte einen Theil der Zärtlichkeit in seinem Untergange

mit fort, die damit verschlungen gewesen. Wie dem auch sei, Philipp hatte früher der am meisten verzogene und begünstigte von den Beiden geschienen. So wuchs unter der liebkosenden Milde des jüngeren Sohnes eine gewisse Eigenliebe aus; sie war verborgen und nahm liebeswürdige Farben an; sie hatte sogar einen gewissen Reiz und eine Anmuth bei einem so lieblichen Kinde, aber Eigenliebe war es nichts desto weniger. Darin unterschied er sich von seinem Bruder: Philipp war eigenwillig, Sidney eigenliebig. Eine gewisse Schüchternheit des Charakters, die dem ängstlichen Herzen der Mutter entsprach, trug dazu bei, daß dieser Fehler bei dem jüngern Knaben Wurzel faßte; denn in kühnen Naturen liegt eine ungebundene und unberechnende Sorglosigkeit, welche die Eigenliebe unbewußt verachtet: und was ist Furcht in physischer Hinsicht anders als die Rücksicht für die eigene Person, und in moralischer die Befugniß für die eigenen Interessen?

In einem kleinen Zimmer in der Vorstadt H\* saß Mrs. Morton am Fenster und erwartete ängstlich das Klopfen des Briefträgers, der ihres Bruders Antwort auf ihren Brief bringen sollte. Es war zwischen zehn und eilf Uhr Morgens im lustigen Monat Junius. Es war heiß und schwül, was in England im Junius selten ist. Eine weiß und roth bemalte Fliegenfalle hing von der Decke, von Fliegen umschwärmt, Fliegen saßen an der Decke, Fliegen summten an den Fenstern; das Sopha und die Stühle von Roßhaar schienen mit Fliegen gepolstert zu sein. Die dichten, festen Vorhänge von wollenem Moor hatten ein

unfreundliches Ansehen, die grellen Tapeten, der hellfarbige Teppich, selbst der Spiegel über dem Kamin, wo ein schmales Stück Spiegelglas in einem Rahmen hing, der mit gelbem Mousselin bedeckt war, Alles hatte etwas Unerquickliches. Wir reden von der Langweiligkeit des Winters, und ohne Zweifel ist der Winter trostlos. Aber was in der Welt ist unerfreulicher für Augen, die an das Grün der blühenden Natur – an den Pomp der Wälder und die Teppiche der Felder gewöhnt sind – als ein enges Zimmer in einem Hause in der Vorstadt; wo die Sonne in jeden Winkel dringt, wo nichts Frisches, nichts Kühles, nichts Duftiges zu sehen, zu fühlen oder einzuathmen ist; nichts als Staub, blendendes Licht, Geräusch und neben dran vielleicht ein Seifensiederladen? Sidney, mit einer Scheere bewaffnet, schnitt die Bilder aus einem Geschichtenbuche, welches seine Mutter ihm am Tage zuvor gekauft hatte. Philipp, der sich in der letzten Zeit viel auf den Straßen umhertrieb – vielleicht in der Hoffnung, einem von jenen wohlwollenden, excentrischen, ältlichen Herren zu begegnen, wovon er in alten Romanen gelesen, die plötzlich der nothleidenden Tugend zu Hülfe kommen, oder wahrscheinlicher aus Ruhelosigkeit, die seinem abenteuerlichen Temperamente angehörte. Philipp hatte das Haus seit dem Frühstück verlassen.

»O wie heiß dies garstige Zimmer ist!« rief Sidney, plötzlich, von seiner Beschäftigung aufblickend. »Werden wir nie wieder auf's Land sehen, Mama?«

»Nicht jetzt, mein Lieber.«

»Ich wollte, ich hätte mein Pferdchen. Warum kann ich nicht mein kleines Pferdchen haben?«

»Weil – weil das Pferd verkauft ist, Sidney.«

»Wer verkaufte es?«

»Dein Onkel.«

»Er ist ein sehr garstiges Mann, mein Onkel, nicht wahr? Aber kann ich nicht ein anderes Pferd haben? Es wäre so hübsch bei diesem schönen Wetter.«

»Ach, lieber Junge, ich wollte, ich könnte Dir eins kaufen; aber Du sollst noch diese Woche ausreiten! Ja,« fuhr die Mutter fort, als wollte sie sich wegen dieser Verschwendung bei sich selber entschuldigen, er sieht nicht wohl aus, der arme Kleine! Er muß nothwendig Bewegung haben!«

»Ausreiten! – O! Du bist meine liebe, gute Mutter!« rief Sidney in die Hände klatschend. »Aber nicht auf einem Esel – auf einem Pferdchen. Der Mann dort unten in der Straße vermietet Pferde. Ich muß den kleinen Weißen mit dem langen Schweif haben. Aber bitte, Mama, sage es Philipp ja nicht, er würde neidisch werden.«

»Nein, nicht neidisch, mein Lieber. Warum denkst Du das?«

»Weil er immer ärgerlich ist, wenn ich Dich um etwas bitte. Es ist sehr unfreundlich von ihm, denn meinetwegen kann er auch ein Pferd haben – nur nicht das weiße.«

In diesem Augenblick klopfte der Briefträger laut und plötzlich, so daß Mrs. Morton von ihrem Sitze auffuhr. Sie drückte ihre Hände fest auf's Herz, als wollte sie das

Klopfen desselben hemmen und ging in nervöser Aufregung zur Thür, um dem langsamen Schritte der auf Pantoffeln gehenden Magd zuzuvorkommen.

»Gib ihn mir, Hanne, gib ihn mir!«

»Einen Schilling und acht Pence – doppeltes Porto – wenn's beliebt, Madame! Danke Ihnen.«

»Mama, darf ich Hanne sagen, daß sie das Pferdchen miethet?«

»Noch nicht, mein Lieber; setze Dich nieder; sei ruhig, ich – ich bin nicht wohl.«

Sidney, der zärtlich und gehorsam war, schlich ruhig zum Fenster zurück und nahm nach einem kurzen und ungeduldigen Seufzer die Scheere und das Geschichtsbuch wieder vor. Ich entschuldige mich nicht bei dem Leser wegen der verschiedenen Briefe, die ich genöthigt bin, ihm vorzulegen; denn der Charakter verräth sich oft mehr in Briefen als in der Rede. Roger Morton's Antwort war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

»Liebe Katharina!

»Ich habe Deinen Brief vom 14. dieses empfangen und beantworte ihn Dir jetzt. Deine betrübte Lage hat mich sehr bekümmert; aber Du magst sagen, was Du willst, so kann ich mich doch nicht überzeugen, daß der verstorbene Herr Beaufort wie ein gewissenhafter Mann handelte, indem er vergaß, sein Testament zu machen und seine Kleinen ohne Unterstützung ließ. Es ist Alles recht schön, voll seinen Absichten zu reden; aber nur wenn man ihn kostet, kann man beurtheilen, ob der Pudding gut gerathen. Es ist eine schwere Sache für mich, der

ich selber eine große Familie habe und mir meinen Lebensunterhalt durch redlichen Fleiß verdiene, die Kinder eines reichen Herrn erhalten zu sollen. Was Deine Geschichte von der geheimen Trauung betrifft, so mag sie wahr sein oder nicht. Vielleicht wurdest Du von jenem charakterlosen Manne hintergangen, denn eine wirkliche Trauung konnte es nicht sein. Und wie Du sagst, hat das Gesetz über diesen Punkt entschieden; darum, je weniger Du von der Sache sprichst, desto besser. Es kommt Alles auf dasselbe heraus. Die Leute sind nicht verbunden zu glauben, was nicht bewiesen werden kann. Und selbst wenn es wahr ist, was Du sagst, so bist Du mehr zu tadeln als zu bedauern, weil Du so viele Jahre geschwiegen und eine redliche Familie, als welche die unsere stets ist betrachtet worden, in Schande gebracht hast. Ich bin gewiß, meine Frau würde nicht dergleichen für den schönsten Herrn gethan haben, der je Schuhleder getragen. Indessen will ich Deine Gefühle nicht verletzen und auf jeden Fall bin ich bereit zu thun, was recht und passend ist. Du kannst nicht erwarten, daß ich Dich in mein Haus einladen soll. Du weißt, meine Frau ist sehr religiös – was man evangelisch nennt; doch darum handelt es sich hier nicht: ich verkehre mit allen Leuten, sie mögen der Staatskirche angehören oder nicht – selbst mit Juden – und kümmere mich nicht viel um Verschiedenheit der Ansichten. Ich denke, es gibt viele Wege, die zum Himmel führen; wie ich auch neulich zu Herrn Thwaites, einem unserer Mitglieder, sagte. Aber ich muß Dir sagen, meine Frau will nicht davon hören, daß Du hieherkommst, und

in der That könnte es meinem Geschäfte Nachtheil bringen, denn verschiedene ältliche unverheirathete Frauenzimmer kaufen Flanell für die Armen in meinem Laden und sie sind sehr eigen in solchen Dingen, was auch ganz recht ist, denn die Moral ist sehr strenge in dieser Grafschaft und besonders in dieser Stadt, wo wir freilich sehr hohe Kirchenabgaben zahlen. Nicht als murrte ich darüber, denn wenn ich gleich so liberal bin, wie es nur irgend ein Mann sein kann, so bin ich doch für eine vom Staat anerkannte Kirche, wie es auch meine Pflicht sein muß, da der Dekan mein bester Kunde ist. Aus Rücksicht für Deine Bedürfnisse schließe ich zehn Pfund bei; theile mir mit, wenn sie ausgegeben sind, und ich will sehen, was ich mehr thun kann. Du sagst, es gehe Dir sehr dürftig, was mir sehr leid thut; aber Du solltest Muth fassen und gerade zu Werke gehen und ich denke wirklich, Du dürftest Dich wohl an Herrn Robert Beaufort wenden. Er steht in sehr gutem Rufe, und ungeachtet Deines Processes mit ihm, den ich nicht billigen kann, denke ich, würde er Dir vierzig bis fünfzig Pfund jährlich aussetzen, wenn Du Dich gehörig an ihn wendetest. So viel von Dir. Was die Knaben betrifft – die armen vaterlosen Waisen! – so ist es sehr hart, daß sie wegen eines Fehlers so hart bestraft werden sollen, den sie nicht selbst gemacht, und meine Frau, die zwar strenge aber gutherzig ist, zeigt sich bereit zu thun, was ich hinsichtlich ihrer wünsche. Du sagst, der älteste ist beinahe sechzehn und hat gute Fortschritte in seinen Studien gemacht. Ich kann ihm ein sehr gutes, leichtes Fortkommen verschaffen. Der Bruder

meiner Frau, Herr Christoph Plaskwith, ist Buchhändler und hat ein hübsches Geschäft in R\*. Er ist ein gewandter Mann und gibt eine Zeitung heraus, die er mir aus Gefälligkeit jede Woche sendet, und obgleich sie nicht meiner Grafschaft angehört, so hat sie doch eine gute Richtung und wird oft in londoner Blättern als ein sehr gutes Provinzialblatt erwähnt. »Herr Plaskwith schuldigt mir einiges Geld, welches ich ihm vorstreckte, als er die Zeitung begann, und er hat sich mehrmals auf die ehrlichste Weist erboten, mir einen Antheil an dem Ertrage seiner Zeitung dafür abzutreten. Doch da das Ding ein Ende nehmen könnte und ich mich nicht gern auf Sachen einlasse, die ich nicht verstehe, so habe ich seine sehr vortheilhaften Anträge nicht angenommen. Plaskwith schrieb mir vor zwei Tagen, er wünsche einen anständigen hübschen Bursche als Lehrling und Gehülfen anzunehmen, und fragte an, ob mein ältester Sohn dazu Lust hätte; aber ich kann ihn nicht entbehren. Ich schreibe mit dieser Post an Christoph, und wenn Dein Sohn auf dem Omnibus herunterfahren will – es kostet nicht viel – und bei Herrn Plaskwith anfragen, so zweifle ich nicht, daß er ihn sogleich annehmen wird. Aber Du wirst sagen: es ist das Eintrittsgeld zu berücksichtigen! Nichts von dem; Christoph wird das Eintrittsgeld von dem mir schuldigen Gelde abrechnen und so hast Du nichts zu bezahlen. Dies ist eine sehr hübsche Sache, und da der Bursche schon einige Fortschritte gemacht hat, wird es schon gehen; darum darfst Du dir also keine Sorge machen. Was den jüngsten betrifft, den will ich sogleich zu mir nehmen. Du

sagst, er ist ein hübscher Junge, und ein hübscher Junge ist stets eine Hülfe im Laden eines Leinwandhändlers. Er soll Alles mit meinen Kindern theilen, und Mrs. Morton wird für seine Wäsche und Moral sorgen. Ich sehe voraus – dies ist Mrs. Morton's Erinnerung – daß er die Masern, die Kuhpocken und den blauen Husten gehabt hat, was ich mir zu melden bitte. Wenn er sich gut beträgt, was in seinem Alter ihm schon noch anzugewöhnen ist, so ist für sein Leben hinlänglich gesorgt. So hast Du für zwei Personen weniger zu sorgen und darfst nun an Dich selber denken, was gewiß eine große Beruhigung sein muß. Vergiß nicht, an Herrn Beaufort zu schreiben, und wenn er nicht etwas für Dich thut, so ist er nicht der Herr, für den ich ihn halte: aber Du bist mein eigenes Fleisch und Blut und sollst nicht verhungern; denn wenn ich es gleich nicht für recht halte für einen Geschäftsmann, zu dem aufzumuntern, was unrecht ist, so glaube ich doch, wenn Jemand in der Welt heruntergekommen ist, so ist eine Unze Hülfe besser als ein Pfund gute Lehren und Predigten. Meine Frau denkt anders und will Dir einige Traktätchen senden; doch nicht Jeder kann so nach der Schnur handeln. Doch, wie ich schon oben sagte, das gehört nicht zur Sache. Laß es mich wissen, wann Dein Knabe herunterkommt und auch das von den Masern, den Kuhpocken und dem blauen Husten, und auch ob mit Herrn Plaskwith Alles richtig ist. So, nun hoffe ich, wirst Du Dich beruhigter fühlen und verbleibe, liebe Katharina,

Dein verzeihender und liebender Bruder

*Roger Morton.*«

»High-Street Nr. –, 13. Junius.

»Nachschrift. – Mrs. Morton sagt, sie will eine Mutter für den kleinen Knaben sein und es sei gut, wenn Du all sein Leinzeug ausbesserst, ehe Du ihn schickst.«

Als Katharina diesen Brief geendet hatte, erhob sie ihre Augen und erblickte Philipp, Er war geräuschlos eingetreten, stand schweigend an die Wand gelehnt da und beobachtete das Gesicht seiner Mutter, welches, während sie las, von der schmerzlichen Erniedrigung erglühte. Philipp war nicht mehr der zierlich geputzte Knabe, den wir zuerst dem Leser vorstellten. Er war aus seinem abgeschossenen Trauerkleide herausgewachsen; sein lange vernachlässigtes Haar hing struppig an seinen Wangen nieder; es war ein düsterer Blick in seinen funkelnden, dunkeln Augen. Die Armuth verräth sich nie mehr als in den Zügen und der Körpergestalt des Stolzen. Es war klar, daß sein Geist viel litt und sich in seine erniedrigte Lage nicht finden konnte, und ungeachtet seiner beschmutzten und fadenscheinigen Kleidung und dem bleichen, abgemagerten Gesicht, welches den Jahren der rosigen Jugend so übel steht, lag in seiner ganzen Miene und Person eine wilde und phantastische Größe, die ausdrucksvoller war, als die frühere Arroganz seines Wesens.

»Nun, Mutter,« sagte er mit einer seltsamen Mischung der Strenge in seinem Gesichte und des Mitleids in seiner Stimme, »nun, Mutter, was sagt Dein Bruder?«

»Du hast schon einmal für uns entschieden, entscheide wieder. Aber ich darf Dich nicht erst fragen, Du würdest nimmermehr –«

»Ich weiß nicht,« fiel Philipp ein; »laß sehen, worüber wir entscheiden sollen?«

Mrs. Morton war von Natur ein Weib von hohem Muth und Geiste, aber Kummer und Krankheit hatten beide niedergedrückt. Und obgleich Philipp erst sechzehn Jahr alt war, so liegt doch etwas in der Natur des Weibes – besonders bei einer Verlegenheit – was sie bewegt, sich auf einen andern Willen als auf ihren eigenen zu stützen. Sie gab Philipp den Brief und setzte sich ruhig zu Sidney nieder.

»Dein Bruder meint es gut,« sagte Philipp, als er den Brief gelesen hatte.

»Ja, aber es läßt sich nicht machen; ich kann doch unmöglich den armen Sidney fortschicken zu – zu –.« Und Mrs. Morton schluchzte.

»Nein, liebe Mutter, nein; es wäre schrecklich, Dich von ihm zu trennen. Aber dieser Buchhändler – Plaskwith – vielleicht werde ich im Stande sein, Euch Beide zu unterstützen.«

»Ei, Du denkst doch nicht daran, Philipp, ein Lehrling zu werden! – Du, der Du so erzogen bist – der Du so stolz bist!«

»Mutter, für Dich würde ich die Uebergänge über die Gassen kehren; Mutter, für Dich würde ich zu meinem Onkel Beaufort mit dem Hut in der Hand gehen und ihn um einen halben Penny bitten. Mutter, ich bin nicht stolz

– ich möchte gern ehrlich sein, wenn ich kann – aber wenn ich Dich so hinwelken sehe und so verändert, da versucht mich der Teufel, und ich denke oft mit Schauder daran, daß ich ein Verbrechen begehen könnte – welches, weiß ich nicht.«

»Komm her, Philipp – mein lieber Philipp – mein Sohn, meine Hoffnung, mein Erstgeborner!« – Und das Herz der Mutter gab sich der ganzen Zärtlichkeit früher Tage hin. »Sprich nicht so furchtbare Worte aus, Du erschreckst mich!«

Sie umschlang seinen Hals mit ihren Armen und küßte ihn besänftigend. Er legte seine glühenden Schläfen an ihren Busen und schmiegte sich an sie an, wie er früher zu thun pflegte, nach einem stürmischen Ausbruch seiner leidenschaftlichen und ungestümen Kindheit. In dieser Stellung blieben sie eine Weile – ihre Lippen schwiegen und ihre Herzen redeten zu einander – Eins schöpfte aus dem Andern Unterstützung und heilige Stärke – bis Philipp ruhig und mit stillem Lächeln aufstand und sagte: »Lebe wohl, Mutter, ich will sogleich zu Plaskwith gehen.«

»Aber Du hast kein Geld zur Fahrt; hier, Philipp.« Und sie gab ihm ihre Börse in die Hand, woraus er mit Widerstreben einige Schillinge auswählte. »Und bedenke, wenn der Mann rauh ist und Dir nicht gefällt, so darfst Du Dich nicht der Unverschämtheit und Kränkung unterwerfen.«

»O, Alles wird gut gehen, fürchte nichts,« sagte Philipp heiter und verließ das Haus.

Gegen Abend hatte er seine Bestimmung erreicht. Der Laden hatte ein hübsches Aussehen und einen besondern Eingang; oben darüber stand geschrieben: ›Christoph Plaskwith, Buchhändler.‹ An der Thür war eine Platte mit der Inschrift: ›Expedition des Merkur.‹ Philipp trat durch den besondern Eingang ein und wurde von einer zierlichen Phillis in ein kleines Geschäftszimmer geführt. In wenigen Minuten öffnete sich die Thür und der Buchhändler trat ein.

Herr Christoph Plaskwith war ein kurzer, untersetzer Mann mit hellbraunen Beinkleidern und ähnlichen Gamaschen, schwarzem Rock und Weste, einer starken Uhrkette mit einem ungeheuren Bündel von Petschaften, die mit kleinen Schlüsseln und altmodischen Trauerringen abwechselten. Seine Gesichtsfarbe war bleich und aufgedunsen, sein Haar kurz, schwarz und glatt. Der Buchhändler rühmte sich seiner Aehnlichkeit mit Napoleon und hatte ein kurzes, rasches und gebieterisches Wesen angenommen, welches er für ein Hauptmerkmal des kräftigen und entschiedenen Charakters seines Vorbildes hielt.

»Sie sind also der junge Herr, den mir Herr Roger Morton empfiehlt?« Hier nahm Herr Plaskwith ein ungeheures Taschenbuch, öffnete es langsam und starrte Philipp mit einem Blicke an, der durchdringend und forschend sein sollte.

»Dies ist der Brief – nein! dies ist Sie Thomas Chamberdown's Bestellung auf fünfzig Exemplare der letzten

Nummer des Merkur, die seine Rede bei der Versammlung der Grafschaft enthält. Ihr Alter, junger Mann? – Erst sechzehn? – Sehen älter und – das ist er nicht – das ist er auch nicht – dieser da ist's! – Setzen Sie sich nieder. Ja, Herr Roger Morton empfiehlt Sie – ein Verwandter – in unglücklichen Umständen – wohl erzogen – hm! nun, junger Mann, was haben Sie von sich selber zu sagen?«

»Wie beliebt, mein Herr?«

»Können Sie Rechnungen ausschreiben? – Verstehen Sie das Buchhalten?«

»Ich verstehe etwas von der Algebra, mein Herr!«

»Algebra! – so, was weiter?«

»Französisch und Latein.«

»Hm! – mag nützlich sein. Warum tragen Sie Ihr Haar so lang? – Sehen Sie mich an. Wie ist Ihr Name?«

»Philipp Morton.«

»Philipp Morton, Sie haben ein verständiges Gesicht – ich gehe sehr auf Gesichter. Sie kennen die Bedingungen? – sehr günstig für Sie. Kein Eintrittsgeld – mache das mit Roger ab. Ich gebe Tisch und Bett – Ihre Wäsche haben Sie selber besorgen zu lassen. Regelmäßige Gewohnheiten – die Lehrzeit nur fünf Jahre; mit der Bedingung, daß Sie sich später nicht in derselben Stadt etabliren. Ich will für den Lehrbrief sorgen. Wann können Sie kommen?MM

»Wann Sie wollen, Herr.«

»Uebermorgen mit dem Omnibus, der um sechs Uhr ankommt.«

»Aber, Herr,« sagte Philipp, »wenn ich keinen Gehalt bekommen? – Etwas, so wenig es auch ist, damit ich meiner Mutter etwas schicken kann?«

»Gehalt mit sechzehn Jahren! – Tisch und Bett – kein Eintrittsgeld! Gehalt! für was? Lehrlinge haben keinen Gehalt! – Sie werden jede Bequemlichkeit haben.«

»Geben Sie mir weniger Bequemlichkeit, damit ich meiner Mutter mehr schicken kann – ein wenig Geld, so wenig er auch ist, und ziehen es mir an meinem Tische ab; ich bedarf nur *einer* Mahlzeit täglich, Herr.«

Der Buchhändler wurde gerührt, nahm eine ungeheure Prise Schnupftaback aus seiner Westentasche und sann einen Augenblick nach. Dann sagte er, nachdem er Philipp noch einmal genau angesehen:

»Nun, junger Mann, ich will Ihnen sagen, was wir thun wollen. Sie sollen zuerst auf die Probe hieherkommen – wir wollen sehen, ob wir einander gefallen, ehe wir den Vertrag unterzeichnen – inzwischen gebe ich Ihnen fünf Schilling die Woche. Wenn Sie Talent zeigen, so will ich sehen, ob Roger und ich uns über einen kleinen Gehalt verständigen können. Ist Ihnen das recht?«

»Ich danke Ihnen, Herr, ja,« sagte Philipp mit dankbarem Ausdruck.

»Abgemacht also. Folgen Sie mir – will Sie Mrs. Plaskwith vorstellen.«

Mit diesen Worten legte Herr Plaskwith den Brief wieder in das Taschenbuch und steckte es in die Tasche; dann legte er seine Arme auf den Rücken, erhob sein Kinn und schritt durch den Gang in ein kleines Zimmer,

welches die Aussicht auf einen kleinen Garten gewährte. Hier saßen um einen runden Tisch eine sehr hagere, schielende Dame, Mrs.Plaskwith, und zwei kleine Mädchen, die Fräulein Plaskwith, welche auch schielten und Lätzchen vorhatten, ein junger Mann von drei oder vierundzwanzig Jahren, der ziemlich schmutzige Nankingbeinkleider und eine schwarze Jacke und Weste von Manchester trug. Dieser junge Herr, der sehr viele Sommerprossen hatte, trug sein schwarzes und krauses Haar auf der einen Seite hinauf und auf der andern Seite herunter, hatte eine kurze, dicke Nase, volle Lippen und roch, wenn man sich ihm nähert, nach Cigarren. Dies war Herr Plimmins, Herrn Plaskwith's Faktotum, erster Commis und Mitherausgeber des Merkur. Herr Plaskwith machte in formeller Weise die Runde bei der Vorstellung; Mrs. Plaskwith nickte mit dem Kopfe; die Fräulein Plaskwith stießen einander an und lächelten; Herr Plimmins fuhr mit der Hand durch sein Haar, sah in den Spiegel und verbeugte sich sehr höflich.

»Nun, Mrs. Plaskwith, meine zweite Tasse, und gib Herrn Morton auch seine Tasse Thee. Müssen ermüdet sein, Herr – ein heißer Tag. Jemina, klingele – nein, geh zur Treppe und rufe: mehr geröstetes Brod mit Butter. Das ist der kürzere Weg – Promptheit ist meine Lebensregel, Herr Morton. Sagen Sie – hm, hm – haben Sie je zufällig die Lebensbeschreibung des großen Napoleon Bonaparte studirt?«

Herr Plimmins schluckte seinen Thee hinunter und stieß Philipp unter dem Tische an. Philipp sah den Commis zornig an und erwiderte mürrisch: »Nein, Herr.«

»Das ist Schade. Napoleon Bonaparte war ein sehr großer Mann! Sie haben doch seine Büste gesehen? – Dort steht sie auf dem Nebentische! Sehen Sie sie an! Finden Sie eine Aehnlichkeit, he?«

»Aehnlichkeit, Herr? Ich sah Napoleon Bonaparte nie.«

»Nein, so meine ich es nicht. Hier sehen Sie sich im Zimmer um. An wen erinnert Sie jene Büste? Wem gleicht sie?«

Hier stand Herr Plaskwith auf und nahm eine Stellung an: seine Hand in der Weste und sein Gesicht nachdenkend zu dem Theetische geneigt. »Nun denken Sie sich mich auf St. Helena; dieser Tisch ist der Ocean. Nun also, wem gleicht jene Büste, Herr Philipp Morton?«

»Ich denke, Ihnen, Herr!«

»Ja, so ist es! Das fällt Jedem auf! Nicht wahr, Mrs. Plaskwith, nicht wahr? Und wenn Sie mich länger kennen, werden Sie auch eine moralische Aehnlichkeit finden – eine moralische, Herr! Gerade heraus – kurz – gerade auf's Ziel los – kühn – entschlossen!«

»Ich bitte Dich, Plaskwith,« sagte Mrs. Plaskwitz in sehr zänkischem Tone, »beeile Dich mit Deinem Thee; der junge Herr will vermuthlich nach Hause und der Omnibus kommt in einer Viertelstunde vorüber.«

»Haben Sie Kean in Richard dem Dritten gesehen, Herr Morton?« fragte Plimmins.

»Ich sah nie ein Schauspiel.«

»Nie ein Schauspiel! Wie seltsam!«

»Durchaus nicht seltsam, Herr Plimmins,« sagte der Buchhändler. »Herr Morton ist in einer bedrängten Lage gewesen – reichen Sie ihm das geröstete Brod.«

Schweigend und mürrisch, aber mehr verächtlich als traurig, horchte Philipp dem Geplauder um ihn her und beobachtete die widerwärtigen Charaktere, in deren Nähe er seine Zeit zubringen sollte. Er bemühte sich nicht zu gefallen – das hatte er leider nie zu seinem besonderen Studium gemacht – es war genug für ihn, daß er mit dem Auge des Geistes jenseits der Wände des düsteren Zimmers die weiten Aussichten auf besseres Glück sehen konnte. Welcher Kummer kann im sechzehnten Jahre die Hoffnung verscheuchen, oder welche prophetische Furcht den Ehrgeiz einen Thoren schelten? Er wollte die geliebten Wesen, die er zu Hause gelassen, wieder in Ruhe und Wohlstand, wenn auch nicht in Ueberfluß und hohen Rang versetzen. Fünf Schilling die Woche war eine Höhe, von der er das verheißene Land überblickte.

Endlich zog Herr Plaskwith seine Uhr heraus und sagte: »Gerade zur rechten Zeit, um mit dem Omnibus fortzukommen; machen Sie Ihre Verbeugung und dann fort!« Philipp stand auf, nahm seinen Hut, machte eine steife Verbeugung gegen die ganze Gruppe zugleich und entfernte sich mit seinem Wirth.

Mrs. Plaskwith athmete leichter, als er fort war.

»Ich sah nie einen so seltsamen, finsternen, schlecht erzogenen jungen Mann. Ich muß sagen, ich fürchtete mich ordentlich vor ihm. Was er für ein Auge hat!«

»Ungewöhnlich finster; ich möchte sagen wie ein Zigeuner,« sagte Plimmins.

»Hi! hi! Sie machen immer so gute Bemerkungen, Plimmins. Wie ein Zigeuner! Hi, hi! So ist es. Es soll mich wundern, ob er nicht wahrsagen kann?«

»Da sollte er sich lieber zuerst etwas Gutes wahrsagen. Ha! ha!« sagte Plimmins.

»Ha! ha sehr gut! Sie sind sehr witzig, Plimmins.«

Während diese Bemerkungen über sein Aeußeres noch fortgingen, hatte Philipp bereits die Höhe des Wagens erstiegen, winkte mit seiner früheren Herablassung seinem künftigen Herrn mit der Hand zu und wurde von dem Omnibus in einem Wirbelwinde von Staub davongeführt.

»Ein sehr warmer Abend, Herr,« sagte ein Passagier, der zu seiner Rechten saß und aus einer kurzen deutschen Pfeife Philipp eine Rauchwolke in's Gesicht blies.

»Sehr warm. Sein Sie so gut, dem Herrn auf der andern Seite von Ihnen in's Gesicht zu rauchen, entgegnete Philipp.

»Ho, ho!« versetzte der Passagier mit einem lauten kräftigen Lachen – mit dem Lachen eines starken Mannes. »Sie ranchen noch nicht; Sie werden es schon lernen, wenn Sie so viel Sorgen und Bekümmernisse durchgemacht haben, wie ich. Eine Pfeife ist eine große Trösterin! Die blauen Teufel entfliehen vor ihrem ehrlichen Athem! Sie reißt das Gehirn – öffnet das Herz, und der Mann, welcher raucht, denkt wie ein Weiser und handelt wie ein Samaritaner!«

Von dieser gewandten und unerwarteten Deklamation aus seiner Träumerei erweckt, richtete Philipp seinen raschen Blick auf seinen Nachbar. Er sah einen Mann von großem Umfange und ungeheurer physischer Kraft – breitschulterig – mit hoher und breiter Brust – nicht korpulent, aber vermöge seiner Knochen und Muskeln von demselben Umfange wie ein korpulenter Mann. Er trug einen blauen Rock, der bis an das Kinn zugeknöpft war. Ein Strohhut mit breitem Rande, den er auf einer Seite trug, barg sein Gesicht, welches ungeachtet seiner jovialen Farbe und seines lächelnden Mundes einen kühnen und entschiedenen Ausdruck hatte. Es war ein Gesicht, welches wohl zu dem Körper paßte, da er auf einen Geist deutete, wohl geeignet, die gewaltige physische Kraft des Körpers zu bewilligen. Er hatte Augen, die scharfen Verstand ausdrückten, rauhe, aber entschlossene und stark markirte Züge und Kinnbacken wie von Eisen. Es lag Nachdenken, Kraft und Leidenschaft auf der gerunzelten Stirn, in den tiefen Furchen, in den weiten Nasenflügeln und in dem ruhelosen Spiel der Lippen. Philipp sah ihn fest und ernst an, und der Mann erwiderte seinen Blick.

»Was denken Sie von mir, junger Herr?« fragte der Passagier, indem er die Pfeife wieder in den Mund steckte. »Habe ich nicht ein hübsches Aussehen?«

»Sie scheinen ein seltsamer Mann zu sein.«

»Seltsam! – Ja, Sie wissen nicht, was Sie aus mir machen sollen, und so ist es schon Vielen ergangen. Sie können mich nicht so leicht begreifen, wie ich Sie. Soll ich Ihnen Ihren Charakter und Ihre Umstände sagen? Sie sind

von vornehmer Geburt – das sagt mir der Ton Ihrer Stimme. Sie sind arm, verteufelt arm – das sagt mir das Loch in Ihrem Rock. Sie sind stolz, feurig, unzufrieden und unglücklich – Alles das sehe ich in Ihrem Gesichte. Weil ich diese Zeichen bemerkte, sprach ich mit Ihnen. Ich fange keine Bekanntschaft mit den Glücklichen an.«

»Wenn Sie alle Unglücklichen kennen, so müssen Sie eine ziemlich große Bekanntschaft haben,« entgegnete Philipp.

»Ihr Witz geht über Ihre Jahre hinaus! Welches ist Ihr Beruf, wenn die Frage Sie nicht beleidigt?«

»Ich habe noch keinen,« sagte Philipp mit einem leichten Seufzer und hoch erröthend.

»Um so mehr Schade!« brummte der Raucher mit langer und nachdrücklicher Betonung. »Ich hätte Sie für einen Rekruten im Lager der Feindes gehalten.«

»Des Feindes! ich verstehe Sie nicht.«

»In andern Worten, für eine Pflanze, die aus dem Tische eines Advokaten hervorwächst. Ich will mich erklären. Es gibt eine Klasse von Spinnen, von jenen fleißigen, schwer arbeitenden Achtfüßern, die aus dem Schweiß ihres Gehirns – beiläufig gesagt, nehme ich an, daß die Spinnen eine sehr feine Gehirnentwicklung haben müssen – ihre eigenen Netze machen und ihre eigenen Fliegen fangen. Es gibt noch eine andere Klasse von Spinnen, die keinen Stoff in sich haben, um ihr Gewebe daraus zu machen; sie wandern also umher und sehen sich nach Nahrung um, die sich ihre Nachbarn durch ihre Arbeit

verschafft haben. Wenn sie zu dem Gewebe einer kleineren Spinne kommen, deren Vorrathskammern gut versorgt zu sein scheinen, so machen sie einen Einfall in ihre Besetzung, verfolgen sie in ihre Höhle – fressen sie auf, wenn sie können – werfen sie weg, wenn sie zu zähe für ihre Kinnbacken ist, und setzen sich ganz ruhig in den Besitz aller Beine und Flügel, die sie in dem Nest finden können; diese Spinnen nenne ich Feinde – die Welt nennt sie Advokaten!«

Philipp lachte. »Und welches ist die erste Klasse der Spinnen?«

»Ehrliche Geschöpfe, welche offen bekennen, daß sie von Fliegen leben. Die Advokaten fallen unter dem Vorwande über sie her, daß sie die Fliegen aus ihren Klauen befreien wollen. Sie sind wunderbare Blutsauger, diese Advokaten, ungeachtet all ihrer Heuchelei. Ha! ha! ho! ho!«

Und mit einem lauten rauhen Lachen, welches mehr Bosheit als Heiterkeit ausdrückte, drehte sich der Mann herum, wendete sich kräftig zu seiner Pfeife und versank in ein Schweigen, welches er nicht brechen zu wollen schien, während eine Meile nach der andern unter den Rädern dahinglitt. Auch war Philipp nicht zur Mittheilung gestimmt. Das Nachdenken über seinen eigenen Zustand und seine Aussichten verschlang die Neugierde, die sein seltsamer Nachbar sonst würde bei ihm erregt haben. Er hatte seit dem frühen Morgen nichts gegessen. Die Besorgniß hatte ihn für den Hunger unempfindlich gemacht, bis er bei Herrn Plaskwith ankam, und dort,

fieberhaft, im Herzen verwundet, empörte ihn nur der Anblick des Luxus, der den Theetisch schmückte. Er empfand auch jetzt keinen Hunger, doch war er ermüdet und matt. Seit mehren Nächten war der Schlaf, den die Jugend so schwer entbehren kann, unterbrochen und gestört gewesen, und jetzt begann die rasche Bewegung des Fahrens und die freie Strömung einer frischeren Luft, als er seit vielen Monaten gewohnt gewesen, gleich der Berausung eines starken Getränkes auf seine Nerven zu wirken ein undeutlicher Nebel, durch den der verschiedene Schleier der weiblichen Plaskwiths ihn anzustarren schien, folgte dem dahinfliegenden Wege und den tanzenden Bäumen. Sein Kopf fiel auf seine Brust nieder, und indem er instinktmäßig die stärkste Stütze in seiner Nähe suchte, lehnte er sich an den rüstigen Raucher und legte seinen Kopf endlich ganz vertraut an seine Schulter. Der Passagier, der diese unwillkommene und unerwünschte Last fühlte, nahm seine Pfeife, die er bereits dreimal von Neuem gefüllt, aus seinen Lippen und ließ ein zorniges und ungeduldiges Schnauben hören. Als er fand, daß dies keine Wirkung hervorbrachte und die Last immer schwerer wurde, so rief er mit lauter Stimme: »Holla! ich bezahlte nicht mein Fahrgeld, um ihr Polster zu sein, junger Mann!« Und er sich ganz lustig. Philipp fuhr auf und würde von der Seite des Wagens heruntergefallen sein, hätte ihn nicht sein Nachbar mit einer Hand ergriffen, die den M Fall einer jungen Eiche hätte aufhalten können.

»Kommen Sie zu sich! – Sie hätten einen garstigen Purzelbaum machen können.«

Philipp murmelte etwas Unhörbares zwischen Schlaf und Wachen, und richtete seine dunklen Augen auf den Mann. In diesem Blicke lag ein so unbewußter, aber trauriger und tiefer Vorwurf, daß der Passagier sich gerührt und beschämt fühlte. Ehe er aber etwas zur Entschuldigung oder Aussöhnung sagen könnte, war Philipp wieder eingeschlafen. Diesmal aber, als fühlte er den Vorwurf, den er erhalten, und als wolle er sich deßhalb rächen, lehnte er seinen Kopf von seinem Nachbar weg an die Ecke eines Koffers – ein gefährliches Kopfkissen, denn jeder plötzliche Stoß hätte ihn auf den Weg hinunterwerfen können.

»Der arme Junge! – Er sieht bleich aus!« murmelte der Mann, klopfte seine Pfeife aus und steckte sie sachte in die Tasche.

»Vielleicht konnte er den Rauch nicht ertragen – er scheint schwächlich und abgemagert zu sein.« – Und er nahm die langen, zierlichen Finger des Knaben in die seinen. »Seine Wanst ist hohl! – Was weiß ich's, aber es kann vom Fasten sein. Pah! ich war zu rauh gegen ihn. Still, Kutscher, still! schwatzt nicht so laut, und zum Henker! so wird er gewiß herunterfallen.« Und der Mann schlang leise und unbemerkt seinen ungeheuren Arm um des Knaben Taille. »Nun muß ich seinem Kopfe eine andere Lage geben; so – so ist's recht.« Philipp's hohle Wange und langes Haar ruhten jetzt zärtlich an der Brust des Fremden. »Der arme Junge! er lächelt; vielleicht denkt

er an die Heimath und an die Schmetterlinge, denen er als kleiner Bube nachlief – sie kehren nimmer zurück, jene Tage – nimmer – nimmer – nimmer! Mich dünkt, der Wind dreht sich nach Osten, er könnte sich erkälten.« Und mit der Zärtlichkeit eines Weibes legte der Mann ihn auf einen Augenblick von seiner Brust an seine Schulter; knüpfte seinen Rock auf, legte die jetzt nicht mehr unwillkommene Last an ihren früheren Platz, zog den Rock dicht um die schlanke Gestalt des Schläfers und setzte seine eigene starke Brust – denn er trug keine Weste – der rauhen Luft aus. So an der Brust des Fremden eingestelt, beschützt vor der rauben Gegenwart und träumend vielleicht – während ein von heftigen und schrecklichen Kämpfen mit dem Leben und der Sünde verwundetes Herz sein Kissen war – von einer schönen und makellosen Zukunft, schlief der vater- und freundlose Knabe.

#### SIEBENTES KAPITEL.

*Constanze.* Mein Leben, meine Freude, meine Nahrung,  
Für mich die ganze Welt, mein Wittwentrost. *König Johann.*

Bei dem Schimmer der Lampen – bei dem Rasseln der Wagen – bei dem Geklapper des Karren und Lastwagen – bei dem Gedränge und dem mißtönenden Geschrei und Gebrüll London's erwachte Philipp aus seinem glücklichen Schlafe. Er erwachte verwirrt und unbewußt, wo

er war, und sah fremde Augen freundlich und wachsam auf sich gerichtet.

»Sie haben gut geschlafen, mein Junge!« sagte der Passagier mit der tiefen und volltönenden Stimme, die sich bei all dem Lärm hörbar machte.

»Und Sie haben sich so von mir belästigen lassen?« fragte Philipp mit mehr Dankbarkeit in seiner Stimme und in seinem Blick, als er vielleicht je seit seiner Geburt gegen irgend Jemand außer seiner Familie gezeigt hatte.

»Sie müssen wenig an Freundlichkeit gewöhnt sein, mein armer Junge, wenn Sie dies so hoch anschlagen?«

»Nein – einst waren alle Leute sehr freundlich gegen mich, und damals schätzte ich es nicht.« Hier rollte der Wagen schwer durch den finstern Eingang des Gasthauses.

»Tragen Sie Sorge für sich, mein Junge! Sie sehen übel aus.« Und der finstere Mann steckte Philipp ein Goldstück in die Hand.

»Ich bedarf kein Geld, obgleich ich Ihnen dennoch herzlich danke; es wäre eine Schande, in meinem Alter zu betteln. Aber wissen Sie nicht eine Anstellung für mich, wobei ich etwas verdienen kann? – Was man mir anbietet, ist so sehr wenig. Ich habe eine Mutter zu Hause und einen kleinen Bruder.«

»Anstellung!« wiederholte der Mann, und als der Wagen jetzt an der Thür anhielt, fiel das Licht der Lampe voll auf sein ausdrucksvolles Gesicht. »Ja, ich weiß eine

Anstellung, aber Sie sollten sich an Jemand anders wenden, um sie zu erhalten! Was mich betrifft, so ist es nicht wahrscheinlich, daß wir uns wiedersehen werde!«

»Das thut mir sehr leid! – Wer und was sind Sie?« fragte Philipp mit unbefangener Neugierde.

»Ich?« entgegnete der Passagier mit lautem Lachen. »O! ich weiß einige Leute, die mich einen ehrlichen Kerl nennen. Nehmen sie die Ihnen angebotene Anstellung an, so unbedeutend sie auch ist – suchen Sie sich nur dem Untergange zu entziehen. Gute Nacht, mein Junge!«

Mit diesen Worten stieg er rasch von der Decke des Wagens herunter und gab dem Kutscher Anweisungen, wo er seinen Reisesack finden werde. Philipp sah drei oder vier wohlgekleidete Männer auf ihn zukommen, mit Wärme seine Hand schütteln und ihn dem Anscheine nach mit großer Herzlichkeit begrüßen.

Philipp seufzte. »Er hat Freunde,« murmelte er bei sich selber; dann bezahlte er sein Fuhrgeld, entfernte sich aus dem geräuschvollen Gasthofs und trat seinen einsamen Heimweg an.

Eine Woche nach diesem Besuche in R\* trat Philipp im Probe in das Geschäft des Herrn Plaskwith, und Mrs. Morton's Gesundheit hatte so sehr abgenommen, daß sie sich entschloß, ihr Schicksal zu erfahren und einen Arzt zu befragen. Das Orakel war anfangs unbestimmt in seiner Antwort; doch als Mrs. Morton mit Festigkeit sagte: »Ich habe Pflichten zu erfüllen; von Ihrer aufrichtigen Antwort hängen meine Pläne hinsichtlich meiner Kinder ab – wenn ich plötzlich sterbe, so sind sie ganz verlassen

in der Welt,« sah der Arzt ihr fest in's Gesicht, bemerkte ihre ruhige Entschlossenheit und erwiderte offen: »Verlieren Sie keine Zeit, Ihre Pläne in Ausführung zu bringen. Das Leben aller Menschen ist unsicher –, das Ihrige ganz besonders; Sie können noch eine Zeit lang leben, aber Ihre Constitution ist sehr erschüttert – ich fürchte, Sie haben Wasser in der Brust. Nein, Madame – kein Honorar. Ich werde Sie wieder besuchen.«

Der Arzt wendete sich zu Sidney, der mit seiner Uhrkette spielte und lächelnd zu seinem Gesicht aufblickte.

»Und dieses Kind, Herr?« sagte die Mutter besorgt, indem Sie das schreckliche Urtheil vergaß, welches er über sie ausgesprochen hatte – »er ist so zart!«

»Nicht im geringsten, Madame – ein sehr hübscher kleiner Kerl.« Und der Arzt streichelte den Kopf des Knaben und entfernte sich plötzlich.

»Ach! Mama, ich wollte Du rittest spazieren – ich wollte Du nähmest das weiße Pferd!«

»Armer Junge!« murmelte die Mutter, »ich darf nicht selbstsüchtig sein.« Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und begann nachzudenken!

Konnte sie nach dieser Erklärung des Arztes sich entschließen, Ihres Bruders Anerbieten abzulehnen? Wurde nicht ihrem Kinde wenigstens Brod und Obdach gewährt? Wenn sie todt war, konnte da nicht ein Band zwischen dem Oheim und Neffen zerreißen? Würde er so freundlich gegen den Knaben sein, wie jetzt, da sie ihn mit ihren eigenen Lippen seiner Sorgfalt anvertrauen –

dieses kostbare Pfand seinen Händen übergeben konnte? Mit diesem Gedanken faßte sie einen von jenen Entschlüssen, die alle Stärke aufopfernder Liebe haben. Sie wollte den Knaben von sich entfernen ihren letzten Trost; sie wollte allein sterben – allein!

#### ACHTES KAPITEL.

*Constanze.* Wenn ich ihn wiederseh' am Hof des Himmels,  
Werd' ich ihn nicht erkennen. *König Johann.*

Eines Abends, als der Laden geschlossen und das Geschäft beendet war, saß Roger Morton mit seiner Familie in dem zierlichen und bequemen Zimmer, welcher sich gewöhnlich hinter dem Laden eines englischen Handelsmannes befindet. Glücklich ist oft jenes kleine Heiligtum, so nahe und doch so fern von der Anstrengung und Sorge des geschäftigen Marktes, wovon der bescheidene Wohlstand und die friedliche Sicherheit, desselben sich herleiten. Man blicke nur jene Reihen geschlossener Läden in einer Stadt hinunter und stelle sich die freudigen und stillen Gruppen vor, die drängend versammelt sind bei jenem nächtlichen und geselligen Mahl, welcher die Gewohnheit den müßigeren Klassen versagt hat, die weder arbeiten noch spinnen. Zwischen die beiden Extreme des Lebens gestellt, ist der Handelsmann, der sich nicht über seine Mittel hinaus wagt, seine Bücher in Ordnung hält und sichern Gewinn sieht, mit Beschäftigung genug, um ihm gesunde Bewegung zu gewähren, und Vermögen

genug, um nicht jedes neugeborene Kind mit einem Seufzer begrüßen zu müssen, sowohl von denen, die über ihm, als von denen, die unter ihm stehen, zu beneiden, – wenn das ruhelose Herz des Menschen je die Zufriedenheit beneidete!

»So wird also der kleine Knabe nicht kommen?« sagte Mrs. Morton, indem sie Messer und Gabel kreuzte und ihren Teller von sich schob, als Zeichen, daß sie ihr Abendessen beendet habe.

»Ich weiß nicht. – Kinder, geht zu Bette; so – so ist's recht –. Gute Nacht! – Katharina sagt weder ja noch nein. Sie fordert Zeit, sich zu bedenken.«

»Er war ein sehr hübsches Anerbieten von unserer Seite; manche Leute stoßen ihr eigenes Glück von sich.«

»Das ist sehr wahr, meine Liebe, und Du bist eine sehr verständige Frau. Käthchen selber hätte eine anständige Frau sein können, und was noch mehr ist, eine sehr reiche Frau. Sie hätte den jungen Brauer Spencer heirathen können – einen vortrefflichen Mann und sehr wohlhabend!«

»Spencer! ich erinnere mich seiner nicht!«

»Nein, als sie entfloh, zog er sich vom Geschäfte zurück und verließ den Ort. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Er war mächtig in sie verliebt. Sie war ungewöhnlich schön, meine Schwester Katharina.«

»Schön ist, der schön handelt, Morton,« sagte die Frau, die sehr von den Pocken gelitten hatte. »Wir alle haben unsere Versuchungen und Prüfungen; dies ist ein Jammerthal, und ohne Gnade sind wir übertünchte Gräber.«

Morton mischte seinen Grog und rückte seinen Stuhl in seinen gewöhnlichen Winkel.

»Hast Du Deines Bruders Brief gelesen,« sagte er nach einer Pause; »er legt dem jungen Philipp ein sehr gutes Lob bei.«

»Das menschliche Herz ist sehr trügerisch,« versetzte Mrs. Morton, die, beiläufig gesagt, ein wenig durch die Nase schnarrte. »Gebe der Himmel, daß er sein möge, was er scheint; aber jung gewohnt, alt gethan.«

»Wie müssen das Beste hoffen,« sagte Morton milde, »und wirf noch ein Stück Zucker in den Geog, meine Liebe.«

»Es ist doch sehr gut, daß wir den andern kleinen Buben nicht bekommen haben. Ich wette, er hat den Katechismus noch nicht einmal gelernt: diese Leute wissen nicht, welche Pflichten eine Mutter hat. Ueberdies wäre er auch sehr widerwärtig, Morton; wie hätten nie sagen können, wer er eigentlich sei, und ich zweifle nicht, daß Miß Pryinall dies sehr übel aufgenommen hätte.«

»Miß Pryinall mag zum –!« hier hielt Morton inne, nahm einen großen Schluck Grog und setzte hinzu: »Miß Pryinall will auch ihren Finger in Jedermanns Pastete haben.«

»Aber sie kauft viel Flanell und thut in der Stadt viel Gutes; und sie war es, welche ausfindig machte, daß Mrs. Giles nicht so gut ist, wie sie hätte sein sollen.«

»Die arme Mrs. Giles – Sie kam in das Arbeitshaus.«

»Die arme Mrs. Giles, in der That! Es wundert mich, Morton, daß Du als verheiratheter Mann und Familienvater die *arme* Mrs. Giles sagst!«

»Meine Liebe, wenn Leute, die wohlhabend gewesen sind, in's Arbeitshaus kommen, so kann man sie wohl arm nennen; aber davon ist hier nicht die Rede; nur wenn der Knabe zu uns kommt, müssen wir ein scharfes Auge auf Mrs. Prynall haben.«

»Ich hoffe, er wird nicht kommen – es würde sehr unangenehm sein. Und wenn ein Mann Weib und Kinder hat, so ist es um so besser, je weniger er sich mit anderen Leuten und ihren Kindern zu thun macht. Denn die Schrift sagt: Ein Mann soll seinem Weibe anhangen und –«

Hier wurde laut und heftig an des Thürslocke geläutet und Mrs. Morton brach in die Worte aus:

»Ei! das gesteh ich! zu dieser Stunde; wer kann das sein? und alle sind schon zu Bette? Geh und sieh nach, Morton.«

Widerstrebend und langsam stand Morton auf, ging zu dem Gange und riegelte die Thür auf. Eine kurze und leise Unterredung folgte, worüber Mrs. Morton sehr ungeduldig wurde, die mit dem Licht in dem Gange stand.

»Was ist, Morton?«

Morton kehrte zurück und sah aufgeregt aus.

»Wo ist mein Hut? O, hier. Meine Schwester ist angekommen, im Gasthause.«

»Mein Himmel! Sie wird sich doch nicht als Deine Schwester nennen?«

»Nein, nein; hier ist das Billet – nennt sich eine Dame, die krank ist. Ich werde bald zurück sein.«

»Sie kann nicht hieherkommen – Sie soll nicht hieherkommen, Morton. Ich bin ein rechtschaffener Weib – Sie kann nicht hieherkommen. Du verstehst mich.«

Morton hatte von Natur ein strenges Gesicht, strenge gegen Jedermann, nur nicht gegen seine Frau. Die schrillen Töne, die er so lange gewohnt war, drangen in sein Herz wie in sein Ohr. Er machte ein finsternes Gesicht.

»Pah! Frau, Du hast kein Gefühl!« sagte er, ging zum Hause hinaus und zog seinen Hut über die Stirn.

Dies war die einzige rauhe Rede, die Morton je an seine bessere Hälfte gerichtet hatte. Sie bewahrte dieselbe auf in ihrem Herzen und Gedächtniß; sie vereinte sie mit der Schwester und dem Kinde, und sie war keine Frau, die je vergab.

Morton schritt rasch durch die stillen, mond hellen Straßen, bis er das Gasthaus erreichte. In einem von den untern Zimmern wurde an jedem Abend ein Club gehalten, und als er die Schwelle überschritt, rief man ihm ›Hurrah‹ entgegen, stampfte mit den Füßen und klirrte mit den Gläsern. Er war ein steifer, nüchterner, respektable Mann – ein Mann, der, außer bei Wahlen – er war ein großer Politiker – sich nie unter die Gelage der lärmenden Stadtbewohner mischte. Die Töne und der Ort waren ihm unangenehm. Er blieb stehen, und seine Wange wurde roth. Er war beschämt, da zu sein – beschämt, der verlassenen und, wie er glaubte, irrenden Schwester zu begegnen.

Ein hübsches Dienstmädchen, von Befehlen und Complimenten erhitzt und geröthet, eilte ihm mit einem Teller mit Gläsern über den Weg.

»Er ist eine Dame mit dem Telegraphen gekommen?«

»Ja Herr, eine Treppe hoch, Nr. 2, Herr Morton.«

*Herr Morton!* er erbebte beim Klange seines eigenen Namens. »Meine Frau hat Recht,« murmelte er. »Es ist dennoch unangenehmer, als ich dachte.«

Die leicht gebaute Treppe erbebte unter seinen hastigen Schritten. Er öffnete die Thür von Nr. 2 und jene Katharina, die er zuletzt im Alter von sechzehn Jahren in der Blüte der Jugend gesehen, und die, wäre ihre stolze Miene nicht gewesen, für das Modell einer Hebe hätte gelten können – jene Katharina, alt, ehe ihre Jugend noch vorüber war, bleich, dahingewelkt, das dunkle Haar voll silberner Streifen, die Wangen hohl und das Auge trübe – jene Katharina sank an seine Brust!

»Gott segne Dich, Bruder! Wie gütig von Dir, zu kommen! Wie lange, seit wir und nicht gesehen haben.«

»Setze Dich nieder, Katharina, liebe Schwester. Du bist matt – Du bist sehr verändert – gar sehr. Ich hätte Dich nicht wieder erkannt.«

»Ich habe meinen Knaben mitgebracht, Bruder; es ist schmerzlich, mich von ihm zu trennen – sehr – sehr schmerzlich, aber es ist recht, und Gottes Wille geschehe.« Während sie sprach, wendete sie sich zu einem kleinen, unförmlichen Zwerge von Sopha, der sich in dem dunkelsten Winkel des niedrigen und düstern Zimmers zu verbergen schien, und Morton folgte ihr. Mit der einen

Hand zog sie den Shawl zurück, den sie über das Kind geworfen, hielt den Zeigefinger der andern an ihre Lippen und flüsterte: »Wir wollen ihn nicht wecken, er ist so ermüdet. Aber ich wollte ihn nicht zu Bette bringen, bis Du ihn gesehen hattest.«

Und dort schlief der arme Sidney, seine schöne Wange ruhte auf seinem Arm, die weichen, seidenen Ringellocken aus der zarten und unumwölkten Stirn entfernt; die natürliche Farbe erhöht durch Wärme und Anstrengung der Reise; das liebliche Gesicht so unschuldig und still; der Athemzug so sanft und regelmäßig, als sei er nie von einem Seufzer unterbrochen worden.

Morton fuhr mit der Hand über seine Augen.

Es lag etwas sehr Rührendes in dem Contraste zwischen dem wachsamem, ängstlichen und unglücklichen Weibe und dem Schlummer des bewußtlosen Knaben. Und wessen Brust, dem das Licht der christlichen Liebe, der natürlichen Zärtlichkeit je gedämmert, hätte in jenem Augenblick vermuthen können, daß das Urtheil der Welt wahr sei, und Katharina ihren angeblichen Irrthum vorwerfen können? Es liegt eine so göttliche Heiligkeit in der Liebe einer Mutter, daß, einerlei wie das Band gebildet ist, das sie an ihr Kind bindet, sie gleichsam geheiligt wird; die Vergangenheit ist vergessen und die Welt mit ihren rauhen Urtheilen sreht im Hintergrund, wenn jene Liebe allein sichtbar ist; und der Gott, der die Kleinen überwacht, ergießt sein Lächeln über die menschliche Mittelsperson, in deren Zärtlichkeit seine eigene Zärtlichkeit athmet.

»Du wirst gütig gegen ihn sein – nicht wahr?« sagte Mrs. Morton, und die Bitte wurde in so vertrauensvollem, fast heiterm Tone vorgetreagen, welcher zu sagen schien wer würde gegen ein so schönes und hilfloses Wesen auch nicht gütig sein? – »Er ist sehr verständig und gelehrig; Du wirst nie Gelegenheit haben, ihm ein hartes Wort zu sagen – nie! Du hast ja selber Kinder, Bruder!«

»Er ist ein schöner Knabe – sehr scheu. Ich will als Vater für ihn sorgen!«

Plötzlich aber fiel ihm sein sauertöpfiges, garstiges, zanksüchtiges Weib ein, doch er sagte bei sich selber »Sie muß ein solches Kind annehmen – die Frauen finden stets Gefallen an dem, was schön ist.«

Er beugte sich nieder und drückte sanft seine Lippen auf Sidney's Stirn. Mrs. Morton bedeckte ihn wieder mit dem Shawl und zog ihren Bruder an das andere Ende des Zimmers.

»Und nun, sagte sie erröthend, während sie sprach, muß ich Deine Frau sehen, Bruder. Es ist so viel über ein Kind zu sagen, was nur eine Frau behalten kann. Ist sie gutmüthig und freundlich? Du weißt, ich sah sie nie; Du heirathetest, als ich Euch schon verlassen hatte.«

»Sie ist eine sehr würdige Frau,« sagte Morton sich räuspernd, »und hat mir einiges Geld zugebracht; sie hat ihren eigenen Willen, wie die meisten Frauen; aber davon ist hier nicht die Rede – sie ist eine gute Frau, so wie es eben die Frauen sind und klug und mühsam – ich weiß nicht, was ich ohne sie anfangen würde.«

»Bruder, ich muß Dich um eine Gunst bitten – um eine große Gunst.«

»In einer Geldangelegenhet?«

»Es hat nichts mit dem Gelde zu thun. Ich kann nicht lange leben – nein, schüttle nicht den Kopf – ich kann nicht lange leben. Ich habe keine Furcht wegen Philipp, er hat so viel Geist – so viel Stärke, des Charakters – aber für jenes Kind! ich kann es – nicht ganz verlassen: laß mich in dieser Stadt bleiben – ich kann anderswo wohnen, wenn ich ihn nur zuweilen sehe – wenn ich nur weiß, daß ich in seiner Nähe bin, wenn er krank ist – laß mich hier bleiben – laß mich hier sterben!«

»Du mußt nicht so traurig reden – Du bist noch jung – jünger als ich – ich denke noch nicht an's Sterben.«

»Der Himmel verhüte es! aber –«

»Nun – nun« – fiel Morton ein, der zu fürchten begann, seine Gefühle möchten ihn zu einem Versprechen treiben, dessen Erfüllung seine Frau ihm nicht gestatten würde: »Du sollst mit Margaretha reden – das heißt mit Mrs. Morton – ich will sie bewegen, daß sie Dich besucht – ja, ich denke, ich werde sie schon dazu bewegen können; und wenn Du es mit ihr abmachen kannst, so magst Du immerhin dableiben – aber siehst Du, sie hat mir Geld zugebracht und ist eine sehr besondere Frau –«

»Ich werde sie sehen; ich danke Dir – ich danke Dir – sie kann es mir nicht abschlagen. – Und Bruder,« fuhr Mrs. Morton nach einer Pause in festem Tone fort – »und ist es möglich, daß Du meine Geschichte nicht glaubst,

daß Du gleich allen Uebrigen meine Kinder für die Söhne der Schande hältst?«

Es lag ein so redlicher Ernst in Katharinens Stimme, während sie sprach, der Viele hätte überzeugen können. Aber Morton hielt sich an Thatsachen, er war ein praktischer Mann – ein Mann, der glaubte, daß das Gesetz stets Recht habe, und daß das Unwahrscheinliche niemals wahr sei.

Er blickte nieder, während er antwortete: »Ich denke, Du bist sehr übel behandelt worden, Katharina, und das ist Alles, was ich über die Sache sagen kann, wir wollen den Gegenstand ruhen lassen.«

»Nein! ich bin nicht übel behandelt worden, mein Gatte – ja mein Gatte war edel und großmüthig von Anfang bis zuletzt. Wegen der Aussichten seiner Kinder – wegen der Erwartungen, die sie durch ihn von seinem stolzen Oheim haben mußten, verheimlichte er die Heirath. Tadle Philipp nicht – verurtheile die Todten nicht.«

»Ich will Niemand tadeln,« sagte Morton etwas ärgerlich; »ich bin ein einfacher Mann – ein Handelsmann,« und kann nur nach dem gehen, was in meiner Klasse für recht und ehrlich gilt, und ich kann mir nicht denken, daß Herrn Beaufort's Benehmen das war, man mag es ansehen wie man will; während Du glaubst, daß er Dich heirathet, schafft er einen Zeugen aus dem Wege, vernichtet einen Trauungsschein und stirbt ohne Testament Doch das gehört hier nicht zur Sache. Du thust ganz recht, nicht den Namen Beaufort anzunehmen, da es ein ungewöhnlicher Name ist, der nur dazu dienen wurde,

die Sache öffentlich bekannt zu machen. Je weniger darüber gesagt wird, desto eher ist der Sache abzuhelfen. Du mußt immer bedenken, daß man Deine Kinder als natürliche Kinder betrachten wird, und daß sie selber ihr Glück machen müssen. Darin liegt kein Nachtheil! – Ein warmer Tag zu Deiner Reise.«

Katharina seufzte und trocknete sich die Augen; sie machte der Welt keine Vorwürfe mehr, da der Sohn ihrer eigenen Mutter ihr nicht glaubte. Die Verwandten sprachen noch einige Minuten über die Vergangenheit und über die Gegenwart; es war Verlegenheit und Zwang auf beiden Seiten zu bemerken – es war so schwierig, einen Gegenstand zu umgehen, und nach einer Trennung von sechzehn Jahren ist wenig mehr gemeinschaftlich selbst zwischen denen, die zusammen um die Kniee ihrer Eltern spielten. Morton war endlich froh, Katharinens Ermüdung als Vorwand gebrauchen zu können, sie zu verlassen. »Erheitere Dich, trinke irgend ein warmes Getränk, ehe Du zu Bette gehst. Gute Nacht!« Dies waren seine Worte beim Abschied.

Herr und Frau Morton brachten eine schlaflose Nacht zu und führten eine lange Unterredung mit einander. Anfangs erklärte diese achtbare Dame bestimmt, sie wolle und könne Katharina nicht besuchen; einen Besuch von ihr anzunehmen, davon könne nun gar nicht die Rede sein. Aber sie beschloß insgeheim, in diesem Punkte nachzugehen, um mit so viel größerem Nachdruck auf einen anderen Punkt bestehen zu können, nämlich auf die Unmöglichkeit, daß Katharina in der Stadt bleiben

könne. Solche Zugeständnisse zum Zweck des Widerstandes sind nämlich eine sehr gewöhnliche und schlaue Politik verheiratheter Damen. Als Mrs. Morton daher plötzlich und mit guter Manier von der Beredsamkeit ihres Mannes gerührt schien und sagte: »Nun gut, wenn das arme Geschöpf so krank ist und Du es so sehr wünschest, so will ich sie morgen besuchen« – da fühlte sich Morton in seinem Herzen durch die vielen trefflichen Gründe besänftigt, die seine Frau angab, weshalb Katharina nicht in der Stadt wohnen könne. Er sei ein politischer Charakter »–er habe viele Feinde; die Geschichte seiner verführten Schwester, die jetzt vergessen sei, werde gewiß wieder zum Vorschein kommen, werde seiner Bequemlichkeit, vielleicht seinem Handel, gewiß seiner ältesten Tochter nachtheilig sein, die jetzt dreizehn Jahr alt sei; es sei daher unmöglich, den bisher beschlossenen Plan auszuführen, Sidney für den nachgelassenen rechtmäßigen Sohn eines entfernten Verwandten auszugeben; es würde ein gefundenes Fressen für Miß Pryinall sein, die Geschichte in der Stadt herumzutragen. Außer allen diesen Gründen fiel Herr Motün selber ein nicht weniger starker Grund ein, nämlich, daß die ungewöhnliche und schonungslose Strenge seiner Frau es den andern Frauen in der Stadt sehr angenehm machen würde, einen Gegenstand zu finden, der ihr eigenes Gefühl von makelloser Schicklichkeit demüthigen würde. Ueberdies sah er ein, wenn Katharina bliebe, so würde dies eine beständige Quelle der Uneinigkeit in seinem Hause sein; er war ein Mann, der ein ruhiges Leben liebte und so

viel als möglich jede Veranlassung zu häuslichem Zwist vermied.« Und als endlich die beiden Eheleute einander den Rücken wendeten und sich zum schlafen anschickten, waren die Friedensbedingungen geschlossen und die schwächere Partei, wie es gewöhnlich in der Diplomatie der Fall ist, opferte den Interessen der vereinten Mächte. Am nächsten Morgen nach dem Frühstück ging Mrs. Morton am Arme ihres Gatten aus.

Morton war ein ganz hübscher Mann mit ernster, gesetzter und strenger Miene, die sehr dazu gedient hatte, ihm einen guten Ruf in der Stadt zu verschaffen. Mrs. Morton war klein und hager. Sie hatte ihren Mann dadurch gewonnen, daß sie ihm auf verzweifelte Weise den Hof gemacht hatte, um nichts von der Mitgift zu sagen, die ihn in den Stand setzte, sein Geschäft zu erweitern, seinem Hause eine neue Fronte und ein neues Stockwerk zu geben und sich zu dem ersten Range der Handelsleute in seiner Geburtsstadt zu erheben. Er glaubte noch immer, daß sie außerordentlich zärtlich gegen ihn sei – eine gewöhnliche Täuschung der Ehemänner, besonders wenn sie unter dem Pantoffel stehen. Vielleicht war Mrs. Morton auch wirklich auf ihre Weise zärtlich gegen ihn; denn obgleich ihr Herz nicht warm war, so kann doch viel Zärtlichkeit mit sehr wenig Gefühl vereint sein. Die würdige Dame war jetzt auf's Beste gekleidet, setzte einen besondern Werth darin, die Belohnungen zu zeigen, die der weiblichen Tugend angehören. – Blumen schmückten ihren italienischen Strohhut und ihr grün seidenes Kleid

hatte vier Troddeln – denn, wie ich höre, war dies damals die Mode. Sie trug auch einen sehr schönen schwarzen Shawl, außerordentlich schwer, obgleich es sehr heiß war, und mit breiter Kante; eine zierliche Broche von gelben Topasen schimmerte an ihrer Brust und eine ungeheure vergoldete Schlange an ihrem Gürtel; ihr Haar oder – eigentlicher gesprochen, ihre Frisur bestand in sehr dichten Locken und ihre Füße waren in enge Stiefel eingeschnürt, die den Geruch des neuen Leders noch nicht verloren hatten. Diese letztere Qual war es – denn Hochmuth muß Pein leiden – die Mrs. Morton schon für gewöhnlich sehr bitteres Temperament noch etwas mehr verbitterte. Die lieblichste Stimmung geht verloren, wenn der Schuh drückt, und zufällig war Mrs. Roger Morton eine von jenen Damen, die im Winter Frostbeulen und im Sommer Hühnerangen haben.

»Also Deine Schwester ist eine Schönheit, sagst Du?«

»*War* eine Schönheit, Mrs. Morton – *war* eine Schönheit. Die Leute verändern sich je zuweilen.«

»Ein böses Gewissen, Morton, ist –«

»Meine Liebe, kannst Du nicht schneller gehen?«

»Wenn Du meine Hühneraugen hättest, Morton, so würdest Du nicht so reden!«

Das glückliche Paar versank in Schweigen, welches nur von verschiedenen »Wie gehts?« »Guten Morgen!« unterbrochen wurde, die sie mit ihren Freunden wechselten, bis sie in das Gasthaus kamen.

»Laß uns schnell hinaufgehen, sagte Mrs. Morton.

Und still, fast verödet erschien der Gasthof am Morgen, der am Abend so geräuschvoll gewesen war. Die Fensterladen waren zum Theil geschlossen, um die Sonne abzuhalten – das Gastzimmer war leer, – der Gang hatte keinen guten Geruch – ein ältlicher Hund lag träge am Fuß der Treppe und schnappte nach den Fliegen – keine Seele war an der Schenke zu sehen. Das Ehepaar, froh, nicht, bemerkt zu werden, schlich sich auf den Zehen die Treppe hinauf, und trat in Katharinens Zimmer.

Katharina saß auf dem Sopha und Sidney – gleich Mrs. Roger Morton auf das Feinste gekleidet, aber unbekannt mit der Veränderung, die seines Geschickes wartete, und erfreut über die Ankunft neuer Freundewie es hübsche Kinder sind, die gewohnt sind, gelobt und geliebkost zu werden – stand an ihrer Seite.

»Meine Frau – Katharina,« sagte Morton. – Katharina stand lebhaft auf und sah ihrer Schwägerin forschend in das harte Gesicht. Sie unterdrückte die krampfhafte Bewegung ihres Herzens als sie sie anblickte, und streckte ihre beiden Hände aus, nicht so sehr um zu grüßen als um zu bitten. Mrs. Roger Morton richtete sich empor und machte eine tiefe Verbeugung – eine unwillkürliche Aeußerung guter Erziehung – sie wurde ihr durch das edle Gesicht und die matronenartige Miene Katharinens abgenöthigt, die ganz verschieden von der war, die sie erwartet hatte. – Sie machte die Verbeugung und Katharina ergriff ihre Hand und drückte sie.

»Dies ist mein Sohn,« sagte sie, indem sie sich umwendete. Sidney näherte sich seiner künftigen Beschützerin

und Mrs. Roger murmelte: »Komm her, mein Lieber! Ein hübscher kleiner Knabe!«

»Ein so hübsches Kind, wie ich je eins sah!« sagte Morton herzlich, indem er Sidney auf den Schooß nahm und sein goldenes Haar streichelte.

Dies mißfiel Mrs. Roger Morton, aber sie setzte sich nieder und sagte, es sei sehr warm.

»Nun geh zu jener Dame, mein Lieber,« sagte Morton. »Ist sie nicht eine sehr hübsche Dame? – Meinst Du nicht, daß sie Dir sehr gefallen würde?«

Als gut erzogenes Kind ging Sidney gerade auf Mrs. Morton zu, wie ihm befohlen worden. Mrs. Morton war in Verlegenheit. Manche Leute gerathen mit anderer Leute Kindern in Verlegenheit: ein Kind entfernt allen Zwang aus der Gesellschaft, oder erhöht denselben um das Zehnfache; Mrs. Morton zwang sich aber zu lächeln und sagte: »Ich habe auch einen kleinen Knaben von Deinem Alter zu Hause.«

»Ei, das freut mich!« rief Katharina lebhaft, und als machte dieses Bekenntniß sie sogleich zu Freundinnen, rückte sie mit ihrem Stuhle nahe zu ihrer Schwägerin. »Mein Bruder hat Ihnen Alles gesagt?«

»Ja, Madame.«

»Und ich soll hier bleiben – irgendwo in der Stadt – und ihn zuweilen sehen?«

Mrs. Roger Morton sah ihren Mann an – ihr Mann sah nach der Thür und Katharinens rasches Auge wendete sich von der Einen zum Andern.

»Morton wird es Ihnen erklären, Madame,« sagte die Frau.

»Hm! – liebe Katharina, es thut mir leid, daß davon nicht die Rede sein kann,« – begann Morton, der, wenn es nöthig war, auch eine Geschäftsmiene annehmen konnte. »Du siehst, Geschehenes ist geschehen und es ist unnütz, es wieder aufzurühren. Manche Leute in der Stadt werden sich Deiner erinnern.«

»Niemand soll mich sehen. – Niemand – als Du und Sidney.«

»Es wird aber doch gewiß herauskommen, nicht, wahr, Mrs. Morton?«

»Ganz gewiß. In der That, Madame, es ist unmöglich. Morton ist sehr respektabel, und seine Nachbarn achten so sehr auf Alles, was er thut, und dann, wenn wie im Herbste eine Wahl haben, so hat er viel Einfluß im Orte und ist ein öffentlicher Charakter.«

»Das gehört hier nicht zur Sache,« sagte Morton. »Aber, Katharina, kann nicht Dein kleiner Knabe einen Augenblick in das nächste Zimmer gehen, ich denke, Margaretha, Du gehst mit ihm hinein und machst Dich mit ihm bekannt.«

Froh die Last der Erklärung auf ihren Mann zu schieben, die sie anfangs mit aller Wichtigkeit einer schützenden Miene hatte geben wollen, faßte Mrs. Morton die Hand des Knaben, öffnete die Thür, die zu dem Schlafzimmer führte, und ließ Bruder und Schwester allein. Jetzt begann Morton mit mehr Takt und Delikatesse, als man von ihm hätte erwarten sollen, Katharina über die

Trennung zu beruhigen. Er verweilte besonders bei dem, was zum Besten des Kindes gereiche. Die Knaben seien so roh in ihrem Umgange bei einander. Er habe es sogar für besser gehalten, Philipp dem Herrn Plaskwith als einen entfernten Verwandten vorzustellen und bat Katharina beiläufig, Philipp diesen Wink mitzutheilen. Sidney würde früher oder später in die Schule müssen – er würde Kameraden haben – und wenn seine Geburt bekannt sei, würde er manchen Kränkungen ausgesetzt sein – nur so viel besser und leichter sei es daher, ihn für den rechtmäßigen Sohn eines entfernten Verwandten auszugeben.

»Und wenn ich todt bin,« rief die arme Katharina ihre Hände zusammenschlagend, »soll er nie erfahren, daß ich seine Mutter war?«

Der Schmerz, der in dieser Frage lag, erschütterte das Herz der Bruders. Er war gerührt, ungeachtet der weltlichen Gedanken und Gewohnheiten, die sich über sein menschliches Gefühl aufgeschichtet hatten. Er umarmte Katharina und drückte sie an seine Brust.

»Nein, meine Schwester – meine arme Schwester – er soll es erfahren, wenn er alt genug ist, es zu verstehen und sein Geheimniß zu bewahren. Er soll es auch erfahren, wie sehr wir Dich ehrten und schätzen; wie jung Du warst, wie man Dir schmeichelte und Dich in Versuchung führte; wie Du getäuscht wurdest – denn bei meiner Seele, ich habe mich überzeugt, daß es nicht Deine Schuld war. Auch soll er wissen, wie zärtlich Du Dein Kind liebtest; wie Du um seinetwillen Dir den Trost versagtest, in seiner Nähe zu sein. Er soll Alles – Alles wissen!«

»Bruder – Bruder, ich übergebe ihn Dir – ich bin zufrieden. Gott belohne Dich. Ich will gehen – schnell gehen. Ich weiß jetzt, daß Du für ihn sorgen wirst.«

»Und Du siehst ein,« fuhr Morton fort, indem er sich wieder niedersetzte und seine Augen trocknete, »da es, unter uns gesagt, das Beste ist, wenn Mrs. Morton hierin ihren Willen bekommt. Sie ist eine sehr gute Frau – sehr gut; aber es ist klug, sie nicht zu reizen. – Du kannst jetzt hereinkommen, liebe Frau.«

Mrs. Morton und Sidney traten wieder ein.

»Wir haben Alles abgemacht,« sagte der Mann. »Wann können wir ihn haben?«

»Nicht heute,« sagte Mrs. Roger Morton, »das sehen Sie wohl ein, Madame, wir müssen erst sein Bett in Ordnung, bringen und seine Betttücher auslüften – ich bin sehr pünktlich.«

»Gewiß, gewiß. Er wird allein schlafen? – Verzeihen Sie.«

»Er soll ein Zimmer für sich haben,« sagte Morton. »Nicht wahr, meine Liebe? Neben Martha's Zimmer. Martha ist unsere Ladenjungfer – ein sehr gutmüthiges Mädchen und hat die Kinder gern.«

Mrs. Morton sah ernsthaft aus, dachte einen Augenblick nach und sagte: »Ja, er kann das Zimmer haben.«

»Wer kann das Zimmer haben?« fragte Sidney unschuldig.

»Du, mein Lieber,« versetzte Morton.

»Und wo wird Mama schlafen? Ich muß in der Nähe von Mama schlafen.«

»Mama geht fort,« sagte Katharina in festem Tone, in welchem nur das scharfe Ohr des Mitgeföhls die Verzweiflung hätte erkennen können – »Mama geht auf eine kurze Zeit fort, aber dieser Herr und diese Dame werden sehr – sehr freundlich gegen Dich sein.«

»Wir wollen unser Möglichstes thun, Madame,« sagte Mrs. Morton.

Und während sie sprach, ging dem Knaben plötzlich ein Licht auf – er stieß einen lauten Schrei aus, riß sich von seiner Tante los, stürzte sich an die Brust seiner Mutter, verbarg sein Gesicht dort und schluchzte bitterlich.

»Ich fürchte, er ist sehr verzogen,« flüsterte Mrs. Roger Morton. »Ich denke, wir können nicht länger bleiben – es würde Verdacht erregen. Guten Morgen, Madame, wie werden morgen bereit sein.«

»Gehab Dich wohl,« sagte Morton und setzte hinzu, indem er sie küßte: »Sei gutes Muths, ich werde selber kommen und den Abend bei Dir zubringen.«

Es war am Abend nach dieser Unterredung. Sidney war zu seiner neuen Heimath gegangen; sie waren alle freundlich gewesen – Herr Morton, die Kinder, Martha die Ladenjungfer. Mrs. Roger selber hatte ihm ein großer Stück Brod mit Gelée gegeben. Er sah den ganzen Abend finster aus, und gleich einem Hunde weigerte er sich, an einem fremden Orte etwas zu essen. Sein kleines Herz war voll und seine in Thränen schwimmenden Augen beständig auf die Thür gerichtet. Doch zeigte er nicht den heftigen Schmerz, den man hätte erwarten

sollen. Er war von Natur schüchtern und seine Verlassenheit unter den unbekanntem Gesichtern erschreckte und erkältete ihn. Aber als Martha ihn in sein Zimmer brachte, ihn auskleidete und er niederkniete, um sein Gebet zu sprechen, und er zu den Worten kam: »Gott segne die liebe Mama und mache ein gutes Kind aus mir,« da konnte sein Herz seine Last nicht länger tragen und er schluchzte mit einer Leidenschaft, die das gutmüthige Mädchen beunruhigte. Sie war indeß an Kinder gewöhnt, liebkooste ihn und suchte ihn zu besänftigen, erzählte ihm von all den hübschen Dingen, die er thun werde, und von den hübschen Spielsachen, die er erhalten werde; und endlich zum Schweigen gebracht, wenn auch nicht überzeugt, schloß er die Augen und schlief ein, während seine Wimpern noch von Thränen naß waren.

Er war bestimmt worden, daß Katharina in jener Nacht mit einem Omnibus zurückkehren sollte, der um zwölf Uhr die Stadt verließ. Es war schon nach eilf; Mrs. Morton hatte sich zu Bette begeben und ihr Mann, der nach seiner Gewohnheit noch im Wohnzimmer geblieben war, um bei seinem letzten Glase Grog eine Cigarre zu rauchen, hatte gerade den Stummel auf die Seite geworfen und zog seine Uhr auf, als er ein leises Klopfen am Fenster hörte. Er stand stumm und beunruhigt da, denn das Fenster ging auf eine Hintergasse hinaus, die Nachts dunkel und öde war, und wegen das heißen Wetters hatte man den eisenbeschlagenen Fensterladen noch nicht geschlossen. Das Klopfen wurde wiederholt und dann hörte er eine matte Stimme. Er sah sich nach seinem Säbel um,

ging dann vorsichtig zum Fenster und sah hinaus: »Wer ist da?«

»Ich bin's – Katharina! Ich kann nicht gehen, ohne meinen Knaben noch einmal zu sehen. Ich muß ihn sehen – ich muß ihn noch einmal sehen!«

»Liebe Schwester, das Haus ist geschlossen – es ist unmöglich. Gott sei mir gnädig, wenn Mrs. Morton Dich hörte!«

»Ich bin schon stundenlang vor diesem Fenster auf- und abgegangen – ich habe gewartet, bis Alles in Deinem Hause still war, bis Niemand, nicht einmal ein Dienstbote die Mutter sieht, die zu dem Bette ihres Kindes schleicht. Bruder! bei der Erinnerung an unsere eigene Mutter beschwöre ich Dich, laß mich noch einmal – zum letztenmal meines Knaben Gesicht sehen!«

Als Katharina dies, in der einsamen Straße stehend, sagte – Dunkel und Einsamkeit unten, Gott und die Sterne droben – hatte sie eine Majestät an sich, die ihren Bruder mit Ehrfurcht erfüllte. Obgleich sie so nahe war, konnte er ihre Züge nicht deutlich sehen; aber ihre Stellung – ihre Hand hoch erhoben – der Umriß ihrer dahingewelkten, aber noch immer gebieterischen Gestalt, waren eindrucksvoller bei dem trüben Lichte.

»Komm herum, Katharina,« sagte Morton nach einer Pause, »ich will Dich einlassen.«

Er schloß das Fenster, schlich sich zur Thür, riegelte sie leise auf und ließ die Schwester ein. Er sagte ihr, sie möge folgen; dann beschattete er das Licht mit der Hand

und schlich die Treppe hinauf. Katharinens Schritt war geräuschlos.

Sie gingen unbelästigt und ungehört an dem Zimmer vorüber, wo seine Frau ihrer Gewohnheit nach ein Kapitel aus einem frommen Buche las, ehe sie ihre Nachthauben aufsetzte und zu Bette ging. Sie kamen zu dem Zimmer, wo Sidney lag; Morton öffnete vorsichtig die Thür, blieb auf der Schwelle stehen und hielt das Licht so, daß es das Kind nicht erweckte, aber Katharina dennoch das Bett finden konnte. Das Zimmer war klein, aber sehr reinlich, denn Reinlichkeit war Mrs. Mortons vorzüglichste Tugend. Mit bebender Hand schlug die Mutter die weißen Vorhänge zurück und unterdrückte das Schluchzen, als sie das junge ruhige Gesicht ansah, welches zu ihr gewendet war. Sie sah ihn einige Augenblicke in leidenschaftlichem Schweigen an – wer kann sagen, welche Gedanken, welche Gebete sich unter jenem Schweigen regten? Dann beugte sie sich nieder und küßte mit bleichen, krampfhaften Lippen die kleinen Hände, die nachlässig auf der Decke lagen. Hierauf wendete sie ihr Gesicht mit stummer Bitte in ihrem Blicke zu ihrem Bruder, zog einen Ring vom Finger – einen Ring, der bis dahin nie ihre Hand verlassen hatte – einen Ring, den Philipp Beaufort am Tage nach der Geburt dieses Kindes ihr angesteckt. »Daß ihn diesen Ring um den Hals tragen,« sagte sie und hielt inne, um nicht laut zu schluchzen und den Knaben zu stören. Bei dieser Gabe war es ihr, als rufe sie den Geist des Vaters an, den freundlosen Waisen zu überwachen; dann drückte sie fest ihre Hände zusammen, wie

man bei einem großen Schmerze zu thun pflegt, stieg die Treppe hinunter, erreichte die Straße und flüsterte ihrem Bruder zu: »Jetzt bin ich glücklich; Friede Deiner Schwel-  
le!« Ehe er antworten konnte, war sie fort.

### NEUNTES KAPITEL.

Nur Heiterkeit und Frohsinn herrscht,  
Im lust'gen Monat Mai;  
Drum nützt den Mai – wenn Mai zu End'  
Ist's mit des lust'gen Zeit vorbei.  
*Richard Edwards.*

Es war zu jener Jahreszeit, wo für die, welche nur die Oberfläche der Gesellschaft betrachtet, London das strahlendste Lächeln zeigt, wo die Laden am meisten geschmückt sind und das Geschäft am lebhaftesten geht, wo die zahllosen Ströme des müßigen und wollüstigen Lebens durch die Straßen rollen und schimmern, wo die höhere Klasse verschwendet und die mittlere erntet, wo der Ballsaal der Markt der Schönheit ist und das Clubhaus die Lästerschule; wo die Spielhäuser nach ihrer Beute schnappen und Opernsängerinnen und Geiger – Geschöpfe, die das Geld ausbrütet wie der Dung Mistkäfer – schwärmend und summend sich mästen an dem Fell des lieben Publikums. Um den gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, es war die londoner Saison. Und glücklich, im Vergleich zu den übrigen Theilen des Jahres ist selbst für den Unglücklichen jene Periode der Gährung und des Fiebers. Es ist nicht die Jahreszeit der Mahner, und der

Schuldner schleicht mit weniger ängstlichem Zuge umher; das Wetter ist warm und der Obdachlose schläft ohne zu frieren unter dem sternenhellen Säulengange; der Bettler gedeiht und der Dieb frohlockt – denn die Civilisation hat überflüssigen Abfall genug für Alle. Und aus der allgemeinen Verwesung kriechen schmutzige und elende Wesen hervor, um sich in dem allgemeinen Sonnenschein zu sonnen – Geschöpfe, welche untergehen, wenn die ersten Herbstwinde durch die schwermüthige Stadt pfeifen. Es ist die fröhliche Zeit für den Erben und die Schöne, für den Staatsmann und den Advokaten, für die Mutter mit ihren jungen Töchtern, für den Künstler mit seinen frischen Gemälden, für den Dichter mit seinem neuen Buche. Es ist auch die fröhliche Zeit für den verhungerten Tagelöhner und den zerlumpten Artgenossen, der mit langen Schritten und geduldigen Augen, um einige Pence zu erhaschen, dem Reiter folgt; der ihn vergebens verdammt und gehen heißt. Es ist eine fröhliche Zeit für die geschmückte Buhlerin im karmoisinrothen Pelzrock, und eine fröhliche Zeit für das alte Weib, die sich in der Nähe des Branntweinladens aufhält und sich in einem Trunk die Träume ihrer entschwundenen Jugend zurückkauft. Kurz, es ist eine fröhliche Zeit – so fröhlich, wie sie es für die Masse einer ungeheuren Stadt nur immer sein kann – für das Laster, wie für die Unschuld, für die Armuth, wie für den Reichthum. Und die Räder jedes einzelnen Geschicks drehen sich munterer, gleichviel ob zum Himmel oder zur Hölle gerichtet sind.

Der junge Erbe Arthur Beaufort war im Hause seines Vaters. Er war eben von Oxford gekommen, wo er bereits entdeckt hatte, daß die Gelehrsamkeit nicht besser sei als Haus und Land. Seit die neuen Aussichten ihm geöffnet waren, hatte sich Arthur Beaufort sehr verändert. Von Natur klug und fleißig, wäre er wahrscheinlich ein arbeitsamer und ausgezeichneter Mann geworden, wären seine Vermögensumstände geblieben, wie sie vor dem Tode seines Oheims waren. Aber obgleich seine Fähigkeiten gut waren, so hatte er doch nicht jene ruhelosen Antriebe, die dem Genie angehören, die oft nicht nur dessen Ruhm, sondern auch dessen Fluch sind. Durch das Gold wurde seine Thatkraft eingeschläfert. Gutmüthig bis zur Uebertreibung, nahm er die Sitten und Grundsätze der jungen Müßiggänger an, die auf der Universität seine Genossen waren. Gleich ihnen wurde er sorglos, ausschweifend und vergnügungssüchtig. Diese Veränderung, wenn sie seinen Geist verschlimmerte, verbesserte sein Aeußeres. Es war eine Veränderung, die nicht umhin konnte, den Frauen zu gefallen, und von allen Frauen besonders seiner Mutter. Mrs. Beaufort war eine Dame von hoher Geburt, und als Robert sie geheirathet, hatte er viel von dem Einfluß ihrer Verbindungen gehofft; doch eine Veränderung im Ministerium hatte ihre Verwandten aller ihrer Macht beraubt und außer ihrer Mitgift hatte er keinen weltlichen Vortheil durch die Dame seiner berechnenden Wahl erkaufte. Mrs. Beaufort war eine Frau, die sich mit wenigen Worten beschreiben läßt. Sie war durchaus gewöhnlich – weder schlecht noch gut, weder geistreich

noch dumm. Sie war, was man gut erzogen nennt; das heißt schmeicheltend, schweigsam, nach der Regel gekleidet und langweilig. Von ihren beiden Kindern war Arthur fast ausschließlich ihr Liebling, besonders nachdem er der Erbe eines so glänzenden Vermögens geworden war, denn sie war so sehr das mechanische Geschöpf der Welt, das selbst ihre Neigung warm oder kalt war, im Verhältniß, wie die Welt darauf schien. Ohne eigentlich in ihren Mann verliebt zu sein, gefiel er ihr doch – sie paßten für einander, und trotz aller Versuchungen in ihren früheren Jahren – denn man hatte sie als eine Schönheit betrachtet, und sie lebte, wie weltlich gesinnte Leute es thun müssen, in Kreisen, wo die Beispiele unbestrafter Galanterie zahlreich und ansteckend sind – war ihr Betragen doch stets untadelhaft gewesen. Sie hatte wenig oder gar kein Gefühl für ein Mißgeschick, womit sie nie war in Berührung gekommen; dagegen wurde sie von solchen, welche sie selber erlebt oder empfunden hatte – als zum Beispiel von der Noth jüngerer Söhne oder den Irrthümern vornehmer Damen, oder den Täuschungen eines schicklichen Ehrgeizes – tiefer gerührt als man hätte erwarten sollen, und verbreitete sich darüber mit allem Takt wohlerzogener Menschenliebe und vornehmer Zurückhaltung. Obgleich man sie hinsichtlich des moralischen Anstandes als eine strenge Person betrachtete, war sie doch in der Gesellschaft beliebt, wie es hübsche und anspruchslose Frauen gewöhnlich sind.

Wir müssen Mrs. Beaufort Gerechtigkeit widerfahren lassen und sagen, daß sie keinen Antheil an dem Briefe gehabt, den ihr Mann an Katharina geschrieben, obgleich sie auch nicht ganz unschuldig dabei war. Robert hatte nämlich nie die besonderen Umstände gegen sie erwähnt, die Katharina zu einer Ausnahme von einer gewöhnlichen Regel machten – noch auf die großmüthigen Vorschläge, die ihm sein Bruder am Abend vor seinem Tode gemacht, und so groß auch seine Ungläubigkeit hinsichtlich der behaupteten geheimen Heirath, so wie hinsichtlich der vollkommenen Treue und Ergebenheit Katharinens gegen den Verstorbenen war, so hatte er nur gesagt: »Ich denke, ich muß etwas für jenes Frauenzimmer thun; sie hätte meinen Bruder beinahe dahin gebracht, sie zu heirathen, und dann würde er Arthur von der Besizung ausgeschlossen haben. Dennoch muß ich etwas für sie thun – nicht wahr?«

»Ja, ich denke es auch. Was war sie? von sehr niedriger Herkunft?«

»Die Tochter eines Handelsmannes.«

»Man muß die Kinder versorgen in Uebereinstimmung mit dem Range der Mutter; das ist die allgemeine Regel in solchen Fällen, und die Mutter sollte auch etwa dieselbe Versorgung haben, die sie hätte erwarten können, wenn sie einen Handelsmann geheirathet hätte und Wittwe geworden wäre. Ich vermuthe, sie war eine sehr listige Person, und verdient es nicht; aber es ist immer hübscher in den Augen der Welt, sich an die allgemeinen

Regeln zu halten; die hinsichtlich der Geldangelegenheiten festgesetzt sind.«

So sprach Mrs. Beaufort. Sie kam zu dem Schlusse, ihr Mann habe die Sache abgemacht, und es wurde nie wieder davon gesprochen. In der That hatte ihr der verstorbene Beaufort nie gefallen, denn sie sagte, er habe einen schlechten Ton.

In Beaufort's Frühstückszimmer saßen Mutter und Sohn; die Erstere war beschäftigt, der Zweite saß am Fenster: sie waren nicht allein. In einem großen Armstuhl saß ein Mann in mittlerem Alter, der dem Gepolter eines hübschen, kleinen Mädchens, Arthur's Beaufort's Schwester, zuzuhören schien. Dieser Mann war nicht schön, doch lag eine gewisse Eleganz in seiner Miene und ein verständiger Ausdruck in seinem Gesicht, was sein Erscheinen sehr angenehm machte. Er hatte ein solches Auge, wie es häufig mit rothem Haar vereint ist – ein in's Röthliche fallendes und braunes Auge mit sehr langen Wimpern; die Augenbrauen waren dunkel und deutlich bezeichnet und das kurze Haar zeigte sehr vortheilhaft den Umriß eines kleinen, wohlgebildeten Kopfes. Seine Züge waren unregelmäßig; die Gesichtsfarbe war röthlich gewesen, aber jetzt verblichen und eine gelbe Farbe mischte sich mit der rothen. Sein Gesicht war runzlicher, besonders um die Augen – die, wenn er lachte, kaum sichtbar waren – als gewöhnlich bei den Männern der Fall ist, die zehn Jahre älter sind. Er schien ausschweifend gelebt, aber dennoch genug in der Lampe zurückgelassen zu haben, um den Docht zu nähren. Beim

ersten Anblick schien er schlank, als er sich nachlässig in seinem Stuhl hin- und herdrehte – ja fast zerbrechlich. Doch bei näherer Betrachtung bemerkte man, daß er ungeachtet der kleinen Hände und Füße und der zarten Knochen von Natur stark war. Ohne breit in den Schultern zu sein, hatte er eine außerordentlich hohe Brust – höher, als Männer, die neben ihm wie Riesen erschienen, und seine Bewegungen hatten die Leichtigkeit eines Mannes, der an thätiges Leben gewöhnt ist. In seiner Jugend war er freilich durch seine Geschicklichkeit in athletischen Uebungen berühmt gewesen, doch eine Wunde, die er vor vielen Jahren in einem Duell erhalten, hatte ihn auf sein Lebenlang lahm gemacht – ein Unglück, welches seinen früheren Gewohnheiten hinderlich war und sein Temperament verbitterte. Dieser Mann, dessen Stellung und Charakter wir später schildern werden, war Lord Lilburne, Mrs. Beaufort's Bruder.

»So, Camilla,« sagte Lord Lilburne zu seiner Nichte, als er nachlässig, nicht zärtlich ihre glänzenden Locken niederstrich, »so gefällt Dir also Berkeley-Square nicht so gut, wie Gloucester-Place?«

»O nein, nicht halb so gut! Sie sehen, ich gehe nie in den Park, noch mache ich Ketten von Jelängerjelier auf Primrose-Hill. Ich weiß nicht warum, Mama sagt, daß wir uns hier besser befinden,« setzte das Kind hinzu. Lord Lilburne lächelte; aber das Lächeln war ein halber Spott.

»Du wirst es bald genug erfahren, Camilla, der Verstand junger Damen reist sehr schnell auf dieser Seite

von Oxford-Street. Nun, Arthur, und was, hast Du heute vor?«

»Nun,« sagte Arthur ein Gähnen unterdrückend, »ich habe einem meiner Freunde versprochen, mit ihm auszureiten, um ein Pferd zu besehen, welches irgendwo in einer Vorstadt zu verkaufen ist.«

Während er sprach, stand er auf, streckte sich, sah in den Spiegel und dann ungeduldig aus dem Fenster.

»Er sollte jetzt schon hier sein.«

»Er! Wer?« sagte Lord Lilburne, »das Pferd oder das andere Thier – ich meine den Freund?«

»Der Freund,« antwortete Arthur lächelnd, aber erröthend, denn er erwartete einen leisen Spott von seinem Oheim.

»Wer ist Dein Freund, Arthur?« fragte Mrs. Beaufort, indem sie von ihrer Arbeit aufblickte.

»Watson, ein Bekannter von Oxford her. Beiläufig gesagt, ich muß ihn Dir vorstellen.«

»Watson! welcher Watson? welche Familie Watson? Einige Watsons sind gut und andere schlecht,« sagte Mrs. Beaufort nachdenkend.

»Dann sind sie dem übrigen Menschengeschlecht sehr unähnlich;« sagte Lord Lilburne trocken.

»O, mein Watson ist ein sehr feiner Mann, das versichere ich Ihnen,« sagte Arthur halb lächelnd, »Sie dürfen sich seiner nicht schämen.« Dann suchte er der Unterredung eine andere Richtung zu geben und fuhr fort: »So wird Vater also heute von Beaufort-Court zurückkehren?«

»Ja, er schreibt in vortrefflicher Laune; er sagt, die Renten lassen sich wenigstens um zehn Procent erhöhen und das Haus werde nicht viel Ausbesserung bedürfen.«

Hier öffnete Arthur das Fenster.

»Ah, Watson! wie geht's Dir? Wie geht's Dir, Marsden? Danvers auch? Das ist vortrefflich! Je mehr, desto lustiger. Ich werde im Augenblick unten sein. Aber wollt Ihr nicht lieber hereinkommen?«

»Eine angenehme Ueberschwemmung, murmelte Lord Lilburne, »drei auf einmal; er hält Dein Haus für das Trinitätskollegium?«

Eine laute und deutliche Stimme aber lehnte die Einladung ab, die Pferde stampften draußen. Arthur ergriff Hut und Peitsche und sah Mutter und Oheim lächelnd an. »Leben Sie wohl! Ich werde bis zum Mittagessen ausbleiben. Küsse mich, meine hübsche Milly!« und als seine Schwester, die zum Fenster geeilt war und die frische Luft und Bewegung beneidete, die er zu genießen im Begriff war, sich jetzt mit trauernden Augen zu ihm wendete, umarmte sie der junge Mann und flüsterte, während er sie küßte:

»Steh morgen früh auf, und wie wollen einen hübschen Spaziergang mit einander machen.«

Arthur ging; seiner Mutter Blick begleitete die junge und anmuthige Gestalt bis zur Thür.

»Gestehe, daß er schön ist, Lilburne. Darf ich nicht hinzusetzen, daß er eine vornehme Miene hat?«

»Meine liebe Schwester, Dein Sohn wird reich werden. Was seine Miene betrifft, so hat er viele Mienen aber wenig Anstand.«

»Wer könnte ihm besser die rechte Politur geben als Du?«

»Wahrscheinlich Niemand – Aber wenn ich einen Sohn hätte – was der Himmel verhüte – so sollte er mich nicht zum Meister haben. Man stelle einen jungen Mann – geh und mache die Thür zu, Camilla – zwischen zwei Laster – Weiber und Spiel, wenn man ihm die modische Glätte geben will. Unter uns gesagt, diese Politur ist ein wenig kostbar.«

Mrs. Beaufort seufzte. Lord Lilburne lächelte. Er fand ein seltsames Vergnügen daran, die Gefühle Anderer zu verletzen. Ueberdies mißfiel ihm die Jugend: in seiner eigenen Jugend hatte er so viel genossen, daß er mürrisch wurde, wenn er junge Leute sah. Inzwischen lachte Arthur Beaufort mit seinen Freunden heiter und unbekümmert, um die Wärme des Wetters ritten sie zu der Vorstadt H\*.

»Es ist auch ein abgelegener Ort für ein Pferd,« sagte Sie Harry Danvers.

»Aber ich versichere Dir,« sagte Watson lebhaft, »daß mein Bedienter, der ein sehr guter Richter ist, sagt, er sei das beste Miethspferd, welches er je geritten. Es hat mehrere Preise bei Wettrennen gewonnen. Es gehörte einem Pferdehändler, der sein Geschäft aufgegeben hat. Die Anzeige fiel mir auf.

»Nun,« sagte Arthur heiter, »auf jeden Fall ist der Ritt angenehm. Welches Wetter! Ihr müßt morgen Alle mit mir zu Richmond zu Mittag speisen – wir wollen zurückrudern!«

»Und hernach ein wenig Würfel,« sagte Marsden, der ein älterer, aber nicht besserer Mann als die Uebrigen war – ein hübscher, finsterer junger Mann – der eben Oxford verlassen hatte und schon auf der Rennbahn bekannt war.

»Alles, was Ihr wollt,« sagte Arthur, der sein Pferd curbettiren ließ.

O, Robert Beaufort! Robert Beaufort! hätte dein verständiges, planvolles, weltliches Herz nur fühlen können, welche Teufelsposen dein Reichthum mit einem Sohne spielte, der, so lange er arm war, der Stolz der Beauforts gewesen war! Auf der einen Seite unserer Goldstücke sehen wir den Heiligen den Lindwurm mit Füßen treten – falsches Sinnbild! Man kehre es um! bei dem wahren Gebrauch des Geldes ist es der Lindwurm, der den Heiligen niedertritt! Aber weiter! – weiter! Das Wetter ist klar und unsere Gefährten lustig; benütze deine jungen Jahre gut, Arthur Beaufort!

Die jungen Männer waren eben in die Vorstadt eingetreten und trabten alle vier in der Reihe fort. In dem Augenblick ging ein alter Mann über den Weg, der mit dem Stock vor sich hertappte, denn er sah nur wenig, obgleich er nicht völlig blind war. Bei ihrer lauten Unterhaltung bemerkten sie den armen Fußgänger nicht. Er stand plötzlich still, denn er hörte, daß Gefahr nahe sei –

etwas zu spät: Marsden's Pferd, welches hartmäulig und hochtrabend war, kam gerade auf ihn los. Marsden blickte nieder:

»Zum Henker mit diesen alten Leuten! sie sind stets im Wege,« sagte er klagend und im Tone einer Person, der man großes Unrecht gethan, und damit erst ritt Marsden weiter. Aber die Andern, die jünger und keine Spieler – die von den Rädern der Welt noch nicht zu Stein verhärtet waren – die Andern hielten an. Arthur Beaufort sprang vom Pferde und der alte Mann war bereits in seinen Armen; er war schwer verletzt. Das Blut floß von seiner Stirne nieder; er klagte über Schmerz in der Seite und in den Gliedern.

»Stützt Euch auf mich, armer Mann! Ich will Euch nach Hause führen. Wohnt Ihr weit entfernt?«

»Nur wenige Schritte. Dies würde nicht geschehen sein, wenn ich meinen Hund gehabt hätte. Lassen Sie mich nur, Herr, gehen Sie Ihrer Wege. Es ist nur ein alter Mann – was liegt daran? Ich wollte, ich hätte meinen Hund.«

»Ich werde nachkommen,« sagte Arthur zu seinen Freunden, »mein Bedienter hat meine Befehle; ich will den armen alten Mann nur nach Hause dringen und einen Wundarzt kommen lassen. Ich werde nicht lange ausbleiben.«

»Das steht Dir ähnlich. Beaufort. Du bist der beste Mensch von der Welt!« sagte Watson mit einiger Bewegung »Sieh nur, da ist Marsden wirklich abgestiegen

und besieht die Kniee seines Pferdes, als könnte es wirklich verletzt sein! Hier ist ein Goldstück für Euch, alter Mann.«

»Und hier ist noch eins,« sagte Sie Harry; das wäre abgemacht. Du willst uns also nachkommen, Beaufort? Du siehst jenen Hof dort. Wir wollen zwanzig Minuten auf Dich warten. Komm, Watson.«

Der alte Mann hatte die Goldstücke nicht aufgenommen, die man zu seinen Füßen niedergeworfen, noch auch den Gebern gedankt, und in seinem Gesichte war ein bitterer, ärgerlicher und rachsüchtiger Ausdruck.

»Mag ein Mann ein Bettler sein, weil er übergeritten wird, oder weil er halb blind ist,« sagte er, indem er seine trüben Augen schmerzlich zu Arthur wendete. »Ich wollte nur, ich hätte meinen Hund!«

»Ich will seine Stelle ersetzen,« sagte Arthur besänftigend. »Stützt Euch auf mich – fester; so ist's recht. Es ist nicht so schlimm mit Euch – he!«

»Hm! – die Goldstücke! – Es ist Unrecht, sie in der Gasse liegen zu lassen!«

Arthur lächelte. »Hier sind sie, Freund.«

Der alte Mann steckte das Geld in die Tasche und Arthur fuhr fort zu reden, obgleich er nur kurze Antworten erhielt und diese nur, um ihn zurechtzuweisen, bis der alte Mann endlich vor der Thür eines kleinen Hauses in der Nähe des Kirchhofes stillstand. Nachdem man zweimal die Glocke angezogen, wurde die Thür von einem Frauenzimmer in mittleren Jahren geöffnet, die ihrem Ansehen nach der Mittelclasse angehörte; sie war etwas

zu geputzt für ihre Jahre, trug eine Haube, die mit rothen Bändern geschmückt war, sehr weit nach hinten auf ihrer schwarzen Frisur, und eine Schürze, die aus einem seidenen Taschentuch bestand, ein Kleid von dunkelbraunem Sarsenet, schwarzseidene Strümpfe, lange vergoldete Ohrringe und eine Uhr am Gürtel.

»Gott sei uns gnädig, Herr! was ist geschehen?« rief diese würdige Person ihre Hände erhebend.

»Still! mir ist's schlecht: laßt mich hinein. Ich bedarf Ihrer Hülfe nicht mehr, Herr. Dank Ihnen. Guten Tag.«

Nicht entmuthigt durch dieses Lebewohl, dessen bäurischen Ton Arthur bei seiner sanften Gemüthsart nicht übel empfand, geleitete der junge Mann den Leidenden durch den Gang in ein kleines altmodisches Zimmer, und sobald der Besitzer desselben auf seinem wurmstichigen ledernen Stuhle saß, wurde er ohnmächtig. Als Arthur das Haus erreichte, hatte er seinen Diener, der ihm mit den Pferden gefolgt war, zu dem nächsten Wundarzt geschickt und während die alte Dame noch beschäftigt war, dem Leidenden das Halstuch abzunehmen und Federn unter seiner Nase zu verbrennen, hörte man ein heftigen Klingeln an der Thür. Arthur öffnete und ließ einen zierlichen kleinen Mann in Nankingbeinkleidern und Gamaschen herein, der mit geschäftiger Eile in's Zimmer trat.

»Was ist dies – schlimmer Unfall – übergeritten! Eine traurige Geschichte. Oeffnen Sie das Fenster. Ein Glas Wasser – ein Handtuch. So – so: ich sehe – ich sehe – kein Beinbruch – Quetschung. Helfen Sie mir, ihm den

Rock ausziehen. Noch – einen Stuhl, Madame; seine armen Beine darauf zu legen. Wie alt ist er, Madame? – Achtundsechzig! – Zu alt zum Aderlassen. Danke Ihnen. Wie ist es Ihnen, Herr? Schlecht – he? wird bald besser werden – noch ohnmächtig? Bald wird Alles, gut sein.«

»Tray! Tray! wo ist Tray? Wo ist mein Hund Mrs. Boxer?«

»Mein Gott, Herr! Was wollen Sie jetzt von Ihrem Hunde? Er ist auf dem Hofe.«

»Und was hat mein Hund auf dem Hofe zu than, schrie der Leidende in Tönen, die keine Abnahme des Kräfte andeuteten. »Ich dachte mir schon; sobald ich nur meinen Rücken wendete, würde mein Hund übel behandelt werden! Warum ging ich auch ohne meinen Hund aus? Lassen Sie sogleich meinen Hund herein, Mrs. Boxer.«

»Alles ist recht, wie Sie sehen,« sagte der Apotheker, sich zu Beaufort wendend, »keine Ursache zur Unruhe – sehr beruhigend – diese kleine Leidenschaft thut ihm gut, beruhigt den Geist. Wie geschah es? Ach, ich verstehe! Uebergeritten – hätte schlimmer werden können. Ihr Bedienter – ein gescheiter Kerl – erklärte mir Alles im Augenblick, Herr. Dachte mir gleich, es müsse mein alter Freund hier sein. Ein würdiger Mann – wohnt schon manches Jahr hier – sehr seltsam – excentrisch« – dies sprach er leise. – »Kam sogleich – war gerade beim Mittagessen – kalten Lamnbraten und Salat. Mrs. Perkins, sagt' ich, wenn Jemand nach mir fragt, ich werde Nr. 4 in Prospect-Plan zu finden sein. Ihr Bedienter merkte sich die Adresse, Herr. O, ein sehr gescheiter Bursche! Sehen

Sie nur, wie der alte Herr an seinem Hunde hängt – schöner kleiner Hund – Stumpfschwanz. Viel Praxis, Herr – erwarte jede Stunde zwei Niederkünfte, heißes Wetter zum Kindbett. So, sagt' ich zu Mrs. Perkins: Wenn Mrs. Plummer mich rufen läßt oder Mrs. Everat, oder wenn der alte Herr Grub noch einen solchen Anfall bekommt, so schicke gleich in Nr. 4. Aerzte müssen immer auf den Beinen sein – das ist mein Grundsatz. Nun Herr, wo fühlen Sie den Schmerz?«

»In meinen Ohren, Herr.«

»Wahrhaftig, das sieht schlimm aus. Wie lange haben Sie ihn schon gefühlt?«

»So lange Sie im Zimmer waren.«

»O, ich verstehe. Ha! ha! – sehr excentrisch – sehr!« murmelte der Apotheker ein wenig mißvergnügt. »Nun so lassen Sie ihn sich niederlegen, Madame. Ich will ihm einen kleinen beruhigenden Tesck senden, den er sogleich einnehmen muß – Pillen zu Nacht, morgen ein Laxir. Wenn Sie meiner bedürfen, so schicken Sie nach mir – bin stets zu finden. Wahrhaftig da klingelt mein Lehrling. Bob! Oeffnen Sie gefälligst die Thür, Madame, ich kenne sein Klingeln – er hat einen ganz eigenthümlichen Zug. Wette zehn gegen eins, es ist Mrs. Plummer oder auch Mrs. Everat – ihr neuntes Kind in acht Jahren – Ein Weib, wie es unter Tausenden keine Zweite gibt, Herr!« Hier kam ein hagerer Bursche mit sehr kurzen Aermeln und sehr großen Händen mit offenem Munde in das Zimmer gestürzt.

»Herr Herr Perkins!«

»Ich weiß – ich weiß – ich komme. Mrs. Plummer oder Mrs. Everat?«

»Nein, Herr, die arme Dame im Hause der Mrs. Lacy; sie ist sehr krank. Mrs. Lacy's Mädchen war eben im Laden und da kam ich denn zu Ihnen herübergelaufen, Herr.«

»Mrs. Lacy! O, ich weiß. Die arme Mrs. Morton! Ein schlimmer Fall – sehr schlimm – ich muß fort. Halten Sie ihn ruhig, Madame. Guten Tag! Werde morgen wiederkommen – um neun Uhr. Tunken Sie ein wenig Leinwand in das Wasser, welches ich schicken werde und legen es ihm auf den Kopf. Mrs. Morton! Ah! das ist eine schlimme Geschichte.«

Hierauf watschelte der Apotheker zur Hausthür hin, als Arthurs seinen Arm faßte.

»Mrs. Morton! sagten Sie nicht Mrs. Morton, Herr? Was ist für eine Person – ist sie sehr krank?«

»Ein hoffnungsloser Fall, Herr – eine hübsche Frau – eine vollkommene Dame – hat bessere Tage gekannt, davon bin ich überzeugt.«

»Hat sie Kinder – Söhne?«

»Zwei – Beide jetzt fort – schöne Buben – haben sich immer abgesondert – besonders der Jüngste.«

»Guter Himmel! sie muß es sein – krank, sterbend, und verlassen vielleicht« – rief Arthur mit wahren und tiefem Gefühl. »Ich will mit Ihnen gehen, Herr. Ich glaube diese Dame zu kennen –« und –« setzte er großmüthig hinzu – »bin mit ihr verwandt.«

»Ei, es ist mir lieb, das zu hören. So kommen Sie mit; sie sollte auch Jemand bei sich haben außer den Dienern; zwar ist Jenny sehr freundlich gegen sie. Doktor M\*, der sie zuweilen besucht, sagte zu mir: »Sie leidet am Gemüth, Herr Perkins; ich wollte, wir könnten ihre Knaben wieder zu ihr bringen.«

»Und wo sind sie?«

»Auswärts in der Lehre, glaube ich. Sidney –«

»Sidney!«

»Ja, das ist der Name – ein hübscher Name. Kennen Sie Sie Sidney Smith? – Ein außerordentlicher Mann, Herr! Der kleine Sidney ist ein schönes Kind – sehr verzogen. Sie glaubte immer er sei krank – schickte immer nach mir. ›Herr Perkins,‹ sagte sie, ›es geht etwas mit dem Kinde vor; ganz gewiß, obgleich er es nicht zugeben will. Er hat seinen Appetit verloren – er hatte in des letzten Nacht Kopfweh.‹ – ›Es ist nichts, Madame,‹ sagte ich, ›ich wünschte, Sie dächten mehr an sich selber.‹ Diese Mütter sind thörichte, ängstliche, arme Geschöpfe. – Hier haben wir das Haus erreicht.«

Und der Apotheker klopfte an die Hausthür eines Strumpfweberladens.

## ZEHNTES KAPITEL.

Dein Kind soll leben, ich will's auferzieh'n,  
*Titus Andronicus.*

Wie sich erwarten läßt, hatte die Aufregung und Ermüdung ihrer Reise nach N\* den Fortschritt von Katharinas Krankheit beträchtlich beschleunigt. Und als sie ihre Wohnung wieder erreichte und sich in dem trostlosen Zimmer umsah, Alles einsam, Alles still – Sidney fort von ihr auf immer – da war es ihr in der That, als wäre das leiste Rohr gebrochen, worauf sie sich gestützt, und als sei ihr Geschäft auf der Erde vollendet. Katharina war nicht du völliger Armuth verdammt – zu der Armuth welche nagt und niederdrückt, zu der Armuth der Lumpen und des Hungers. Sie hatte noch beinahe die Hälfte von dem kleinen Kapital übrig, welches sie aus dem Verkauf ihres Schmucke gelöst, der den Klauen des Gesetzes entgangen war, und ihr Bruder hatte ihr eine Banknote von Zwanzig Pfund mit der Versicherung aufgedrungen, daß dieselbe Summe ihr halbjährlich solle bezahlt werden. Ach! es war wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie dieses Geldes noch einmal bedürfen würde. Es fehlte ihr daher nicht an Mitteln, sich die gewöhnlichen Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Aber jetzt hatte sich eine neue Leidenschaft ihrer bemächtigt – die Leidenschaft des Sparens. Sie wünschte jeden Sixpence als einen kleinen Vorrath für ihre Kinder aufzuhäufen. Was nütze es ihr, eine Lampe zu unterhalten, die beinahe erloschen war, und die bestimmt schien, bald zerbrochen und in die große Rumpelkammer des Todes geworfen zu werden? Sie hätte gerne eine noch bescheidnere Wohnung genommen, aber die Magd des Hauses war so

freundlich gegen Sidney – so freundlich gegen ihren Lieb-  
ling gewesen. Es war ihr ein Trost, ein vertrautes Gesicht  
zu sehen, in dem der Widerschein ihres Kindes zu leben  
schien. Aber sie vertauschte die erste Etage mit der zwei-  
ten und dort fühlte sie, wie ihre Augen täglich schwe-  
rer und schwerer wurden unter den Wolken des letzten  
Schlafes. Außer dem Herrn Perkins, der nach seiner Art  
ein ganz guter Mann war, besuchte sie der gute Arzt, den  
sie schon früher um Rath befragt und der das Honorar  
ausgeschlagen hatte. Ergriffen, als er bemerkte, daß sie  
jede kleine Erleichterung ihrer Lage zurückwies, und da  
er ihr wenigstens für die letzten Stunden die Gesellschaft  
eines ihrer Söhne zu verschaffen wünschte, hatte er sie  
um die Adresse des Aelteren befragt und am Tage zuvor,  
ehe Arthur ihre Wohnung entdeckte, folgenden Brief an  
Philipp abgeschickt:

»Mein Herr,

»Da ich bei einer Krankheit, von der ich einen unglück-  
lichen Ausgang fürchte, zu Ihrer Mutter bin gerufen wor-  
den, so halte ich es für meine Pflicht, Sie zu bitten zu  
ihr zu kommen, sobald Sie diesen Brief empfangen. Ihre  
Gegenwart muß eine große Beruhigung für sie sein. Die  
Krankheit ist von der Art, daß es unmöglich ist, zu be-  
rechnen, wie lange sie noch leben wird; aber ich bin ge-  
wiß, daß ihr Leben könnte verlängert werden, und daß  
ihre noch übrigen Tage glücklicher sein würden, wenn  
sie könnte bewogen werden, die Luft zu verändern und  
in eine ruhigere Gegend zu ziehen, bessere Nahrung zu  
sich zu nehmen und vor allen Dingen, wenn sie über Ihre

und Ihres Bruders Aussichten könnte beruhigt werden. Sie müssen mir verzeihen, daß ich mich in Ihre Angelegenheiten mische; aber ich habe gesucht, einige Einzelheiten von Ihrer Mutter über Ihre Familie und Ihre Verbindungen zu erfahren, mit dem Wunsche, Sie mit ihrem Gemüthszustande bekannt zu machen. Wenn Sie aber wohlhabende Verwandten haben, so deute ich, sollte man sich an sie wenden. Ich fürchte, der Zustand ihrer Angelegenheiten lastet schwer auf dem Gemüthe Ihrer armen Mutter, und ich muß es Ihnen überlassen, zu beurtheilen, wie weit dasselbe durch das gute Gefühl der Personen kann erleichtert werden, an die sie rechtmäßige Ansprüche haben mag. Auf jeden Fall wiederhole ich meinen Wunsch, daß Sie sogleich kommen mögen.

»Ich bin u. s. w.«

Als er diesen Brief abgeschickt hatte, ging eine plötzliche und schlimme Veränderung mit der Krankheit seiner Patientin vor, und bei dem Besuche, den er ihr an jenem Morgen abgestattet hatte, bemerkte er, daß sie eine viel kürzere Zeit würde zu leben haben, als er vorher erwartete. Er hatte sie indeß etwas besser verlassen, aber zwei Stunden nach seiner Entfernung waren die Symptome ihrer Krankheit sehr beunruhigend geworden, und die gutmüthige Magd ihre einzige Wärterin, und die überdies noch alle Geschäfte der übrigen Bewohner des Hauses zu besorgen hatte, hielt es, wie wir gesehen haben, für nothwendig, vorläufig den Apotheker herbeigerufen, bis der Arzt aus dem entfernten Theile der Hauptstadt, wo er wohnte, herbeikommen könne.

Als Arthur in das Zimmer trat, fiel ihm alle jene Reue schwer auf die Seele, die mit Recht sein Vater hätte empfinden sollen. Welch einen Contrast bildete das ärmliche Zimmer mit den unschönen Hausgeräthen zu der geschmackvollen und luxuriösen Wohnung, wo er zuletzt die Mutter von Philipp Beaufort's Kindern voll Gesundheit und Hoffnung gesehen! Er blieb schweigend stehen, bis Perkins nach wenigen Fragen sich entfernte, um Arzeneien zu senden. Dann näherte er sich dem Bette; Katharina, obgleich sehr schwach und leidend, war bei vollem Bewußtsein. Sie wendete ihre trüben Augen zu dem jungen Manne, erkannte aber seine Gesichtszüge nicht.

»Erinnern Sie sich meiner nicht,« sagte er mit einer Stimme, die mit Thränen kämpfte; »ich bin Arthur – Arthur Beaufort.«

Katharina antwortete nicht.

»Guter Gott! warum sehe ich Sie hier? Ich glaubte, Sie wären bei Ihren Freunden – bei Ihren Kindern. Ich glaubte, es würde für Sie gesorgt, wie es meinem Vater zukam. Er versicherte mich, daß es geschehe.«

Noch immer keine Antwort

Ueberwältigt von den Gefühlen einer theilnehmenden und edlen Natur, auf eine Zeitlang Katharinens Schwäche vergessend, ergoß er sich in einen Strom von Fragen, Bedauern und Selbstverwürfen, worauf Katharina anfangs wenig achtete. Aber die Namen ihrer Kinder, die er immer wiederholte, berührte die Saite im weiblichen Herzen, die zuletzt zerreißt, und sie richtete sich im Bette auf und sah den jungen Mann ausdrucksvoll an.

»Mein Philipp war Ihrem Vater sehr unähnlich,« sagte sie dann; »aber ich sehe die Dinge jetzt anders an. Für mich kommt jede Güte zu spät; aber meine Kinder – vielleicht haben sie morgen keine Mutter mehr. Das Gesetz ist auf Ihrer Seite, aber nicht die Gerechtigkeit! Sie werden reich und mächtig sein – wollen Sie für meine Kinder sorgen?«

»So lange ich lebe, so wahr mir der Himmel helfe,« rief Arthur, neben dem Bette auf die Kniee fallend.

Was weiter zwischen ihnen vorging, ist unnöthig, ausführlicher zu bemerken, denn es war wenig mehr als die gebrochenen Wiederholungen derselben Bitte und derselben Antwort. Aber es lag so viel Wahrheit und Ernst in Arthur's Stimme und Gesicht, daß es Katharinen schienen, als sei ein Engel gekommen, um ihr Trost zu bringen. Und als spät am Abend der Arzt eintrat, fand er seine Patientin an die Brust des jungen Mannes gelehnt und mit freudigem Lächeln zu seinem Gesichte aufblickend.

Nach dem Aussehen Arthur's und nach dem, was Perkins ihm gesagt, gerieth er leicht auf die Vermuthung, daß einer von den reichen Verwandten, die er Katharinen zugeschrieben, angekommen sei, nur leider war es jetzt zu spät für sie.

#### EILFTES KAPITEL.

»Ihr steht erstaunt? – Blick auf, Maximilian!  
Welch Schreckbild schwebet über deinem Haupt?«  
*Beaumont* und *Fletcher*. Die Prophetin.

Philipp war fünf Wochen in seiner neuen Stellung gewesen, und in der nächsten Woche sollten die Bedingungen der Lehrzeit unterzeichnet werden. Mit strengem und finsterem Wesen hatte er die Pflichten seines neuen Berufes begonnen. Er unterwarf sich Allem, was von ihm gefordert wurde. Er schien auf immer das wilde und unruhige Temperament verloren zu haben, welches seiner Knabenzeit eigen war; aber man sah ihn nie lächeln – kaum öffnete er die Lippen. Seine Seele schien ihn mit ihren Fehlern verlassen zu haben und er verrichtete alle seine Beschäftigungen mit der ruhigen und gedankenlosen Regelmäßigkeit einer Maschine. Erst wenn das Tagewerk gethan und der Laden geschlossen war, ging er, anstatt sich dem Familienkreise im Hinterzimmer anzuschließen, in der Dämmerung des Abends aus, trieb sich vor der Stadt umher und kehrte zu der Stunde zurück, wo die Familie sich zur Ruhe begab. Er hatte jede Woche einmal von seiner Mutter gehört und nur an dem Morgen, wo er einen Brief erwartete, schien er ruhelos und aufgereggt. Ehe der Briefträger in den Laden trat, war er todtenblaß – seine Hände zitterten – seine Lippen waren zusammengepreßt. Sobald er den Brief gelesen, wurde er ruhig; denn Katharina verbarg ihrem Sohne sorgfältig ihren Gesundheitszustand: sie schrieb heiter, bat ihn, sich mit dem Stande zu begnügen, zu dem er herabgesunken, und sprach ihre Freude aus, daß er in seinen Briefen jene Zufriedenheit ausgedrückt, denn die Briefe des armen Knaben waren nicht weniger rücksichtsvoll, als ihre eigenen. Bei ihrer Rückkehr von ihrem Bruder

hatte sie so weit ihre Befürchtungen beschwichtigt oder verheimlicht, daß sie ihre Freude darüber aussprach, daß Sidney eine so gute Heimath gefunden, und sie sprach sogar die Hoffnung aus, daß sie in künftiger Zeit, wenn sie ihre Lehrjahre überstanden und unabhängig geworden seien, abwechselnd bei ihren Söhnen wohnen könne. Diese Hoffnungen verdoppelten Philipp's Beharrlichkeit, und er ersparte jeden Schilling von seinem Wochengelde, und seufzte bei dem Gedanken, daß mit der nächsten Woche seine Lehrzeit beginnen und sein Wochengeld aufhören werde.

Plaskwith konnte nicht umhin, im Ganzen mit dem Fleiße seines Lehrlinge zufrieden zu sein, doch war er ärgerlich über sein mürrisches Wesen.

Was die arme Mrs. Plaskwith betraf, die verabscheute den schweigsamen, mißmuthigen Knaben vollends, der sich nie in die Scherze des Kreises mischte, nicht mit den Kindern spielte, ihr keine Complimente machte, kurz, nichts zu der Geselligkeit des Hauses beitrug. Plimmins, der anfangs bemüht gewesen, sich herabzulassen und dann ihn durch Prahlereien einschüchtern gesucht, wurde von dem starken Körperbau und dem wilden Auge Philipp's in Schrecken gesetzt, und er bekannte der Mrs. Plaskwith, daß er dem Zigeuner nicht allein in einer dunklen Nacht begegnen möge, worauf Mrs. Plaskwith wie gewöhnlich erwiderte, Herr Plimmins mache die besten Witze von der Welt!

Eines Morgens wurde Philipp einige Meilen weit auf's Land geschickt, um den Katalog von einigen Büchern in

der Bibliothek des Sir Thomas Champerdown in verfertigen; denn dieser Herr, der ein Gelehrter war, hatte gefordert, daß man ihm Jemand senden solle, der mit den griechischen Buchstaben bekannt sei, und Philipp war der einzige im Laden, der eine solche Kenntniß besaß.

Es wurde Abend, ehe er zurückkehrte. Herr und Frau Plaskwith waren beide im Laden, als er eintrat, und hatten sich in der letzten Zeit beschäftigt von ihm zu reden

»Ich kann ihn nicht ausstehen,« rief Mrs. Plaskwith. »Wenn Du ihn annimmst, so werde ich keinen ruhigen Augenblick haben. Der Lehrling, der zu Chatham in der letzten Woche seinem Herrn die Kehle abschnitt, war gerade ein solcher.«

»Pah, Mrs. Plaskwith!« sagte der Buchhändler, indem er eine ungeheure Prise Schnupftabak aus der Westentasche nahm, wie es seine Gewohnheit war. »Ich selber wurde in meiner Jugend wunderbar erhalten – und dies ist mit allen nachdenkenden Leuten der Fall. Ich bemerke auch, daß es mit Napoleon Bonaparte geschah; dennoch aber muß ich gestehen, daß er ein unangenehmer Bursche ist, obgleich er sein Geschäft gut besorgt.«

»Und wie er das Geld liebt!« sagte Mrs. Plaskwith; »er will sich nicht einmal ein Paar neue Schuhe kaufen – das ist schmachvoll. Und sahst Du, welchen Blick er Plimmins zuwarf, als er darüber scherzte, daß er sich nicht um seine Sohle kümmere? Plimmins sagt immer so gute Dinge!«

»Freilich ist er schäbig,« sagte der Buchhändler; »doch der Werth eines Buches hängt nicht stets vom Einbände ab.«

»Ich hoffe, daß er ehrlich ist,« sagte Mrs. Plaskwith, und hier trat Philipp ein.

»Hm,« sagte Plaskwith, »Sie haben ein langes Tagewerk gehabt, aber ich vermüthe, es wird eine Woche währen, ehe es vollendet ist.«

»Ich werde morgen früh wieder hingehen, Herr, und die Sache in noch zwei Tagen vollendet haben.«

»Hier ist ein Brief an Sie,« rief Mrs. Plaskwith; »Sie sind mir das Porto schuldig.«

»Ein Brief!« Es war nicht seiner Mutter Hand – es war eine fremde Handschrift. Er schnappte nach Luft, als er das Siegel brach. Es war der Brief von dem Arzte.

Seine Mutter war also krank – sterbend – vielleicht fehlte es ihr an den nothwendigen Lebensbedürfnissen. Sie hatte ihm ihre Krankheit und ihre Armuth verheimlicht. Seine Unruhe steigerte die letztere zum äußersten Mangel – er stieß einen Schrei aus, der durch den Laden erscholl, und stürzte auf Plaskwith zu.

»Herr, Herr! meine Mutter liegt im Sterben! – sie ist arm, arm.– vielleicht leidet sie Noth – Geld, Geld! – borgen Sie mir Geld! – Zehn Pfund! – Fünf! – ich will mein Lebenlang umsonst für Sie arbeiten, aber borgen Sie mir das Geld!«

»Siehst Du,« sagte Mrs. Plaskwith, ihren Mann austoßend – »ich sagte Dir, was daraus werden würde; bald wird es heißen: die Börse oder das Leben.«

Philipp beachtete oder hörte diese Anrede nicht, sondern stand mit zusammengeschlagenen Händen und wilder Ungeduld in seinen Blicken vor dem Buchhändler. Plaskwith schwieg etwas erschrocken.

»Hören Sie mich! Sind Sie menschlich!« rief Philipp, dessen Aufregung alles Feuer seines Charakters zeigte. »Ich sage Ihnen, meine Mutter liegt im Sterben, ich muß zu ihr gehen! Soll ich mit leeres Händen kommen? – Geben Sie mir Geld!«

Plaskwith war kein hartherziger Mann, aber förmlich und reizbar. Der Ton, den sein Lehrling gegen ihn annahm, noch dazu in Gegenwart seiner Frau – das Beispiel ist ansteckend – brachte ihn mehr auf, als er ihn rührte.

»Das ist nicht die Art, mit Ihrem Herrn zu reden – Sie vergessen sich, junger Mann!«

»Vergessen! – Aber Herr, wenn es ihr an den nothwendigen Lebensbedürfnissen fehlt – wenn sie Hunger leidet?«

»Unsinn,« sagte Plaskwith. »Herr Morton schreibt mir, daß er für Ihre Mutter gesorgt habe! ist es nicht so, Hannah?«

»Ein um so größerer Thor ist er, da er selber eine große Familie hat! Sehen Sie mich nicht so, an, junger Mann; ich lasse mich von Ihnen nicht zum Schweigen bringen, obgleich mir das Blut gefriert, wenn ich Sie ansehe!«

»Wollen Sie mir Geld vorstrecken? – fünf Pfund – Nur fünf Pfund! Herr Plaskwith? –«

»Nicht fünf Schilling! – In solchem Tone mit mir zu reden! – Sie sind nicht der Mann dazu, Herr! – Sehr ungeschicklich. Kommen Sie und schließen den Laden; besinnen Sie sich, und vielleicht, wenn Sir Thomas Champerdown's Katalog fertig ist, lasse ich Sie in die Stadt gehen. Morgen können Sie nicht fort. Vielleicht ist es nur ein Vorwand; nicht wahr, Hannah?«

»Sehr wahrscheinlich! frage Plimmins um Rath. Komm lieber jetzt, Plaskwith. Er sieht aus wie ein junger Tiger!«

Mrs. Plaskwith ging in das Hinterzimmer. Ihr Mann legte seine Hände auf den Rücken, richtete sein Kinn empor und war im Begriff ihr zu folgen. Philipp, der im letzten Augenblick stumm und todtenblaß dagestanden, wendete sich plötzlich um. Sein Schmerz nahm mehr den Ton der Wuth als der Bitte an – er stellte sich vor seinen Herrn hin, faßte ihn an der Schulter und sagte: »Ich verlasse Sie – machen Sie nicht, daß es mit einem Fluche geschieht. Ich beschwöre Sie, haben Sie Mitleiden mit mir!«

Plaskwith stand still, und hätte Philipp einen mildereren Ton angenommen, so wäre Alles gut gewesen. Aber da er von Kindheit auf an's Befehlen gewöhnt war – da alle glühenden Leidenschaften in ihm losgelassen waren – da er den Mann verachtete, den er so anflehte, so verfehlte er seinen Zweck. Unwillig über das Schweigen des Herrn Plaskwith und zu verblendet durch seine Aufregung, um zu sehen, daß jenes Schweigen aus Nachgiebigkeit herühre, schüttelte er plötzlich den kleinen Mann mit solcher Heftigkeit, daß er ihn beinahe umwarf, und rief: »Sie, die Sie auf fünf Jahre meine Knochen und mein Blut

– meinen Leib und meine Seele als Sklaven für Ihr niedriges Gewerbe fordern – verweigern mir die Lippen einer Mutter?«

Zitternd vor Wuth und vielleicht auch vor Furcht, machte sich Plaskwith aus Philipp's Händen los, eilte aus dem Laden und sagte, indem er die Thür zuschlug. »Sie bitten mich noch diesen Abend um Verzeihung, oder Sie kommen morgen über Hals über Kopf aus dem Hause! Wahrhaftig! die Welt hat sich gedreht! Ich glaube kein Wort von Ihrer Mutter! Pah!«

Als Philipp allein war, kämpfte er einige Augenblicke mit seiner Wuth und seinem Schmerze. Dann ergriff er seinen Hut, den er beim Eintreten abgelegt hatte – drückte ihn über die Stirn und wollte den Laden verlassen – als sein Blick auf die Ladenkasse fiel. Plastwith hatte sie offen gelassen, und der Schimmer des Geldes fiel ihm in's Auge – jenes tödtliche Lächeln des Versuchers. Verstand, Vernunft, Gewissen – Alles war in jenem Augenblick ein verwirrtes Chaos. Er sah sich hastig in dem einsamen und dunklen Zimmer um – steckte die Hand in die Schublade, ergriff was oben lag; er wußte nicht, ob es Silber oder Gold war – und brach in ein lautes und bitteres Lachen aus. Dieses Lachen erschreckte ihn – es klang nicht wie sein eigenes. Seine Wange wurde bleich – seine Knie schlotterten – sein Haar sträubte sich – es war ihm, als habe der Teufel das Freudengeschrei über eine gefallene Seele ausgestoßen.

»Nein! – nein! – nein!« murmelte er; »nein, Mutter – selbst nicht für *Dich!*« Und das Geld auf den Boden werfend, entfloh er wie ein Wahnsinniger aus dem Hause.

Zu einer späten Stunde kehrte Robert Beaufort, von seinem Landhause nach Berkeley-Square zurück. Er fand seine Frau sehr unruhig und aufgereggt über das Nichterscheinen ihres einzigen Sohnes. Er hatte seinen Bedienten um sieben Uhr mit den Pferden und einem Billet zurückgeschickt. Er hatte es auf ein weißes Blatt geschrieben, welches er aus seiner Brieftasche gerissen, und es enthielt nur folgende Worte: »Warten Sie nicht mit dem Mittagessen auf mich – ich werde vielleicht erst in einigen Stunden zurückkehren. Es ist mir ein melancholisches Abenteuer begegnet. Sie werden billigen, was ich gethan habe, wenn wir uns wiedersehen.«

Dieser Brief setzte Beaufort ein wenig in Verlegenheit; doch da er sehr hungrig war, so lieh er den Worten seiner Frau, sowie seinen eigenen Vermuthungen nur ein taubes Ohr, bis er sich erfrischt hatte. Dann ließ er den Bedienten kommen und erfuhr von ihm, daß er Herrn Arthur nach dem Unfall, der dem blinden Manne begegnet sei, in dem Hause eines Strumpfwebers in H\* zurückgelassen. Dies schien ihm außerordentlich geheimnißvoll, und als eine Stunde nach der andern verging und Arthur noch immer nicht kam, begann er die Furcht seiner Frau zu theilen, die jetzt beinahe in Krämpfe übergegangen war, und gerade um Mitternacht bestellte er seinen Wagen, nahm den Bedienten als Führer mit und machte sich auf den Weg zu der Vorstadt. Mrs. Beaufort wünschte ihn zu

begleiten, doch ihr Mann machte die Bemerkung, junge Leute seien junge Leute, und möglicherweise könne eine Dame im Spiel sein, worauf sich denn Mrs. Beaufort nach einigem Nachdenken in die Nothwendigkeit fand, zu Hause zu bleiben. Keine Dame, die auf Anstand hält, setzt sich gern der Gefahr aus, in eine falsche Stellung zu gerathen. Beaufort machte sich also allein auf den Weg. Der Wagen war bequem – die Pferde schnell, und er wurde rasch davongeführt. Er hatte keine Vermuthung von dem wahren Grunde, der Arthur zurückhielt; doch er dachte an die Schlingen, deren es in London so viele gibt – an listige Frauenzimmer in der Noth, und ein melancholisches Abenteuer setzt gewöhnlich Liebe voraus und kostet Geld; und Arthur war jung – großmüthig – hatte ein offenes Herz und eine offene Tasche. Doch solche Dinge erschrecken einen Vater, wenn er ein Weltmann ist, nicht so sehr, wie eine ängstliche Mutter, und mit mehr Neugierde als Unruhe sah sich Beaufort nach einem kurzen Schlummer vor dem bezeichneten Laden.

Ungeachtet der späten Stunde war die Hausthüre nur angelehnt – ein Umstand, der Beaufort sehr verdächtig war. Er öffnete sie vorsichtig und schüchtern – ein Licht, welches in dem engen Gange auf dem Stuhle stand, warf ein mattes Licht auf eine Treppe. Beaufort stand einen Augenblick zweifelhaft still, ob er rufen, klopfen, zurück oder vorwärts gehen sollte, als er einen Tritt oben auf der Treppe hörte – er kam näher und näher – eine Gestalt trat aus dem Schatten hervor, und mit großer Freude erkannte Beaufort seinen Sohn. Arthur schien aber seinen Vater

nicht zu bemerken und war im Begriff, an ihm vorüber zu gehen, als Beaufort seinen Arm faßte.

»Was hat dies Alles zu bedeuten, Arthur? In welchem Orte bist Du? Wie hast Du uns beunruhigt!«

Arthur warf seinem Vater einen traurigen und kummervollen Blick zu.

»Vater,« sagte er in einem Tone, der strenge und fast gebieterisch klang – ich will Ihnen zeigen, – wo ich gewesen bin; folgen Sie mir – folgen Sie mir, sage ich!«

Er wendete sich um, ohne weiter ein Wort zu reden, und stieg die Treppe wieder hinauf. Ueberrascht und durch die strengen Worte seines Sohnes zum mechanischen Gehorsam gebracht, that Beaufort war sein Sohn wünschte. Auf der zweiten Treppe stand wieder ein vernachlässigtes, düsteres Licht, welches einen matten Schein verbreitete. Er schimmerte durch die offene Thüre eines kleinen Schlafzimmers zur Linken, wo Beaufort zwei weibliche Gestalten erblickte. Die eine – die freundliche Magd – saß auf einem Stuhle und weinte bitterlich; die andere – die gedungene Wärterin, die erst kürzlich gekommen war – nahm ihren grauen Shawl ab, ehe sie sich zu einem Schläfchen niederlegte. Sie richtete ihr leeres, theilnahmloses Gesicht auf die beiden Männer, nahm ein schmerzliches Lächeln an und machte, wie aus Schicklichkeit, die Thür zu.

»Wo sind wir, Arthur, sage ich?«

Arthur umfaßte seines Vaters Hand, zog ihn in dass Zimmer zur Rechten, nahm das Licht und stellte es auf einen kleinen Tisch neben einem Bette und sagte:

»Hier Vater – in der Gegenwart des Todes!«

Beaufort warf einen hastigen und furchtsamen Blick auf das stille, bleiche und heitere Gesicht vor ihm und erkannte die Züge der vernachlässigten und einst angebeteten Katharina.

»Ja – sie, die Ihr Bruder so liebte – die Mutter seiner Kinder – starb in diesem elenden Gemache, fern von ihren Söhnen, in Armuth und Kummer – starb an gebrochenem Herzen! War das gut, Vater? Haben Sie hiebei nichts zu bereuen?«

Entsetzt und von seinem Gewissen gequält, sank der weltliche Mann auf einen Stuhl neben dem Bette nieder und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

»Ja,« fuhr Arthur mit Bitterkeit fort, »ja, wir, seine nächsten Verwandten – wir, die wir seine Besitzungen und sein Geld geerbt haben – wir sind so unbekümmert um das große Vermächtniß gewesen, das Ihr Bruder uns hinterlassen hat – um die Wesen, die ihm am theuersten waren – um das Weib, das er liebte – um die Kinder, die durch seinen Tod namenlos und gebrandmarkt auf der Welt zurückblieben. Ja, weinen Sie, Vater, und während Sie weinen, denken Sie an die Zukunft, und wie Sie das Unrecht wieder gut machen wollen. Ich habe dieser Todten versprochen, für ihre Söhne zu sorgen; stimmen Sie, der Sie alle Macht in Händen haben, in das Gelübde ein, jenes Versprechen zu erfüllen, und möge der Himmel nicht an uns Beiden die Leiden dieses Sterbebettes rächen!«

»Ich wußte nicht – ich – ich –« stotterte Beaufort.

»Aber wir hätten es wissen sollen,« fiel Arthur trauernd ein. Ach, lieber Vater! verhärten Sie Ihr Herz nicht durch falsche Entschuldigungen. Die Todte redet noch zu Ihnen und empfiehlt Ihrer Sorgfalt ihre Kinder. Meine Aufgabe ist vollendet, Vater! Die Ihre wird erst kommen. Ich lasse Sie mit der Todten allein.«

Mit diesen Worten entfernte sich der junge Mann, den die tragische Scene in eine Leidenschaft und Würde versetzt hatte, die über seinen gewöhnlichen Charakter waren und da er seine Thränen nicht länger unterdrücken konnte, eilte er plötzlich aus dem Zimmer, ging rasch die Treppe hinunter und verließ das Haus. Als er den Wagen und die Livreen seines Vaters erblickte, seufzte er, denn diese Zeugnisse der Bequemlichkeit und des Reichthums schienen ein Hohn für die Verstorbene. Er wendete sein Gesicht ab und ging weiter. Auch bemerkte er eine Gestalt nicht, die in dem Augenblick bleich, verstört und athemlos an ihm vorbeirannte und in das Haus eintrat, welches er eben verlassen, dessen Thür er offen gelassen, wie er sie gefunden – denn der Arzt hatte sich zehn Minuten vor Beaufort's Ankunft rasch von dem Orte entfernt, wo seine Geschicklichkeit vergebens war. In finstern Gedanken, allein und zu Fuß in jener späten Stunde und in jener abgelegenen Vorstadt, kehrte der Erbe der Beauforts zu seinem glänzenden Vaterhause zurück. Aengstlich, furchtsam, hoffend, eilte der ausgestoßene Verwaiste in das Sterbezimmer seiner Mutter.

Beaufort, der Arthur's letzte Worte nicht deutlich verstanden hatte, bemerkte, verwirrt durch die Seltsamkeit

seiner Lage anfangs nicht, daß er allein war. Ueberrascht und erschrocken bei der plötzlichen Stille im Zimmer, stand er auf, zog seine Hände von den Augen, und erblickte wieder jenes stumme und feierliche Gesicht. Er sah sich in dem unheimlichen Zimmer nach Arthur um; er rief ihn beim Namen – erhielt keine Antwort; ein abergläubischer Schreck ergriff ihn, seine Glieder zitterten, er sank wieder auf den Stuhl nieder, schloß die Augen und murmelte, vielleicht zum erstenmal seit seiner Kindheit, Worte der Reue und des Gebets. Er wurde aus seinem bitteren Nachdenken durch einen tiefen Seufzer erweckt. Er schien von dem Bette herzukommen. Täuschten ihn seine Ohren? Hatte die Todte ihre Stimme wieder gefunden? In Todesangst sprang er auf und erblickte vor sich Philipp Morton's bleiches Gesicht; der Sohn der Leiche nahm die Stelle seines Sohnes ein! Das trübe Licht fiel auf sein Gesicht. Dort schien alle Blüte und Frische der Jugend verschwunden zu sein! Dort aus jenen erblichenen Zügen zeigten sich in voller Macht die widersprechendsten Leidenschaften – Wuth, Schmerz, Verachtung, Verzweiflung. Schrecklich ist es in dem Gesicht eines Knaben den Sturm und Wirbelwind zu bemerken, der nur das starke Herz eines Mannes besuchen sollte!

»Sie ist todt! – todt! und in Ihrer Gegenwart,« rief Philipp, indem er seine wilden Augen auf seinen gebückt dasitzenden Oheim richtete, »gestorben aus Sorge, vielleicht aus Hunger. Und sind Sie gekommen, um Ihr Werk zu sehen.«

»In der That, ich komme erst eben an,« sagte Beaufort in bittendem Tone, »ich wußte nicht, daß sie krank oder in Mangel sei – bei meiner Ehre nicht! Dies ist – ist – ist durchaus ein Versehen: ich – ich – kam hieher, um – um einen Andern zu – suchen –«

»So kamen Sie also nicht her, um Sie zu unterstützen?« sagte Philipp sehr ruhig. »Sie hatten nicht von ihrem Leiden und ihrem Kummer gehört und eilten auch nicht her in der Hoffnung, daß es noch Zeit sei, sie zu retten? – Sie thaten dies nicht, ha! ha! – Wie konnte ich es auch denken?«

»Rief Jemand, meine Herren?« sagte eine klägliche Stimme vor der Thür und die Wärterin steckte ihren Kopf herein.

»Ja – ja – Sie können hereinkommen,« sagte Beaufort in namenloser und feiger Furcht; aber Philipp war zur Thür geeilt, blickte die Wärterin an und sagte: »Sie ist eine Fremde! – Sehen Sie, eine Fremde! Der Sohn hat jetzt die ihm gebührende Stelle eingenommen. Gehen Sie Frau!« er schob sie zurück und verriegelte die Thür.

Und da blickte ihn, wie es seinen widerstrebenden Gefährten angeblickt, ruhig und heilig das Gesicht der stillen Leiche an. Er brach in Thränen aus und fiel so dicht neben Beaufort auf die Knie, daß er ihn berührte, faßte die schwere Hand und bedeckte sie mit glühenden Küssen. »Mutter! Mutter! verlaß mich nicht! Erwache, lächle noch einmal Deinem Sohne! Ich würde Dir Geld gebracht haben, doch dann hätte ich nicht um Deinen Segen bitten können; Mutter, ich bitte jetzt darum!«

»Wenn ich es nur gewußt hätte – wenn Sie nie an mich geschrieben hätten, mein lieber junger Herr! aber mein Anerbieten wurde zurückgewiesen und –«

»Welches Anerbieten machten Sie ihr, für die mein Vater sein Herzblut würde hingegeben haben! Meines Vaters Gattin! – Ja seiner Gattin! – Anerbietungen!« –

Er stand plötzlich auf, schlug seine Arme übereinander, trat mit zorniger, entschlossener Stirn vor Beaufort hin und sagte: »Hören Sie mich, Sie besitzen den Reichtum, den ich von meiner Wiege an als meine Erbschaft zu betrachten gewöhnt wurde. Ich habe mit diesen Händen um Brod gearbeitet und mich nimmer beklagt, außer gegen mein eigenes Herz und meine Seele. Ich haßte und verfluchte Sie nie – Räuber der Sie sind! – Ja, Räuber! Denn selbst wäre keine Trauung vollzogen worden, außer vor den Augen Gottes, so war es doch nicht die Meinung meines Vaters, der Natur und des Himmel, daß Sie Alles nehmen und Nichts übrig lassen sollten, was Sie den Ansprüchen der Zärtlichkeit und des Blutes schuldig waren. Er war nicht weniger mein Vater, selbst wenn die Kirche nicht auf meiner Seite war. Plünderer der Waisen, Vernichter der menschlichen Liebe, Sie sind nicht weniger ein Räuber, wenn gleich das Gesetz Sie schützt, und die Menschen Sie redlich nennen! Doch ich haßte Sie deßhalb nicht. Jetzt, in der Gegenwart meiner todten Mutter – gestorben fern von ihren beiden Söhnen – jetzt verabscheue und verfluche ich Sie. Sie mögen sich für sicher halten, wenn Sie dieses Zimmer verlassen haben – sicher vor meinem Hasse; es mag sein: aber täuschen Sie

sich nicht, der Fluch der Wittve und Waisen wird Ihnen folgen – sich an Sie und die Ihrigen hängen – in der Mitte des Glanzes an Ihrem Herzen nagen – an dem Erbe Ihres Sohnes kleben! Es wird ein Sterbebette kommen, neben dem Sie das Gespenst derjenigen, die jetzt so ruhig daliegt, zur Vergeltung aus dem Grabe werden sich erheben sehen! Diese Worte – nein, Sie werden sie nie vergessen – nach Jahren noch werden sie Ihnen in den Ohren klingen und das Mark in Ihren Gebeinen erstarren! Und nun gehen Sie, Bruder meines Vaters – gehen Sie von der Leiche meiner Mutter in Ihre glänzende Wohnung!«

Er öffnete die Thür und deutete auf die Treppe. Ohne ein Wort zu reden ging Beaufort aus dem Zimmer. Er hörte die Thür zumachen und schließen, als er die Treppe hinunterstieg, doch er vernahm die tiefen Seufzer und das heftige Schluchzen nicht, durch die der verlassene und verwaiste Jüngling seinen Schmerz ausdrückte, der auf den weniger heiligen Paroxismus der Rache und der Wuth folgte.

## ZWEITES BUCH.

»Abend ward's und wurde Morgen,  
Nimmer, nimmer stand ich still;«  
*Schiller*, »der Pilgrim.«

## ERSTES KAPITEL.

»*Ineubo*: Seht nach dem Cavalier. Was fehlt ihm?«  
*Wirthin*: Und in so guten Kleidern noch dazu.

*Theodor*: Ich hab' 'nen Bruder – meine letzte Hoffnung!

Wie Ihr mich findet, ohne Furcht und Weisheit,  
Bin ich das Kind der Hoffnung und Gefahr.«

*Beaumont und Fletcher*. »Der Liebe Wallfahrt.«

Die Zeit, die Beaufort gebrauchte, um nach Hause zurückzukehren, war von finsterem und verwirrten Schrecken erfüllt. Ein unerklärliches Gefühl sagte ihm, daß Philipp's Verwünschungen mehr an seinem Sohne als an ihm sollten erfüllt werden. Er zitterte bei dem Gedanken, daß Arthur diesem seltsamen, wilden und erbitterten Landstreicher vielleicht am nächsten Morgen in der Glut seiner Leidenschaft begegnen könnte. Und doch, nach der Scene zwischen ihm und seinem Sohne, sah er Veranlassung zur Furcht, er möchte nicht im Stande sein, hinlängliche Macht über seinen Sohn auszuüben, so gehorsam er auch sonst war, um seine Rückkehr in das Sterbehau zu verhindern. In dieser Verlegenheit beschloß er – wie selbst bei geistreicheren Männern der Fall ist, selbst wenn sie noch schwächere Frauen haben – zu hören, ob seine Frau nicht etwas Tröstliches oder Verständiges über den Gegenstand zu sagen habe. Als er daher Berkeley-Square erreichte, ging er sogleich zu Mrs. Beaufort, beruhigte sie über Arthur's Sicherheit und erzählte ihr von der Scene, wobei er so unfreiwillig mitgehandelt hatte. Mit jener lebhafteren Empfindlichkeit, die den meisten Frauen eigen ist, wenn sie auch verhältnißmäßig gefühllos sind, entschuldigte Mrs. Beaufort die Aufregung, die

Philipp verrathen hatte. Beaufort's Schilderung der unheimlichen Drohungen, des finstern Gesichts, der räuberähnlichen Gestalt des beraubten Sohnes machten, daß sie große Furcht Arthur's wegen hegte, daß die jungen Männer zusammentreffen möchten, und sie stimmte mit ihrem Manne darin überein, daß man alle Mittel elterlicher Ueberredung oder Befehle anwenden müsse, um solches Zusammentreffen zu verhindern. Inzwischen aber kehrte Arthur nicht zurück und neue Furcht bemächtigte sich der ängstlichen Eltern. Er war allein ausgegangen in eine ferne Vorstadt zu einer späten Stunde und selber in großer Aufregung. Er konnte in's Haus zurückgekehrt sein oder seinen Weg in den dunklen Gassen, wo Gewaltthätigkeit und Verbrechen zu Hause sind, verloren haben; sie wußten nicht, wohin sie schicken oder was sie angeben sollten. Der Tag begann schon zu dämmern und noch immer kam er nicht. Endlich gegen fünf Uhr hörte man ein lautes Klopfen vor der Hausthür, und Beaufort, der ein Geräusch im Vorsaale vernahm, stieg hinunter. Sein Sohn wurde von zwei Fremden aus einer Miethskutsche bleich, blutend und dem Anscheine nach unbewußt heringetragen. Sein erster Gedanke war: er sei von Philipp ermordet worden. Er stieß einen matten Schrei aus und sank neben seinem Sohne zu Boden.

»Erschrecken Sie nicht, Herr,« sagte einer von den Fremden, der ein Handwerker zu sein schien; »ich denke nicht, daß er schwer verwundet ist. Sehen Sie, er ging quer über die Straße und die Kutsche fuhr auf ihn los;

aber sie ging nicht über seinen Kopf; es sind nur die Steine, die ihn so bluten machen; und das ist eine Gnade von Gott.«

»Eine Fügung der Vorsehung,« sagte der andere Mann; »aber die Vorsehung wacht über uns Alle, Nacht und Tag, im Schlaf oder im Wachen! Hm! wir kamen gerade aus unserer Versammlung her und da nahmen wir ihn und brachten ihn in einer Kutsche hieher, denn wir fanden seine Karte in seiner Tasche. Er konnte damals nicht reden; aber das Rasseln der Kutsche that ihm wohl, denn er stöhnte: ›Meine Augen!‹ O, wie er stöhnte! that er's nicht, Burrows?«

»Es that meinem Herzen wohl, es zu hören.«

»Eile zu Astley Cooper – Du geh zu Brodie. Guter Gott! er stirbt. Schnell – schnell!« rief Beaufort seinen Dienern zu, während Mrs. Beaufort, die jetzt die Stelle erreicht hatte, mit größerer Geistesgegenwart Arthur in sein Zimmer bringen ließ.

»Das ist eine Strafe für mich!« stöhnte Beaufort, der wie eingewurzelt im Vorsaal allein mit den Fremden stehen blieb.

»Mein Herr, er ist keine Strafe, es ist eine Fügung,« sagte der heiligere und besser gekleidete von den beiden Männern; »denn wäre es eine Strafe gewesen, so wäre das Rad über ihn hingegangen, und er mag nun sterben oder nicht, so werde ich stets sagen, wenn es keine Fügung war, so weiß ich nicht, was eine Fügung ist. Wir sind einen weiten Weg hergekommen, Herr, und Burrows ist ein armer Mann, obgleich ich wohlhabend bin.«

Dieser Wink brachte Beaufort wieder zum Bewußtsein; er legte seine Börse in die nächste Hand, die sich darnach ausstreckte, und murmelte etwas von Dank.

»Gott segne Sie, Herr! Und ich hoffe, der junge Herr wird bald wieder genesen. Wahrlich, Sie haben Ursache Gott zu danken, daß er noch einen Zoll vom Rade entfernt war; war er's nicht, Burrows? Nun, das ist genug, um einen Heiden zu bekehren. Aber die Wege der Vorsehung sind geheimnißvoll, und das ist die Wahrheit von der Sache. Gute Nacht, Herr.«

In der That schien es, als habe Philipp's Fluch bereits gewirkt. Ein fast ähnlicher Unfall, wie der, welcher in dem Abenteuer des blinden Mannes Arthur in Katharina's Wohnung geführt, hatte ihn innerhalb vierundzwanzig Stunden selber auf das Krankenlager gestreckt. Der Kummer, den Beaufort nicht beseitigt hatte, war jetzt ihm selber zugefallen; aber da waren Eltern und Natursystem große Aerzte und geschickte Chirurgen und die ganze Armee, die sich gegen den Tod verbindet – da waren Bequemlichkeit und Luxus, freundliche Augen und mitleidige Blicke und Alles, was dem Schmerze den Stachel rauben kann. Und so rang in derselben Nacht, wo Katharina starb, gebrochen und abgezehrt an einer fremden Brust, mit einem unbezahlten Arzte und bei dem Scheine einer einzigen Kerze, der Erbe des Vermögens, welches einst für ihren Sohn bestimmt gewesen, auch mit dem grimmigen Tyrannen, der aber durch die Künste und den Luxus, womit die Reichen dem Grabe trotzen, von seiner Beute hinweggescheucht zu sein schien.

Arthur war freilich schwer verwundet, eine von seinen Rippen zerbrochen und außerdem hatte er zwei starke Quetschungen am Kopfe. Auf die Bewußtlosigkeit folgte Fieber und dann phantasirte er. Mehrere Tage war er in drohender Gefahr. Wenn irgend etwas seine Eltern bei einer solchen Trübsal hätte trösten können, so war es der Gedanke, daß er wenigstens jetzt mit Philipp nicht zusammentreffen könne. Vermöge des Instinkts jenes launenhaften und schwankenden Gewissens, das schwachen Geistern angehört, während des ruhigen Glücks still bleibt und leblos niederhängt, gleich der Wimpel am Mastbaum während der Windstille, aber flattert und sich dreht, wenn der Wind weht und die Woge sich hebt, dachte Beaufort sehr lebhaft und reuevoll während der Gefahr seines eigenen Sohnes an die Mortons. Weit entfernt, daß seine Besorgniß für Arthur alle seine Sorge in Anspruch nahm, erhöhte dieselbe nur sein Mitleid mit den Waisen; denn mancher Mann wird fromm und wohlthätig, wenn er ein unmittelbares Interesse zu haben glaubt, die Vorsehung zu besänftigen. Am Morgen nach Arthur's Unfall schickte er zu Herrn Blackwell. Er trug ihm auf, Katharina's – Leichenbegängniß mit gehöriger Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu besorgen, befahl ihm, mit Philipp zu sprechen und den Jüngling von Herrn Beaufort's guter und freundlicher Gesinnung gegen ihn zu versichern und ihm zu sagen, daß er sich erbiere, seine Absichten in jeder Art der Erziehung oder einer Profession die er wählen möchte, zu befördern, und

rieth dem Advokaten ernstlich, Takt und Delikatesse anzuwenden, wenn er sich mit einem so stolzen und feurigen jungen Mann unterrede. Blackwell aber besaß keinen Takt und keine Delikatesse: er ging in das Trauerhaus, drängte sich zu Philipp und schon der Anfang seiner Anrede, worin er sich über die außerordentliche Großmuth und das Wohlwollen dessen, der ihn gesendet, in Lobeserhebungen ausließ, mit herablassenden Ermahnungen gemischt, daß Philipp dankbar sein möge, brachte den Knaben so sehr auf, daß Blackwell außerordentlich froh war, mit heiler Haut aus dem Hause zu kommen. Er vernachlässigte indessen nicht den formelleren Theil seines Auftrages, sondern unterhandelte sogleich mit einem der besseren Leichenbesorger, und ertheilte Befehle zu einem sehr anständigen Leichenbegängnisse. Nach der Beerdigung, dachte er, würde Philipp in weniger aufgeregtem Gemüthszustande sein und vielleicht eher Vernunft annehmen; daher schob er eine zweite Unterredung mit dem verwaisten jungen Manne bis nach jenem Ereigniß auf, und inzwischen schickte er einen Brief an Herrn Beaufort, worin er ihm meldete, daß er seine Aufträge, ausgeführt und die Befehle zu dem Leichenbegängnisse ertheilt habe, daß aber für den Augenblick das Gemüth des Herrn Philipp Morton zu sehr aufgereggt sei, um die Pläne ruhig mit ihm zu verabreden, die Herr Beaufort für seine Zukunft entworfen. Er zweifle indessen nicht, daß in einer folgenden Unterredung Alles nach den Wünschen seines edlen Clienten würde ausgeglichen werden. Beaufort's Gewissen wurde also über diesen Punkt beruhigt.

Es war ein trüb schwüler Morgen, als Katharina Morton's Leiche dem Grabe übergeben wurde. In die Vorbereitungen zu dem Leichenbegängniß mischte sich Philipp nicht; er fragte nicht, auf wessen Befehl diese Feierlichkeiten, die stehenden Diener, die Kutschen, die schwarzen Federn und Florbänder angeordnet worden. Wenn seine unbestimmte Vermuthung diese letzte und vergebliche Aufmerksamkeit Robert Beaufort zuschrieb, so wurde dadurch weder das finstere Rachegefühl verringert, welcher er gegen seinen Oheim empfand, doch glaubte er andererseits den Respekt gegen die Todte nicht verbieten zu können, obgleich er den Dienst zurückwies, den man dem Ueberlebenden leisten wollte. Seit Blackwell's Besuch war er in eine Art von Gefühllosigkeit oder Erstarrung versunken, die den Leuten im Hause eher als Gleichgültigkeit, denn als Kummer erschien. Als das Leichenbegängniß vorüber war und Philipp in die von der Verstorbenen bewohnten Zimmer zurückkehrte, entschloß er sich, ihre Papiere und ihren Nachlaß überhaupt zu untersuchen. In einem alten Schreibpult fand er für's Erste verschiedene Pakete von Briefen von seiner Vaters Hand, deren Schriftzüge durch die Zeit beinahe erloschen waren. Er öffnete einige; es waren die früheren Liebesbriefe. Er wagte nicht mehr als wenige Zeilen zu lesen, so sehr stand der lebendige Hauch der Zärtlichkeit, die offene, herzliche Leidenschaft im Contrast mit dem Schicksal der Angebeteten. In diesen Briefen schien das Herz des Schreibenden zu schlagen! Jetzt waren beide Herzen gleich still! Und ein Geist rief dem andern vergebens zu!

Endlich fand er einen Brief von seiner Mutter Hand, den sie erst zwei Tage vor ihrem Tode geschrieben. Er ging zum Fenster und schnappte im Nebel der schwülen Lust nach Athem. Unten hörte man das Geräusch von London; das durchdringende Geschrei umherwandernder Verkäufer, das Rollen der Karren, das Jubelgeschrei der Knaben, die aus der Schule kamen; dieses Alles über-tönte ein lautes, lustiges Gelächter, welches seine Aufmerksamkeit mechanisch auf die Stelle lenkte, woher es kam; vor dem Gasthause stand der Leichenwagen, der seiner Mutter Sarg zur letzten Ruhe geführt hatte, und die luftigen Leichenbesorger hielten dort an, um sich zu erfrischen. Er schloß das Fenster mit einem Seufzer, kehrte zu dem äußersten Winkel des Zimmers zurück und las wie folgt:

»Mein liebster Philipp!

»Wenn Du dies liesest, werde ich nicht mehr sein, Du und der arme Sidney haben dann weder Vater noch Mutter, weder Vermögen noch Namen. Der Himmel ist gerechter als der Mensch, und ich setze meine Hoffnung auf den Himmel. Du, Philipp, hast bereits die Kindheit überschritten; Deine Natur ist dazu gebildet, um mit Erfolg gegen die Welt anzukämpfen. Hüte Dich vor Deinen eigenen Leidenschaften und Du kannst leicht den Hindernissen trotzen, die Dir im Wege stehen. Und in der letzten Zeit hast Du in unserer Zurückgezogenheit die Leidenschaft so überwunden, den Stolz und Ungestüm Deiner Kindheit so gezügelt, daß ich Deine Aussichten mit weniger Furcht betrachtet habe, als seither geschah, wo sie

so glänzend zu sein schienen. Verzeihe mir, mein liebes Kind, wenn ich Dir meinen Gesundheitszustand verborgen habe, und wenn mein Tod Dir ein plötzlicher und unerwarteter Schlag ist. Traure nicht zu lange um mich. Für mich ist meine Auflösung in der That eine Flucht vom Gefängniß und von der Kette – von körperlichem Schmerz und geistiger Qual, was, wie ich hoffe, eine Buße für die Irrthümer einer glücklicheren Zeit sein wird. Denn ich irrte, als ich selbst aus den am wenigsten selbstsüchtigen Beweggründen meine Verbindung mit Deinem Vater verborgen hielt zu und so die Hoffnungen derjenigen zerstörte, die gleiche Rechte wie er an mich hatten. Aber ach! Philipp, hüte Dich vor den ersten falschen Schritten in der Täuschung; hüte Dich auch vor den Leidenschaften, die erst viele Jahre später ihre Frucht verrathen, wenn die Blätter und Blüten längst abgefallen sind.

»Ich wiederhole meinen feierlichen Befehl – traure nicht zu sehr um mich, sondern stärke Deinen Geist und Dein Herz, um das Pfand zu empfangen, welches ich Dir jetzt anvertraue – meinen Sidney, mein Kind, Deinen Bruder! Er ist so sanft, so milde; er ist so ganz von mir abhängig, und wir sind jetzt zum ersten- und letztenmal geschieden. Er ist bei Fremden – und – und – o Philipp, Philipp, überwache ihn wegen der Liebe, die Du nicht nur zu ihm, sondern auch zu mir hegst! Sei ihm ein Vater, sowie ein Bruder. Setze Dein starkes Herz der Welt entgegen, um ihn, das schwache Kind, vor der Bosheit zu schirmen. Er hat nicht Deine Talente noch Deine Charakterstärke;

ohne Dich ist er Nichts. Lebe, arbeite, erhebe Dich um seinen willen, nicht weniger als nur Deinetwillen. Wenn Du wüßtest, wie dieses Herz schlägt, während ich schreibe, wenn Du begreifen könntest, welchen Trost für ihn mein Vertrauen zu Dir mir gewährt, so würdest Du einen neuen Geist fühlen, – meinen Geist – meinen mütterlichen Geist der Liebe, der Fürsorge und Wachsamkeit, und er würde Dich durchdringen, während Du dies liesest. Besuche ihn, tröste und beruhige ihn – zum Glück ist er noch zu jung, um seinen ganzen Verlust zu begreifen; und laß ihn in künftigen Tagen nicht unfreundlich von mir denken, denn er ist jetzt ein Kind, und man könnte seinen Geist eher gegen mich aufbringen, all es bei Dir möglich ist. Bedenke, wenn er später unglücklich ist, so könnte er vergessen, wie ich ihn geliebt, er könnte Denen fluchen, die ihm das Leben gegeben. Verzeihe mir dieses Alles, mein Sohn Philipp, und beachte es wohl.

»Und nun, wo Du diesen Brief findest, wirst Du auch einen Schlüssel sehen; er öffnet eine Schublade in dem Bureau, wo ich meine kleinen Ersparnisse aufbewahrt habe. Du wirst sehen, daß ich nicht in Armuth gestorben bin. Nimm, was da ist, jung, wie Du bist, magst Du dessen mehr bedürfen als später. Aber es gehört Deinem Bruder so gut wie Dir. Wenn er rauh behandelt wird, wenn Du ihn besuchst – und Du mußt bedenken, daß er sich unter einer Behandlung vor Schmerz krümmen wird, die Du kaum fühlen würdest – oder wenn sie ihn mit Arbeit überladen – er ist zu jung, um schon zu arbeiten

– so könntest Du ihm vielleicht in Deiner Nähe ein Unterkommen verschaffen. Gott überwache und beschützt Euch Beide. Ihr seid jetzt Waisen. Aber Er hat selbst den Waisen geboten, ihn Vater zu nennen!«

Als Philipp Morton diesen Brief gelesen hatte, fiel er auf seine Kniee und betete.

## ZWEITES KAPITEL.

Sein Fluch! begreifst Du, as das Wort bedeutet?  
Im Zorn von einem Vater ausgesprochen.

– – – –

Schmachvoll ist dieser Ausdruck und erschreckt mich.

– – – –

Die Weisen, welche unsre menschliche  
Natur erheben wollen, und die wenig  
Mit unserer Welt verkehrt, sie wissen nicht  
Was der gemeine Mann im Herzen fühlt.

*James Shirley:* »Die Brüder.«

Als Philipp seine Fassung wieder erlangt hatte, öffnete er die Schublade in dem Bureau, und war erstaunt und gerührt, zu finden, daß Katharina mehr als hundert Pfund erspart hatte. Ach! wie sehr mußte sie sich eingeschränkt haben, um diesen Schatz aufzuhäufen. Nachdem er seines Vaters Liebesbriefe und einige andere Papiere verbrannt hatte, die ihm nutzlos schienen, machte er ein kleines Bündel aus den unbedeutenden Gegenständen, die der Verstorbenen gehört hatten, und die er als

Erinnerungszeichen und Reliquien von ihr betrachtete, verließ das Zimmer und stieg zu dem Zimmer hinter dem Laden hinunter. Unterwegs begegnete ihm die freundliche Magd, und da er sich erinnerte, welchen Kummer sie wegen seiner Mutter gezeigt, seit er im Hause gewesen, gab er ihr zwei Goldstücke in die Hand und sagte ihr, sie möge die unbedeutende Garderobe behalten, welche die arme Katharina hinterlassen. »Und nun,« sagte er, während das Mädchen weinte, »nun bin ich im Stande, Sie zu fragen, was ich bisher noch nicht gethan. Wie starb meine arme Mutter? Mußte sie viel leiden – oder – oder –«

»Sie starb die ein Lamm,« sagte das Mädchen, ihre Augen trocknend. »Der Herr war den ganzen Tag bei ihr gewesen und sie war viel ruhiger und getrösteter in ihrem Geiste seit er da war.«

»Der Herr? – doch nicht der Herr, den ich hier traf?«

»,Ach nein! nicht der blasse ältliche Herr, den die Wärterin und ich hinuntergehen sahen, als die Uhr zwei schlug, sondern der junge sanfte Herr, der den Morgen hereinkam und sagte, er sei ein Verwandter. Er blieb bei ihr, bis sie einschlief, und als sie erwachte, lächelte sie ihm in's Gesicht – nie werde ich dieses Lächeln vergessen, denn ich stand auf der andern Seite und der Doktor am Fenster und goß die Arznei in das Glas, und da sah sie den jungen Herrn an und dann uns Alle und schüttelte leise den Kopf, sprach aber nicht. Und der Herr fragte sie, wie es ihr sei, und sie nahm seine beiden Hände und küßte sie, und dann umfaßte er sie mit den Armen und

richtete sie auf, um die Arznei zu nehmen, und dann sagte sie: »Sie werden sie nie vergessen?« und er sagte: »Nie.« – Ich weiß nicht, was das bedeuten sollte, Herr!«

»Gut, gut – fahren Sie fort.«

»Und ihr Kopf fiel an seine Brust zurück und sie sah so glücklich aus, und als der Doktor zum Bette trat, war sie schon dahingeschieden.«

»Und der Fremde nahm meine Stelle ein! Thut nichts; Gott segne ihn – Gott segne ihn. Wer war er? Wie war sein Name?«

»Ich weiß es nicht, Herr; er sagte es nicht. Er blieb noch da, als der Doktor schon fort war, und weinte bitterlich. Er nahm es sich mehr zu Herzen, als Sie, Herr.«

»So!«

»Und der andere Herr kam gerade, als er gehen wollte, und sie schienen nicht gut miteinander zu stehen, denn ich hörte ihn, als die Wärterin und ich in dem nächsten Zimmer waren, durch die Wand reden, als ob er ihm Vorwürfe mache; doch blieb er nicht lange da!«

»Und ist seitdem nicht wieder da gewesen?«

»Nein, Herr! Vielleicht kann Ihnen Madame mehr von ihm sagen. Aber wollen Sie nicht etwas genießen, Herr? Thun Sie es – Sie sehen so blaß aus.«

Ohne zu antworten, schob Philipp sie sanft auf die Seite und ging langsam die Treppe hinunter. Er trat in das Hinterzimmer, wo zwei oder drei Kindes saßen und Domino spielten; er schickte eins von ihnen, um die Mutter zu rufen, die die Besitzerin des Ladens war. Sie trat ein und machte, ihm mit ernstem aber traurigem Gesichte,

wie es schicklich war, eine Verbeugung. »Ich bin im Begriff, Ihr Haus zu verlassen, Madame, und wünsche die kleinen Rückstände der Miethe u. s. w. zu berichtigen.«

»O Herr! erwähnen Sie nichts davon,« sagte die Hausbesitzerin, und während sie sprach, zog sie ein Stück Papier aus dem Busen, welches sehr zierlich zusammengefaltet war, und legte es auf den Tisch. »Und hier, Herr,« setzte sie hinzu, indem sie aus demselben Orte eine Karte hervorzog – »hier ist die Karte, die der Herr zurückgelassen, der das Leichenbegängniß anordnete. Er war vor einer halben Stunde wieder da und trug mir auf, Ihnen sein Compliment auszurichten und zu sagen, daß er Ihnen morgen um eilf Uhr aufwarten würde. Nun, hoffe ich, werden Sie noch nicht gehen wollen, denn ich denke, er will Alles mit Ihnen absprechen, so sagte er wenigstens, Herr.«

Philipp sah die Karte an und las: »George Blackwell, Lincoln's-Inn.« Seine Stirn wurde finster – er ließ die Karte auf den Boden fallen, setzte mit stiller Verachtung den Fuß darauf und murmelte bei sich selber: »Der Advokat soll mich nicht durch Bestechung von meinem Fluch abbringen!« Er sah die Summe der Rechnung an – sie war nicht groß, denn die arme Katharina hatte Kost und Logis regelmäßig bezahlt – entrichtete das Geld und als die Wirthin quittirte, fragte er: »Wer war der Herr, – der jüngere Herr – der am Morgen des Tages kam, als meine Mutter starb?«

»O Herr! es thut mir leid, daß ich seinen Namen nicht erfahren habe, Perkins sagte, er sei ein Verwandter. Es ist

sehr seltsam, daß er seitdem nicht dagewesen. Doch wird er gewiß wiederkommen, Herr; es wird besser sein, Sie bleiben da.«

»Nein, es liegt nichts daran. Alles, was er thun konnte, ist gethan. Aber halt, geben Sie ihm diesen Brief, wenn er wiederkommen sollte.«

Hierauf nahm Philipp der Dame die Feder aus der Hand und schrieb hastig, während Mrs. Lacy Siegellack und Licht brachte, folgende Worte:

»Ich kann nicht errathen, wer Sie sind, man sagt mir, daß Sie sich einen Verwandten nennen; das muß ein Irrthum sein. Ich weiß nicht, daß meine arme Mutter so gütige Verwandte hat. Aber wer Sie auch sein mögen, Sie trösteten sie in ihren letzten Stunden – sie starb in Ihren Armen; und wenn wir uns je nach langen Jahren wiedersehen sollten, und ich etwas thun kann, einem Andern zu helfen, so sollen mein Blut, mein Leben, mein Herz und meine Seele Sklaven Ihres Willens sein. Wenn Sie wirklich ein Verwandter von ihr sind, so empfehle ich Ihnen meinen Bruder; er ist zu N\* bei Herrn Morton. Wenn Sie ihm dienen können, so wird meiner Mutter Seele Sie wie ein Schutzengel überwachen. Was mich betrifft, ich verlange von Niemanden Hilfe; ich gehe in die Welt und will mir einen eigenen Weg bahnen. So sehr verabscheue ich den Gedanken der Unterstützung von Andern, daß ich glaube, ich könnte Sie nicht segnen, wie ich jetzt thue, wenn Ihre Güte gegen mich sich nicht mit dem Steine auf dem Grabe meiner Mutter schlosse.«

Philipp.«

Er versiegelte den Brief und gab ihn der Frau.

»O, ich hätte beinahe vergessen,« sagte sie, »der Doktor sagte, wenn Sie zu ihm schicken wollten, so würde er gern zu Ihnen kommen, um Ihnen einigen Rath zu ertheilen.«

»Sehr gut.«

»Und was soll ich Herrn Blackwell sagen?«

»Er möge dem sagen, der ihn geschickt, er werde sich an unsere letzte Unterredung erinnern.«

Mit diesen Worten nahm Philipp sein Bündel auf und schritt aus dem Hause. Er ging zuerst auf den Kirchhof, wo die Leiche seiner Mutter an dem Tage beigesetzt worden war. Er war nahe, ein stiller, fast ländlicher Ort. Das Thor stand halb offen, denn es führte ein Weg über den Kirchhof und Philipp trat mit geräuschlosem Schritte ein. Es war beinahe Abend; die Sonne durchbrach den Nebel und die schrägen Strahlen fielen hell und heilig auf den feierlichen Platz.

»Mutter! Mutter!« schluchzte der Waise, als er sich der Länge nach auf den frischen grünen Hügel warf: »ich bin gekommen, um meinen Eid zu wiederholen, zu schwören, daß ich der Aufgabe treu sein will, die Du Deinem unglücklichen Sohne anvertraut hast. Und zu dieser Stunde wage ich zu fragen, ob es auf dieser Erde noch einen unglücklichern und verlassenern Menschen gibt.«

Während diese Worte von seinen Lippen kamen, erhob sich eine laute durchdringende Stimme; die gebrochene schmerzliche Stimme des schwachen Alters, von heftiger Leidenschaft ausgepreßt, dicht neben ihm.

»Fort, Verworfenener, Du bist verflucht!«

Philipp fuhr auf und es schauderte ihn, als wären diese Worte aus dem Grabe an ihn gerichtet. Aber als er sich auf seine Knie erhob, das wilde Haar aus seinen Augen strich und verwirrt um sich sah, erblickte er in geringer Entfernung im Schatten der Mauer zwei Gestalten; die eine war ein Mann mit grauem Haar, der auf einem halb vermoderten Sarge saß und sein Gesicht zur untergehenden Sonne richtete, die andere ein Mann in kräftigem Lebensalter, der sich in demüthiger Bitte vor ihm beugte. Des alten Mannes Hände waren über den Kopf des jüngeren ausgestreckt als die geeignete schreckliche Geberde zu den schrecklichen Worten, und nach einer augenblicklichen Pause – ein Augenblick, der Philipp aber viel länger erschien –, hörte er ein tiefes, wildes und gräßliches Geheul von einem Hunde, der zu des alten Mannes Füßen lag; ein Geheul der Furcht bei der Leidenschaft seines Herrn, die das Thier auf Gefahr deuten mochte.

»Vater! Vater!« sagte der Flehende vorwurfsvoll, selbst Dein Hund tadelt Dich wegen Deines Fluches.«

»Sei still, mein Hund! Was hast Du mir auf der Erde übrig gelassen außer ihm? Ich verabscheue den Anblick meiner Freunde, denn Du hast gemacht, daß ich meinen eigenen Namen verabscheue. Du hast ihn mit Schande bedeckt – Du hast mein Alter zum Sprüchwort gemacht – Deine Verbrechen machen mich einsam in der Mitte meiner Schande!«

»Es sind viele Jahre, seit wir uns nicht gesehen haben, Vater; vielleicht treffen wir uns nimmer wieder – sollen wir so von einander scheiden?«

»So? Aha!« sagte der alte Mann im Tone bitteren Spottes, »ich verstehe – Du kommst, Geld von mir zu holen!«

Bei diesem Spott sprang der Sohn auf, als hätte ihn eine Schlange gestochen, er hob seinen Kopf in die Höhe, schlug seine Arme über die Brust und erwiderte: »Vater, Du thust mir Unrecht; seit mehr als zwanzig Jahren habe ich mich selber erhalten – einerlei wie, aber ohne Deine Beihülfe – und nun, da ich Reue empfinde, zugegeben zu haben, daß Du mich hast verstoßen können, nun, da ich hörte, daß Du nicht nur alt und hilflos, sondern auch blind seiest, glaubte ich, Du möchtest Hülfe bedürfen, selbst von Deinem armen Taugenichts von Sohn. Aber, ich habe ausgeredet. Vergiß nicht meine Sünden, aber diese Unterredung. Widerrufe Deinen Fluch, Vater, ich habe genug auf meinem Haupte, ohne den Deinigen; und so soll wenigstens der Sohn den Vater segnen, der ihn verflucht. Lebe wohl.«

Der Redende wendete sich um, als er die letzten Worte mit bebender Stimme gesprochen, und rannte dicht an Philipp vorüber, den er nicht zu bemerken schien; aber Philipp erkannte bei dem letzten rothen Strahle der Sonne das markirte, sonneverbrannte Gesicht, welches so schwer zu vergessen war, wenn man es einmal gesehen. Es war der Fremde, an dessen Brust er in der Nacht seines ersten unglücklichen Besuches in N\* geschlafen.

Der trübe Blick des alten Mannes zeigte ihm die Entfernung seines Sohnes nicht, aber sein Gesicht veränderte sich und wurde sanfter, als der Letztere geräuschlos durch des hohe Gras dahinschritt.

»Wilhelm!« sagte er endlich sanft, »Wilhelm!« und die Thränen rollten über seine gefurchten Wangen nieder, »mein Sohn!« Aber der Sohn war fort – der Greis horchte auf eine Antwort – erhielt keine. »Er hat mich verlassen – der arme Wilhelm, – wir werden uns nicht wiedersehen.« Und er sank wieder auf den alten Grabstein nieder, stumm, starr, bewegungslos, ein Bild der Zeit in ihrer Herrschaft der Gräber. Der Hund kroch dichter in seinem Herrn, hin und leckte seine Hand. Philipp stand einen Augenblick in gedankenvollem Schweigen da: sein Ausruf der Verzweiflung war von seinen besseren Engeln beantwortet worden. Es gab noch ein Wesen, elender als er, und der Verfluchte würde den Bekannten beneidet haben!

Die Dämmerung hatte begonnen – der früheste Stern – der Stern der Erinnerung und Liebe, der Abendstern, besungen von jedem Dichter, seit die Welt begann – stand klar und hell am Bogen des Himmels, als Philipp den Ort verließ. Sein Geist war mehr mit der Zukunft versöhnt, besänftigter und gemäßigter, zu sanften und frommen Gedanken gestimmt, und vielleicht hatte seine Seele eine größere Herrschaft über die tiefe und dunkle Flut seiner Leidenschaften, alt je vorher. Von dort ging er zu einem benachbarten Steinhauer und bezahlte ein einfaches Kreuz voraus, welches auf das Grab seiner Mutter sollte

gesetzt werden. Er hatte gerade jenen Laden verlassen, der sich in derselben Straße, nicht weit von dem Hause befand, wo seine Mutter gestorben war, und stand unentschlossen an einer Querstraße still, ob er sogleich zu Sidney gehen oder in der Stadt ein Obdach für die Nacht suchen sollte, als drei Männer, die an der entgegengesetzten Seite der Straße waren, ihn plötzlich erblickten.

»Da ist er – da ist er. Halt, Herr, halt!« Philipp hörte diese Worte, blickte auf und erkannte die Stimme und Person des Herrn Plaskwith. Der Buchhändler war von Plimmins und einem rüstigen, finster aussehenden Fremden begleitet.

Ein namenloses Gefühl der Furcht, der Wuth und des Abscheus bemächtigte sich des armen Knaben und in demselben Augenblick flüsterte ihm ein zerlumpfter Landstreicher in's Ohr: »Mach Dich unsichtbar, mein Junge, das ist ein Polizeidiener.«

Plötzlich erinnerte sich Philipp an das Geld, welches er ergriffen, nur um es wieder von sich zu schleudern. Sollte er jetzt – er – nach seiner eigenen Ueberzeugung noch immer der Erbe eines alten und makellosen Namens – wie ein Dieb verfolgt werden – oder was hatte er sonst seinem Lehrherrn für ein Recht an seine Person und seine Freiheit gegeben? Unbekannt mit dem Gesetze erschien ihm das Gesetz nur als ein Feind, wie es den Unwissenden und Freundlosen stets erscheint. Schneller wie der Blitz durchzuckten diese Gedanken, die wir mit so vielen Worten beschrieben haben, den Sturm und die Dunkelheit seiner Brust, und in dem Augenblick als Plimmins

seine Schulter faßte, hatte er sich entschlossen, was er thun wollte. Der Trieb, sich zu retten, machte sich laut in seinem Herzen hörbar. Mit einem Sprunge, der Plimmins zappelnd in den Rinnstein warf, eilte er über die Straße und lief die entgegengesetzte Gasse hinunter.

»Haltet ihn! Haltet« rief der Buchhändler und der Polizeidiener lief ihm mit fast gleicher Schnelligkeit nach. Philipp eilte athemlos durch Straßen und Gassen und Gänge, während die Zahl seiner Verfolger sich vermehrte. Müßiggänger, Neugierige, Dienstfertige – zerlumpete Buben, zerlumpete Männer kamen aus Kellern und Höhlen, aus Winkeln und Quergassen hervor und mischten sich in die lustige Jagd, die den jungen Verdrecher verfolgt, bis er nur zu oft an der Thür des Kerkers oder am Fuß des Galgens niedersinkt. Aber Philipp ließ nicht nach in seiner Eile und kam seinen Verfolgern voraus. Er war jetzt in einer Straße, in die sie noch nicht eingetreten waren – in einer stillen Straße; mit wenigen oder gar keinen Laden. Vor einem besseren Gasthause standen zwei Männer, und als Philipp vorübereilte, und das Geschrei »Haltet ihn!« sich in »Haltet den Dieb!« verändert hatte, welches ihm aus der Ferne nachgeheult wurde, ergriff ihn, einer von den Männern. In Wuth und Verzweiflung schlug Philipp mit aller Macht auf ihn los; doch die herkulische Gestalt fühlte den Schlag kaum.

»Still!« sagte der Mann verächtlich, »ich bin kein Spion. Wenn Sie der Gerechtigkeit entfliehen, so will ich Sie an einen sichern Ort bringen.«

Betroffen von der Stimme, sah Philipp den Redenden scharf an. Es war die Stimme des verfluchten Sohnes.

»Retten Sie mich! Sie erinnern sich meiner?« sagte der arme Waise matt.

»Ich denke, ja, armer Junge! Folgen Sie mir – hieher!«

Der Fremde ging in den Gasthof und durch einen Corridor, der in einem Hinterhofe führte, welcher viele Ausgänge hatte.

»Sie sind sicher für jetzt; ich will sie an einen Ort bringen, wo Sie mir Alles ruhig erzählen können. – Sehen Sie!« Während er sprach, waren sie auf eine freie Straße gekommen, und der Führer deutete auf eine Reihe von Miethskutschen. »Schnell – steigen Sie ein. Kutscher, fahre schnell nach –« Philipp hörte das Uebrige nicht.

Unsere Geschichte kehrt zu Sidney zurück.

### DRITTES KAPITEL.

»Ich will Dir jeden Dienst erweisen,  
Antwortet da der Topf von Eisen,  
Wenn Dir was Hartes droht Gefahr,  
Wend' ich den Schlag dir ab, fürwahr!  
Und stehe schützend zwischen beiden:  
Der irdne Topf muß dafür leiden!«  
*La Fontaine.*

»Sidney, komm her! Was hast Du vorgehabt? Du hast ja Deine Halskrause zerrissen! Wie kam das? Keine Lügen, Junge!«

»Es war in der That nicht meine Schuld, Madame. Ich steckte nur meinen Kopf aus dem Fenster, um die Kutsche vorbeifahren zu sehen, und da blieb ich an einem Nagel hängen.«

»Ei, Du kleiner Unbesonnener! Du hast Dich geritzt – Du richtest auch immer Unheil an. Warum sahst Du der Kutsche nach?«

»Ich weiß nicht,« sagte Sidney, der traurig den Kopf hängen ließ.

»Ja, Mutter!« rief der jüngste von seinen Vettern, ein rüstiger, rothbäckiger Bube mit groben Gesichtszügen und etwa in demselben Alter wie Sidney – »ja Mutter, er kann keine Kutsche auf der Straße sehen, wenn wir spielen, ohne daß er ihr nachlooft.«

»Nachläuft, nicht nachlooft,« sagte Roger Morton, die Pfeife aus dem Munde nehmend.

»Du wirst doch nicht den Kutschen nachlaufen?« sagte Mrs. Morton. »Das ist sehr unartig, Du wirst noch einst übergefahren werden.«

»Ja, Madame,« sagte Sidney, der während der ganzen Unterredung an Händen und Füßen zitterte.

»Ja, Madame, und nein, Madame. Du hast nicht mehr Manier, als ein Schusterjunge.«

»Rede nicht so hart mit dem Kinde, meine Liebe, er weint ja,« sagte Morton gebieterischer, als gewöhnlich. »Komm her, mein kleiner Mann!« Und der würdige Onkel nahm ihn auf den Schooß, und hielt das Glas Grog an seine Lippen; Sidney, der zu erschreckt war, um sich

zu weigern, nippte davon, während er seine großen Augen auf seine Tante richtete, wie Kinder thun, wenn sie Schläge fürchten.

»Du verziehst den Jungen mehr als Dein eigen Fleisch und Blut,« sagte Mrs. Morton, der dies durchaus nicht gefiel.

Hier näherte Tom, der vorher beschriebene Sohn, seinen Mund dem Ohr seiner Mutter und flüsterte ihr solaut zu, daß es Alle hörten: »Er looft der Kutsche nach, weil er gloobt, daß seine Mama darin ist. Er hat das Heimweh, gloobe ich.«

Der Knabe deutete mit seinem Finger über die Schulter seiner Mutter und die andern Kinder brachen in ein lautes Gelächter aus.

»Verlaßt das Zimmer, Alle – verlaßt das Zimmer!« sagte Morton ärgerlich aufstehend und mit dem Fuße stampfend.

Die Kinder, die große Furcht vor ihrem Vater hatten, drängten einander zur Thür; aber Tom, der zuletzt ging und sich auf die Gunst seiner Mutter verließ, steckte den Kopf noch einmal durch die Thür und rief: »Er hat das Heimweh, ha, ha, ha!«

Ein plötzlicher Schlag von der Hand des Vaters in sein Gesicht veränderte das Lachen in eine sehr verschiedene Musik und man hörte draußen noch mehrere Minuten, als die Thür schon geschlossen war, ein lautes und unwilliges Schluchzen.

»Wenn Du Dich so gegen Deine Kinder beträgst, Morton, so gelobe ich, sollst Du auch keine mehr haben,

wenn ich's verhindern kann. Komm mir nicht nahe – berühre mich nicht!« Und Mrs. Morton nahm die rächende Miene einer beleidigten Schönen an.

»Pah!« brummte der Mann, setzte sich und nahm seine Pfeife wieder. Es trat eine tiefe Stille ein. Sidney hockte nah zu seinem Onkel hin und sah sehr blaß und Mrs. Morton, welche strickte, strickte mit der Lebhaftigkeit nervöser Aufregung.

»Klinge, Sidney,« sagte Morton. Der Knabe gehorchte – die Ladenjungfer trat ein. »Bringe Sidney auf sein Zimmer, halte die Knaben von ihm fern und gib ihm ein großes Stück Brod und Marmelade, Martha.«

»Ja, dem gehört auch Marmelade! – Syrup,« sagte Mrs. Morton.

»Marmelade, Martha!« wiederholte der Oheim gebieterisch!

»Syrup!« wiederholte die Tante.

»Marmelade, sage ich!«

»Syrup, hörst Du ja, und überdies hat Martha keine Marmelade zu vergeben!«

Der Mann hatte nichts weiter zu sagen.

»Gute Nacht, Sidney, Du bist ein guter Junge, geh und küsse Deine Tante und mache ihr Deine Verbeugung. Nimm Dir diese Plagen nichts zu Herzen, mein Junge. Ich will morgen mit ihnen reden, ja das will ich; und Niemand in meinem Hause soll unfreundlich gegen Dich sein.«

Sidney murmelte etwas und ging schüchtern zu Mrs. Morton. Sein Blick so sanft und unterwürfig, seine Augen

voll Thränen, sein hübscher Mund, obgleich still, so be-redt bittend, seine Bereitwilligkeit zu verzeihen und sein Wunsch Verzeihung zu erhalten, hätten manches härtere Herz schmelzen können, als das der Mrs. Morton war. Aber es war noch etwa Schlimmeres in ihr als Härte, Vorurtheil und verwundete Eitelkeit – mütterliche Eitelkeit. Seine Verschiedenheit von ihren plumpen garstigen Kindern verletzte sie und machte sie der Versöhnung abgeneigt.

»Ei, Kind, Du trittst ja auf mein Kleid; Du bist auch so linkisch. Sprich Dein Gebet und wirf Deine Decke nicht ab! Ich liebe keine nachlässigen Knaben.«

Sidney steckte den Finger in den Mund, ließ den Kopf hängen und verschwand.

»Nun, Mrs. Morton,« sagte der Mann plötzlich, indem er seine Pfeife ausklopfte, »nun Mrs. Morton, ein Wort für alle: ich habe Dir gesagt, daß ich der armen Katharina versprochen habe, als Vater an diesen Kinde zu handeln, und es schneidet mir in's Herz, ihn so hart behandelt zu sehen. Warum er Dir nicht gefällt, kann ich nicht errathen, ich sah nie ein gutmüthigeres Kind.«

»Fahre nur fort, Morton – fahre nur fort: mache Deine persönlichen Betrachtungen über Dein eigenes gesetzliches Weib. Es verletzt mich nicht – o nein, nicht im geringsten! Ja, gutmüthig; vermuthlich sind Deine eigenen Kinder nicht gutmüthig?«

»Davon ist hier nicht die Rede,« sagte Morton; »meine Kinder sind wie Gott sie erschaffen hat, und ich bin sehr wohl zufrieden.«

»Ja, Du kannst auch wohl stolz sein auf eine solche Familie, wenn Du an die Mühe denkst, die ich mit ihnen gehabt habe und was ich Dir dadurch ersparte, daß ich keine Amme nahm, und wenn Du an die schlechten Zeiten denkst, die ich hatte. Und nun muß ich sehen, daß ihnen die Nasen zerschlagen werden, wegen dieses kleinen hergelaufenen Unheilstifters – es ist zu arg von Dir, Morton; Du brichst mir das Herz – ja, das thust Du!«

Mrs. Morton drückte ihr Taschentuch vor die Augen und schluchzte.

Der Mann war gerührt, stand auf und versuchte, ihre Hand zu ergreifen. In der That, Margaretha, ich wollte Dich nicht kränken.«

»Und ich bin ein so ge–ge–treues Wei–Weib – und habe Dir so viel Geld zugebracht und habe wir stets Deinen Vor–Vortheil an–angelegen sein lassen; oft hast Du schon fest geschlafen, wenn ich noch aufsaß, um die Leinwand im Hause auszubessern, und seit der Geburt jenes Knaben, Robert, bin ich nie mehr dieselbe gewesen!«

»Nun, nun!« sagte der gute Mann ganz gerührt, umschlang ihre Taille und küßte sie; »kein Wortwechsel zwischen uns, dadurch wird das Leben sehr unangenehm. Wenn es Dich kränkt, Sidney hier zu haben, so will ich ihn in irgend einer Schule in der Stadt unterbringen, wo man freundlich gegen ihn ist. Wenn Du nur um meinetwillen, Margaretha – komm gute Alte! komm! Du bist ein

gutes Weib – wenn Du nur zärtlicher gegen ihn sein wolltest – Du siehst, er sehnt sich so nach seiner Mutter. Bedenke, wie der kleine Tom sich nach Dir sehnen würde, wenn er von Dir entfernt wäre! Der arme kleine Tom.«

»O, Morton, Du bist auch so ein Mann! – Man kann Dir nicht widerstehen! Du weißt, wie Du mich zu behandeln hast – nicht wahr?«

Und Morton lächelte, als sie sich seinen Armen entzog und ihre Haube wieder in Ordnung brachte.

Als der Friede wieder hergestellt war, füllte Morton wieder seine Pfeife und die gute Dame fuhr nach einer Pause in sehr mildem Tone fort: »Ich will Dir sagen, Roger, was es ist, was mich ärgert, daß das Kind hier ist. Er ist so unzuverlässig und wendet so viele Lügen an.«

»Lügen! Das ist ein sehr schlimmer Fehler,« sagte Morton ernst, »das muß ihm abgewöhnt werden.«

»Erst vor wenigen Tagen sah ich, wie er im Laden eine Glasscheibe zerbrach und als ich ihm deßhalb Vorwürfe machte, läugnete er es, und mit einem solchen Gesicht! Ich kann das Lügen nicht leiden.«

»Bei der nächsten Lüge sage es mir; ich will es ihm abgewöhnen,« sagte Morton strenge. »Du weißt, wie ich Tom davon heilte. Wer die Ruthe schont, verzieht das Kind. Und als ich versprach, gütig gegen den Knaben zu sein, meinte ich natürlich nicht, daß ich seine Moral aus der Acht lassen wollte und nicht darauf sehen, daß er ein ehrlicher Mann werde. Rede die Wahrheit und scheue Niemand – das ist mein Wahlspruch.«

»Das sieht Dir ähnlich, Roger,« sagte Mrs. Morton mit großer Lebhaftigkeit. »Aber Du siehst, W er hatte nicht den Vortheil, einen solchen Vater zu haben wie Du bist. Es wundert mich, daß Deine Schwester nicht an Dich schreibt. Manche Leute machen viel Aufhebens aus ihrem Gefühl: aber aus den Augen aus dem Sinn!«

»Ich hoffe, sie wird doch nicht krank sein. Die arme Katharina! Sie sah sehr übel aus, als sie hier war,« sagte Morton, wendete sich unruhig zum Kamine und seufzte.

Hier trat die Magd mit dem Präsentirteller herein, worauf das Abendessen stand, und die Unterhaltung wendete sich zu anderen Gegenständen.

Mrs. Roger Morton's Klage über Sidney war leider nur zu wahr. Er hatte unter jenem Dache die schreckliche Gewohnheit des Lügens angenommen. Bei seiner Mutter war er nie in diesen Fehler verfallen; denn dort hatte er nichts zu fürchten; jetzt aber hatte er alle zu fürchten – die grimmige Tante – selbst den ruhigen, freundlichen, kalten und strengen Oheim – die Lehrlinge – die fremden Mägde – und ach! mehr als alle jene scharfsichtigen, lautlachenden Quäler, die Knaben von seinem Alter! Von Natur schüchtern hatte ihn die Strenge im eigentlichsten Sinne zum Feigling gemacht. Man hüte sich vor dem Manne, der als Kind rauh behandelt worden ist!

Am Tage nach der eben berichteten Unterredung hatte Morton, der am Rothlauf litt, eine kühlende Arznei genommen. Er frühstückte daher später als gewöhnlich und nachdem seine Familie dieses Mahl bereits beendet

hatte. Diesmal ließ er sich einen Kuchen zum Thee bringen und er traf sich, daß er gerade, als er die Hälfte des Kuchens verzehrt und erst eine Tasse Thee getrunken, wegen eines bedeutenden Kunden in den Laden gerufen wurde – es war nämlich eine prosaische alte Dame, die stets ihre Befehle mit großer Bestimmtheit erteilte und sich ihres leutseligen Charakters rühmte, den sie dadurch zeigte, daß sie nie für einen Pfennig Band kaufte, ohne den Kaufmann nach dem Befinden seiner ganzen Familie zu fragen, und über jede andere Familie im Orte Bericht zu erstatten. Zu der Zeit, als Morton das Zimmer verließ, waren Sidney und Tom dort, saßen auf kleinen Stühlen und rechneten auf ihren Schiefertafeln Divisionsexempel, welchen Unterricht ihnen Morton mit großer Sorgfalt erteilte. Sobald sein Vater den Rücken gewendet hatte, wanderten Tom's Augen von der Schiefertafel zu dem Kuchen und der Kuchen blickte ihn gar lockend an von seinem Teller. Nie sprach eine pythische Sibylle, die auf der siedenden Quelle saß, sich mit größerer Beredsamkeit gegen ihren Priester aus, als jener Kuchen – oder wenigstens der noch übrige Theil davon, auf die bezauberten Sinne des jungen Tom wirkte. Anfangs seufzte er, dann rückte er auf seinem Stuhle hin und her, dann stand er auf und starrte den Kuchen aus respektvoller Entfernung an; dann näherte er sich nach und nach, ging herum und wieder herum – seine Augen wurden größer und größer; dann blickte er durch die Glasthüre in den Laden und sah seinen Vater lebhaft mit der alten Dame beschäftigt; dann begann er zu berechnen und

zu philosophiren – vielleicht hatte sein Vater sein Frühstück beendet; vielleicht kam er gar nicht zurück; und wenn er zurückkäme, sollte er denn eine Ecke von dem Kuchen vermissen, und wenn er ihn vermißte, sollte er denn gerade auf die Anmuthung kommen, daß Tom sie genommen? Während er so mit sich selber in Rathe ging, näherte er sich mehr und mehr dem unheilvollen Strudel und endlich mit einem verzweifelten Sturz ergriff er den dreieckigen Versucher:

Und es man sagen konnte: »sieh!«

Hatt' unser Thomas ihn verschlungen.

Sidney, durch die Bewegung seines Kameraden in den Studien gestört, beobachtete sein Thun mit großer Unruhe des Gewissens. »O Tom,« sagte er, »was wird Dein Papa sagen?«

»Siehst Du!« sagte Tom, indem er seine Faust unter Sidney's Nase hielt, »wenn der Vater den Kuchen vermißt, so sagst Du, die Katze hat ihn genommen. Wenn Du es nicht thust, so sollst Du an mich denken! Ich werde Dir das Leder gerben!«

Hier hörte man Morton's Stimme, der der Dame guten Morgen wünschte, und Tom, der es für besser hielt, die Ehre der Erfindung Sidney allein zu überlassen, flüsterte ihm zu: »Sage, ich sei die Treppe hinaufgegangen, um mein Taschentuch zu holen,« und entfernte sich hastig.

Morton, der schon in einer sehr übeln Laune war, theils wegen der Wirkung der kühlenden Arznei, theils wegen

der Unterbrechung seines Frühstücks, schritt in das Hinterzimmer, und sein Thee, wovon er bereits die zweite Tasse eingeschenkt, war kalt. Er wendete sich zu dem Kuchen und vermißte sogleich das noch übrige Stück.

»Wer ist bei meinem Kuchen gewesen?« sagte er mit einer Stimme, die dem armen Sidney klang, wie er sich die eines Werwolfs vorstellte. »Du, Sidney?«

»Nein – nein, Herr; wirklich nicht!«

»Thomas denn? Wo ist er?«

»Die Treppe hinaufgegangen, um sein Taschentuch zu holen, Herr.«

»Hat er den Kuchen genommen? Rede die Wahrheit.«

»Nein, Herr; die – die – Katze, Herr!«

»O Du böser – böser Knabe!« rief Mrs. Morton, die ihrem Manne in den Laden gefolgt war; die Katze hat in der letzten Nacht Junge bekommen und ist im Kohlenkeller eingeschlossen!«

»Komm her, Sidney. Nein – geh vorher hinunter, Margaretha, und sieh zu, ob die Katze wirklich im Keller ist, sie könnte herausgekommen sein.«

Mrs. Morton ging und es trat ein tiefes Schweigen ein, außer in Sidney's Herzen, welches lauter schlug, als eine Uhr pickt. Morton ging inzwischen zu einem kleinen Schranke – während er noch dabei beschäftigt war, kehrte Mrs. Morton zurück – die Katze war wirklich im Keller – der Schlüssel umgedreht und das arme Thier nicht in der Laune, Kuchen zu essen! – Sie hatte nicht einmal ihre Milch schlürfen wollen! – Gleich ihrer Herrin hatte sie eine sehr schlimme Zeit gehabt.

»Nun komm her, Bursche!« sagte Morton, von dem Schranke mit einer kleinen Reitpeitsche in der Hand herkommend. »Ich will Dich lehren, künftig die Wahrheit zu reden! Bekenne, daß Du eine Lüge gesagt hast.«

»Ja Herr, es war eine Lüge! Bitte – bitte, verzeihen Sie mir, aber Tom bewog mich dazu!«

»Was! wenn Tom oben ist! Schlimmer und schlimmer!« sagte Mrs. Morton, ihre Hände und Augen erhebend. »Welch eine Schlange!«

»Schäme Dich, Knabe – schäme Dich! Nimm das – und das – und das –«

Mehr erschreckt als Schmerz empfindend, wand und krümmte sich das arme Kind unter der Peitsche. »Mama! Mama!« rief er endlich, »o warum, warum hast Du mich verlassen?«

Bei diesen Worten hielt Morton inne und die Peitsche fiel ihm aus der Hand.

»Doch es ist zum Besten des Knaben,« murmelte er. »So, Kind, ich hoffe, das ist das letztemal. Ich habe Dir nicht viel gethan. Zum Henker, schreie nicht so!«

»Er wird die ganze Straße in Aufruhr bringen,« sagte Mrs. Morton; »ich sah in meinem Leben kein solches Kind! Hier, trage dieses Paket zu Mrs. Birnie – Du weißt das Haus – in der nächsten Straße, und trockne Deine Augen, ehe Du gehst. Geh nicht durch den Laden, hier hinaus.«

Sie schob das Kind, welches noch mit einer Heftigkeit schluchzte, die sie nicht begreifen konnte, durch die

Hausthür auf die Straße und kehrte zu ihrem Manne zurück.

»Bist Du jetzt überzeugt, Morton?«

»Pah! Frau! rede nicht. Aber auf diese Art brachte ich Tom vom Lügen ab – der Thee ist so kalt wie ein Stein.«

#### VIERTES KAPITEL.

Das Schicksal thut das Böse, wie das Gute,  
Wir haben immer Recht, das Schicksal Unrecht.  
*La Fontaine.*

Am frühen Morgen des Tages, wo die historischen Ereignisse sich zutrug, die wir in unserem letzten Kapitel erzählt haben, stiegen zwei Männer vor einem Gasthause in einem Dorfe aus der Kutsche, welches etwa zehn Meilen von der Stadt entfernt war, wo Roger Morton wohnte. Obgleich das Dorf klein war, so war doch das Gasthaus groß, denn es befand sich in der Nähe eines ungeheuren Wegweisers, der auf drei große Straßen hindeutete; der eine führte zu der erwähnten Stadt, der andere in einen Distrikt, wo viele Fabrikanten waren, und der dritte zu einem volkreichen Seehafen. Das Weiter war schön, und die beiden Reisenden bestellten ihr Frühstück in die Gartenlaube, sowie auch Wasser und Handtücher zum Waschen. Der ältere Reisende war sogleich als ein Fremder zu erkennen, und man hätte ihn für einen Deutschen halten können. Er trug ein damals in diesem Lande ungewöhnliches Kärnerhemd von brauner Leinwand; weit, bis zum Kinn zugeknöpft, mit einem ledernen Gürtel

versehen, in welchem eine deutsche Meerschampffstecke steckte und ein Tabaksbeutel hing. Er hatte sehr langes, flachsgelbes Haar, welches halb über seinen Rücken hinunterfiel, einen starken hellen Schnurrbart und ein rauhes, sonneverbranntes Gesicht, wogegen das blonde Haar um so mehr abstach. Er trug eine ungeheure grüne Brille und klagte in gebrochenem Englisch sehr über die Schwäche seiner Augen. Alles an ihm, selbst die größten Kleinigkeiten deuteten den Deutschen an, nicht nur die große muskulöse Gestalt, die breiten Füße, die großen aber wohlgestalteten Hände; auch die Tuchnadel, die er offenbar auf einem Jahrmarkt von einem Juden gekauft hatte, steckte überflüssig in seiner Halsbinde, und der große massive Siegelring, den er an seinem Vorderfinger trug. Der andere war ein schlanker, außerordentlich gerader und muskulöser Jüngling in einem blauen Frack, über den er einen großen Mantel geworfen hatte. Auf dem Kopfe trug er eine weiße Mütze mit einem Schirm, der den ganzen oberen Theil seines Gesichtes bedeckte, mit Ausnahme eines dunklen, lebhaften Auges von ungewöhnlichem Feuer, und ein Halstuch, welches ebenfalls dazu diente, den unteren Theil seines Gesichtes zu verbergen. Als der Deutsche aus der Kutsche stieg, machte er dem Hausknecht mit einiger Schwierigkeit begreiflich, daß er in einer Viertelstunde einer Postchaise bedürfe, und dann, ohne in's Haus zu treten, schlenderte er mit seinem Freunde zur Laube, und während die Kellnerin den Tisch deckte und Brod, Butter, Thee, Eier und ein

ungeheures Stück Ochsenfleisch aufsetzte, war der Deutsche beschäftigt, seine Hände zu waschen, und sprach in seiner Muttersprache mit dem jungen Manne, der keine Antwort gab. Doch sobald die Kellnerin dies verrichtet hatte, wendete sich der Fremde um, da er bemerkte, daß ihre Augen mit weltlicher Bewunderung auf seine Tuchnadel gerichtet waren, und näherte sich ihr um einen Schritt.

»Der Teufel, mein gutes Mädchen – Sie sind ein sehr hübsches Kind, « und er gab ihr während er so sprach, einen so herzhaften Kuß, daß das Mädchen sich mehr verlegen als geschmeichelt fühlte.

»Bleiben Sie mir vom Leibe, Herr!« sagte sie sehr schnippisch, »denn Kellnerinnen lassen sich nie von Herren im mittleren Alter küssen, wenn ein jüngerer dabei ist,« worauf der Deutsche mit einem Kniff erwiderte: doch ist es unwesentlich, genau die Stelle anzugeben, wohin diese zarte Liebkosung gerichtet war. Aber die letzte Beleidigung war so unverzeihlich, daß das Mädchen mit geröthetem Gesicht davonsprang und rief: »Sie sind kein feiner Mann, Herr – das sind Sie nicht!« Der Deutsche steckte seinen Kopf aus der Laube und folgte ihr mit einem lauten Lachen; dann zog er sich wieder zurück und sagte mit ganz anderem Dialekt und in vortrefflichem Englisch: »So, Herr Philipp, jetzt haben wir uns das Mädchen für den Morgen vom Halse geschafft, und das ist es gerade, was ich wollte. – Der Weiber Witz ist außerordentlich scharf. Sagte ich Ihnen nicht die Wahrheit, daß wir allen den Bluthunden entgangen wären?«

»Und hier müssen wir uns also trennen, Gawtreys?« sagte Philipp trauernd.

»Ich wollte, Sie bedächten sich, mein Junge,« entgegnete Gawtreys, ein Ei aufschlagend, wie können Sie für sich selber sorgen, da Sie keine Verwandte haben und selbst nicht jene wichtige Maschine zum Rathgeben, Freund genannt – nein, nicht einmal einen Freund, wenn ich fort bin? Ich sehe voraus, wie es enden wird. Verdammt! gesalzene Butter, beim Jupiter!«

»Wenn ich allein in der Welt wäre, die ich Ihnen schon mehrmals gesagt habe, so möchte ich vielleicht mein Schicksal mit dem Ihrigen vereinen; aber mein Bruder!«

»Daher ist es immer Unrecht, wenn man nach seinen Gefühlen handelt. Mein ganzes Leben, welches ich Ihnen nächstens einmal erzählen will, beweist, daß Ihr Bruder – Pah! ist er nicht sehr wohl daran bei seinem Oheim und seiner Tante? – Reichlich zu essen und zu trinken, sollte ich denken. Kommen Sie, Freund, Sie müssen so hungrig sein wie ein Habicht – ein Stück Ochsenfleisch. Lassen Sie alles Andere und denken Sie an sich. Was können Sie für Ihnen Bruder thun?«

»Ich weiß nicht, aber ich muß ihn sehen; ich habe es geschworen.«

»Gut, so gehen sie und besuchen ihn, und kommen dann quer über's Land zu mir. Ich will einen Tag auf Sie warten – hier wo wir jetzt sind!«

»Aber sagen Sie mir vorher,« sagte Philipp sehr lebhaft, indem er seine dunklen Augen auf seinen Gefährten richtete; »sagen Sie mir – ja ich muß offen reden – sagen Sie

mir, sie, der Sie mein Schicksal mit dem Ihrigen vereinigen wollen – sagen Sie mir, wer und was sind Sie?«

Gawtrey blickte auf.

»Was denken Sie wohl?« fragte er trocken. »Ich fürchte irgend etwas zu muthmaßen, um Sie nicht zu beleidigen; aber der seltsame Ort, wohin Sie mich an dem Abend brachten, wo Sie mich von der Verfolgung retteten, die Personen, die ich dort traf –«

»Wohlgekleidet und sehr höflich gegen Sie?«

»Es ist wahr; aber sie hatten eine gewisse wilde Zügellosigkeit in ihrer Rede, die – aber ich habe kein, Recht, bloß nach dem Aeußeren über Andere zu urtheilen. Auch ist es nicht dies, was mich ängstlich und wenn Sie wollen; argwöhnisch gemacht hat.«

»Was denn?«

»Ihre Kleidung – Ihre Verkleidung.«

»Da Sie doch selber verkleidet sind! – Ha, ha! – Das ist Menschenliebe in der Welt! Sie fliehen vor einer Gefahr, vor einer Verfolgung und sind verkleidet – Sie, der Sie sich für schuldlos halten – ich thue dasselbe und Sie halten mich für einen Verbrecher – für einen Räuber, vielleicht – oder gar einen Mörder! Ich will Ihnen sagen, ich bin ein Sohn des Glücks, ein Abenteurer, ich lebe von meinem Verstande – das thun die Dichter und Rechtsgelehrten und alle die Charlatane in der Welt auch; ich bin ein Charlatan, ein Chamäleon, Jedermann spielt in seiner Lebenszeit viele Rollen; ich spiele jede Rolle, wobei mir der große Schauspieldirektor – Geld – meinen Lebensunterhalt verheißt. Sind Sie zufrieden?«

»Vielleicht,« antwortete der Knabe traurig; »aber wenn ich erst mehr von der Welt kenne, werde ich sie besser verstehen. Seltsam, seltsam, daß Sie allein, von allen Menschen in der Noth gütig gegen mich sein mußten!«

»Durchaus nicht seltsam. Fragen Sie den Bettler, von wem er die meisten Pfennige bekommt – von der vornehmen Dame in ihrem Wagen – von dem Stutzer, der nach kölnischem Wasser duftet? Pah! die Leute, die am nächsten dran sind, Bettler zu werden, erhalten die Bettler am Leben. Sie sind freundlos, und der Mann, der die ganze Erde zu Feinden hat, handelt freundlich gegen Sie. Das ist der Lauf der Welt – der Lauf der Welt. Essen Sie so lange Sie können, über's Jahr mögen Sie vielleicht kein Ochsenfleisch zu Ihrem Brod haben.«

So kauend und moralisirend zugleich, hatte Gawtreys endlich ein Frühstück beendet, welches die ganze Korporation von London würde in Erstaunen gesetzt haben; dann zog er eine große alte Uhr hervor, deren Rückseite emallirt war – ohne Zweifel mehr deutsch als ihr Besitzer, und sagte, indem es seinen Reisesack erhob – »die Zeit vergeht, und ich muß im rechten Zeit da sein, um nach den Schiffen zu sehen. Ich gehe nach Ostende oder Rotterdam und von dort nach Paris. Wie wird meine hübsche kleine Fanny gewachsen sein! Ach! Sie kennen Fanny nicht – die gibt noch einmal ein hübsches kleines Weibchen für Sie! Erheitern Sie sich, Mann, wir werden uns wiedersehen. Aber sind Sie gewiß, daß Sie jenen seltsamen Ort wiederfinden werden, wohin ich Sie brachte!?«

»Nein, dazu bin ich nicht im Stande.«

»So haben Sie hier die Adresse. Wenn Sie zu mir wollen, so gehen Sie dorthin und verlangen Herrn Gregg zu sehen – er ist der alte Mann mit dem einen Auge, dessen Sie sich erinnern – drücken Sie ihm gerade so die Hand – Sie müssen es sich wohl merken – machen Sie noch einmal den Versuch. Nein, den Vorderfinger so, das ist recht. Sagen Sie ›Kalb‹, nicht mehr als ›Kalb‹ – halt, ich will es Ihnen aufschreiben, und dann fragen Sie nach Wilhelm Gawtreys. Er wird Ihnen sogleich Auskunft geben, ohne zu fragen, da er diese Zeichen versteht. Und wenn Sie Geld zu Ihrer Ueberfahrt bedürfen, so wird er Ihnen auch das geben und Rath noch dazu. Bei mir werden Sie stets eine freundliche Aufnahme finden. Und nun tragen Sie Sorge für sich und leben Sie wohl. Ich sehe meine Kutsche ist vor der Thür.«

Während Gawtreys dem jungen Mann herzlich die Hand drückte und auf seinen Wagen zuging, murmelte er: »Das Geld wird gut angelegt sein – Handgeld; ich werde ihn haben, und wahrhaftig er gefällt mir, der arme Teufel!«

#### FÜNFTES KAPITEL.

Der ist ein geschickter Kutscher, der in einem engen

Zimmer umwenden kann. – *Altes Schauspiel.*

Hier sind zwei Pilger

Und keiner kennt den Weg nur einen Fuß breit.

*Heywood: Die Herzogin von Suffolk.*

Die Kutsche war eben von der Thür des Gasthauses abgefahren, als eine andere Kutsche anhielt, um auf der letzten Station zu der Stadt, wohin Philipp wollte, die Pferde zu wechseln. Der Name des Bestimmungsortes, der mit vergoldeten Buchstaben am Kutschenschlage stand, fiel ihm in's Auge, als er von der Laube zu dem Wege ging, und in wenigen Augenblicken saß er als vierter Passagier in dem Wagen. Unter seiner Mütze hervor schoß er jene raschen, ruhigen Blicke, die ein Mann, welcher jagt, oder mit andern Worten gejagt wird, der beobachtet oder scheut, sich bald aneignet. Zu seiner Linken saß ein junges Frauenzimmer mit einem gelb gefütterten Mantel; sie hatte ihren Hut abgenommen und ihn mit Stecknadeln an die Decke des Wagens geheftet und sah frisch und hübsch aus in dem seidenen Taschentuch, welches sie um ihren Kopf gebunden, wahrscheinlich um ihr bei der weiten Reise als Schlafhaube zu dienen. Ihr gegenüber saß ein Mann von mittlerem Alter, der ein bleiches Gesicht und einen ernsten, gedankenvollen und gelehrten Ausdruck hatte, und Philipp gegenüber befand sich ein geputzter, sehr gut aussehender Herr von etwa zwei oder dreiundvierzig Jahren. Dieser Herr trug einen Backenbart, der unter dem Kinn zusammenging, eine Reisemütze mit einer goldenen Quaste, eine sammetne Weste, über welcher eine goldene Kette hing, an deren Ende eine Lorgnette befestigt war, die er von Zeit zu Zeit in sein rechtes Auge gleichsam hineinschob; er trug

auch eine blauseidene Halsbinde und ein sehr zerdrücktes Jabot, schmutzige lederne Handschuhe, und auf seinen Knien lag ein Mantel, der mit rothem Seidenzeug gefüttert war. Als Philipp diese Person anblickte, wurde das Glas mit forschendem Blicke auch auf ihn gerichtet, welches machte, daß Philipp's dunkles Auge Feuer sprühte. Der Mann ließ sein Glas sinken und sagte in halb bellendem, halb ländlichem Dialekt, gleich dem ersten Helden aus einem Provinzialtheater: »Verzeihen Sie, machen Sie mir ein wenig Plat für meine Füße!« Und hierauf streckte er dieselben nach der beliebten Weise der Passagiere im Inneren des Wagens aus. Jetzt kam ein junger Mann in einem großen, weißen Mantel mit einem Glase warmen Xeres und Wasser an die Thür des Wagens.

»Sie müssen dies jetzt trinken – Sie *müssen*, es wird Sie erwärmen,« sagte er zu dem jungen Frauenzimmer – es war nämlich sehr heißes Wetter.

»Mein Himmel!« war die Antwort, »aber ich trinke Morgens nie Wein, James; er würde mir in den Kopf steigen.«

»Mir zu gefallen!« sagte der junge Mann mit Gefühl, worauf die junge Dame das Glas nahm und sagte, indem sie ihn sehr freundlich ansah: »Ihr Wohl!« dann nippte sie davon, machte ein saures Gesicht – sah die Passagiere an, lächelte zimperlich und sagte: »Ich kann keinen Wein ertragen!« Dann trank sie sehr langsam und geziert das Uebrige aus. Ein schweigender und bedeutungsvoller Händedruck, als sie das Glas zurückgab, belohnte den

jungen Mann und bewies die heilsame Wirkung seiner Vorschrift.

»Alles richtig!« rief der Kutscher, der Hausknecht nahm den Pferden die Decken ab und fort ging der Wagen, als wollte er zehn Meilen in einer Stunde zurücklegen. Der blasse Herr zog eine kleine Büchse aus seiner Westentasche, die Gummi Arabicum enthielt, und nachdem er ein paar Stücke davon zwischen seine Lippen gesteckt hatte, zog er ein kleiner dünnes Buch hervor, welches nach der Art, wie die Zeilen gedruckt waren, Gedichte zu enthalten schien.

Der feine Herr, der seit dem Zwischenspiel mit dem Xeres und Wasser sein Augenglas beständig auf die junge Dame gerichtet hatte, sagte jetzt mit gezielter Miene: »Der junge Herr scheint sehr aufmerksam, Miß!«

»Er ist ein sehr guter junger Mann, Herr, und trägt viel Sorge für mich.«

»Nicht Ihr Bruder, Miß – he?«

»Nun, Herr! – warum nicht?«

»Keine Familienähnlichkeit – ein ganz hübscher junger Mensch! Aber Ihre Augen und Ihr Mund – ah, Miß!«

Miß wendete ihren Kopf ab und sprach mit schnippischer Lebhaftigkeit: »Ich liebe keine Complimente, Herr! aber der junge Mann ist nicht mein Bruder.«

»Ein Geliebter – he? O, pfui, Miß! Ha! ha!« Und der Adonis mit dem braunen Backenbart stieß Philipp mit der einen Hand an's Knie und den blassen Herrn mit der andern in die Rippen. Der Letztere blickte vorwurfsvoll auf

und der Erstere zog seine Knie zurück und stieß einen ärgerlichen Ausruf aus.«

»Nun, Herr, was liegt denn dran? Ist es denn unrecht, einen Geliebten zu haben?«

»Nicht im geringsten, Miß; ich rathe Ihnen, die Anzahl zu verdoppeln. Es ist ja viel hübscher, zwei schöne Herren am Bündel zu haben.«

Während er sich so witzig aussprach, nahm er seine Mütze ab und fuhr mit den Fingern durch ein lockiges und sehr schönes Haar; die junge Dame sah ihn mit kokettem Blicke an und sagte: »Sie fangen gut an, mein Herr.«

»Ich höre aber nicht so bald auf, Miß, Ihnen meine Huldigung darzubringen;« war die galante Antwort.

Der bleiche Herr, den es belästigte, daß man quer über den Wagen sprach, machte das Buch zu und sah sich um, sein Blick fiel auf Philipp, der entweder wegen der Hitze oder aus Gedankenlosigkeit seine Mütze weiter aus der Stirn gezogen hatte. Und nachdem der Herr ihn einige Augenblicke sehr scharf angesehen, stieß er einen so tiefen Seufzer aus, daß er die Aufmerksamkeit aller Passagiere auf sich zog. »Sind Sie unwohl, mein Herr?« fragte die junge Dame mitleidig.

»Ein geringer Schmerz in meiner Seite, nichts weiter!«

»Wollen wir die Plätze wechseln, mein Herr?« rief der Andere dienstfertig. »Nun, thun Sie es nur!« Nach kurzem Zögern und einer Entschuldigung, wobei er erröthete, nahm der bleiche Herr den Vorschlag an. In wenigen Minuten waren die junge Dame und der feine Herr in

tiefer und leiser Unterhaltung, indem sie ihre Köpfe zu den Fenstern wendeten. Der bleiche Herr sah Philipp beständig an, bis es dieser bemerkte, roth wurde und seine Mütze wieder über's Gesicht zog.

»Sie gehen nach N\*?« fragte der Herr in sanftem und schüchternem Tone.

»Ja!«

»Ist es das erste mal, daß Sie dort waren?«

»Herr!« entgegnete Philipp mit einer Stimme, die Erstaunen und Unwillen über die Neugierde seines Nachbarn ausdrückte.

»Verzeihen Sie mir,« sagte der Herr, indem er sich zurückzog; »aber Sie erinnern mich – an eine Familie, die ich einst in jener Stadt kannte. Kennen Sie die Mortons?«

Ein Mensch in Philipps Lage, welcher glaubte, daß die Polizeidiener ihm auf der Spur seien – denn Gawtreys hatte aus eigenen Gründen seine Furcht eher vergrößert als vermindert – durfte wohl argwöhnisch sein. Er erwiderte daher kurz: »Ich bin durchaus nicht bekannt in jener Stadt,« und legte sich dann in die Ecke, als wollte er schlafen. Ach! diese Antwort war eine von den vielen Hindernissen, die sich zwischen ihm und seinem besseren Schicksal aufthürmen sollten.

Der ältliche Herr seufzte wieder und sprach bis zum Ende der Reise kein Wort. Als die Kutsche vor dem Gasthause anhielt – es war dasselbe, wo die arme Katharina Schutz gefunden, öffnete der junge Mann mit dem weißen Rock die Thür und bot der jungen Dame seinen Arm an. »Halten Sie sich hier auf, mein Herr?« sagte sie zu

dem feinen Manne, während sie ihren Hut von der Decke losmachte.

»Vielleicht; ich warte auf meinen Phaeton, den mein Bursche hieher bringen wird, um einen kleinen Abstecher in machen.«

»Wir werden sehr glücklich sein, Sie bei uns zu sehen, mein Herr,« sagte die junge Dame, auf welche der Phaeton einen noch größern Eindruck machte, als die früheren Galanterien des Herrn, und mit diesen Worten steckte sie ihm eine sehr zierliche Karte in die Hand, worauf gedruckt stand: ›Wavers und Snow, Damenschneider, High-Street.«

Der feine Herr steckte sie mit einer zierlichen Bewegung in die Tasche – sprang aus der Kutsche – drängte seinen Nebenbuhler mit dem weißen Rock auf die Seite und bot der Dame seinen Arm an, die sich zärtlich darauf lehnte, indem sie ausstieg.

»Dieser Herr ist so höflich gegen mich gewesen, James,« sagte sie. James berührte seinen Hut. Der feine Herr klopfte ihm auf die Schulter: »Ah! Sie sind kein glücklicher Mann – nicht wahr? O, nein, durchaus kein glücklicher Mann! – Ich wünsche Ihnen einen guten Tag! Kutscher, meine Hutschachtel.«

Während Philipp den Kutscher bezahlte, kam der feine Herr an ihm vorüber und flüsterte ihm zu:

»Erinnern Sie sich des alten Gregg – hier steht Alles auf dem Spiel – »verderben Sie mir den Spaß nicht, wenn wir uns wiedertreffen!« Dann ging er in den Gasthof und piff ›Gott segne den König!«

Philipp stutzte und als er sich der Gesichter erinnerte, die er an dem seltsamen Orte gesehen, glaubte er die Züge seines Reisegefährten zu erkennen. Indessen suchte er die Bekanntschaft nicht zu erneuern, sondern fragte nur nach Herrn Morton's Hause und machte sich dorthin auf den Weg.

Man zeigte ihm als einen näheren Weg einen engen Gang, an dessen Enden Pfosten standen, welche andeuteten, daß er nur für Fußgänger bestimmt sei. Eine weiße Mauer, die den Garten des Arztes schützte, lief auf der einen Seite hin und ein hoher Zaun auf der andern; der Gang war einsam, denn es war die Stunde, wo in einer Provinzialstadt wenig Leute in Geschäften oder zum Vergnügen ausgehen, und er hörte weiter kein Geräusch, als das seiner Fußstritte auf den breiten Pflastersteinen. Am Ende des Ganges in der Hauptstraße, wohin derselbe führte, erblickte er schon den großen zierlichen Laden und die Sonne schien hell auf die vergoldeten Buchstaben des Namens Morton, als plötzlich das Schweigen durch ein schmerzliches Schluchzen unterbrochen wurde. Er wendete sich um, und unter einem Portal, welches die Thür des Arztes schmückte, sah er ein Kind auf den steinernen Stufen sitzen und bitterlich weinen. Ein plötzlicher Schmerz durchzuckte Philipp's Herz. Erkannete er die vom Schmerz und Kummer entstellte Stimme? Er stand still und legte seine Hand auf des Kindes Schulter: »O nicht – nicht – ich bitte – ich gehe ja!« rief das Kind, noch immer seine Hände vor dem Gesichte haltend.

»Sidney!« sagte Philipp. Der Knabe sprang auf, stieß ein Freudengeschrei aus und sank an seines Bruders Brust.

»O Philipp! lieber, lieber Philipp! Du kommst, um mich zu meiner lieben Mama zurückzubringen; ich will so gut sein; ich will sie nie wieder kränken, nie – nie – nie wieder! Ich bin so schlecht behandelt worden.«

»Setz' Dich nieder und erzähle mir, was sie Dir gethan haben,« sagte Philipp, indem er seine Bewegung bei dem Namen seiner Mutter unterdrückte.

Da saßen die beiden Waisen auf dem kalten Steine unter dem Portal des Fremden. Philipp hatte den Arm um den Leib seines Bruders geschlungen, Sidney lehnte sich an seine Schulter und theilte ihm – vielleicht mit verzeihlicher Uebertreibung – alle die Leiden mit, die er erfahren, und als er von der Züchtigung sprach, die ihm an jenem Morgen widerfahren war, und die Schwiele an seinen kleinen Händen zeigte, die er vergebens bittend emporgehalten, erbebte Philipp vor Leidenschaft an allen Gliedern. Sein erster Antrieb war, geradezu in Morton's Laden zu gehen und ihn an der Kehle zu fassen, und der Unwille, den er zeigte, ermuthigte Sidney, die Schilderung des erlittenen Unrechts und Schmerzes noch zu übertreiben.

Als er ausgeredet und sich fest an seines Bruders breite Brust hing, sagte er:

»Aber denke nicht daran, Philipp; jetzt wollen wir heimgehen zur Mama.«

Philipp erwiderte:

»Höre mich an, lieber Bruder. Wir können nicht zur Mutter gehen. Ich will Dir später sagen warum nicht. Wir stehen allein in der Welt da – wir beide. Wenn Du mit mir gehen willst – Gott helfe Dir! denn Du wirst viel Müheseeligkeiten zu überstehen haben – so müssen wir uns durch die Welt schlagen, aber Du wirst Kälte, Hunger und Ermüdung zu erdulden haben, Sidney! Aber Du weißt, daß ich in früherer Zeit, wo ich so leidenschaftlich war, niemals mit Absicht unfreundlich gegen Dich gewesen bin, und jetzt erkläre ich, daß ich mir lieber die Zunge herausreißen, als ein hartes Wort gegen Dich aussprechen wollte. Das ist Alles, was ich versprechen kann. Bedenke Dich wohl. Wirst Du nie alle die Bequemlichkeiten vermissen, die Du jetzt hast?«

»Bequemlichkeiten!« wiederholte Sidney kläglich, indem er die Schwielen an seiner Hand betrachtete. »O! laß mich mit Dir gehen; ich werde sterben, wenn ich hier bleibe. Ja in der That das werde ich.«

»Still,« sagte Philipp, denn in dem Augenblick hörte er einen Schritt und der bleiche Herr kam langsam den Gang herunter, stutzte und sah sich theilnehmend um, als er die Knaben erblickte. Als es fort war, stand Philipp auf.

»Es ist also abgemacht,« sagte er mit Festigkeit. »Komm sogleich mit mir. Du sollst nicht in das Haus zurückkehren. Komm schnell: wie werden heute noch viele Meilen zu gehen haben.«

SECHSTES KAPITEL.

Er kommt –

Doch unbekümmert, was er bringt, hat er

Im Gasthof seine Tasche abzugeben,

Und das gethan, geht's weiter,

Ganz unbekümmert, ob er Schmerz gebracht,

Ob Freude.

*Cowper*, »Beschreibung des Postknechts.«

Der bleiche Herr trat in Morton's Laden, sah sich um und erblickte den würdigen Handelsmann, der einer jungen, eben verheiratheten Dame Shawls zeigte. Er setzte sich auf einen Stuhl nieder und sagte zu dem sich verbeugenden Commis: »Ich will warten, bis Herr Morton unbeschäftigt ist.« Als die junge Dame die Shawls genau betrachtet und erklärt hatte, daß sie schön seien, sagte sie, sie wolle sich darüber bedenken und ging. Morton näherte sich jetzt dem Fremden.

»Herr Morton,« sagte der bleiche Herr; »Sie haben sich wenig verändert. Sie erkennen mich nicht.«

»Mein Himmel, Herr Spencer! Sind Sie es wirklich? Ei, wie lange ist es her, daß wie uns nicht gesehen haben. Und was führt Sie nach N\*? Geschäfte?«

»Ja, Geschäfte. Lassen Sie uns hineingehen.«

Morton führte ihn in das Hinterzimmer, wo Tom wieder auf dem Stuhle saß und rasch den gestohlenen Kuchen verdaute. Morton schickte ihn fort, um zu spielen, und der bleiche Herr setzte sich nieder.

»Herr Morton,« sagte er, seine Kleidung anblickend, »Sie sehen, ich bin in Trauer. Es ist Ihre Schwester. Ich habe jene frühe Neigung nie überwunden, nie, nie –«

»Meine Schwester! Guter Himmel!« sagte Morton sehr blaß werdend, »ist sie todt? – Die arme Katharina! – Und ich weiß es nicht? Wann starb sie?«

»Erst vor wenigen Tagen, und – und –« sagte Spencer sehr gerührt, »ich fürchte in großem Elend. Ich war einige Monate im Auslande gewesen, und als ich in der letzten Woche zurückkehrte und die Zeitungen ansah, denn ich lasse sie mit immer aufbewahren, las ich den kurzen Bericht über ihren Prozeß gegen Herrn Beaufort. Ich beschloß sie aufzusuchen. Ich that es durch den Rechtsgelehrten, dem sie ihre Sache übertragen hatte; es war zu spät; ich kam in ihrer Wohnung an, als sie schon seit zwei Tagen begraben war. Dann beschloß ich den Bruder der armen Katharina aufzusuchen, um zu erfahren, ob man etwas für ihre hinterlassenen Kinder thun könne.«

»Sie hat zwei hinterlassen. Philipp, der ältere, hat eine sehr gute Stelle zu R\*; der jüngere ist bei mir, und Mrs. Morton ist eine Mut – das heißt, sie gibt sich viele Mühe mit ihm. Ach! meine arme – arme Schwester!«

»Gleicht er seiner Mutter?«

»Gar sehr, als sie jung war – die arme liebe Katharina.«

»Wie alt ist er?«

»Zehn Jahre etwa; ich weiß es nicht genau; viel jünger als der Andere. Und so ist sie also todt!«

»Herr Morton, ich bin ein alter Jungeselle,« sagte Spencer mit mattem Lächeln, »ein kleiner Theil meines

Vermögens ist freilich für meine Verwandten bestimmt, das Uebrige ist mein und ich verbrauche mein Einkommen bei weitem nicht. Der Aeltere ist wahrscheinlich alt genug, um für sich selber zu sorgen. Aber der Jüngere – vielleicht haben Sie selber Familie und können ihn entbehren?«

Morton wurde verlegen und zupfte an seiner Weste.

»Nun, dies ist sehr freundlich von Ihnen,« sagte er. – »Wir wollen sehen. Der Knabe ist jetzt aus; kommen Sie und speisen um zwei Uhr mit uns zu Mittag. So ist sie also nicht mehr! Ach! ach! Inzwischen will ich es mit Mrs. Morton besprechen.«

»Ich will bei Ihnen sein,« sagte Spencer aufstehend.

»Ach!« seufzte Morton, »wenn Katharina Sie geheiratet hätte, so wäre sie eine glückliche Frau gewesen.«

»Ich würde versucht haben, sie glücklich zu machen,« sagte Spencer, indem er sein Gesicht abwendete und sich entfernte.

Zwei Uhr war da, aber Sidney nicht. Man schickte an den Ort, wohin er hatte gehen sollen; er war nicht dort gewesen. Morton wurde unruhig und als Spencer zum Mittagessen kam, war sein Wirth ausgegangen, um den verlaufenen Knaben zu suchen, er kehrte erst um drei Uhr zurück. Da er an diesem Tage verurtheilt war, daß nicht nur sein Frühstück, sondern auch sein Mittagessen sollte verspätet werden, so bestimmte ihn dies, sich von Sidney zu trennen, sobald er ihn finden werde. Mrs. Morton überredete sich, daß der Knabe schon zurückkehren werde, wenn es ihn hungere. Spencer versuchte ihr zu

glauben und aß seinen Hammelbraten, der fast zu Kohlen verbrannt war; doch als es fünf, sechs, sieben Uhr wurde, stimmte selbst Mrs. Morton darin überein, daß es hohe Zeit sei, eine regelmäßige Nachsuchung anzustellen. Die ganze Familie ging nach verschiedenen Richtungen aus. Es war zehn Uhr, ehe sie wieder zusammenkamen, und die einzige Nachricht, die man erhalten hatte, war, daß ein Knabe, der seiner Beschreibung entsprach, mit einem jungen Manne an drei verschiedenen Stellen der Stadt gesehen worden sei und zuletzt auf der Straße, die zu den Fabrikdistrikten führte. Diese Nachricht befreite Morton wenigstens von der Furcht, daß Sidney sich ertränkt habe. Die Beschreibung der jungen Mannes entsprach so vollkommen dem Reisegefährten des Herrn Spencer, daß er nicht zweifelte, er sei derselbe, um so mehr, da er ihn mit einem blonden Knaben unter dem Portal gesehen und sich seiner Aehnlichkeit mit Katharina erinnerte, die ihm im Wagen aufgefallen war und die Fragen veranlaßt hatte, die Philipp's Verdacht erregten. Das Geheimniß war also aufgeklärt – Sidney war mit seinem Bruder entflohen. In jener Nacht konnte man aber nichts weiter thun. Am nächsten Morgen wollte man kräftige Maßregeln ergreifen, – und als der Morgen kam, brachte der Briefträger folgende beiden Briefe. Der erste war von Arthur Beaufort.

»Mein Herr,

»Ich bin nur durch eine schwere Krankheit verhindert worden, früher an Sie zu schreiben. Selbst jetzt kann ich

kaum die Feder halten; aber sobald meine Gesundheit wieder hergestellt ist, werde ich bei Ihnen in N\* sein.

»Auf ihrem Sterbebette vertraute mir die Mutter des Knaben Sidney Morton, der unter Ihrem Schutze steht, denselben feierlich meiner Fürsorge an, als dem Erben und Repräsentanten seines Vaters. Sein Glück soll meine Sorge sein, und ich werde eilen, ihn von Ihren gütigen Händen zu fordern. Aber der ältere Sohn – der arme Philipp, der auf so ungerechte Weise gelitten – denn unser Sachwalt hat Herrn Plaskwith gesprochen und die ganze Geschichte von ihm erfahren – was ist aus dem geworden? – Unbeachtet aller unserer Nachforschungen haben wir ihn nicht aufspüren können. Ach! ich war zu krank, um ihn selber aufzusuchen, als es noch Zeit war. Vielleicht hat er Schutz bei Ihnen, seinem Oheim, gesucht; wenn das ist, so versichern Sie ihn, daß er keine Gefahr von der Verfolgung des Gesetzes zu fürchten hat – daß seine Unschuld vollkommen anerkannt ist, und daß mein Vater und ich ihn flehentlich bitten, unsere Fürsorge anzunehmen. Ich kann nicht mehr schreiben; aber in wenigen Tagen hoffe ich Sie zu sehen.

»Ich bin u. s. w. Arthur Beaufort.«

Der zweite Brief war von Herrn Plaskwith, und lautete folgendermaßen:

»Lieber Morton!

»Etwas sehr Widerwärtiges hat sich ereignet – nicht meine Schuld und doch sehr unangenehm für mich. Ich schrieb Ihnen doch, daß Ihr Verwandter Philipp ein fleißiger Bursche sei, obgleich seltsam und von schlechten

Manieren – vielleicht weil es der arme Junge nicht besser gelernt hat; und Mrs. Plaskwith ist, wie Sie wissen, eine sehr gebildete Frau – Frauen halten zu viel auf gute Sitten – und darum gefiel er ihr nicht. Doch zur Sache, wie der französische Kaiser zu sagen pflegte: eines Abends forderte er Geld von mir für seine Mutter, die, wie er sagte, krank sei, und dies geschah auf eine sehr unverschämte, ich kann wohl sagen drohende Weise. Es war in meinem eigenen Laden und in Gegenwart von Herrn Plimmins und Mrs. Plaskwith. Ich sah mich genöthigt, ihm mit einem würdevollen Abschlage zu antworten und den Laden zu verlassen. Als ich zurückkehrte, war er fort, und einige Schillinge – vierzehn, meine ich, und drei Goldstücke – die offenbar in der Kasse waren, lagen am Boden zerstreut. Mrs. Plaskwith und Herr Plimmins waren sehr erschrocken und sagten, es sei klar, daß wir beraubt worden und daß man uns ermorden werde. Plimmins schlief die Nacht unten, und wir borgten uns Metzger Johnson's Hund. Es geschah nichts. Ich glaubte nicht, daß ich beraubt sei, denn als ich das Geld nachzählte, war Alles richtig. Ich kenne die menschliche Natur; er hat es nehmen wollen und es bereut – das ist klar. Indessen war ich natürlich sehr aufgebracht, dachte, er werde zurückkehren – wollte ihm einen geeigneten Verweis geben – wartete mehrere Tage – hörte nichts von ihm – wurde unruhig – wollte nicht länger auf Mrs. Plaskwith hören; denn Napoleon Bonaparte sagte: ›die Weiber sind gut in ihrer Art und wir in der unsern.‹ Plimmins mußte mit mir nach London gehen – mietheten einen Polizeidiener, um

ihn aufzuspüren – kostete mich ein Pfund, einen Schilling und zwei Gläser Branntwein. Die arme Mrs. Morton war eben begraben – wovon ich sehr ergriffen wurde! Plötzlich sehen wir den Burschen in der Straße. Plimmins eilt auf die freundlichste Weise auf ihn zu – wird zu Boden geschlagen – verletzt sich den Arm – bezahlte zwei Schilling Sixpence für Umschläge. Philipp lief davon, wir ihm nach – konnten ihn nicht finden. Sahen uns genöthigt, nach Hause zurückzukehren. Am nächsten Tage kam ein Sachwalt von einem gewissen Herrn Beaufort – ein feiner Herr Namens George Blackwell. Herr Beaufort will Alles für ihn thun, was man vernünftigerweise erwarten kann. Kann ich noch etwas Weiteres thun? Ich bin in der That sehr unruhig wegen des Burschen, und Mrs. Plaskwith und ich haben einen Zank über ihn gehabt; aber das ist nichts – hielt es für das Beste, an Sie zu schreiben, und mir Instruktionen zu erbitten.«

»Der Ihrige C. Plaskwith.«

»Nachschrift. – Oeffne den Brief noch einmal, um zu melden, daß eben ein Polizeidiener von London hier gewesen; hat ausfindig gemacht, daß man den Knaben mit einem sehr verdächtigen Menschen gesehen: man glaubt, daß er London verlassen hat. Der Polizeidiener will ihm nachreisen – sehr kostbar – so, jetzt können Sie entscheiden.«

Spencer hörte kaum auf den ersten Brief, doch der Letztere machte ihn eifersüchtig. Er wäre gern der einzige Beschützer von Katharinens Kindern gewesen; doch war er am wenigsten geeignet, bei der Nachsuchung

behülflich zu sein, die jetzt so dringend nothwendig war. Ein Mann von sanftem Herzen, ein Träumer bei Tage, der sein Leben damit hingebracht hatte, Gedichte zu lesen und über seine unglückliche Neigung zu seufzen, kein Kind war so hülflos, wie Spencer. Die Nachforschung fiel also Herrn Morton anheim, und er ging dabei auf regelmäßige und einfache und gerade Weise zu Werke. Es wurden Anschläge gemacht, Polizeidiener angewendet und ein Advokat, von Herrn Spencer begleitet, zu den Fabrikdistrikten abgeschickt, wohin man die beiden Waisen, ihre Schritte hatte richten sehen.

#### SIEBENTES KAPITEL.

– Den sanften Südwind laß  
Mit dieses Segeln spielen.

– – – –

Tragt Euren Rock, mein Herr,  
Wie's Eurem Stand geziemt.

*Beaumont und Fletcher.* ›Der Bettler.◁

Inzwischen waren die beiden Brüder weit entfernt, und Der, welcher die jungen Raben nährt, machte den Weg angenehm für ihre Füße. Philipp hatte Sidney die traurige Nachricht von dem Tode ihrer Mutter mitgetheilt, und Sidney mit bitterer Leidenschaft geweint; aber, was können Kinder von dem Tode wissen? Ihre Thränen trocknen schneller als der Thau. Es ist ein schwermüthiger Gedanke, die tiefe, dauernde, weitsichtige, ängstliche Liebe der Eltern mit der unbedachten, schwachen

und leicht dahinschwindenden Neigung eines Kindes zu vergleichen, dessen Augen die Farben des Schmetterlings noch mit Entzücken blenden. Es war am Abend ihrer Flucht und in freier Luft, als Philipp, Sidney mit seinem Arm umschlingend, seinem verwaisten Bruder mittheilte, daß sie mutterlos seien. Die Luft war balsamisch, der Himmel von der glänzenden Gegenwart des Augustmondes gefüllt; Kornfelder erstreckten sich nah und fern und kein Blatt erbebte an der Buche, unter welcher sie Schutz gesucht hatten. Es schien, als wenn die Nacht selbst mitleidig mit ihrem jungen Kummer lächle und zu ihnen sage: »Trauert nicht um die Todten, ich, die ich immer lebe, ich will Eure Mutter sein!«

Als die Nacht heranbrach, kochen sie zu der wärmeren Schlummerstätte, die ihnen ein Heuschober gewährte, der noch duftete und erst in demselben Sommer gemäht war. Und am nächsten Morgen erweckten die Vögel sie bei Zeiten, und sie fühlten, daß sie wenigstens Freiheit hätten, und wandern könnten, wohin sie wollten.

Wer hat in seinen Knabenjahren nicht das Entzücken der Freiheit und des abenteuerlichen Lebens gefühlt? Die Welt der Wälder und des grünen Rasens vor sich zu haben – dem Zwange zu entfliehen – sich zum erstenmal auf sich selber zu verlassen – in dem wilden, aber männlichen Gefühle der Unabhängigkeit zu schwelgen – den Robinson Crusoe zu spielen – in jedem Fußtritt einen Freitag zu vermuthen – in jedem Felde ein eigenes Eiland? Ja, ungeachtet ihrer Verlassenheit, ihres Verlustes, der traurigen Vergangenheit, der freudenlosen Zukunft,

waren die Waisen glücklich – glücklich in ihrer Jugend – ihrer Freiheit – ihrer Liebe – bei ihren Wanderungen in der köstlichen Luft des schönen August. Zuweilen trafen sie Gruppen von Schnittern, die an den Hecken bei ihrem Mittagmahl im Schatten ausruhten, und durch die Reise gesellig geworden, und kühn durch ihre Sicherheit, mischten sie sich in ihre Unterredung und theilten ihre frugale Kost, die ihnen bei ihrer Jugend und Anstrengung sehr wohl schmeckte. Zuweilen sahen sie auch in der Nacht einen rothen Schimmer in der Ferne am Rande des Waldes, das Feuer eines Zigeunerlagers. Doch mit dem Aberglauben, der sich von alten Ammenmärchen herschrieb, vermieden sie dieselben und betrachteten sie mit geheimnißvollem Schrecken! Welch ein himmlisches Zwielflicht hat jener goldene Monat! – Die Luft so klar und heiter, so wie der Purpur der Wolken allmählig dahinschwindet, und groß und rund und hell und leuchtend erhebt sich der Vollmond, der jener freudigen Jahreszeit angehört! Die Felder sind grüner, als bei der Hitze des Junius und Julius, man glaubt in die Pracht eines zweiten Frühlings zurückversetzt zu sein. Und noch am Wege der Reisenden, an den Hecken blühte das üppige Geißblatt, die Convolvulus am Rande des Baches – und das Heidekraut auf der grünen Ebene.

Und am Abend trafen sie auf den Feldern jene grünen Kreise an, welche die Kinder an so manche Zauber geschichten erinnern, sind in jenem Monat frisch und häufig sind – nämlich die Feenringe! Die armen Knaben meinten, es sei eine gute Vorbedeutung und dachten

schon, Feen beschützten sie, wie sie in der alten Zeit oft die Verlassenen und Ausgestoßenen beschützt.

Sie vermieden die Hauptstraßen und Städte mit großer Sorgfalt. Zuweilen kehrten sie in unbedeutenden Gasthäusern in kleinen Dörfern ein, um zu essen oder sich auszuruhen; aber häufiger zogen sie es vor, die einfache Speise, die sie sich unterwegs gekauft, unter einem schattigen Baume oder neben einem Bache auszubreiten, in dessen klarem Wasser sie die Forellen schwimmen und spielen sehen konnten. Und oft zogen sie es vor, auf einem Heuschaber oder in einem Schuppen auszuruhen, anstatt in den weniger romantischen Gasthäusern, in die sie sich nicht wagten. Hiebei richteten sie sich sehr nach dem Gesicht und der Stimme des Wirthes und der Wirthin. Einmal nur ging Philipp am zweiten Tage nach ihrer Flucht in eine Stadt, und zwar um gröbere Kleider und Wäsche für Sidney zu kaufen, nebst einigen Gegenständen, die ihnen bei ihrer gegenwärtigen Lebensart nöthig waren. Eine kluge Vorsicht, denn so gekleidet entgingen sie dem Verdachte.

So reisend brachten sie mehrere Tage zu, und da sie sich nach einer ganz entgegengesetzten Richtung von den Fabrikdistrikten gewendet hatten, wo man sie aufsuchte, so waren sie jetzt in der Mitte einer andern Grafschaft – in der Nähe einer der bedeutendsten Städte Englands. Hier, dachte Philipp, sollten ihre Wanderungen aufhören und er war Zeit, über einen bestimmten Lebensplan nachzudenken. Das kleine Kapital, welches ihm seine Mutter hinterlassen, verwahrte er sorgfältig bei

sich und sparte es, denn er betrachtete es als ein ihm für Sidney anvertrautes Gut; es sollte nicht ausgegeben, sondern aufbewahrt und vermehrt werden, als der Keim zu künftigem Reichthum. Seit den letzten wenigen Wochen hatte sich sein Charakter bedeutend entwickelt und sein Nachdenken sich erweitert. Er war kein Knabe mehr, er war ein Mann; er hatte für noch ein anderes Leben zu sorgen, er beschloß also in die Stadt zu gehen, der sie sich näherten und eine Anstellung zu suchen, wodurch er sich und seinen Bruder erhalten könne. Sidney wollte nicht gern ihr gegenwärtiges umherschweifendes Leben aufgeben; doch gestand er zu, daß das warme Wetter nicht ewig dauern könne, und daß im Winter die Felder weniger angenehm sein würden. Er gab daher den Vernunftgründen seiner Bruders mit einem Seufzer nach.

Sie gingen auf den Markt der großen und geschäftigen Stadt. Es war Mittag, und nachdem Philipp ein kleines Zimmer gefunden, wo er Sidney zurückließ, der von der Anstrengung des Marsches ermüdet war, machte er sich allein auf den Weg. Nach seiner langen Wanderung wurde Philipp von den breiten, geschäftigen Straßen und den zierlichen Laufäden, die auf Reichthum und lebhaften Verkehr deuteten, angenehm überrascht. Er dachte, er müßte schlimm sein, wenn er dort nicht bei seiner Jugend und Gesundheit ein Unterkommen finden sollte. Er schlenderte langsam und allein durch die Straßen, bis seine Aufmerksamkeit sich auf einen kleinen Laden an einer Straßenecke richtete, in dessen Fenster ein Brett mit folgender Inschrift stand:

»Nachweisungscomptoir. – Gegenseitiger Vortheil.«

»Clumps Bureau ist jeden Tag von 10 bis 4 Uhr offen. Schreiber, Bedienten, Arbeiter u. s. w. finden passende Stellen. Die Bedingungen sind billig. – NB. Das älteste Comptoir dieser Art in der Stadt.«

»Gesucht wird ein guter Koch und ein Untergärtner.«

Das war es, was er suchte! Philipp trat ein und, erblickte einen kurzen und fetten Mann mit einer Brille, der an einem Pult saß und die wohlgefüllten Blätter eines langen Registers ansah.

»Mein Herr,« sagte Philipp, »ich wünsche eine Anstellung, einerlei welche.«

»Eine halbe Krone zum Eintritt, wenn's gefällig ist. Das ist recht. Nun die Einzelheiten. Ha! – Sie sehen nicht aus wie ein Bedienter!«

»Nein; ich wünschte eine Stelle, wobei meine Erziehung von Nutzen sein kann. Ich kann Lesen, Schreiben; verstehe Lateinisch und Französisch, kann Zeichnen und Rechnen.«

»Sehr gut; ein sehr anständiger junger Mann – einnehmendes Aeußeres (darauf gebe ich nichts) – gut erzogen; Unterlehrer in einer Schule – he?«

»Was Sie wollen«

»Zeugnisse?«

»Ich habe keine.«

»Ei! – Keine Zeugnisse!« Und Clump richtete seine Brille voll auf Philipp.

Philipp war auf diese Frage vorbereitet und besaß die Klugheit einzusehen, daß eine offene Antwort die beste

sei. »Die Sache ist diese,« sagte er unbefangen, »ich wurde gut erzogen, mein Vater starb; ich sollte ein Geschäft lernen, was mir nicht gefiel, ich verließ es und habe keine Freunde.«

»Wenn ich Ihnen helfen kann, so will ich es thun,« sagte Clump kalt. »Kann nicht viel versprechen. Wenn Sie ein Arbeiter wären, so läge nicht viel an den Zeugnissen, aber gut erzogene Männer müssen Zeugnisse haben. Die Hände sind stets nützlicher als der Kopf. Erziehung allein nützt heutigen Tages nicht viel, das ist ganz gewöhnlich. Kommen Sie am Montag wieder.«

Etwas getäuscht in seiner Erwartung und älter gemacht, entfernte sich Philipp aus dem Bureau; doch er hatte ein festes Vertrauen zu seinen Fähigkeiten und erlangte seinen Muth bald wieder, als er sich unter die Menge mischte. Endlich ging er an einem Pferdestall vorüber und blieb aus alter Erinnerung stehen, als er einen Stallknecht erblickte, der ein junges, feuriges Pferd, welches noch nicht zugeritten war, zu bändigen versuchte. Der Besitzer des Stalles stand in einer kurzen grünen Jacke und Stulpstiefeln, mit einer langen Peitsche in der Hand, dabei, nebst einigen Männern, die wie Pferdehändler aussahen.

»Komm herunter, Du Tölpel! Du kannst das schöne Thier nicht bändigen,« rief der Mann in der Jacke. »Ah! es ist ein Lamm, Herr, wenn es recht behandelt wird. Aber ich habe keinen Mann, der es reiten kann, seitdem Will gestorben ist. Komm herunter, Du Lümmel sage ich.«

Aber herunterzukommen, ohne abgeworfen zu werden, war leichter gesagt als gethan. Das Pferd bäumte sich jetzt, als hätte Juno ihm ihre Bremse gesendet, und Philipp, der sich für die Sache interessirte, kam näher und näher, bis er neben den Pferdehändlern stand. Die andern Knechte eilten ihrem Kameraden, zu Hülfe, der endlich mit bleichen Lippen und schlotternden Knien den festen Boden wieder erreichte, während das Pferd schnarchend und seinen Kopf an der Brust und den Armen des Stallknechts reibend, der ihn fest am Zügel hielt, nach seiner Art zu fragen, schien: »Will es noch Einer von Euch versuchen?«

Plötzlich fiel Philipp ein, daß das Pferd ein alter Bekannter von ihm sei; er trat näher, und ein weißer Fleck über dem linken Auge bestätigte seine Vermuthung. Es war ein Füllen gewesen, welches man für ihn auferzogen, das in seiner glücklichen Zeit Brod aus seiner Hand gegessen und ihm wie ein Hund auf dem Weideplatze herum gefolgt war, welches er zuweilen, wenn sein Vater den Rücken gewendet, zum Scherz, ohne Sattel bestiegen – kurz, ein Freund aus alter, Zeit – ja, derselbe Freund, mit dessen Zuneigung er prahlte, als er mit Arthur Beaufort unter dem Sommerhimmel stand und die ganze Welt freundlich gegen ihn zu sein schien. Er streichelte des Pferdes Hals: »Soso! so, Billy!« und das Pferd wendete sich heftig und mit freudigem Wiehern zu ihm um.

»Wenn Sie es erlauben, mein Herr,« sagte Philipp, sich zu dem Besitzer des Stalles wendend, »so will ich es unternehmen, dieses Pferd zu reiten und, es über jene Barriere setzen lassen. Lassen Sie es mich versuchen,« sagte er.

»Sie sind ein muthiger Bursche!« sagte der Bereiter sehr erfreut über das Anerbieten. »Nun, meine Herren, sagte ich Ihnen nicht, daß das Thier keinen Fehler habe, wenn es nur gehörig behandelt würde?«

Die Pferdehändler schüttelten die Köpfe.

»Darf ich ihm vorher etwas Brod geben?« fragte Philipp, und ein Stallknecht wurde in's Haus geschickt. Inzwischen zeigte das Thier verschiedene Merkmale der Freude und des Erkennens, als Philipp es streichelte und mit ihm sprach. Als das Thier endlich das Brod aus der Hand des jungen Mannes aß, schienen alle auf dem Hofe eben so großes Entzücken und Staunen zu empfinden, als hätten sie eine von den Künsten des Herrn von Amburgh angesehen. Während Philipp das Pferd noch liebkostete, schwang er sich langsam und vorsichtig in den Sattel; das Pferd machte einen Satz über den halben Hofplatz – einen Satz, der alle Pferdehändler in eine Ecke drängte – und dann machte es nach einander so ruhig und leicht die ganze Schule durch, als wäre es bei Herrn Fozard zugeritten, um eine junge Dame zu tragen. Und als Philipp dem Ganzen dadurch die Krone aufsetzte, daß er dreimal über die Barriere setzte, abstieg, dem Stallknecht den Zügel zuwarf und sich triumphirend zu dem Bereiter wendete, gab ihm dieser einen Schlag auf den Rücken und

sagte: »Herr, Sie sind ein Mann! und ich bin stolz, Sie hier zu sehen.«

Inzwischen sammelten sich die Pferdehändler um das Thier, betrachteten seine Hufe, fühlten seine Beine an, untersuchten seine Luftröhre und schlossen den Handel, den sie ohne Philipp bald würden abgebrochen haben. Als das Pferd vom Hofe geführt wurde, wendete sich der Bereiter, Namens Stubmore, zu Philipp, der sich an die Mauer gelehnt hatte und dem Pferde mit traurigen Blicken nachsah.

»Mein guter Herr, Sie haben das Pferd für mich verkauft – ja, das haben Sie! Kann ich irgend etwas für Sie thun. Hier sind ein paar Guineen.«

»Ich danke Ihnen. Herr, ich bedarf kein Geld, doch wünsche ich eine Anstellung. Vielleicht kann ich, Ihnen bei Ihrem Geschäfte behülflich sein. Ich bin mein Lebenlang mit Pferden umgegangen.«

»Das sah man wohl, Herr! Ich möchte behaupten, das Pferd hat Sie gekannt!« und der Bereiter legte seinen Finger an die Nase. »Ganz recht, ich habe ihn von einem alten Kunden – von einem berühmten Reiter – von Herrn Beaufort. Aha! dort müssen Sie es gekannt haben, Waren Sie in seinen Ställen?«

»Hm – ich kannte Herrn Beaufort sehr gut.«

»Ei, wirklich? Sie konnten keinen bessern Mann kennen. Nun, es wird mir sehr lieb sein, Sie in meine Dienste zu nehmen, obgleich Sie, nach Ihren Händen zu urtheilen, ein feiner Mann zu sein scheinen – he? Nun, es thut nichts; ich will Sie auch nicht als Stallknecht annehmen

– sondern Sie können die Aufsicht haben. Verstehen Sie sich auf's Buchführen?«

»Ja.«

»Ihre Zeugnisse!«

Philipp wiederholte dem Herrn Stubmore dieselbe Geschichte, die er dem Herrn Clump erzählt hatte. Wie es nun auch kommen mag, so sind die Leute, die viel mit Pferden zu thun haben, stets laxer in ihren Grundsätzen als die übrigen Menschen. Herr Stubmore schien bei Philipp's Erzählung nicht kälter zu werden.

»Verstehe Sie vollkommen, mein Freund. Da Sie mit diesen schönen Geschöpfen auferzogen wurden, so konnten Sie sich nicht entschließen, Ihre Nase an einen Schreibtisch zu nageln? Ich will Sie ohne Weiteres annehmen. Wie ist Ihr Name?«

»Philips.«

»Kommen Sie morgen Vormittag, und wir wollen den Gehalt besprechen. Schlafen Sie hier?«

»Nein. Ich habe einen Bruder, bei dem ich logiren muß und um dessenwillen ich zu arbeiten wünsche. Ich möchte ihn nicht gern in den Ställen haben, – er ist zu jung – aber ich kann jeden Tag früh kommen und spät heimgehen.«

»Wie Sie wollen, Freund. Guten Tag.«

Und so fand Philipp Morton, nicht durch seine geistigen Fähigkeiten – nicht in Folge seiner Erziehung, sondern vermöge der physischen Fähigkeit und rohen Gewohnheit, fest im Sattel zu fiden in diesem großen, geistreichen, hochbegabten, civilisirten und erleuchteten

Staate von Großbritannien die Mittel, sich sein Brod zu verdienen ohne es zu stehlen.

ACHTES KAPITEL.

*Don Salluste* (lächelnd). Ich wette  
Sie denken nicht an mich? –

*Don Cesar*. Ich werde Ihre Wohlthat nicht benei-  
den,

So lang ich frei mein Leben fristen kann.

*Ruy Blas*.

Philipp's Lage war ihm seiner Gewohnheiten wegen angenehm. Sein großer Muth und seine Geschicklichkeit im Reiten waren nicht die einzigen Fähigkeiten, wodurch er sich Stubmore nützlich machte; seine Kenntnisse waren beim Buchhalten von großem Vortheil, und sein Wesen und Erscheinen machten im Hofe einen guten Eindruck. Die Kunden sehen bald Herrn Philips, wie er dort genannt wurde, gern. Stubmore zeigte eine wahrhafte Zärtlichkeit für ihn. So vergingen mehre Wochen, und Philipp hätte in diesem untergeordneten Stande in Frieden und Ruhe seine Bestimmung erfüllen können, wenn sich nicht eine neue Befugniß wegen Sidney erhoben. Dieser Knabe war seinem Bruder Alles in Allem. Seinetwesen hatte er den herzlichen und freundlichen Einladungen Gawtreys widerstanden, dessen heiteres Wesen und gute Lauen, ungeachtet des zweideutigen Geheimnisses hinsichtlich des Berufs und der Lage des Mannes

einen großen Eindruck auf ihn gemischt; für ihn arbeitete er fest heiter und zufrieden, und ihn suchte er vor all dem zu schützen, dem er sich selber unterwarf. Er konnte nicht ertragen, daß dieses sanfte und zarte Kind dem niedrigen und gemeinen Umgange mit Stallknechten und Dienstboten ausgesetzt sei. Er hielt ihn daher von ihm entfernt in ihrer kleinen Wohnung und hoffte sich mit der Zeit so viel zu ersparen, daß Sidney endlich, wenn auch nicht seinen ursprünglichen Rang, doch wenigstens einen höheren Stand einnehmen werde, als wozu Philipp selber verurtheilt war. Aber der arme Sidney konnte es nicht ertragen, so ganz allein zu sein, seinen Bruder vom Morgen bis zum späten Abend nicht zu sehen und Niemand zu haben, mit dem er sich unterhalten konnte; er kränkelte und war stets mißmuthig; alle die rücksichtslose Selbstsucht, die durch seine Leiden in ihm nicht ausgerottet war, brach nur um so mehr hervor, je mehr er fühlte, daß er für Philipp das Liebste auf Erden sei. Da Philipp glaubte, er würde sich in einer Schule aufheitern, so versuchte er es und brachte ihn in eine, wo die Knaben von seinem Alter waren. Aber am dritten Tage kam Sidney mit einem blauen Auge heim und wollte nicht wieder zurückkehren. Mehrmals dachte Philipp daran, die Wohnung zu verändern und eine solche zu wählen, wo junge Leute wären. Aber Sidney hatte die freundliche alte Wittwe, die ihre Wirthin war, liebgewonnen und weinte bei dem Gedanken an eine Veränderung. Zum Unglück war die alte Frau taub und litt an Rheumatismus, und obgleich sie sich nach Willkür plagen ließ,

so konnte sie doch das Kind nicht lange unterhalten. Zu jung, um vernünftig zu sein, konnte oder wollte er nicht begreifen, warum sein Bruder so lange, von ihm entfernt sei, und einmal sagte er verdrießlich: »Wenn ich gedacht hätte, daß ich so in der Einsamkeit leben sollte, so hätte ich Mrs. Morton nicht verlassen. Tom war ein böser Knabe; aber ich konnte doch wenigstens mit ihm spielen. Ich wollte, ich wäre nicht mit Dir fortgegangen!«

Diese Rede gab Philipp einen Stich in's Herz. Er hatte also dem Kinde ein anständiges und sicheres Obdach – eine zuverlässige Lebensversorgung geraubt – und jetzt machte ihm das Kind Vorwürfe. Als er dies hörte, stürzten ihm die Thränen aus den Augen.

»Gott verzeihe es mir, Sidney,« sagte er und wendete sich ab.

Als Sidney seinen Bruder so bekümmert sah, eilte er zu ihm, küßte ihn und schalt sich selber, daß er so unartig gewesen. Doch die Worte waren ausgesprochen und die Bedeutung wurzelte tief in seinem Herzen. Philipp's außerordentliche Zärtlichkeit für diesen Knaben hatte überdies etwas Kränkliches. Es gibt ein gewisses Alter, ehe die Liebe zu dem andern Geschlecht beginnt, wo das Gefühl der Freundschaft fast eine Leidenschaft ist. Man sieht es beständig bei Mädchen und Knaben in der Schule. Es ist das erste unbestimmte Sehnen des Herzens nach der Hauptnahrung des menschlichen Herzens, nach der Liebe. Eifersucht und Launen sind dabei nicht ausgeschlossen, wie bei der Liebe. Philipp war sehr empfindlich für Sidney's Zuneigung und eifersüchtig auf den kleinsten

Theil derselben. Er fürchtete, sein Bruder möchte ihm einmal entrissen werden.

Nachts fuhr er zuweilen aus seinem Schlafe auf und ging zu Sidney's Bette, um zu sehen, ob er noch da sei. Er verließ ihn am Morgen mit schlimmer Ahnung und kehrte in der Dunkelheit mit Furcht zurück. Inzwischen wurde der Charakter dieses jungen Mannes, der so sanft und zärtlich gegen Sidney war, nach und nach strenger und härter gegen Andere. Er hatte sich jetzt zu dem Posten des Oberaufsehers jener Anstalt emporgeschwungen, und frühes Ansehen in jeder Sphäre dient dazu, die Menschen ungesellig und gebieterisch zu machen.

Eines Tages rief ihn Herr Stubmore in sein eigenes Geschäftszimmer, wo ein Herr stand, der die eine Hand in der Rocktasche und in der andern eine Peitsche hielt, womit er an seine Stiefeln schlug.

»Philips, zeigen Sie diesem Herrn die braune Stute. Sie geht sehr gut vor dem Wagen, nicht wahr? Dieser Herr wünscht ein Beipferd für seinen Phaeton.«

»Sie muß sehr hoch traben,« sagte der Herr sich umwendend, und Philipp erkannte den seinen Herrn in der Postkutsche.

Das Wiedererkennen war beiderseitig. Der Herr nickte, pfiß und blinzelte mit den Augen.

»Kommen Sie, mein Freund, ich stehe zu Ihren Diensten,« sagte er.

Mit schlimmer Ahnung folgte ihm Philipp quer über den Hofplatz. Der Herr winkte ihm näher zu kommen.

»Ei, Herr, ei – bedenken Sie, daß ich nie aus der Schule plaudere. – Sie haben hier ein ehrliches Geschäft begonnen? Eine langweilige Arbeit die Ehrlichkeit – he?«

»Mein Herr, ich kenne Sie in der That nicht.«

»Erinnern Sie sich nicht des alten Gregg, an dem Abend, wo sie mit dem lustigen Bill Gawtreys dorthin kamen? Erinnern Sie sich dessen, he?«

Philipp war stumm.

»Ich war unter den Herren im Hinterzimmer, die ihnen die Hand drückten. Bill ist also nach Frankreich? Ich be-reise die Provinzen. Ich wünsche ein gutes Pferd – das beste im Stalle! Ich spiele den feinen Herrn hier! Mein Name ist Kapitän de Burgh Smith – an dem Ihnen liegt nichts, mein schöner junger Mann. Nun heraus mit Ihren Gäulen und behalten Sie Ihre Zunge im Munde.«

Philipp ließ mechanisch die braune Stute herausführen, die dem Kapitän Smith nicht sehr zu gefallen schien, und nachdem er sich mit großer Verachtung in den Ställen umgesehen, schlenderte er vom Hofe, ohne weiter etwas zu Philipp zu sagen, ohgleich er stillstand und einige Worte mit Herrn Stubmore sprach. Philipp hoffte, er werde nicht die Absicht haben, ein Pferd zu kaufen und für jetzt des widerwärtigen Kunden los zu sein. Herr Stubmore näherte sich Philipp.

»Fahren Sie mit den Grauen zu Sir Sohn,« sagte er. »My lady wünscht ein Paar zu kaufen. Ein sehr angenehmer Mann, dieser Kapitän Smith. Ich wußte nicht, daß Sie schon früher Bereiter gewesen – er sagt, Sie wären zu seiner Zeit der Liebling bei Elmore in London gewesen

und hätten ihm manchen Tag gedient. Ein angenehmer, feiner Mann!«

»Ja!« sagte Philipp, ohne zu wissen was er sagte, und eilte in den Stall zurück, um die Grauen herausführen zu lassen.

Der Ort, wohin er mußte, war einige Meilen entfernt. Die Sonne ging unter, als er zurückkehrte und als er durch die Hauptstraße fuhr, beobachteten ihn zwei Männer genau.

»Das ist er! dessen bin ich gewiß,« sagte der Eine.

»O! dann geht Alles gut,« sagte der Andere.

»Aber ich muß mich irren! Sehen Sie nur, mit wem er redet!«

In dem Augenblick kam Kapitän de Burgh Smith auf der braunen Stute angeritten und hielt Philipp an.

»Nun, sehen Sie, ich habe sie gekauft und hoffe, sie wird gut einschlagen. Was, meinen Sie, ist sie wirklich werth! Nicht um sie zu kaufen, sondern um sie zu verkaufen.«

»Sechzig Guineen.«

»Nun, da habe ich einen guten Handel gemacht und ich verdanke es Ihnen. Der alte Kerl würde mir nicht getraut haben, wenn Sie mir nicht bei Elmore gedient hätten – ha, ha! Wenn er Witterung bekommt und Sie scheel ansieht, mein Junge, so kommen Sie zu mir. Ich logire für die nächsten Tage im Stern. Ich wünsche einen hübschen Burschen, wie Sie und Sie sollen gute Procente haben. Ich bin keiner von den Geizigen. Ich hoffe dieser Teufel ist nicht zu wild. Sie spitzt ihre Ohren verdammt!«

»Sehen Sie, Herr,« sagte Philipp ernst, indem er sich im Wagen aufrichtete, »ich weiß wenig von Ihnen und das Wenige nicht sehr zu Ihrem Vortheil. Ich warne Sie, bei meinem Herrn nicht gegen mich zu sprechen.«

»Warnen, mein hübscher Bursche? dann nehmen Sie sich in Acht.«

»Herr, und wenn Sie wagen, ein Wort gegen mich zu sprechen,« sagte Philipp mit einem finstern Blick, dem seine dunkle Gesichtsfarbe und seine feurigen Augen eine Gewalt verliehen, die über seine Jahre war, »so werden Sie finden, wenn ich mich gleich am wenigsten um eine Drohung kümmere, so werde ich doch der Erste sein, eine Beleidigung zu rächen!«

Mit diesen Worten fuhr er weiter. Kapitän Smith affektirte einen Husten und trabte mit seiner braunen Stute davon. Die beiden Männer folgten Philipp, als er auf den Hof fuhr.

»Was wissen Sie gegen den Mann zu sagen, mit dem er sprach?« sagte der Eine von ihnen.

»Nur, daß er der listigste Schurke auf dieser Seite des Kanals ist,« entgegnete der Andere. »Dieses spricht nicht für unsern jungen Freund.«

Der Erste schüttelte den Kopf und antwortete nicht. Als Philipp den Hof erreichte, hörte er, daß Herr Stubmore aus sei und erst am nächsten Tage zurückerwartet werde. Er hatte einige Verwandte, die Gutsbesitzer waren und die er oft besuchte; vielleicht war er zu ihnen gegangen.

Philipp verschob es daher bis auf den folgenden Tag, ihn vor dem Kapitän zu warnen, dachte darüber nach,

wie er ihm die Warnung am besten anbringen könne, und ging nach Hause. Eben war er in die Gasse getreten, wo sich seine Wohnung befand, als er die beiden Männer, von denen ich gesprochen, auf der andern Seite der Straße erblickte.

Der größere und besser gekleidete von den Beiden verließ seinen Begleiter, ging auf Philipp los, verbeugte sich und redete ihn an:

»Ein schöner Abend, Herr Philipp Morton. Es freut mich, Sie endlich zu finden. Sie erinnern sich meiner – Advokat Blackwell, Licoln's-Inn?«

»Was ist Ihr Begehrt?« sagte Philipp bang und heftig stillstehend.

»Nun, mein lieber Herr, gerathen Sie nicht in Leidenschaft. Ich bin hier im Auftrage meiner geehrten Clienten der Herren Beaufort Vater und Sohn. – Ich habe viel Mühe gehabt, Sie zu finden! Wahrhaftig! Aber Sie sind schlau! Ha! ha! Nun, sehen Sie, wir haben die kleine Sache mit Herrn Plaskwith abgemacht – hätte schlimm werden können – und ich hoffe Sie werden –«

»Zu Ihrem Geschäft, Herr! was wollen Sie von mir?«

»Nun, nun, sein Sie nicht zu rasch! Dies ist nicht die Art, Geschäfte abzumachen. Wie wäre es, wenn Sie mit in mein Hotel kämen und ein Glas Wein mit mir tranken, Herr Philipp? Wir werden, uns bald verständigen.«

»Aus dem Wege oder reden Sie deutlich!«

Jetzt warf der Advokat seinem rüstigen Begleiter einen Blick zu, der auf der andern Seite der Straße den Sonnenuntergang zu betrachten schien und kam zum eigentlichen Zweck.

»Nun also, mein Auftrag ist bald gesagt. Herr Arthur Beaufort nimmt ein lebhaftes Interesse an Ihnen; er ist es, der diese Nachforschung angeordnet hat. Er befiehlt mir, Ihnen zu sagen, daß es ihn sehr glücklich, ja sehr glücklich machen würde, Ihnen in irgend etwas zu dienen und wenn Sie ihn nur besuchen wollen – er ist hier in der Stadt – so bin ich gewiß, Sie werden entzückt von ihm sein – er ist der liebenswürdigste junge Mann!«

»Sehen Sie sich vor, Herr,« sagte Philipp sich aufrichtend: »weder von dem Vater noch von dem Sohne, noch von irgend Jemand der Familie, auf deren Häuptern der Tod meiner Mutter und der Waisen Fluch ruht, will ich je ein Geschenk oder eine Wohlthat empfangen – ich will freiwillig keinen Verkehr mit ihnen haben, und wenn sie sich in meinen Weg drängen, so mögen sie sich in Acht nehmen. Ich verdiene mein Brod auf die Weise, wie ich es wünsche – ich bin unabhängig – ich bedarf ihrer nicht. Gehen Sie!«

Mit diesen Worten schob Philipp den Advokaten auf die Seite und schritt rasch weiter. Verwirrt und verlegen kehrte Blackwell zu seinem Begleiter zurück.

Philipp erreichte seine Wohnung und fand Sidney am Fenster stehend und mit aufmerksamen Augen die grauen Motten beobachtend, die über die halbverwelkten Büsche dahinfuhren, welche, mit Waschseilen abwechselnd,

den Ort schmückten, den die Wirthin einen Garten nannte. Der ältere Bruder war früher als gewöhnlich zurückgekehrt und Sidney bemerkte seinen Eintritt nicht sogleich; dann aber klatschte er in die Hände und eilte auf ihn zu.

»O, wie gut ist es, daß Da kommst, Philipp. Mir ist die Zeit so lang geworden – jetzt kommst Du doch und spielst mit mir?«

»Von Herzen gern – wo wollen wir spielen?« sagte Philipp mit heiterem Lächeln.

»O, im Garten! – Es ist eine so hübsche Zeit zum Versteckenspielen!«

»Aber es ist zu kalt und feucht draußen,« sagte Philipp.

»Ja, da haben wir's, Du hast immer Entschuldigungen. Ich sehe wohl, Du liebst es nicht. Jetzt habe ich auch keine Lust mehr zu spielen.« Und Sidney, setzte sich nieder und schmolte.

»Armer Sidney! Ohne mich muß Dir die Zeit freilich lang werden. Ja, laß uns spielen, aber binde dies Halstuch um.« Und Philipp nahm sein eigenes Tuch ab, band es seinem Bruder um den Hals und küßte ihn.

Sidney, dessen Zorn selten lange währte, war versöhnt und sie gingen in den Garten, um zu spielen. Es war ein kleiner Platz. Auf der einen Seite durch einen alten moosbewachsenen Zaun von einem benachbarten Garten getrennt und auf der andern Seite war eine Gasse. Sie spielten mit großer Heftigkeit, bis die Nacht dunkler wurde und der Thau zunahm.

»Dies muß das letztemal sein,« sagte Philipp.

»Ich bin an der Reihe zu suchen.«

»Sehr gut. Nun also.«

Philipp stellte sich hinter eine Pappel und als Sidney ihn suchte und Philipp um den Baum herum ging, sah er zufällig über den Zaun und erblickte die Gestalt eines Mannes in der Gasse, der sie zu beobachten schien. Es gab ihm einen Stich in's Herz. Sollten diese Beauforts, die in seinen Gedanken mit allem Unheilvollen vereint waren, einen Spion dorthin gestellt haben, um sein Thun zu beobachten? Er blieb aufrecht stehen und blickte die Gestalt an, da entdeckte ihn Sidney und eilte mit lautem Lachen auf ihn zu.

Das Kind hängte sich an ihn und schrie vor Freude, aber Philipp achtete nicht auf ihn, sondern rief laut und gebieterisch dem Fremden zu: »Wonach sehen Sie? Warum stehen Sie da und beobachten uns?«

Der Mann murmelte etwas, ging weiter und verschwand.

»Ei, werden doch keine Diebe hier sein? Ich fürchte mich so sehr vor Dieben,« sagte Sidney zitternd.

Diese Furcht machte einen heftigen Eindruck auf Philipp. Hatte man ihn nicht vielleicht selber schon für einen Dieb angesehen? Er sagte nichts, sondern zog seinen Bruder in's Haus, und dort in ihrem kleinen Zimmer, bei ihrer einzigen spärlichen Kerze, war es rührend und schön, diese Knaben zu sehen – die zärtliche Geduld des älteren, die sich der Laune des jüngeren hingab, ihm Kartenhäuser baute, oder ihm Geschichten von Feen und wandernden Rittern erzählte. Endlich, als Alles vorüber war

und Sidney sich auskleidete, um zu Bette zu gehen, stand Philipp getrennt von ihm da und sagte mit trauernder Stimme: »Bist Du jetzt traurig?«

»Nein! nicht, wenn Du bei mir bist – aber das ist so selten.«

»Liesest Du nicht in den Geschichtenbüchern, die ich Dir kaufte?«

»Zuweilen! Aber man kann nicht den ganzen Tag lesen.«

»Ach, Sidney, wenn wir uns trennen sollten, so würdest Du mich vielleicht nicht mehr lieben!«

»Sage das nicht,« erwiderte Sidney. »Aber wir werden uns nicht trennen, Philipp?«

Philipp seufzte und wendete sich ab, als sein Bruder in's Bett sprang. Es flüsterte ihm etwas zu, daß Gefahr nahe sei. Und konnte denn Sidney so vernachlässigt und unerzogen aufwachsen? Erfüllte er so die ihm übertragene Aufgabe?

## NEUNTES KAPITEL.

Doch ach! in dieser Seele – welch ein Sturm!

*Crabbe*, ›Ruth.‹

Während Philipp nachdachte und sein Bruder in den glücklichen Schlaf der Kindheit versank, saßen drei Personen in einem Zimmer des ersten Gasthofes der Stadt: Arthur Beaufort, Spencer und Blackwell.

»Und so verwarf er also jedes Anerbieten von den Beauforts?« sagte der erste.

»Mit einer Verachtung, die ich Ihnen nicht beschreiben kann,« versetzte der Advokat. »Aber er scheint offenbar ein Mensch von gemeinen Sitten zu sein, ich glaube, er ist eine Art von Gehülfe bei einem Pferdehändler! Vermuthlich trieb er sich zu seines Vaters Zeit immer in den Ställen umher. Böse Gesellschaft verdirbt sehr bald den guten Geschmack, aber das ist noch nicht das Schlimmste. Sharp behauptet, daß der Mann, mit dem er sprach, wie ich Ihnen sagte, ein gemeiner Betrüger ist; verlassen Sie sich darauf, Herr Arthur, der ist unverbesserlich; Alles, was wir thun können, ist, den Bruder zu retten.«

»Es ist eine zu schreckliche Betrachtung!« sagte Arthur, der noch krank und matt auf einem Sopha lag.

»Das ist wahr,« sagte Spencer, »ich wüßte in der That nicht, was ich mit einem solchen Charakter anfangen sollte; aber das andere arme Kind, es wäre eine Barmherzigkeit, es von ihm zu entfernen.«

»Wo ist Herr Sharp?« fragte Arthur.

»Nun,« sagte der Advokat, »er ist Philipp aus der Ferne gefolgt, um seine Wohnung ausfindig zu machen und zu erfahren, ob sein Bruder bei ihm ist. – O, hier ist er!« Und Blackwell's Begleiter an dem Abend trat ein.

»Ich habe ihn ausfindig gemacht, Herr!« sagte Sharp, seine Stirn abtrocknend. »Das ist ein wüthender Kerl! Ich dachte, ich würde einen Stein an den Kopf bekommen; aber wir Polizeioffiziere sind daran gewöhnt; wir thun unsere Pflicht und die Vorsehung macht unsere Köpfe hart.«

»Ist das Kind bei ihm?« fragte Spencer.

»Ja, Herr.«

»Ein kleiner, stiller, bescheidener Knabe« fragte der schwermüthige Bewohner der Seen.

»Still! Gott sei Ihnen gnädig! Ich hörte nie einen lärmenderen kleinen Kobold! Da rannten und tobten sie im Garten wie ein paar Galgenvögel.

»Da sehen Sie,« seufzte Spencer; »er wird das arme Kind eben so schlecht machen, wie er selber ist.«

»Was sollen wir thun, Herr Blackwell?« fragte Sharp, den es nach einem Glase Grog verlangte.

»Nun, ich denke, Sie könnten morgen zuerst zu dem Pferdehändler geben und ausfindig machen, ob Philipp wirklich so freundschaftlich mit dem Betrüger ist, und vielleicht mag Herr Stubmore einigen Einfluß über ihn haben, wenn, ohne zu sagen wer er ist –«

»Ja,« fiel Arthur ein, »nennen Sie seinen Namen nicht.«

»Sie könnten aber andeuten, daß er müsse bewogen werden, seinen Freunden Gehör zu geben und mit Ihnen zu gehen. Vielleicht ist Herr Stubmore ein achtbarer Mann und –«

»Ich verstehe,« sagte Sharp; »ich bin nicht unentschlossen, wie ich die Sache angreifen will. Man lernt die menschliche Natur kennen bei unserer Beschäftigung. Gute Nacht, meine Herren.«

»Sie sehen sehr blaß aus, Herr Arthur; es wird besseer sein, Sie gehen zu Bette; Sie wissen wohl, Sie versprochen Ihrem Vater –«

»Ja, mir ist nicht wohl; ich will zu Bette gehen.« Und Arthur stand auf, zündete sein Licht an und ging in sein Zimmer.

»Ich will Philipp morgen aufsuchen,« sagte er bei sich selber; »auf mich wird er hören.

Arthur Beaufort's Benehmen, indem er sein Vorhaben ausführte, hatte alle die liebenswürdigsten und edelsten Theile seines Charakters in das hellste Licht gestellt. Sobald er hinlänglich wieder hergestellt war, hatte er so viele Besorgniß wegen des Schicksals der beiden Waisen ausgesprochen, daß sein Vater, um ihn zu beruhigen, sich genöthigt sah, Blackwell kommen zu lassen. Der Advokat hatte von dem Arzte den Namen von Philipps Lehrherrn in R\* erfahren. Auf Arthurs Bitte besuchte er den Buchhändler Plaskwith, kam am Tage nach der Rückkehr desselben an und erfuhr jene Umstände, wovon Plaskwiths Brief an Roger Morton den Leser bereits in Kenntniß gesetzt hat. Dann ließ der Advokat den schon früher angewendeten Polizeioffizier Sharp kommen und trug ihm auf, des jungen Mannes Aufenthalt auszuspiöniren. Der schlaue Mann brachte bald die Nachricht, daß ein Jüngling, der in jeder Art der von Philipp gegebenen Beschreibung entsprach, am Abend seiner Flucht von einem Mann, der freilich nicht wegen Räubereien, Taschendiebstahl oder Verbrechen größerer Art, aber doch wegen seiner Geschicklichkeit in allen den Dingen berüchtigt sei, die man einem Glücksritter zuschreibt, in eine Versammlung eingeführt worden sei, die von Leuten ähnlicher Beschäftigung besucht werden. Seitdem aber

habe man alle Spur von Philipp verloren. Indem Blackwell in geschäftlicher Beziehung öffentlich Wohlwollen gegen den Flüchtling zeigte, machte er nichts desto weniger seinen beiden Patronen insgeheim Vorstellungen über Philipp's zweideutigen Charakter. Da er gleich allen Rechtsgelehrten hart gegen Alle war, die von dem herkömmlichen Wege abweichen, so betrachtete er unvernünftig Philipp's Flucht und Abwesenheit als Beweise einer sehr verworfener Gemüthsart, und sein Betragen wurde in seinen Augen durch Sharp's Bericht noch erschwert, woraus hervorzugehen schien, daß Philipp so plötzlich und ganz natürlich eine so zweideutige Gesellschaft gewählt habe. Robert Beaufort, der bereits gegen Philipp eingenommen war, sah die Sache fast aus demselben Gesichtspunkte an, wie der Advokat, und die Geschichte von seiner muthmaßlichen Vorliebe kam in so verstellter Gestalt zu Arthur's Ohren, daß selbst er schwankte und empört wurde; doch Philipp war so jung – Arthur's Eid, den er der Mutter der Waisen abgelegt, noch so neu und wenn er so früh schon zu bösen Wegen geneigt war, sollte man nicht jede Bemühung anwenden, ihn wieder auf den breiten Weg zurückzulocken? In dieser Absicht und aus diesen Gründen besuchte Arthur, sobald er dazu im Stande war, die Mrs. Lacy, und der Brief von Philipp, den die gute Dame ihm überreichte, rührte ihn tief und bestärkte ihn in allen seinen früheren Beschlüssen. Mrs. Lacy war sehr begierig, seinen Namen zu erfahren, doch da Arthur gehört hatte, daß Philipp seinen Vater und Herrn Blackwell zurückgewiesen, so dachte er, des

jungen Mannes Stolz möchte ihm auf gleiche Weise entgegenwirken, und daher befriedigte er die Neugierde der Dame nicht. Am nächsten Tage schrieb er den bereits mitgetheilten Brief an Roger Morton, dessen Adresse ihm Katharina gegeben, und mit abgehender Post erhielt er eine Antwort, worin ihm der Leinwandhändler die muthmaßliche Flucht Sidney's mit seinem Bruder mittheilte. Diese Nachricht regte Arthur so auf, daß er beschloß, nach N\* zu gehen, um bei der Nachforschung behülflich zu sein. Sein Vater, wegen seiner Gesundheit besorgt, schlug es ihm ausdrücklich ab, und die Folge war eine Zunahme des Fiebers, eine Berathung mit den Aerzten und eine Erklärung, daß Herr Arthur in einem Zustande sei, wo es gefährlich sein werde, ihm nicht seinen Willen in lassen. Beaufort war genöthigt, nachzugeben, und sein Sohn reiste, von Blackwell und Sharp begleitet, nach N\*. Die Nachforschungen, die bis dahin fruchtlos geblieben waren, nahmen jetzt einen geschäftsmäßigeren Charakter an; nach und nach kamen sie durch Sharp's Beistand auf die rechte Spur, doch nur bis auf einen gewissen Punkt. Aber hier waren zwei Spuren. Zwei Jünglinge, die der Beschreibung entsprachen, waren in einem kleinen Dorfe gesehen worden; dann kamen Andere, welche behaupteten, dieselben Jünglinge in einem Seehafen gesehen zu haben, und Andere sagten aus, sie hätten nach der entgegengesetzten Richtung, zu einer inländischen Stadt, ihren Weg genommen. Dies hatte Arthur und seinen Vater bewogen, sich zu trennen. Beaufort, von Roger Morton begleitet, ging zu dem Seehafen, und Arthur

mit Spencer und Sharp waren so glücklich, den Aufenthalt der Flüchtlinge zu entdecken. Was den älteren Beaufort betraf, so war ihm die ganze Sache, jetzt, da er sich über seinen Sohn mehr beruhigt hatte, sehr überdrüssig. Die Gesellschaft Morton's langweilte ihn sehr, und er war nicht wenig beschämt, daß er, ein so respektabler und großer Mann, sich auf eine solche Sache einlassen mußte. Um die Wahrheit zu sagen, fürchtete er eigentlich, den wüthenden Philipp zu entdecken und entschloß sich insgeheim, bei der ersten vernünftigen Entschuldigung nach London zurückzukehren.

Am nächsten Morgen trat Sharp bei guter Zeit in das Gesellschaftszimmer des Herrn Stubmore. Im Hofe sah er Philipp aus der Ferne und wußte es so zu machen, daß ihn dieser nicht bemerkte.

»Habe ich die Ehre mit Herrn Stubmore zu reden?«

»Zu dienen, Herr.«

Herr Sharp machte geheimnißvoll die Glasthüre zu, erhob eine Ecke von dem grünen Vorhang, der die Fensterscheiben bedeckte, und winkte dem stutzigen Stubmore, sich zu nähern.

»Sie sehen dort jenen jungen Mann in der manchester-nen Jacke; beschäftigen Sie ihn?«

»Ja, Herr, er ist meine rechte Hand.«

»Nun, erschrecken sie nicht, aber seine Freunde sind hinter ihm her. Er ist auf böse Wege gerathen und wir wünschen, daß Sie ihm einigen guten Rath geben möchten.«

»Pah! ich weiß, daß er davon gelaufen ist, wie es einem muthigen und entschlossenen Burschen zukommt, und so lange es ihm gefällt bei mir zu bleiben, wird man die, welche ihm nachsetzen, höchst wahrscheinlich in die Pferdeschwemme werfen!«

»Sind Sie ein Vater? ein Familienvater, Herr Stubmore?« setzte Sharp, indem er seine Hände in die Hosentasche steckte, sich aufrichtete und seine Lippen in großer Feierlichkeit zusammenzog.

»Unsinn! bei mir ist dergleichen nicht angebracht! Werfen Sie Ihre Spreu den jungen Gänsen vor. Ich sage Ihnen, ich kann jenen jungen Burschen nicht entbehren.«

»Oho!« dachte Sharp, ich muß es anders anfangen – »Herr Stubmore,« sagte er, indem er Platz nahm, »Sie reden wie ein verständiger Mann. Niemand kann vernünftigerweise von einem Herrn verlangen, daß er sich selber in Unbequemlichkeit versetzen soll, Doch was wissen Sie von jenem jungen Menschen? Hat er Ihnen Zeugnisse vorgelegt?«

»Was geht das Sie an?«

»Nun, Sie geht es freilich mehr an, Herr Stubmore; er ist noch ein junger Bursche, und wenn er zu seinen Freunden zurückkehrt, so werden sie vielleicht für ihn Sorge tragen, aber er gerieth in schlechte Gesellschaft, ehe er hieher kam. Kennen Sie einen gut aussehenden Mann mit einem starken Backenbart, der von seinem Phaeton spricht, und des gestern Abend eine braune Stute ritt?«

»Ja,« sagte Stubmore blaß werdend, »und ich kenne die Stute auch. Ei, Herr, ich verkaufte ihm die Stute!«

»Bezahlte er sie?«

»Ei gewiß, er gab mir einen Wechsel auf Coutts.«

»Und Sie nahmen ihn an? O, meine Augen! Wie dumm!« Hier schloß Sharp die angerufenen Augen und piff mit dem lachenden Ergötzen, welches die Menschen beständig empfinden, wenn ein Anderer hintergangen worden ist.

Stubmore wurde sehr aufgeregt.

»Ja, was denn? Sie denken doch nicht, daß ich hintergangen bin? Ich ließ ihm das Pferd nicht eher, als bis ich in den Gasthof gegangen war und mich überzeugt hatte, daß er auf großem Fuße lebt, einen Bedienten hat, einen Phaeton, ein schönes Pferd und dergleichen!«

»O Gott! O Gott! was ist dies für eine Welt! Wie nennt er sich?«

»Nun, hier ist der Wechsel – George Frederick de – de Burgh Smith.«

»Zünden Sie Ihre Pfeife damit an, Herr – zünden Sie Ihre Pfeife damit an – er ist keinen Strohalm werth.«

»Und wer zum Henker sind denn Sie?« brüllte Stubmore in gleicher Wuth über sich selber wie über seinen Gast.

»Ich, Herr,« sagte der Fremde mit großer Würde aufstehend, »ich, Herr, bin ein Offizier der londoner Polizei und mein Name ist John Sharp!«

Stubmore fiel beinahe von seinem Stuhl, seine Augen rollten und seine Zähne klapperten. Sharp bemerkte den

Vortheil, den er gewonnen, und fuhr fort: »Ja, Herr, und ich könnte noch viel über diesen Menschen sagen, der nichts mehr und nichts weniger ist als ein Betrüger, der mehr Mädchen und mehr Handelsleute zu Grunde gerichtet hat, als irgend ein Lord im Lande. Und so kam ich denn, um Ihnen eine Warnung zu gehen, denn ich dachte bei mir selber: Herr Stubmore ist ein respektabler Mann.«

»Das hoffe ich, Herr,« sagte der niedergeschlagene Pferdehändler; »das war stets mein Charakter.«

»Und Familienvater?«

»Drei Buben habe ich und einen Säugling an der Brust,« sagte Stubmore pathetisch.

»Und Sie sollen nicht hintergangen werden, wenn ich es verhindern kann. Jener junge Mann, hinter dem ich her bin, sehen Sie, kennt Kapitän Smith, ha! ha! – Riechen Sie den Braten jetzt – he!«

»Kapitän Smith sagte, er kenne ihn – die Schlange! – und das machte mich so nachgiebig.«

»Nun, wir dürfen nicht hart gegen den jungen Menschen sein, denn er hat vornehme Freunde. Aber sagen Sie ihm, daß er zu seinen armen lieben Verwandten zurückkehren möge, und Alles solle ihm vergeben werden, und sagen Sie auch, daß sie ihn nicht behalten wollen und wenn er nicht zurückkehren wolle, so müsse er sich seinen Unterhalt ohne ein Zeugniß erwerben, und wenden Sie Ihren Einfluß bei ihm an, wie ein Mann und Christ, und was noch mehr ist, wie ein Familienvater – Herr Stubmore – mit drei Knaben und einem Säugling

an der Brust. Sie werden ihn doch jetzt nicht behalten wollen?«

»Ihn behalten wollen! Da bin ich schön angekommen. Es wird besser sein zu gehen und nach dem Pferde zu sehen.«

»Ich zweifle, daß Sie ihn finden werden. Der Kapitän bemerkte mich diesen Morgen. Er logirt in demselben Gasthofe mit uns! – Er ist jetzt schon fort!«

»Und warum, zum Teufel, ließen Sie ihn fort?«

»Weil ich keinen Befehl hatte, ihn zu arretiren!« sagte der Polizeioffizier und ging geradenwegs aus dem Geschäftszimmer, überzeugt, daß er seine Sache gut gemacht habe.

Seinen Hut zu ergreifen – in den Gasthof zu eilen – zu finden, daß Kapitän Smith in der That in seinem Phaeton fort sei, wie er gekommen, außer daß er jetzt zwei Pferde anstatt eines vor dem Phaeton hatte – zu hören, daß er dem Wirth an Zahlungsstatt ebenfalls einen Wechsel auf Coutts gegeben – war für Stubmore das Werk von fünf Minuten. Er kehrte schnaubend und purpurroth von Unwillen und verwundetem Gefühl nach Hause zurück.

»Sollte es möglich sein, daß der Bursche, den ich wie einen Sohn bei mir aufnahm, um die Sache gewußt hat! Es ist nicht so sehr das Geld als die Schurkerei, die mich ärgert,« murmelte Stubmore, als er wieder auf den Hof trat.

Hier ging er gerade auf Philipp zu, der zu ihm sagte: »Herr, ich wünschte Sie zu sprechen und Ihnen zu sagen,

Sie möchten sich besser vor Kapitän Smith in Acht nehmen.«

»Ja, jetzt sagen Sie es, da er fort ist! Jetzt mag der Schurke schon in Amerika sein. Nun sehen Sie, junger Mann: Ihre Freunde sind Ihnen auf der Spur, ich will nichts gegen Sie sagen; aber Sie kehren zu ihnen zurück – ich wasche die Hände – das ist zuviel für mich. Hier ist Ihr Wochengeld und lassen Sie sich nie wieder in meinem Stalle sehen!«

Philipp ließ das Geld fallen, welches Stubmore ihm in die Hand gegeben. »Meine Freunde! – Freunde sind bei Ihnen gewesen, nicht wahr? Ich dachte es mir – ich danke Ihnen. Und so schicken Sie mich also fort! Nun, Sie sind gütig gegen mich gewesen, sehr gütig, lassen Sie uns freundlich scheiden.« Und er reichte ihm die Hand hin.

Stubmore war besänftigt – er berührte die ihm hingehaltene Hand und sah einen Augenblick zweifelhaft aus; doch plötzlich stand ihm Kapitän de Burgh Smith's Wechsel auf achtzig Guineen vor Augen. Er drehte sich auf der Ferse herum und sagte über die Schulter: »Gehen Sie nicht dem Kapitän Smith nach – er wird an den Galgen kommen – bessern Sie sich und lassen Sie sich von Ihren armen lieben Verwandten leiten, deren Herzen um Sie brechen,«

»Kapitän Smith? Sagten meine Verwandten Ihnen?«

»Ja – ja – sie sagten mir Alles – das heißt, sie schickten zu mir und ließen es sagen; daher sehen sie, daß ich verdammt gelinde mit Ihnen verfare, wenn ich mich Ihrer nicht bemächtige. Aber vielleicht, wenn Ihre Verwandte

anständige Herren sind, so werden sie als solche handeln und mir diesen Wechsel da bezahlen.«

Aber die letzten Worte waren in den Wind gesprochen. Philipp war schon vom Hofe geeilt. Mit klopfender Brust, indem jeder Nerv seines Körpers vor Wuth erbebte, schritt der unglückliche Jüngling, durch die belebten Straßen. Sie hatten ihn also verrathen, diese verfluchten Beaufort! Sie umgaben seine Schritte mit Plänen, um ihn wie ein Wild in die Schlinge ihrer verhaften Barmherzigkeit zu treiben! Das Dach wurde ihm über dem Kopfe weggenommen – das Brod von den Lippen gerissen – damit er zu ihren Füßen und Almosen bitten möge. »Aber sie sollen meinen Geist nicht brechen, noch meinen Fluch fortstehlen. Nein, meine todte Mutter, nimmermehr!«

Während er dies sprach, ging er über ein Stück unbebautes Land, welches zu der Häuserreihe führte, wo seine Wohnung lag. Und hier rief ihn eine Stimme und eine Hand faßte seine Schulter. Er wendete sich um und Arthur Beaufort, der ihm von der Straße aus gefolgt war, stand vor ihm. Philipp erkannte seinen Vetter nicht auf den ersten Blick. Die Krankheit hatte ihn so verändert und seine Kleidung war so verschieden von der, worin er ihn zum ersten- und letztenmal gesehen. Die Verschiedenheit zwischen den beiden jungen Männer war auffallend. Philipp trug die grobe Kleidung, die zu seinem Berufe paßte – eine Jacke von schwarzem Manchester, die schlecht gemacht war und nicht anschloß, weite Beinkleider von Barchent und plumpe Schuhe; sein Hut war weit

über seine finstern Augenbraunen gezogen, sein rabenschwarzes Haar lang und vernachlässigt. Er war gerade in dem Alter, wo stark bezeichnete Züge und eine kräftige Gestalt sich am wenigsten gut darstellen – die Muskeln waren noch nicht hinlänglich mit Fleisch überwachsen und schienen unverhältnißmäßig und unentwickelt; im Verhältniß zu der Symmetrie, zu welcher sie nach und nach heranreifen; der Umriß des Gesichts war eckig geworden und hatte sein blühendes Roth verloren, ohne jedoch schon den Schwung und Schatten erlangt zu haben, die den Ausdruck und die Würde des männlichen Gesichte ausmachen. In diesem Aufzuge stand Morton da. Arthur Beaufort, der stets fein in seinem Aeußern war, erschien es noch mehr wegen der fast weiblichen Zartheit, welche die Krankheit seinem blassen Gesichte und seiner anmuthigen Gestalt verliehen hatte; jene unbewußte Eleganz, die der Kleidung des jungen Reichen eigen ist – die sich am meisten in Kleinigkeiten zeigt und vielleicht von ihnen selbst nicht bemerkt wird – deutete gewaltsam und schmerzlich den Unterschied des Ranges zwischen Beiden an. Beaufort fühlte diesen Unterschied nicht; aber Philipp bemerkte ihn auf einen Blick. Die Vergangenheit stellte sich ihm vor Augen – der sonnige Rasenplatz – die angebotene und zurück gewiesene Flinte – der frühere Stolz, viel weniger hochfahrend als der Stolz der Gegenwart.

»Philipp,« sagte Beaufort, »man sagt mir, daß Du keine Freundschaft von mir oder den Meinigen annehmen willst! wenn Du wüßtest, wie wir Dich gesucht haben!«

»Ich weiß es,« rief Philipp wild, denn dieser unglückliche Satz erinnerte ihn an seine letzte Unterredung mit seinem Herrn und an seine gegenwärtige Verlassenheit; »ich weiß es, und warum habt Ihr gewagt, mich zu verfolgen und mich niederzuhetzen? Warum muß diese unverschämte Tyrannei, die sich das Recht über diese Glieder und diesen freien Willen anmaßt, mich und mein Elend überall, wohin ich mich wende, verrathen und zur Schaun stellen?«

»Deine arme Mutter,« – begann Beaufort.

»Wenn sie nicht mit Deinen Lippen – nenne sie nicht!« rief Philipp, der vor innerer Bewegung todtensbläß wurde. »Rede nicht von Gnade und Fürsorge, die ein Beaufort ihr und ihrem Sohne erweisen konnte! Ich nehme sie nicht an – ich glaube es nicht. O ja! Du sollst mir jetzt mit Deiner falschen Güte und warum? Weil Dein Vater – Dein eitler, hohler, herzloser Vater –«

»Halt!« sagte Beaufort in einem solchen Tone des Vorwurfs, der selbst Philipp's wildes Herz erschütterte, »Du sprichst von meinem Vater. Laß den Sohn den Sohn achten.«

»Nein – nein – nein! Ich will Niemand von Deinem Geschlechte achten. Ich sage Dir, Dein Vater fürchtet mich. Ich sage Dir, meine letzten Worte klingen ihm in den Ohren! – Arthur Beaufort, wenn Du abwesend bist, suche ich das mir widerfahrene Unrechten vergessen; in Deiner verabscheuten Gegenwart lebt es wieder auf – und –«

Er hielt inne, fast erstickt von seiner Leidenschaft; augenblicklich aber fuhr er mit gleicher Heftigkeit fort:

»Wäre jener Baum der Galgen, und eine Berührung Deiner Hand könnte mich davon erretten, so würde ich dennoch Deine Hülfe mit Verachtung zurückweisen. Hülfe! Der bloße Gedanke setzt mein Blut in Feuer und stählt meine Hand. Hülfe! will ein Beaufort mir mein Geburtsrecht zurückgeben – meiner todten Mutter Musen wiederherstellen! Wicht! – geschniegelter, geputzter, luxurioser Wicht! – aus dem Wese! Du hast mein Vermögen, meinen Rang, meine Rechte; ich habe nur Armuth, Haß und Verachtung. Ich schwöre wieder und wieder, daß Du mir diese nicht abkaufen sollst.«

»Aber Philipp – Philipp,« rief Beaufort seinen Am ergreifend: »höre an, der bei Deiner –«

Dieser Satz würde den Ausgestoßenen von den Dämonen befreit haben, die seine Seele verdunkelten und sie in Kreisen umzogen, doch er erstarb auf den Lippen seines jungen Beschützers. Geblendet, wahnsinnig gemacht, aufgereggt und erbittert, so daß er fast kein Mensch mehr war, warf Philipp heftig und rauh die geschwächte Gestalt, die sich an ihm halten wollte, auf die Seite, und Beaufort fiel zu seinen Füßen. Morton stand still – starrte ihn mit lächelnder Lippe und geballten Fäusten an – sprang über die hingestreckte Gestalt hinweg und eilte in seine Wohnung.

Er ging langsamer als er sich dem Hause näherte, und sah sich um; aber Beaufort war ihm nicht gefolgt.

Er trat in's Haus und fand Sidney im Zimmer mit einem Gesichte, welches viel heiterer war, als vorher, was ihm bei seiner Leidenschaft um so mehr auffiel.

»Was hat Dich erfreut, Sidney?«

Das Kind lächelte.

»Ah! Es ist ein Geheimniß – ich sollte es Dir nicht sagen. Aber ich bin gewiß, Du bist kein so unartiger Knabe, wie er sagt.«

»Er! – Wer –«

»Sieh nicht so zornig aus, Philipp; Du erschreckst mich!«

»Und Du folterst mich! Wer konnte so boshaft sein, einen Bruder gegen den andern aufzubringen!«

»O! es war Alles aehr gut gemeint – es war ein gar hübscher, licher, guter Herr hier und er weinte, als er mich sah, und sagte, er habe die liebe Mama gekannt. Und er hat versprochen, mich mir heim zu nehmen und mir ein so hübsches Pferdchen zu geben, wie man nur immer eins haben kann! Und er will wiederkommen und mir mehr sagen; ich glaube, es ist eine Fee, Philipp.«

»Sagte er nicht, daß er mich auch mitnehmen wollte, Sidney?« sagte Morton, der sich niedersetzte und sehr blaß aussah. Bei dieser Frage ließ Sidney den Kopf hängen.

»Nein, Bruder – er sagt, Du wollest nicht mit und seiest ein böser Knabe, geselltest Dich zu schlechten Menschen – und wollest mich hier nur abgesondert halten und Niemanden gestatten, gut gegen mich zu sein. Aber ich sagte ihm, ich glaubte das nicht – ja in der That, ich sagte es ihm.«

Und Sidney suchte liebkosend die Hände wegzuziehen, die sein Bruder vor dem Gesichte hielt.

Morton sprang auf und ging hastig im Zimmer auf und ab. »Dies,« dachte er, »ist noch ein anderer Abgesandter der Beauforts – vielleicht der Advokat: man will *ihn* von mir nehmen – das letzte Wesen, welcher ich lieben und für welches ich hoffen kann. Ich will ihnen dennoch ihren Plan vereiteln. – Sidney,« sagte er laut, »wir müssen heute fort, diese Stunde – ja im Augenblick.

»Was! Fort von diesem hübschen, guten Herrn?«

»Mein Fluch über ihn! Ja, fort von ihm. Weine nicht – es ist unnöthig – Du *mußt* gehen.«

Dies wurde rauher ausgesprochen, als sich Philipp je gegen Sidney ausgedrückt; und als er es gesagt hatte, verließ er das Zimmer, um die Wirthin zu bezahlen und ihre unbedeutenden Habseligkeiten zusammenzupacken. Nach einer Stunde hatten die Brüder schon der Stadt den Rücken gewendet.

#### ZEHNTES KAPITEL.

Ich trag' dich in der Kammers Armen, um  
Das Elend zu begrüßen.

*Heywood*: »Die Herzogin n von Suffolk.«

Ist hier noch Jemand außer schlechtem Wetter?

*Shakespeare*: »König Lear.«

Die Sonne schien hell, und der Himmel war eben so ruhig während der Reise des beiden Waisen, wie bei der letzten. Wie früher vermieden sie die Hauptstraßen, und ihr Weg führte durch schöne Landschaften. Der Herbst

verbreitete seine letzten goldenen Farben über das verschiedene Laubwerk; die wilden Mohnblumen zeigten sich an den Hecken, und die wilde Convolvulus schimmerte noch hie und da mit scheidendem Lächeln an der Seite des Weges.

Von Zeit zu Zeit erscholl über die Stoppeln der Knall einer Jagdflinte, und hie und da am Bache und aus dem Schilf flog ein scheuer, wilder Vogel auf, der eben aus fernen Ländern gekommen war und sich in der neuen Heimath noch nicht angesiedelt hatte.

Doch die Reisenden nicht mehr denselben Muth, der ihnen die Seligkeiten und die Beschwerden leicht machte. Sidney entfloh nicht mehr einem gestrengen Herrn, und sein Schritt wurde nicht von der Furcht, die ihm nachblickte, und von der Hoffnung, die ihm entgegenlächelte, elastisch gemacht. Er war auf einer anstrengenden, langweiligen Reise, er wußte nicht warum oder wohin, noch dazu gerade, als er einen Freund gefunden, dessen tröstende Worte seine kindliche Phantasie aufgeregt hatten. Er war mit Philipp unzufrieden und ging in mürrischem und schweigendem Nachdenken langsam hinter ihm her. Morton selbst war finster und wußte nicht, wo in der Welt er eine Zukunft suchen sollte.

In der Dämmerung kamen sie in einem kleinen Gasthause an, nicht so weit von der Stadt entfernt, die sie verlassen hatten, als Philipp hätte wünschen mögen; doch jetzt waren die Tage kürzer, als bei ihrer ersten Flucht.

Man führte sie in ein kleines, mit Sand bestreutes Gastzimmer, welches Sidney mit großem Widerwillen betrachtete; auch schien ihm der gehackte und zähe, kalte Rinderbraten, welcher die einzige Speise war, die die Wirthin ihnen zum Abendessen vorsetzte, nicht mehr zu gefallen. Philipp bemühte sich vergebens, ihn aufzuheitern, und aß, um ihm ein Beispiel zu geben. Er fühlte sich beruhigt, als sich Sidney unter der Aufsicht eines gut aussehenden und gutmüthigen Stubenmädchens zur Ruhe gelegt hatte, und blieb seinen eigenen Betrachtungen überlassen im Gastzimmer zurück. Bis dahin hatte Morton es für ein Glück angesehen, Jemand zu haben, der von ihm abhängig war; dies Gefühl hatte ihm Beharrlichkeit, Geduld, Stärke und Hoffnung verliehen. Aber jetzt entmuthigt und traurig, empfand er mit Entsetzen, daß er für ein menschliches Leben verantwortlich sei, ohne die Mittel vor Augen zu sehen, seine Aufgabe zu erfüllen. Selbst bei seiner geringen Erfahrung war es ihm klar, daß es nicht wahrscheinlich sei, so leicht wieder eine Anstellung zu finden, wie bei Stubmore; wohin er auch ging, war es ihm, als ob sein Schicksal hinter ihm herschreite. Er nahm sein kleines Vermögen, breitete es auf dem Tische aus und zählte es wiederholt; er hatte sich nicht vermehrt seit seinem Dienste bei Herrn Stubmore, denn Sidney hatte seinen ganzen Lohn verzehrt. Während er so beschäftigt war, öffnete sich die Thür; das Mädchen führte einen Herrn herein und sagte: »Wir haben kein anderes Zimmer, Herr.«

»Sehr gut – ich bin nicht so delikat; ein Glas Branntwein und Wasser – die Zeitung – und eine Cigarre; Sie erlauben doch, daß ich rauche, Herr?«

Philipp blickte von seinem Schatze auf, und Kapitän de Burgh Smith stand vor ihm.

»Ah!« sagte der Letztere, »es freut mich, Sie zu treffen!« Hierauf machte er die Thür zu, nahm seinen Mantel ab, setzte sich zu Philipp und richtete seine beiden Augen mit großer Aufmerksamkeit auf die zierlichen Reihen, die Philipp von seinen Banknoten, Goldstücken und Schillingen angelegt hatte.

»Eine hübsche kleine Summe als Taschengeld! Baares Geld in der Hand ist ein großer Vortheil, wenn man es gehörig anlegt. Sie müssen sehr glücklich gewesen sein. Vermuthlich sind Sie überrascht, mich ohne meinen Phaeton ankommen zu sehen?«

»Ich wollte, ich hätte Sie nie gesehen,« versetzte Philipp finster, indem er sein Geld wieder in die Tasche steckte; »der Betrug, den sie an Herrn Stubmore ausgeübt, und Ihre Versicherung, daß Sie mich kannten, haben mich in die Welt hinausgetrieben.«

»Was für den einen Menschen Speise ist, ist für den andern Gift,« sagte der Kapitän philosophisch. »Es ist unnöthig sich zu ärgern, durch Sorge wurde schon manche Katze getödtet. Ich bin eben so schlimm daran, wie Sie, denn ich will gehängt sein, wenn nicht ein Polizeioffizier aus London in der Stadt war. Sein Auge war auf mich gerichtet, daher machte ich mich aus dem Staube – ging nach N\* – ließ meinen Phaeton und Bedienten

für den Augenblick dort, machte einen Umweg, um der Verfolgung zu entgehen, und ging quer durch's Land. Sie erinnern sich des hübschen Mädchens, die wir in der Kutsche trafen; ihrem Geliebten spielte ich einen hübschen Streich! borgte sein Geld von ihm, unter dem Vorwande, es in der neuen großen Fäulnißverhinderungsgesellschaft anzulegen; runde hundert Pfund – eben erst fort, Herr.«

Hier trat das Mädchen mit dem Grog, der Zeitung und der Cigarre herein – der Kapitän brannte die letztere an, that einen tiefen Zug von dem Getränk und sagte heiter:

»Nun, lassen Sie uns unser Vermögen zusammenwerfen; wir sind Beide, wie Sie sagen, in die Welt hinausgestoßen. Das beste Mittel, dem Sturme zu trotzen, ist, die Taue zu vereinen.«

Philipp schüttelte den Kopf und begab sich zu Bette, da ihm sein Gesellschafter nicht gefiel. Er legte sein Geld sorgfältig unter sein Kopfkissen und verschloß die Thür. Mit Tagesanbruch machten sich die beiden Brüder auf den Weg. Sidney war nicht mißvergnügter als am Tage zuvor. Das Wetter war heiß und drückend; sie ruhten sich um Mittag einige Stunden und setzten in der Kühle des Abends ihren Weg fort. Philipp entschloß sich, zu einer Stadt hinzusteuern, die in einem Jagddistrikte lag, wo er hoffte, daß seine Reitkunst ihm wieder seinen Unterhalt verschaffen werde, und jetzt mußten sie über weite öde Strecken, die ihnen wenigstens den Vortheil gewährten, unbeachtet weiter zu kommen. Aber hatte man Philipp unrecht berichtet, oder hatte er das Gasthaus verfehlt,

wo er die Nacht zubringen wollte, die Sonne ging unter, die Wolken wurden dunkler und es war keine Spur von einer menschlichen Wohnung zu entdecken. Sidney hatte sich die Füße wund gegangen; war mißmuthig, fing an zu weinen und erklärte, er könne nicht weiter gehen, und während Philipp, dessen eiserne Gestalt jeder Ermüdung trotzte, mitleidig stehen blieb, damit sein Bruder ausruhen könne, ließ sich in der schwülen Luft das leise Rollen des Donners hören. »Es kommt ein Gewitter,« sagte er ängstlich. »Komm weiter, Sidney, ich bitte Dich, komm weiter.«

»Es ist so grausam von Dir, Bruder Philipp,« versetzte Sidney schluchzend. »Ich wollte, ich wäre nie – nie mit Dir gegangen.«

Ein Blitz, der den ganzen Himmel erleuchtete, erhellte Sidney's bleiches Gesicht, während er sprach, und Philipp warf sich instinktmäßig auf das Kind, als wollte er es vor der Flamme schützen. Still und erschrocken hing sich Sidney an die Brust seines Bruders und nach einer Pause willigte es schweigend ein, die Reise fortzusetzen. Aber, jetzt kam das Ungewitter den Wanderern näher und näher. Die Dunkelheit wurde schnell immer dichter, außer, wenn der Blitz Himmel und Erde zugleich mit unerträglichem Glanze erleuchtete. Und als endlich der Regen in schonungslosen Strömen niederfloß, da verließ der Muth selbst Philipp's tapferes Herz. Wie konnte er verlangen, daß Sidney weitergehen sollte, da sie kaum einen Zoll weit vor sich sehen konnten? Alles was man jetzt thun

konnte, war, die Landstraße aufzusuchen, in der Hoffnung, einen Wagen zu treffen. Bei dem Glanz der Blitze gelang ihnen dies mit großer Anstrengung und endlich standen sie auf dem breiten Fahrwege, auf welchem seit dem Tage, wo die Römer denselben durch die Wüste führten, das Elend zu Fuß gegangen und der Luxus dahingerollt ist.

Philipp hatte Halstuch, Rock, Weste, Alles abgelegt, um Sidney zu schützen, und er empfand ein seltsames Vergnügen bei der Dunkelheit, wenn er nur Sidney's Stimme weinen und klagen hörte. Doch die Stimme wurde schwächer und schwächer und schwieg endlich ganz. – Sidney hielt sich schwerer und schwerer an seinen leitenden Arm.

»Um des Himmelswillen, sprich! – sprich, Sidney! – Nur ein Wort – ich will Dich auf meinen Armen tragen!«

»Ich denke, ich sterbe,« versetzte Sidney mit leisem Gemurmel; »ich bin so ermüdet und kann nicht weitergehen – ich muß hier liegen bleiben.« Und zugleich sank er auf das nasse Gras neben dem Wege nieder. Jetzt hatte der Regen allmählig nachgelassen, die Wolken drängten sich – ein graues Licht folgte der Dunkelheit – das Gewitter zog vorüber und der Donner rollte auf seinem furchtbaren Wege weiter. Auf den Boden niederknieend, unterstützte Philipp seinen Bruder in seinen Armen und richtete seine flehenden Blicke zu den gemilderten Schrecken des Himmels hinauf. Ein Stern, ein einsamer Stern, brach auf einen Augenblick hervor, als wollte er ihm Trost zulächeln und verschwand dann. Aber siehe! in der Ferne

schimmerte plötzlich ein rothes, festes Licht, gleich dem eines einsamen Fensters; es war kein Irrlicht, es stand still – menschliche Wohnungen waren also näher, als er gedacht. Er deutete auf das Licht und flüsterte: »Erhebe Dich! nur noch eine Anstrengung – es kann nicht fern sein.«

»Es ist unmöglich – ich kann nicht weiter,« antwortete Sidney und ein plötzlicher Blitz machte, daß sein Gesicht noch todtenähnlicher erschien, als es wirklich war. Was konnte der Bruder thun? – Dableiben und den Knaben vor seinen Augen umkommen sehen? – Ihn auf dem Wege zurücklassen und zu dem freundlichen Licht eilen? Der letztere Plan war der einzige, den er übrig hatte, doch bebte er vor dem letzteren mit größerem Schrecken als vor dem ersteren zurück. War das ein Schritt, den er auf der Straße hörte? Er hielt den Athem an, um zu horchen – eine Gestalt wurde undeutlich sichtbar – sie näherte sich.

Philipp rief laut.

»Was gibt's?« antwortete die Stimme, die Philipp's Ohr bekannt schien. Er sprang vorwärts, näherte sein Gesicht dem Reisenden und glaubte die Züge des Kapitän de Burgh Smith zu erkennen. Der Kapitän, dessen Augen mehr an die Dunkelheit gewöhnt waren, machte die erste Anrede.

»Sind Sie es, mein Junge? Ei, Sie haben sich aber erschreckt!«

So verhaßt Philipp dieser Mann bisher gewesen, so war er ihm doch jetzt so willkommen, wie das Tageslicht; er faßte seine Hand: »Mein Bruder – ein Kind – ist hier sterbend, fürchte ich, und kann sich vor Kälte und Ermüdung nicht bewegen. Wollen Sie bei ihm bleiben – ihn unterstützen – nur auf wenige Augenblicke, während ich zu jenem Lichte eile? Sehen Sie, ich habe Geld – viel Geld!«

»Mein guter Junge, er ist eine häßliche Sache, zu dieser Stunde hier zu warten; indessen – wo ist das Kind?«

»Hier, hier! eilen Sie, erheben Sie ihn! So ist's recht! Gott segne Sie! Ich werde zurück sein, ehe Sie denken, daß ich fort bin.«

Er sprang vom Wege ab, durch Heidekraut und Ginster gerade auf das Licht zu, wie der Schwimmer auf die Küste.

Der Kapitän, obgleich ein Schurke, war menschlich, und wenn ein Leben – ein unschuldiges Leben auf dem Spiele sieht, so erhebt sich selbst eines Schurken Herz von seinem stillen Beete voll Unkraut. Er murmelte freilich einige Flüche, hielt das Kind in seinen Armen, zog eine kleine schmale Flasche hervor und goß Sidney ein wenig Branntwein in den Mund und dann zur Gesellschaft auch in den seinigen. Die Herzstärkung belebte den Knaben wieder, er schlug seine Augen auf und sagte: »Nun, denke ich, können wir weitergehen, Philipp.«

Wir müssen jetzt zu Arthur Beaufort zurückkehren. Er war von Natur nicht ohne Stolz, wenn gleich sanft und von hochgestimmtem Geist. Er erhob sich mit bitteren

rachsüchtigen Gefühlen und erröthenden Wange vom Boden und kehrte in das Hotel zurück. Hier fand er Spencer, der eben von seinem Besuche bei Sidney zurückgekehrt war. Bezaubert von dem sanften und einschmeichelnden Wesen des Sohnes seiner verlorenen Katharina und tief gerührt von der Aehnlichkeit des Kindes mit der Mutter, wie er sie zuletzt in dem heiteren und rosigen Alter von sechzehn Jahren gesehen, zog seine Beschreibung des jüngern Bruders Beaufort's unwillige Gedanken von dem ältern ab. Von Herzen stimmte er Spencer's Wunsche bei, ein so sanftes Kind von der Herrschaft eines so wilden Menschen zu befreien; und dies war auch das Kind, welches ihm Katharina so ganz besonders anempfohlen hatte. Sie hatte wenig von dem ältern Sohne gesagt; vielleicht war ihr seine ungesellige und unfügsame Natur, und, wie es Beaufort schien, seine Vorliebe für eine rohe und niedrige Laufbahn bekannt.

»Ja,« sagte er, »dieser Knabe soll mich über die verkehrte Rohheit des Andern trösten. In der er soll aus meinem Becher trinken und von meinem Brod essen und ein Bruder für mich sein.«

»Was,« sagte Spencer mit verändertem Gesicht; »Sie wollen doch nicht Sidney mitnehmen, um bei Ihnen zu bleiben? Ich meinte, er sollte mein Sohn sein – mein Adoptivsohn.«

»Nein; so großmüthig Sie auch sind,« sagte Arthur, ihm die Hand drückend, diese Aufgabe fällt mir mit Recht zu. Ich bin des Waisen Verwandter – seine Mutter übergab ihn mir. Doch soll er Sie dann nicht weniger lieben.«

Spencer schwieg. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, Sidney als einen Genossen seines freudelosen Hauses, als eine zärtliche Reliquie seiner frühern Liebe zu verlieren. Von dem Augenblick an begann er darüber nachzudenken, Sidney ohne Beaufort's Wissen für sich zu sichern.

Arthur's und Spencer's Pläne wurden durch die plötzliche Entfernung der Bruder vereitelt. Sie entschlossen sich nach verschiedenen Richtungen zu reisen, um sie aufzusuchen. Spencer als der Hülflößere von den Beiden, erhielt Sharp zur Begleitung und Beaufort reiste mit dem Advokaten fort.

Die beiden Reisenden wurden in einer gemietheten Droschke von einem Paar abgetriebenen Postpferden langsam über die eben beschriebene Ebene fortgezogen.

»Ich denke, das Ungewitter hat sich gelegt,« sagte der Eine. »O! welch eine unangenehme Nacht!«

»Ungewöhnlich unangenehm, Herr,« antwortete der Andere; »und eine schrecklich lange Station – achtzehn Meilen. Diese entfernten Orte sind noch ganz hinter unserem Zeitalter zurück, Herr. Indessen denke ich, die werden sie jetzt einholen.«

»Ich fürchte den ältesten Sohn gar sehr, Sharp. Er scheint ein schrecklicher Vagabunde zu sein.«

»Ja, Herr, ein Herz und eine Seele mit dem tollen Jerry; sie waren in der letzten Nacht in demselben Wirthshause verabredet, wie Sie sich denken können. Es wäre das beste Tagwerk, was ich seit langer Zeit gethan, den kleinen Burschen zu retten, daß er nicht verdorben wird.

Sie sehen, er ist gerade von der Größe, uns diesen Betrügern von Nutzen zu sein. Wenn sie einen Diebstahl vor haben, ist er ihnen sehr nützlich – sie können ihn durch eine Glasscheibe stecken wie ein Hündchen, Herr.«

»Reden Sie nicht davon, Sharp,« sagte Spencer mit einem Seufzer; »und bedenken Sie, daß Sie kein Wort zu Herrn Beaufort sagen müssen, wenn wir seiner habhaft werden.«

»Ich verstehe, Herr, und ich gehe immer mit dem Herrn, der mich am meisten wie einen Herrn behandelt.«

Hier hörte man ein lautes Rufen, dicht vor den Pferden.

»Guter Himmel, wenn es ein Straßenräuber wäre,« sagte Spencer heftig zitternd.

»O Herr, ich habe meine Pistolen bei mir. – Wer da?«

Der Wagen hielt an und ein Mann kam an's Fenster.

»Entschuldigen Sie, Herr,« sagte des Fremde, »hier ist ein armer Knabe, der so ermüdet und krank ist, daß ich fürchte, er wird die nächste Stadt nimmermehr erreichen, wenn Sie nicht so gütig sind, ihn in Ihren Wagen zu nehmen.«

»Ein armer Knabe,« sagte Spencer, der seinen Kopf über Sharp's Schulter streckte. »Wo?«

»Wenn Sie ihn nur im Gasthofe Kings-Arms absetzen wollten, so thäten Sie ein gutes Werk,« sagte der Mann.

Sharp kniff Spencer in die Schulter. »Das ist der tolle Jerru; ich will aussteigen.« Mit diesen Worten öffnete er die Thür, sprang auf den Weg hinunter und kehrte sogleich mit dem verlornen und willkommenen Sidney in

seinen Armen zurück. »Ist dies nicht der Knabe?« flüster-  
te er Spencer zu, und indem er die Lampe vom Wagen  
nahm, erhob er sie zu in dem Gesichte des Kindes. »Er  
ist's! Gott sei gedankt!« rief der würdige Mann.

»Wollen Sie ihn in Kings-Arms absetzen? – Wir werden  
in einer oder zwei Stunden dort sein,« rief der Kapitän.

»Wir? Wen meinen Sie?« sagte Sharp brummend.

»Nun, ich und des Kindes Bruder.«

»O!« sagte Sharp, indem er die Laterne zu seinem ei-  
genen Gesichte erhob; »Sie kennen mich, denke ich, Herr  
Jerry? Lassen Sie sich nur noch einmal fangen, das ist Al-  
les, was ich wünsche. Und richten Sie mein Compliment  
an Ihren Kameraden aus, und wenn er diesen Burschen  
weiter verfolgt, so wollen wir der Sache bald ein Ende  
machen. Und nun benützen Sie den Wink und machen  
sich unsichtbar, alter Junge!«

Mit diesen Worten sprang Sharp in den Wagen und  
befahl dem Postknecht so schnell zu fahren als er könne.

Zehn Minuten nach dieser Entführung kehrte Philipp  
mit zwei Arbeitern und einer Bahre, einer Laterne und  
zwei Decken aus dem gastlichen Pachthause zurück, wo-  
hin das Licht ihn geführt hatte. Die Stelle, wo er Sidney  
verlassen und die er an einem nahen Meilensteine er-  
kannte, war leer; er rief laut und in großer Unruhe und  
der Kapitän antwortete aus der Entfernung von einigen  
sechzig Schritten. Philipp eilte zu ihm. »Wo ist mein Bru-  
der?«

»In einer zweispännigen Droschke abgefahren. Der Teufel hole mich, wenn ich es begreife!« Und der Kapitän ertheilte ihm einen verwirrten Bericht von dem, was geschehen war.

»Mein Bruder! mein Bruder! Man hat Dich mir entrisen!« rief Philipp und stürzte bewußtlos zu Boden.

### EILFTES KAPITEL.

Ihr gebt den Bruder mir zurück!

*Casimir Delavigne:*

›Die Kinder Eduards.‹

Eines Abends, eine Woche nach diesem Ereigniß klopfte ein wilder, zerlumpter und bleicher Jüngling an Robert Beaufort's Thür.

Der Portier kam langsam angegangen.

»Ist Ihr Herr zu Hause? Ich muß ihn augenblicklich sprechen.«

»Das ist mehr, als Ihr könnt, Mann; mein Herr spricht zu dieser Nachtzeit nicht mit Leuten, wie Ihr seid,« versetzte der Portier, die zerlumpte Erscheinung vor sich mit großer Verachtung ansehend.

»Sprechen will und muß ich ihn,« versetzte des junge Mann, und als der Portier ihm in den Weg trat, faßte er ihn mit eiserner Hand am Kragen und warf ihn, so groß und stark er war, auf die Seite und schritt in den geräumigen Vorsaal.

»Halt! halt!« rief der Portier sich wieder fassend, »James! John! hier ist ein Räuber.«

Robert Beaufort war schon seit mehreren Tagen in die Stadt zurückgekehrt. Mrs. Beaufort, die seine Rückkehr aus seinem Club erwartete, war im Speisezimmer. Als ein Geräusch im Vorsaale hörte, öffnete sie die Thür und sah die fremde grimmige Gestalt, die ich beschrieben habe, auf sich zukommen.

»Wer sind Sie?« sagte sie. »Was wollen Sie?«

»Ich bin Philipp Morton. Wer sind Sie?«

»Mein Mann, Herr Beaufort, ist nicht zu Hause,« sagte Mrs. Beaufort, sich in das Zimmer zurückziehend, während Morton ihr folgte und die Thür zumachte.

»Sie sind also Mrs. Beaufort. Nun, Sie verstehen mich. Ich will meinen Bruder. Er ist mir auf schändliche Weise geraubt worden. Sagen Sie mir, wo er ist, und ich will Alles verzeihen! Geben Sie mir ihn wieder, und ich will Sie und die Ihrigen segnen.« Und Philipp fiel auf seine Knie und faßte den Saum ihres Kleides.

»Ich weiß nichts von Ihrem Bruder, Herr Morton,« rief Mrs. Beaufort überrascht und bestürzt. »Arthur, den wir jeden Tag erwarten, schreibt uns, daß alles Suchen vergebens gewesen ist.«

»Ha! Sie gestehen also das Nachsuchen ein?« rief Morton, aufstehend und seine Fäuste ballend. »Und wer anders als Sie und die Ihrigen würde einen Bruder von dem andern getrennt haben? Antworten Sie mir, wo ist er? Keine Ausflucht, Madame; ich bin in Verzweiflung!«

Obgleich Mrs. Beaufort eine Frau von jener weltlichen Kälte und Gleichgültigkeit war, die in gesetzlichen Fällen die Stelle des Muthes ersetzen, erschreckte sie doch

außerordentlich bei dem Ton und der Miene ihres rauhen Gastes. Sie streckte ihre Hand nach der Klingel aus, aber Morton ergriff ihren Arm, hielt ihn mit finsterem Blicke fest und sagte, während seine dunklen Augen Feuer sprühten: »Ich gehe nicht von der Stelle, bis Sie es mir gesagt haben. Wollen Sie meine Dankbarkeit, meinen Segen verwerfen? Hüten Sie sich! Noch einmal, wo haben Sie meinen Bruder verborgen?«

In dem Augenblick öffnete sich die Thür und Robert Beaufort trat ein. Mit einem Freudengeschrei machte sich die Dame von Philipp los und eilte auf ihren Mann zu.

»Rette mich von diesem Schurken!« sagte sie mit hysterischem Schluchzen.

Beaufort, der Blackwell's seltsame Berichte von Philipp's Hartnäckigkeit, von seinem gemeinen Umgange und seinem unverbesserlichen Charakter gehört hatte, er wurde durch die Bitte seiner Frau von seiner gewohnten Schüchternheit abgebracht.

»Verworfenener Mensch!« sagte er, indem er sich Philipp näherte; »nach aller übertriebenen Güte von mir und meinem Sohne, nachdem Sie alle unsere Anerbietungen zurückgewiesen und bei Ihrer elenden und lasterhaften Handlungsweise beharren, wagen Sie, sich in dies Haus zu drängen? Gehen Sie, oder ich lasse Sie von Polizeidienern fortbringen!«

»Mann, Mann,« rief Philipp, die Wuth mäßigend, die ihn vom Kopf bis zu den Füßen erbeben machte; »ich achte nicht auf Ihre Drohungen – ich höre kaum Ihre

Vorwürfe – Ihr Sohn oder Sie selber haben meinen Bruder fortgestohlen; sagen Sie mir nur, wo er ist; lassen Sie mich ihn nur noch einmal sehen. Treiben Sie mich nicht fort, ohne ein Wort der Gerechtigkeit und des Mitleids. Ich flehe Sie an – auf meinen Knien flehe ich Sie an – ja, ich flehe Sie an, Robert Beaufort, Mitleid mit dem Sohne Ihres Bruders zu haben. Wo ist Sidney?«

Gleich allen niedrigen und feigen Männern wurde Robert Beaufort durch Philipp's plötzliche Unterwürfigkeit mehr ermuthigt als besänftigt.

»Ich weiß nichts von Ihrem Bruder, und wenn dies nicht irgend ein Schurkenstreich ist, so bin ich herzlich froh, daß das arme Kind aus der Nähe eines solchen Menschen entfernt ist,« antwortete Beaufort.

»Ich liege noch zu Ihren Füßen und hänge mich zum letzten als Bittender an Sie; ich bitte sie, mir die Wahrheit zu sagen.«

Beaufort, der bei Morton's Zurückhaltung immer muthiger wurde, erhob seine Hand, als wollte er ihn schlagen, als in dem Augenblick ein anderes Wesen, das man bisher nicht bemerkt hatte, und das sich erschrocken über eine Scene, die es nicht begreifen konnte, in einen dunklen Winkel des Zimmers zurückgezogen hatte, jetzt plötzlich vertreibt. Eines Kindes sanfte Stimme sagte: »Schlagen Sie ihn nicht, Papa! – Geben Sie ihm seinen Bruder zurück!«

Beaufort's Arm fiel an seiner Seite nieder, denn vor ihm, an der Seite des Ausgestoßenem kniete seine eigene

junge Tochter; sie hatte sich unbemerkt in's Zimmer geschlichen, als ihr Vater eingetreten war. Im trüben Schatzen, der nur durch das rothe und plötzlich aufflackernde Feuer im Kamin erhellt wurde, sah er ihr schönes sanftes Gesicht, welches mit Thränen der Aufregung und vielleicht des Mitleids – denn Kinder haben eine rasche Einsicht in den Kummer derjenigen, die nicht weit von ihren Jahren entfernt sind – auf das seine gerichtet war. Philipp sah sich verwirrt um und erblickte das Gesicht, welches ihm zu der Zeit wie das Gesicht eines Engels erschien.

»Hören Sie sie an!« murmelte er; »o, hören Sie sie an! Um ihretwillen trennen Sie nicht einen Waisen von dem andern!«

»Bringe das Kind fort, Mrs. Beaufort,« rief Robert zornig. »Soll sie sich so entehren? Und Sie, Herr, gehen Sie aus diesem Hause, und wenn Sie sich mit schuldigem Respekt mir nähern können, so will ich Ihnen die Mittel geben, ein ehrliches Leben zu führen!«

Philipp stand auf; Mrs. Beaufort hatte ihre Tochter schon weggeführt, und sie benutzte die Gelegenheit, die Diener hineinzusenden, die jetzt in der Thür standen.

»Wollen Sie gehen,« fuhr Beaufort noch kühner fort, als er die Diener in der Nähe sah, »oder soll ich Sie hinausbringen lassen?«

»Es ist genug, Herr,« sagte Philipp, mit einer plötzlichen Ruhe und Würde, die seinen Oheim überraschte und fast erschreckte: »Wenn die Todten die Lebenden noch überwachen, so hat mein Vater Sie gesehen und Sie

gehört. Es wird ein Tag der Gerechtigkeit kommen! – Aus dem Wege, Söldlinge!«

Er machte eine Bewegung mit der Hand, und die Bedienten wichen scheu von ihm zurück. Dann schritt er durch die ungastliche Halle und verschwand.

Als er die Straße erreicht hatte, wendete er sich um und blickte zu dem Hause auf. Seine dunklen und hohlen Augen schimmerten durch das lange rabenschwarze Haar, welches verwirrt über sein Gesicht fiel und sie vereinten einen Ausdruck fast übernatürlichen Drohung mit einer festen Ruhe; die wilde und ungebändigte Majestät, die bei Lumpen und Schmutz seine Gestalt nie verließ, sowie es bei den Gestalten von Menschen nimmer geschieht, die einen starken Willen und ein tiefes Gefühl für ihre Ungerechtigkeiten haben – der ausgestreckte Arm, die hohlen aber edlen Züge, die blütenlose und verwelkte Jugend, Alles gab seinen Zügen und seinen Statur einen Anblick, der majestätisch war in seiner unheimlichen und stummen Wuth. Dort stand er einen Augenblick gleich einem Mann, dem Weh und Unrecht die Macht eines Propheten gegeben, der das Auge des unerbittlichen Schicksals auf das Dach des Unterdrückers lenkt. Dann wendete er sich langsam und mit halbem Lächeln ab und schritt durch die Straßen, bis er in einer von den Gassen ankam, welche die zweideutigeren Quartiere der ungeheuren Stadt durchschneidet. Er stand vor dem Privateingange des kleinen Ladens eines Pfandverleihers still; die Thür wurde von einem Knaben geöffnet,

der auf Pantoffeln ging; er stieg die dunkle Treppe hinauf, und dort fand er in einem kleinen Hinterzimmer den Kapitän Burgh Smith, der, ein paar Lichte vor sich, eine Cigarre rauchend und mit sich selber Karten spielend, an einem Tische saß.

»Nun, und welche Nachricht haben Sie von Ihrem Bruder, Phil Eisenfresser?«

»Keine; sie wollen nichts entdecken.«

»Geben Sie ihn auf?«

»Nimmermehr! Ich setze jetzt meine Hoffnung auf Sie!«

»Nun, ich dachte mir wohl, Sie würden genöthigt sein, zu mir zu kommen, und ich will etwas für Sie thun, was ich nicht gerne für mich selber thäte. Ich sagte Ihnen, daß ich den Polizeidiener gekannt, der in der Droschke war. Ich will ihn ausfindig machen. Der Himmel weiß, daß das leicht zu thun ist, und wenn Sie zahlen können, so wollen wir Ihnen schon Nachrichten genug liefern.«

»Sie sollen Alles haben, was ich besitze, wenn Sie mit meinen Bruder wieder verschaffen. Sehen Sie, was es ist, hundert Pfund (es war sein Vermögen) – ohne ihn ist es mir unnütz. Hier sind jetzt fünfzig, und wenn –«

Philipp hielt inne, denn seine Stimme erbebte zu sehr, um ihm zu erlauben weiter in sprechen. Kapitän Smith steckte die Banknoten in die Tasche und sagte: »Wir wollen es als abgemacht ansehen.«

Kapitän Smith erfüllte sein Versprechen. Er sprach mit dem Polizeioffizier. Sharp hatte zu viel Bestechungen von der Gegenpartei erhalten, um den Angeber zu spielen,

und gerne bestätigte er den Verdacht, daß Sidney in der Macht der Beauforts sei. Für zehn Guineen aber versprach er Philipp einen Brief von Sidney zu verschaffen. Dies war Alles, was er unternehmen konnte.

Philipp war damit zufrieden. Nach Verlauf der nächsten Woche übergab Sharp dem Kapitän einen Brief, den dieser wieder an Philipp abgab. Es war Sidney's kritzliche Handschrift, und lautete folgendermaßen:

»Lieber Bruder Philipp!

»Man sagt mir, daß Du zu erfahren wünschest, wie es mir geht, und daher ergreife ich die Feder und versichere Dir, daß ich Alles aus meinem eigenen Kopfe schreibe. Ich lebe sehr bequem und glücklich – viel besser als je, seit die arme liebe Mutter todt ist; darum bitte ich, Dich zu beruhigen und nicht zu versuchen, mich aufzufinden, denn ich möchte um die Welt nicht mehr mit Dir gehen. Ich bin hier um soviel besser daran. Ich wünsche, Du mögest ein guter Knabe sein und von Deinen bösen Wegen ablassen; denn ich weiß wahrlich nicht, was aus mir hätte werden sollen, wenn ich bei Dir geblieben wäre. Herr,« – der Name war ausgekratzt – »der Herr, bei dem ich bin, sagt, wenn Du Dich bessern wollest, so wolle er auch als Freund gegen Dich handeln; aber er räth Dir, wie ein guter Knabe zu Arthur Beaufort zu gehen und ihn wegen des Vorgefallenen um Verzeihung zu bitten, und dann wird Arthur sehr gütig gegen Dich sein. Ich schicke Dir die große Summe von zwanzig Pfund und der Herr sagt, er würde Dir noch mehr schicken, aber es möchte Dich

nur noch unartiger machen. – Ich gehe jetzt jeden Sonntag in die Kirche, lese gute Bücher und bitte Gott immer, daß er Deine Augen öffnen möge. Ich habe ein hübsches Pferdchen mit einem langen Schweif. So, nicht mehr für jetzt von Deinem zärtlichen Bruder

Am 8. Oktober 18\*\*      Sidney Morton.«

»Ich bitte Dich dringend, suche mich nicht wieder auf. Du weißt, ich wäre beinahe daran gestorben, wenn mir nicht der liebe gute Herr, bei dem ich bin, zu Hülfe gekommen wäre.«

Dies war also die Belohnung für alle seine Leiden und alle seine Liebe. Da war der Brief, offenbar nicht dictirt, mit allen seinen orthographischen Fehlern und von dem Kinde selber mit Mühe geschrieben; der Schlangenzahn drang tief in sein Herz und ließ sein daurendes Gift zurück.

»Da bin ich auf immer mit ihm fertig,« sagt Philipp, seine bitteren Thränen trocknend. »Ich will ihn nicht weiter belästigen; ich will nicht weiter in sein Geheimniß dringen. Für ihn ist es besser so – er ist glücklich! Gut, und ich – ich will mich nimmermehr wieder um ein menschliches Wesen kümmern.«

Er beugte seinen Kopf über seine Hände nieder, und als er sich wieder erhob, war es ihm, als sei sein Herz von Stein. Es schien ihm, als sei das Gewissen über auf den Flügeln der dahingeschiedenen Liebe aus seiner Seele entflohen.

ZWÖLFTES KAPITEL.

Ihr habt des Berges Gipfel aufgefunden –  
Dort sitzt auf seinem stillen blüh'nden Haupte;;  
Und da wir aufwärts geh'n mit müden Schritten,  
Seht und und Wolken unter Euch. –

*Cowper*

Es war die Wahrheit, daß Sidney sich in seiner neuen Heimath glücklich fühlte, und dorthin müssen wir ihm jetzt folgen.

Als sie die Stadt erreichten, wo die Reisenden in der Droschke Sidney hatten zurücklassen sollen, war Kings-Arms gerade der Gasthof, den Spencer besonders vermied. Während die Pferde gewechselt wurden, ließ er den Arzt kommen, um das Kind zu untersuchen, welches schon ziemlich wieder hergestellt war, und indem man ihm die Kleider auszog, ihn in warme Decken wickelte und ihm Stärkungsmittel gab, wurde es ihm gestattet, noch eine Station weiter zu reisen, um in jener Nacht der Verfolgung zu entgehen, und in drei Tagen hatte Spencer seinen neuen Schutzbefohlenen bei seinen unverheiratheten Schwestern, hundert und fünfzig Meilen von den Stelle, wo er ihn gefunden, untergebracht. Er konnte ihn noch nicht in seine eigene Heimath bringen. Er fürchtete Arthur Beaufort's Ansprüche. Er schrieb listig an diesen Herrn und gab vor, er habe die Verfolgung Sidney's als zwecklos aufgegeben, und fragte, ob er ihn entdeckt; und eine Bestechung von dreihundert Pfund an

Sharp, neben einer aufrichtigen Auseinandersetzung seiner Gründe, warum er Sidney entfernt, in welche Gründe der würdige Offizier einzustimmen behauptete – sicherten die Verschwiegenheit seines Verbündeten. Doch er konnte sich das Vergnügen nicht versagen, mit Sidney in demselben Hause zu sein, und war daher einige Monate als Gast bei seinen Schwestern. Endlich hörte er, daß der junge Beaufort wegen seiner Gesundheit auf Reisen in's Ausland geschickt worden, und erst jetzt hielt er es für sicher, seinen neuen Abgott in seine Heimath zu den Seen zu bringen. Während dieses Zwischenraums war der Lebensstrom des jüngeren Morton freilich durch Blumen geflossen. In seinem Alter war weibliche Sorgfalt fast ein Bedürfniß, so wie ein Luxus, und die Schwestern verzo-gen und liebkosten ihn eben so sehr, wie die ältlichen Nymphen in Cythärea den Cupido je liebkosten. Sie waren gute, vortreffliche, hochnäsige, flachbusige alte Jungfern, sehr zärtlich gegen ihren Bruder, den sie den *Dichter* nannten, und schwärmerisch anhänglich an Kinder. Die Reinlichkeit, die Stille und die gute Küche in ihrem zierlichen Aufenthaltsorte, Alles diente dazu, die Lebensgeister ihres jungen Gastes zu beleben und zu stärken, und jede schien zu wetteifern, wer ihn am meisten lieben wolle. Dennoch war Spencer sein besonderer Liebling; denn Spencer ging nie aus, ohne ihm Kuchen und Spielsachen zurückzubringen; und Spencer gab ihm sein Pferdchen, und Spencer ritt ein kleines, kurzohriges Pferd an seiner

Seite; kurz, Spencer vereinte sich mit jeder Bequemlichkeit und Laune. Er erzählte ihnen seine kleine Geschichte; und sagte, wie Philipp ihn lange Stunden allein gelassen und ihn endlich zu der letzten unglücklichen Reise gezwungen, da seufzten die alten Mädchen, und der alte Junggeselle seufzte auch, und alle riefen in einem Athem, Philipp sei ein böser Knabe. Es war nicht nur ihre offenbare Absicht, ihn von seinem Bruder zu entwöhnen, sondern auch ihre aufrichtige Ueberzeugung, daß sie recht daran thäten. Sidney begann freilich, Philipp's Partei zu nehmen; aber sein Geist war fügsam und er blickte noch immer mit Schauer auf die Beschwerden zurück, die er hatte erdulden müssen, und so lernte er nach und nach alle die innige und zärtliche Liebe vergessen, die Philipp ihm bewiesen, seinen Namen mit dunkler und geheimnißvoller Furcht zu verbinden, der Vorsehung zu halten, daß er von ihm befreit sei, und zu hoffen, daß sie einander nie wiedersehen möchten. Kurz, als Spencer von Sharp erfuhr, daß Philipp durch den Betrüger Kapitän Smith Nachricht von seinem Bruder zu erhalten gesucht und da er schon vorher von derselben Person gehört, daß Philipp in den betrügerischen Verkauf eines Pferdes verwickelt sei, so sah er noch immer mehr Grund, den Strom zu erweitern, der zwischen dem Wolfe und dem Lamme floß. Je älter Sidney wurde, desto besser begriff und schätzte er die Beweggründe seines Beschützers – denn er wurde in einer förmlichen Schule der Schicklichkeit und Moral auferzogen, natürlich empörte sich sein Geist bei allen Bildern von Gewaltthätigkeit und Betrug.

Spencer veränderte sowohl den Vor- als Zunamen seiner Schildling um der Nachforschung Philipp's, der Mortons oder der Beauforts zu entgehen, und Sidney galt für den Sohn seines jüngeren Bruders, der in Indien gestorben.

Dort an den stillen Ufern des ruhigen Sees, unter den schönsten Landschaften des Inselgartens brachte Katharinens jüngster Sohn seine ruhigen Tage zu. Die Einförmigkeit des stillen Aufenthalts ermüdete einen Geist nicht, der, als er sich mehr einbildete, Beschäftigung in Büchern, Musik, Poesie und in der Eleganz des gebildeten, wenn auch ruhigen Lebens fand, welches in seinem Bereiche war. Auf die rauhe Vergangenheit blickte er wie einen bösen Traum zurück, in welchem Philipp's Bild finster und drohend dastand. Seines Bruders Namen erwähnte er selten als er älter wurde, und wenn er ihn zufällig einmal gegen Herrn Spencer aussprach, wurde seine Wange blässer. Die Lieblichkeit seines Wesens, sein schönes und sein einnehmendes Lächeln vereinigten sich, um ihm Liebe zu sichern, und verbargen den gewöhnlichen Blicken, welche Selbstsucht in seiner Natur lag. Und in der That wurde dieser Fehler auf einer so heiteren Laufbahn, und von so aufrichtigen Freunden umgeben, selten in Thätigkeit gesetzt. So wurde er also von den beiden Beschützern von Arthur und Philipp, getrennt, welchen die arme Katharina empfohlen hatte. Vermöge eines seltsamen Geheimnisses waren die Personen, denen dieser Austrag besonders ertheilt worden, verhindert, ihn zu erfüllen. Wenn wir auf unserem Sterbebette für die gesorgt in haben glauben, die wir zurücklassen – sollten wir

da nicht das letzte Lächeln verlieren, welcher die feierliche Todesqual übergoldet, wenn wir nur ein Jahr in die Zukunft hinausblicken könnten?

Arthur Beaufort nach seinem erfolglosen Suchen nach Sidney zurückkehrte, hörte er einen übertriebenen Bericht von Philipp's Besuche und horchte, mit tiefem Rachegefühl, als seine Mutter auf entstellte Weise die Worte wiederholte, die er an sie gerichtet. Man darf sich nicht wundern, daß er bei all' seiner romantischen Großmuth sich über die Gewaltthätigkeit empört fühlte, die ihm ohne Entschuldigung zu sein schien. Obgleich nicht von rachsüchtigem Charakter, besaß er nicht diejenige Schwäche, die nie bittere Empfindungen gegen irgend Jemand empfindet. Er betrachtete Philipp als einen Menschen, der durch böse Leidenschaften und schlimme Gesellschaften unverbesserlich geworden. Ihm fiel Katharinen letzte Bitte und Philipps Brief an ihn, den unbekanntem Tröster, oft ein und er würde gern geholfen haben, wenn Philipp ihm nur in den Weg gekommen wäre. Aber so wie die Sache war, wenn er sich umsah und die Beispiele jener Wohlthätigkeit bemerkte, die im Hause beginnt und woran die Welt großen Ueberfluß hat, da war es ihm, als habe er seine Pflicht gethan; und da das Glück, obgleich es sein Herz nicht verhärten konnte, ihn von der Beharrlichkeit abgewöhnte, entschwand nach und nach das Bild der sterbenden Katharina und der Gedanke an ihre Söhne aus seiner Erinnerung, und dazu lieferte ihm ein anonymer Brief, der ihn über Sidney beruhigte, eine noch größere Entschuldigung. Der Brief war kurz und

meldete ihm einfach, daß Sidney Morton einen Freund gefunden habe, der ihn während seines Lebens beschütze; aber wenn er je Beaufort's Hülfe bedürfe, so werde er ohne Bedenken sich an ihn wenden. So war also ein Sohn, der jüngste und geliebteste, in Sicherheit. Und hatte nicht der andere seine eigene Laufbahn gewählt? Ach, arme Katharina! Wie schlecht beurtheilte sie das menschliche Herz, als sie glaubte, Philipp werde sich schon seinen Weg zum Glücke bahnen und Sidney sei der hoffnungsloseste!

Es war eben diese Stärke in Philipp's Natur, welche die Winde anlockte, die die Blüten zerstreuten; und dann den Baum bis zur Wurzel erschütterten; während die leichtere und schwächere Natur sich dem Winde beugte und sich auf einen glücklicheren Boden verpflanzen ließ. Wenn ein Vater diese Blätter liest, so mag er innehalten und wohl über die Charaktere seiner Kinder nachdenken; er mag zugleich am meisten fürchten und hoffen für den, dessen Leidenschaften und Temperament je einem Kampf mit der Welt führen. Diese Welt ist zäh und schwer mit ihr zu ringen und sie hat eine Bärenkatze für die Armen.

Inzwischen richteten Arthur Beauforts Leiden, welche ernsthaft wurden und Auszehrung drohten, seine Gedanken täglicher mehr und mehr auf sich selber. Er war genöthigt, seine Universitätslaufbahn aufzugeben und in der sanfteren und wärmeren Luft des Südens Gesundheit zu suchen. Seine Eltern begleiteten ihn nach Nizza. Und als er nach Verlauf weniger Monate wieder hergestellt war,

ergriff den jungen Erben die Lust zum Reisen. Da seine Eltern sich über seinen Gesundheitszustand beruhigt hatten und nichts dagegen einwendeten, daß er sich die Politur des geselligen Umganges auf dem Festlande aneigne, so kehrten sie nach England zurück und der junge Beaufort mit muntern Genossen und reichlichen Reisegelde, bereits verzogen und geschmeichelt, begann seine Wanderung durch die schönen Fluren Italiens.

O dunkles Geheimniß der moralischen Welt! So ungleich der Anordnung des äußeren Universums, gleiten neben einander die schattigen Rosse der Nacht und des Morgens dahin. Man prüfe das Leben in seiner eigenen Welt; man verwechsle nicht jene Welt, die innere, die praktische, mit dem sichtbareren, doch luftigeren und weniger substanziellen System, welches der Sonne huldigt, zu deren Thron fern im unendlichen Raume das menschliche Herz keine Flügel hat zu fliehen. Das Leben, der Geist und die Umstände bilden die wahren Jahreszeiten und scheiden die Dunkelheit vom Licht. Von zwei Menschen, die auf demselben Fußbreit Erde stehen, schwelgt der eine im freudigen Mittag, der andere schaudert in der Einsamkeit der Nacht. Für Hoffnung und Glück scheint der Tagesstern immer, ihnen ist der Luft-himmel stets anmuthstrahlend. Für die Sorge und Dürftigkeit wechselt die Nacht nicht mit dem Pendelschlage der Uhr oder dem Schatten des Sonnenzeigers. Morgen für den Erben, Nacht für den Obdachlosen und Gottes Auge in beiden.

DRITTES BUCH.

Berge lagen mir im Wege;  
Ströme hemmten meinen Fuß:  
Ueber Schlünde baut' ich Stege,  
Brücken durch den wilden Fluß.  
*Schiller, ›der Pilgrim.‹*

ERSTES KAPITEL.

Der Ritter schlauer Industrie  
Von Thaten rasch und keck.  
*Thomson's* Schloß des Müßiggangs.  
Vorwort zum zweiten Gesang.

In einem beliebten und respektablen, aber nicht sehr modischen Stadtviertel von Paris in der ziemlich breiten und geräumigen Straße H. konnte man zu der Zeit, wovon ich rede, ein seltsam aussehendes Gebäude bemerken, welches halbzirkelförmig mit übertünchten Pilastern und Stukkaturarbeit unter den benachbarten Kaufläden vorsprang. Die Kunstkenner in jenem Stadtviertel hatten entdeckt, daß das Gebäude einen alten Tempel in Rom vorstellen sollte; dieses Bauwerk, als es damals noch neu und frisch war, reichte nur bis zum ersten Stock. Die Pilaster waren hellgrün bemalt mit vergoldeten Leisten versehen, während über den Querbalken drei kleine Statuen standen, wovon die eine eine Fackel, die andere einen Bogen und die dritte einen Beutel hielt, von welchen man, ich weiß nicht aus welchem Grunde, vermuthete,

daß sie künstlerische Darstellungen der Hymen, Cupido und der Fortuna sein sollten.

An der Thür stand auf einer Platte von Messing folgende Inschrift:

›Love, Engländer, im ersten Stock.‹

Und wenn man die Schwelle überschritten, die Treppe hinaufgestiegen war, und jenes geheimnißvolle Stockwerk erreicht hatte, welches Herr Love bewohnte, so konnte man an einer andern Thür zur Rechten wieder eine Aufschrift lesen, welche sagte, daß das Bureau des Herrn Love täglich von 9 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags geöffnet sei.

Love hatte sein Geschäft, welches häufig in den kleinen Anschlagzetteln von Paris erwähnt wurde, etwa vor sechs Monaten errichtet, und sei es nun wegen der Beliebtheit jener Possession oder wegen der Gestalt des Ladens oder wegen des Benehmens des Herrn Love selber, so ist doch so viel gewiß, daß der Tempel des Hymen, wie Herr Love sein Haus nannte, in der Vorstadt St\*\*\* einen großen Ruf erlangte. Es ging das Gerücht, daß nicht mehr als neun Heirathen in der unmittelbaren Nähe durch jenes glückliche Geschäft zu Stande gekommen seien, und daß alle sehr glücklich aufgefallen, mit Ausnahme einer einzigen, wo die Braut sechzig und der Bräutigam vierundzwanzig Jahr alt gewesen, und wo man von häuslichen Uneinigkeiten gehört; doch da die Dame von ihrem Manne befreit worden, der sich etwa einen Monat nach der Trauung in die Seine gestürzt, so ging Alles besser als

man hätte erwarten können und die Wittwe war so wenig dadurch ermuthigt, daß man sie schon wieder in das Bureau hatte gehen sehen, welcher Umstand den guten Ruf des Herrn Love sehr erhöhte.

Das Geheimniß des glücklichen Erfolges des Herrn Love, der Ueberlegenheit seines Geschäfts hinsichtlich des Ranges und der Beliebtheit vor ähnlichen, bestand vielleicht in dem Geiste und der Liberalität, womit das Geschäft geführt wurde. Er schien entschlossen, alle Formalitäten zwischen den Parteien zu entfernen, die sich einander zu nähern wünschen mochten und er kam auf die glückliche Erfindung zweimal die Woche; eine öffentliche Mittagstafel zu halten, worauf oft eine Tanzgesellschaft folgte, so daß die, welche nach dem ehelichen Glück strebten, leicht mit einander bekannt werden konnten. Da er selber ein munterer, geselliger Mann war und viel Lebensart besaß, so war es erstaunenswerth, zu sehen, wie gut diese Gesellschaften ihrem Zwecke entsprachen. Personen, die sich bei der ersten Unterredung nicht sehr zu einander hinzuneigen schienen, wurden außerordentlich verliebt, wenn die Champagnerkorke – was natürlich im Abonnement mußte besonders bezahlt werden – an die Decke sprangen. Dazu kam noch, daß Love sich große Mühe gab, die Geschäftsleute in der Nachbarschaft kennen zu lernen, und seine anscheinende Wohlhabenheit, seine Scherze und die Geläufigkeit, womit er die Sprache redete, machten ihn bald zum allgemeinen Liebling. Manche Personen, die im Allgemeinen ungewöhnlich steif waren und sich stellten, als spotteten

sie über das Bureau, sahen nichts Unschickliches darin, an der öffentlichen Tafel zu Mittag zu speisen. Gegen die, welche das Geheimniß wünschten, sagte man, benehme er sich außerordentlich verschwiegen, doch gab es andere, die ihren Widerwillen gegen das einzelne Leben nicht verbergen wollten; übrigens waren die Gesellschaften so eingerichtet, daß die Delikatesse nie verletzt wurde, während sie stets die Bewerbung begünstigten.

Es war um acht Uhr Abends und Love saß noch beim Mittagessen oder vielmehr beim Dessert mit einer Gesellschaft von Gästen. Seine Zimmer, obgleich klein, waren prächtig ausgemalt und möblirt, und sein Speisezimmer nach türkischer Art decorirt. Die Gesellschaft bestand fürs Erste in einem reichen Gewürzhändler, einem Wittwer, Namens Goupille, der ein ausgezeichnete Mann in der Vorstadt war, er war über das mittlere Alter hinaus, aber immer ein hübscher Mann, trug eine sehr gut gemachte Perrücke von hellbraunem Haar mit dicht anschließenden Beinkleidern, die ein paar sehr respektable Waden enthielten, und sein weißes Halstuch und sein breiter Busenstreif waren mit besonderer Sorgfalt gewaschen und gefältelt. Neben Herrn Goupille saß eine sehr ehrbare und sehr hagere junge Dame von etwa zweiunddreißig Jahren, von der man sagte, daß sie sich ein Vermögen erspart habe – der Himmel weiß wie – in der Familie eines reichen englischen Mylord, wo sie als Gouvernante gewesen; sie nannte sich Mademoiselle Adele de Courval, hielt sehr viel auf dieses De und war

sehr schwermüthig wegen ihrer Vorfahren. Herr Goupille fuhr gewöhnlich mit dem Finger durch seine Perrücke und neigte sich ein wenig auf die linke Seite, wenn er mit Mademoiselle de Courval sprach, und Mademoiselle de Courval blickte gewöhnlich auf ihr Bouquet, wenn sie Herrn Goupille antwortete. Auf der andern Seite dieser jungen Dame saß ein hübscher, blonder, junger Mann, Herr von Sovolofski, ein Pole. Sein Rock war bis an's Kinn zugeknöpft und etwas abgetragen, dennoch war Alles sehr zierlich an ihm. Ihm zur Seite saß eine kleine, fette Dame, die sehr hübsch gewesen war und die ein Speisehaus oder eine Pension für Engländer hielt, denn sie war eine Engländerin, obgleich sie schon lange in Paris wohnte. Es ging das Gerücht, sie sei in ihrer Jugend etwas munter gewesen, und ein russischer Edelmann habe sie mit einem sehr hübschen Jahrgelde in Paris sitzen lassen, und mit der Zeit und Gelegenheit habe sie selber und das Jahrgeld sich mehr und mehr erweitert; man nannte sie Madame Beavor. Auf der andern Seite des Tisches saß ein Engländer mit rothem Haar, der sehr wenig Französisch sprach. Man sagt, daß die französischen Damen für helles Haar sehr eingenommen seien; und da er selber zweitausend Pfund besaß, so beabsichtigte er diese Summe durch eine kluge Heirath zu vervierfachen. Niemand wußte, wer seine Familie sei; aber sein Name war Higgins. Sein Nachbar war ein außerordentlich großer, großknochiger Franzose mit einer langen Nase und einem rothen Bande, den man viel bei Frescati sah, und der unter Napoleon gedient hatte. Dann kam eine andere Dame,

außerordentlich hübsch, sehr pikant und sehr geputzt, aber über ihre erste Jugend hinaus, die Herr Love mehr als seine andern Gäste ansah; sie hieß Rosalie Caumartin und stand an der Spitze einer großen Bonbonfabrik; verheirathet, aber ihr Mann war vor vier Jahren nach Isle de France gegangen, und sie ein wenig zweifelhaft, ob sie nicht mit Recht die Vorrechte einer Wittwe in Anspruch nehmen dürfe. Herrn von Love zunächst auf dem Ehrenplatze saß keine geringere Person als Viscomte Vaudemont, ein französischer Edelmann von wirklich guter Geburt, dessen verschiedene Ausschweifungen, vereint mit seiner Armuth, aber nicht dazu gedient hatten, jenen Respekt er seine Geburt aufrecht zu erhalten, die man, wie er glaubte, derselben schuldig sei. Er war schon zweimal verheirathet gewesen; einmal mit einer Engländerin, die sich durch seinen Titel hatte verlocken lassen. Von dieser Dame, die im Kindbett starb, hatte er einen einzigen Sohn, was er der pariser Welt sorgfältig verheimlichte, indem er den unglücklichen Knaben, der etwa achtzehn oder neunzehn Jahr alt war, in beständiger Verbannung in England ließ. Herr von Vaudemont wollte nicht für älter als dreißig gelten und bedachte, wenn er einen Sohn von achtzehn Jahren zum Vorschein bringe, so würde der Bursche ein Ungeheuer von Undankbarkeit werden, indem er jede Stunde seinen Vater Lügen strafte! Ungeachtet dieser Vorsicht fand der Vicomte es sehr schwer, eine dritte Frau zu bekommen – besonders da er kein wirkliches und sichtbares Einkommen hatte, da er von den

Blattern nicht besäet, sondern zerpflügt, klein von Statur war und für mehr als schwachköpfig gehalten wurde. Er war aber außerordentlich geputzt, trug einen Busenstreif von Spitzen und eine gestickte Weste. Herrn Love gegenüber saß der Engländer Birnie, eine Art von Gehülfe in dem Geschäft, mit einem harten, trockenen, pergamentartigen Gesicht und einem ausgezeichneten Talent zum Schweigen. Der Wirth selber war ein glänzenden Thier; seine breite Brust schien mehr Platz an dem Tische einzunehmen, als vier von seinen Gästen, doch war er nicht korpulent oder unbeholfen; er war schwarz gekleidet, trug eine sehr hohe Sammetcravatte, und vier goldene Knöpfe schimmerten vorn in seinem Hemd. Der obere Theil seines Kopfes war kahl, welches machte, daß seine Stirn sehr hoch erschien. Das Haar, welches er noch hatte, war grau und kraus, sein Gesicht glatt rasirt mit Ausnahme eines kurz geschnittenen Schnurrbarts, und seine Augen, obgleich klein, waren hell und durchdringend.

»Das sind die besten Bonbons, die ich je gegessen,« sagte Love, Madame Caumartin anblickend. »Meine schönen Freundinnen haben Mitleid mit dem Tische eines armen Junggesellen.«

»Aber Sie sollten kein Junggeselle sein, Herr Love,« versetzte die schöne Rosalie mit schlaun Blicken; »Sie, der Sie Andere zum Heirathen bewegen, sollten ein gutes Beispiel geben.«

»Alles zu seiner Zeit,« antwortete Love nickend; man verschafft seinen Kunden so viel Glück, daß man selber keins mehr übrig hat.«

Hier hörte man eine laute Explosion. Herr Goupille hatte mit Mademoiselle Adele einen von den Knallbonbons aufgezogen.

»Ich habe das Motto bekommen! – Nein, der Herr hat es; ich bin stets unglücklich,« sagte die sanfte Adele.

Der Gewürzhändler rollte feierlich den kleinen Papierstreifen auseinander; der Druck war sehr klein und es verlangte ihn, seine Brille zum Vorschein zu bringen, doch bedachte er, daß er dann als alt erscheinen würde. Indessen buchstabirte er das Motto mit einiger Schwierigkeit zusammen:

»Es ward dein stolzes Herz besiegt, ich wette –  
Kann sie sich mit der Huldigung nicht versöhnen,  
Behandelt man als Sieger die Coquette  
Und sucht die Slaverei der sanften Schönen.«

»Ich schenke es Ihnen, Mademoiselle,« sagte er, indem er das Motiv feierlich auf Adels Teller auf einen kleinen Berg von Kastanienschalen legte.

»Es ist sehr hübsch,« sagte sie, vor sich niederblickend.

»Es ist sehr passend angebracht,« flüsterte der Gewürzhändler in seiner Aufregung seine Perrücke ein wenig zu rauh liebkosend. Love stieß ihn unter dem Tische an und deutete mit seinem Finger auf seine eigene Glatze und dann auf seine Nase. Der scharfsichtige Gewürzhändler glättete sogleich wieder seine verstörte Perrücke.

»Lieben Sie die Bonbons, Mademoiselle Adele? Ich habe einen sehr hübschen Vorrath zu Hause,« sagte Herr Goupille.

Mademoiselle Adele de Courval seufzte. »Ach! Sie erinnern mich an glücklichere Tage. Als ich klein war, nahm mich meine liebe Großmama auf den Schooß und erzählte mir, wie sie der Guillotine entgangen sei; sie war eine Ausgewanderte, und Sie wissen, daß ihr Vater ein Marquis war.«

Der Gewürzhändler verbeugte sich verlegen. Er sah nicht recht die Verbindung zwischen den Bonbons und der Guillotine ein.

»Sie sind traurig, mein Herr,« sagte Madame Beavor in ziemlich pikirtem Tone zu dem Polen, der seit dem Braten kein Wort gesprochen hatte.

»Madame, ein Verbannter ist stets traurig: ich denke an mein armes Vaterland.«

»Pah!« rief Love; »ich denke, das ist keine Verbannung an der Seite einer schönen Dame.«

Der Pole lächelte schwermüthig.

»Ziehen Sie daran,« sagte Madame Beavor, indem sie dem Patrioten einen Knallbonbon hinreichte und das Gesicht abwendete.

»Ja, Madame, ich wünschte, es wäre eine Kanone zur Vertheidigung von Polen.«

Mit diesen hochtrabenden Worten zog der tapfere Solovofski lustig an dem Bonbon, rieb dann seine Finger mit einer kleinen Grimasse und bemerkte, daß die Knallbonbons zuweilen gefährlich seien, und daß der gegenwärtige eine ungeheure Kraft erfordere.

»Ach! glaubt' ich doch bis diesen Tag  
Der Liede obzusiegen,«

sagte Madame Beavor, das Motto lesend. »Was sagen Sie dazu?«

»Madame, er gibt keinen Triumph für Polen.«

Madame Beavor stieß einen ärgerlichen Ausruf aus und blickte dann in ihrer Verzweiflung zu ihrem rothhaarigen Landsmann hinüber. »Sind Sie auch ein großer Politiker?« fragte sie Englisch.

»Nein, Madame! – ich bin ganz für die Damen.«

»Was sagt er?« fragte Madame Caumartin.

»Herr Higgins ist ganz für die Damen.«

»Gewiß,« rief Love, »alle Engländer sind es, besonders mit jener Farbe des Haars; eine Dame, die einen leidenschaftlichen Anbeter wünscht, sollte immer einen Mann mit goldfarbigem Haar heirathen – immer. Was sagen Sie dazu, Mademoiselle Adele?«

»O, mir gefällt helles Haar sehr wohl,« sagte Mademoiselle, indem sie verschämt zu Herren Goupille's Perrücke hinübersah. »Großmama sagte, ihr Papa – der Marquis – habe gelben Puder gebraucht; es muß sehr hübsch gewesen sein.«

»Da hätte man lieber Gerstenzucker nehmen sollen,« bemerkte der Gewürzhändler auf der rechten Seite seines Mundes lächelnd, wo er noch die besten Zähne hatte.

Dies schien Mademoiselle de Courval nicht zu gefallen. »Ich fürchte, Sie sind ein Republikaner, Herr Goupillw.«

»Ich, Mademoiselle? Nein, ich bin für die Restauration;« und wieder war der Gewürzhändler in Verlegenheit, die Gedankenverbindung zwischen dem Republikanismus und dem Gerstenzucker zu entdecken.

»Noch ein Glas Wein, kommen Sie,« sagte Love, indem er an dem Vicomte vorüberreichte, um Madame Caumartin einzuschicken.

»Mein Herr,« sagte der große Franzose mit dem rothen Bande, indem er den Gewürzhändler mit großer Verachtung ansah, »Sie sagen, Sie sind für die Restauration, ich bin für das Kaiserthum – ich!«

»Keine Politik!« rief Love. »Lassen Sie uns in den Salon gehen.«

Der Vicomte, der sich während dieser Unterredung sehr gelangweilt hatte, zupfte Herrn Love am Aermel, als er aufstand, und flüsterte ihm ärgerlich zu: »Ich sehe gar keine hier, die mir gefällt, Herr Love – keine von meinem Range.«

»Mein Gott!« antwortete Love, »ohne Geld kein Schweizer. Ich könnte Sie bei einer Herzogin einführen, doch da ist das Honorar sehr hoch. Da ist Mademoiselle de Courval – die datirt sich von den Karolingern her.«

»Sie gleicht gesottenem Sohllleder,« antwortete der Vicomte mit saurem Gesichte. »Doch – wie groß ist ihre Mitgift?«

»Vierzigtausend Franken,« versetzte Love; »aber sie will einen großen Mann und Herr Goupille ist –«

»Große Männer sind niemals gut gebaut,« fiel der Vicomte ärgerlich ein, und er zog sich auf die Seite, als Love

galant vortrat und Madame Beavor seinen Arm reichte, weil der Pole beim Aufstehen beide Arme über die Brust zusammengeschlagen hatte.

»Verzeihen Sie, Madame,« sagte Love zu Madame Beavor, als sie in den Salon gingen, »ich glaube Sie behandeln jenen tapferen Mann nicht recht.«

»Mein Himmel, wie langweilig ist auch sein ewiges Geschwätz von Polen,« versetzte Madame Beavor achselzuckend.

»Es ist wahr; doch er ist ein sehr schöner Mann und es ist schon ein Trost, zu denken, daß man keine Nebenbuhlerin haben wird, als sein Vaterland. Verlassen Sie sich auf mich und ermuthigen Sie ihn ein wenig mehr. Ich sollte denken, er würde für Sie passen.«

Hier meldete der für den Abend gedungene Diener Herrn und Madame Giraud an; worauf ein kleines – kleines Paar eintrat, sehr plump und einander sehr ähnlich. Dies war das Paar, welches Love zur Schau ausstellte – seine Lockvögel – sein letztes, bestes Beispiel, Heirathen zu schließen; sie waren seit zwei Monaten durch das Bureau verheirathet, und wurden von der ganzen Nachbarschaft wegen ihrer ehelichen Zärtlichkeit bewundert. Da sie jetzt vereinigt waren, hatten sie aufgehört, die öffentliche Tafel zu besuchen, doch Love lud sie oft nach dem Dessert ein, um die Andern zu ermuthigen.

»Meine lieben Freunde,« sagte Love, indem er beiden die Hände drückte, »ich bin entzückt, Sie bei mir zu sehen. Meine Damen und Herren, ich stelle Ihnen Herrn

und Madame Giraud, das glücklichste Paar in der Christenheit, vor – wenn ich nichts weiter in meinem Leben gethan hätte, als sie zusammenzubringen, so hätte ich nicht vergebens gelebt!«

Die Gesellschaft sah die Gegenstände seiner Lobrede mit großer Aufmerksamkeit an.

»Mein Herr, ich bete beständig, daß ich mein Glück verdienen möge,« sagte Giraud.

»Theurer Engel!« murmelte Madame, und das glückliche Paar setzte sich neben einander nieder.

Love, der alle jene unschuldigen Zeitvertreibe liebte, die den conventionellen Zwang und die Zurückhaltung entfernen, machte jetzt den Vorschlag, einen Schuh zu haschen, welches Spiel von allen mit Freuden angenommen wurde, außer von dem Polen und dem Vicomte. Mademoiselle Adele sah etwas spröde aus und sagte zu dem Gewürzhändler: Herr Love sei so drollig, aber sie wünsche nicht, daß ihre arme Großmama sie so sehen möchte.

Der Vicomte hatte sich der Mademoiselle Courval gegenübergestellt und richtete seine Augen sehr zärtlich auf sie.

»Ich sehe, Mademoiselle billigen diese bürgerlichen Belustigungen nicht,« sagte er.

»Nein, Herr,« sagte die sanfte Adele, »aber ich denke, wir müssen unsern Geschmack dem Geschmack der Gesellschaft aufopfern.«

»Es ist eine sehr liebenswürdige Gesinnung,« sagte der Gewürzhändler.

»Es ist eine solche, wie man sie Großmama's Papa, dem Marquis de Courval, zuschrieb. Diese Bemerkung ist seitdem sehr abgedroschen,« sagte Adele.

»Kommen Sie, meine Damen,« sagte die muntere Rosalie, »ich will meinen Schuh hergeben.«

»Setzen Sie sich doch,« sagte Madame Beavor zu dem Polen. »Haben Sie keine solche Spiele in Polen?«

»Madame! Polen ist nicht mehr,« sagte der Pole. »Doch mit den Schwertern seiner Tapferen –«

»Keine Schwerter hier, wenn's gefällig ist,« sagte Love, indem er seine großen Hände auf des Polen Schultern legte, und sie dann schnell sinken ließ.

Das Spiel wurde mit großer Lebhaftigkeit begonnen, und Rosalie, Love und Madame Beavor lachten viel dabei, besonders wenn die letztere den Polen mit dem Absatze des Schuhes schlug. Herr Giraud war beständig überzeugt, daß Madame Giraud den Schuh habe, welche Ueberzeugung von seiner Seite zu manchen kleinen Liebkosungen Veranlassung gab, die bei verheiratheten Leuten stets so unschuldig sind. Der Vicomte und der Gewürzhändler hielten sich eben so fest überzeugt, daß Mademoiselle Adele den Schuh habe, die sich viel kräftiger vertheidigte, als man es bei ihrer Sanftmuth hätte erwarten sollen. Der Gewürzhändler wurde aber eifersüchtig bei den Aufmerksamkeiten seines adeligen Nebenbuhlers und sagte ihm, er genire Mademoiselle, daraus erklärte ihn der Vicomte für impertinent, und der große Franzose mit dem rothen Band stand auf und sagte: »Kann ich Ihnen auf irgend eine Weise beistehen?« Da legte sich

Love, der große Friedensstifter, in's Mittel, und machte den Vorschlag, Colin Maillard oder Blindkuh zu spielen. Rosalie klatschte in die Hände. Tische und Stühle wurden weggeräumt und Madame Beavor schob den Polen in Rosaliens Arme, die einige Augenblicke sein Gesicht befühlte und ihn für den langen Franzosen hielt. Während dieser Zeit verbargen sich Herr und Madame Giraud hinter dem Fenstervorhange.

»Amüsiren Sie sich, mein Freund,« sagte Madame Beavor zu dem befreiten Polen.

»Madame,« seufzte Sovolofski, wie kann ich heiter sein! Mein ganzes Vermögen ist von dem Kaiser von Rußland confiscirt worden. Hat Polen keinen Brutus?«

»Ich glaube, Sie sind verliebt,« sagte der Wirth ihm auf den Rücken klopfend.

»Sind Sie ganz gewiß,« flüsterte der Pole dem Heirathsstifter zu, »daß Madame Beavor zwanzigtausend Livres Renten hat?«

»Keinen Sous weniger.«

Der Pole dachte nach, sah Madame Beavor an und sagte: »Und doch, Madame, Ihre reizende Heiterkeit tröstet mich bei allen meinen Leiden,« worauf ihn Madame Beavor einen Schmeichler nannte und ihn mit dem Fächer auf die Knöchel seiner Finger schlug; das letztere schien dem Polen nicht besonders zu gefallen, denn er steckte seine Hände sogleich in die Hosentaschen.

Das Spiel hatte jetzt seinen Höhepunkt erreicht. Rosalie war ungewöhnlich lebhaft und eilte hin und her, was den Polen sehr außer Athem brachte; er wischte sich

wiederholt das Gesicht ab und bemerkte, es sei eine beschwerliche Arbeit, die ihn an die letzte traurige Schlacht für Polen erinnerte. Goupille, der erst kürzlich Tanzunterricht genommen, war eitel auf seine Gewandtheit und stieg, wenn Rosalie sich näherte, mit vieler Anmuth und großem Ernst über Stühle und Tische. Bei diesen Sprüngen stieg er auch auf einen Stuhl in der Nähe des Vorhanges, hinter dem sich Herr und Madame Giraud verborgen hatten.

Da sich der Vorhang ein wenig bewegte, so war es ihm plötzlich, als schliche sich Rosalie hinter demselben herum; der Gewürzkrämer machte einen plötzlichen Sprung von dem Stuhl und sein linker Rockschoß blieb an dem Haken hängen, woran die Vorhänge befestigt waren und die unheilvolle Bewegung gab die unbeschützte Seite preis, gerade als er sich umwendete um dieses Kleidungsstück aus seiner Verlegenheit zu befreien. Rosalie sprang auf ihn zu, erhob natürlich ihre Hände in der Höhe, wo sie das göttliche Menschengesicht erwartete, faßte aber aus Versehen einen andern Theil der anmuthigen Gestalt des Herrn Goupille.

»Ich weiß nicht, was dies ist. Welch ein drolliges Gesicht!« murmelte Rosalie.

»Aber Madame,« stotterte Herr Goupille, der sehr verwirrt aufblickte.

Die sanfte Adele, der dieses Abenteuer nicht zu gefallen schien, kam ihrem Bewerber zu Hülfe und kniff Rosalie heftig in den Arm.

»Das ist nicht recht! Aber ich will wissen, wer dies ist,« rief Rosalie zornig; »Sie sollen mir nicht entfliehen!«

Ein plötzlicher und allgemeiner Ausbruch des Lachens erregte ihren Verdacht – sie zog sich zurück und rief: »Aber dies ist kein hübscher Spaß; dies ist zu stark,« und richtete mit ihrer schönen Hand einen bestreiten Schlag auf den bestimmten Theil, daß Goupille einen kläglichen Schrei ausstieß, vom Stuhle sprang und den Rockschoß, die Veranlassung all dieses Ungemachs, an dem Haken hängen ließ.

Gerade in diesem Augenblick und bei der Aufregung, die Goupille's Mißgeschick veranlaßte, wurde die Thür geöffnet und der Diener erschien wieder mit einem jungen Manne in einem großen Mantel.

Der Ankommende blieb auf der Schwelle stehen und sah sich erstaunt um.

»Teufel!« sagte Love sich nähernd und den Fremden starr ansehend. »Ist es möglich? – Sie kommen also doch endlich? – Willkommen!«

»Aber,« sagte der Fremde, der noch immer verwirrt schien, »dies muß ein Irrthum sein; Sie sind nicht –«

»Ja, ich bin Love! – Liebe ist auf der ganzen Welt zu finden. Wie gehst unserem Freunde Gregg? – Er sagte Ihnen wohl, Sie sollten sich an Love wenden, he – hm! – Meine Damen und Herren, eine Acquisition für unsere Gesellschaft. Ein hübscher Bursche, he? – Fünf Fuß elf Zoll, ohne seine Schuhe – und jung genug, um sich dreimal zu verheirathen, ehe er stirbt. – Wann kamen Sie an?«

»Heute.«

Und so trafen sich Philipp Morton und Wilhelm Gaw-trey wieder.

## ZWEITES KAPITEL.

Glücklich der Mann, der fern von Sorg' und  
Kampf,

In seiner Börs', von Leder oder Seide,

Noch eines Schilling übrig hat.

*Der glänzende Schilling.*

»Armer Junge! Deine Geschichte interessirt mich, aber die Moral ist praktisch, alt und ewig – so geht er eben im Leben. Die Armuth an sich ist kein so großer Fluch, wenn es nur nicht bis zum Verhungern: kommt. Und die Leidenschaft an sich ist ein edel Ding, Herr; aber Armuth und Leidenschaft zugleich – Armuth und Gefühl – Armuth und Stolz – die Armuth nicht der Geburt, sondern umgekehrt – und der Mann, der Sie aus Ihrem bequemen Lehnstuhl trennt und sie bei jeder Wendung stößt, so wie er sich bequemer zurechtsetzt – darin liegt nichts Roman-tisches – das ist das rauhe Alltagsleben, Herr! Nun, nach Ihres Bruders Briefe gaben Sie sich also gänzlich jenem Smith hin?«

»Nein, ich gab ihm mein Geld, aber nicht meine Seele. Ich entfernte mich von seiner Thür mit wenigen Schillingen, die er mir selber in die Hand gab und zog weiter – es war mir einerlei wohin – aus der Stadt, auf die Fel-der – bis die Nacht anbrach, und dann, als ich plötzlich auf die Landstraße kam, viele Meilen davon, da ging der

Mond auf und ich sah an der Seite der Hecke etwas liegen, was mir wie eine Leiche erschien: es war ein alter Bettler im höchsten Elend, zerlumpt, krank und fast verhungert. Er hatte sich dort hingelegt, um zu sterben. Ich theilte mit ihm, was ich hatte, und brachte ihn in ein kleines Wirthshaus. Als er über die Schwelle ging, wendete er sich um und segnete mich. Wissen Sie, in dem Augenblick, als ich diesen Segen hörte, war es mir, als werde ein Stein von meinem Herzen gewälzt. Ich sagte zu mir selber: Ei, so kann selbst ich Jemanden nützlich sein, und ich bin besser daran als dieser alte Mann, denn ich bin jung und gesund. Als diese Gedanken mich aufregten, wurden meine Glieder leicht, die vorher vor Ermüdung schwer gewesen waren; eine seltsame Aufregung bemächtigte sich meiner. Ich eilte froh im Mondlicht weiter, welches hell auf den breiten Weg fiel. Es war mir, als sei kein Haus, nicht einmal ein Palast groß genug für mich in jener Nacht. Und als ich endlich ermüdet in einen Wald kroch und mich zum Schlummer niederlegte, murmelte ich bei mir selber: Ich bin ja jung und gesund. Als ich aber am Morgen aufstand, streckte ich meine Arme aus und vermißte meinen Bruder! – In zwei oder drei Tagen fand ich Beschäftigung bei einem Pächter; aber nach wenigen Wochen entzweiten wir uns, denn einmal wollte er mich schlagen. Ich konnte wohl arbeiten, aber nicht dienen. Der Winter hatte begonnen, als wir uns trennten. – O, welch ein Winter! – Da erfuhr ich, was es heißt, ohne Obdach zu sein. Wie ich einige Monate lang lebte – wenn

man es leben nennen kann – würde Sie schmerzen anzuhören und mich demüthigen, es auszusprechen. Endlich war ich wieder in London und eines Abends, vor nicht vielen Tagen, entschloß ich mich endlich, da mir nichts weiter übrig zu sein schien und ich in zwei Tagen nichts gegessen hatte – zu Ihnen zu gehen.«

»Und warum fiel Ihnen dies nicht früher ein?«

»Weil,« sagte Philipp hoch erröthend, »weil ich erbebte bei dem Gedanken, daß ich einem Manne Macht über meine Handlungen und mein künftiges Leben geben sollte, den ich als Wohlthäter segnen mußte, dem ich aber als Führer nicht trauen konnte.«

»Nun,« sagte Love oder Gawtrey mit einer seltsamen Mischung von Ironie und Mitleid in seiner Stimme, »so war es also der Hunger, der sie endlich doch mehr erschreckte als selbst ich?«

»Vielleicht war es der Hunger – oder vielmehr die Gedanken, die aus dem Hunger hervorgehen. Ich hatte, wie gesagt, in zwei Tagen nichts gegessen und stand auf jener Brücke, von der man auf der einen Seite den Palast eines Oberhauptes der Kirche, auf der andern die Thürme der Abtei sieht, worin die Männer begraben liegen, von denen ich in der Geschichte gelesen habe. Es war ein kalter, frostiger Abend und im Flusse spiegelten sich die Lampen und die Sterne. Ich lehnte mich schwach und matt an das Brückengeländer und in dem Winkel neben mir hielt mir ein Krüppel seinen Hut hin, um einen Penny zu erhalten. Ich beneidete ihn! – er hatte doch etwas, wovon er leben konnte – er war daran gewöhnt und vielleicht

dazu erzogen – er hatte keine Scham. Mit einer plötzlichen Bewegung wendete ich mich auch um, hielt dem ersten Vorübergehenden meine Hand hin und erschreck über meine eigene Stimme, als ich rief: Haben Sie Mitleid.«

Gawtreys warf noch einen Klotz in's Feuer, sah sich wohlgefällig in seinem zierlichen Zimmer um und rieb die Hände. Der junge Mann fuhr fort: ›Sie sollten sich schämen. Ich habe große Lust, Sie der Polizei zu übergeben,‹ war die Antwort in kurzem und scharfem Tone. Ich blickte auf und sah die Livree, die meines Vaters Bedienten getragen hatten. Ich hatte bei einem von Robert Beaufort's Lakaien um Brod gebettelt! Ich schwieg; der Mann ging auf den Zehen weiter, damit der Schmutz seine Schuhe nicht bespritzen möge. Da ergriffen mich Gedanken, so schwarz, daß sie jeden Stern des Himmels auszuschließen schienen; Gedanken, gegen die ich oft angekämpft, denen ich mich jetzt aber mit toller Freude hingab, und ich erinnerte mich Ihrer. Ich hatte mir die Adresse noch aufbewahrt, die Sie mir gaben, und ging geradewegs zu dem Hause. Als ich Ihren Namen nannte, empfing mich Ihr Freund gütig, und ohne zu fragen, setzte er mir Speise vor – drang mir Kleider und Geld auf – verschaffte mir einen Paß – gab mir Ihre Adresse – und nun bin ich unter Ihrem Dache. Gawtreys, ich kannte bis jetzt nur die dunkle Seite von der Welt, ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll – aber da Sie allein freundlich gegen mich waren, so verlasse ich mich mehr

auf Ihre Freundlichkeit als auf Ihre Hülfe – Ihre freundlichen Worte und freundlichen Blicke – doch –« Er hielt inne und athmete tief.

»Doch Sie möchten gern mehr von mir wissen. Wahrlich, mein Junge, ich kann Ihnen in diesem Augenblick nicht mehr sagen. Um offen zu reden, glaube ich nicht, daß ich eigentlich innerhalb der Schranken des Gesetzes lebe. Aber ich bin kein Schurke! – Ich plünderte nie meinen Freund und nannte es ehrliches Spiel! – Ich ermordete nie meinen Freund und sprach von Ehre! – Ich verführte nie das Weib meines Freundes und nannte es Galanterie!« – Als Gawtreys so sprach, zog er die Worte in die Länge, indem er mit den Zähnen knirschte, schwieg, und fuhr heiterer fort: »Ich kämpfe mit dem Schicksal! das ist Alles! Ich bin nicht, was Sie zu glauben scheinen – nicht eigentlich ein Betrüger – gewiß kein Räuber! aber wie ich Ihnen schon früher sagte, ich bin ein Charlatan, und das ist jeder Mann, der reicher oder größer zu werden sich bemüht, als er ist. Auch ich bedarf der Güte so sehr wie Sie. Meine Speisen und Getränke stehen zu Ihren Diensten. Ich will versuchen, sie selbst von dem reinlichen Schmutz unbefleckt zu erhalten, der mir zuweilen anklebt. Andererseits, mein junger Freund, hat die Jugend nicht das Recht, den Sittenrichter zu spielen, und Sie müssen mich nehmen, wie Sie die Welt nehmen, ohne allzu skrupulös zu sein. Mein gegenwärtiges Geschäft liefert einen guten Ertrag und ich beginne Geld zurückzulegen. Mein eigentlicher Name und mein früheres Leben sind gänzlich unbekannt in diesem Stadtviertel und bis

jetzt hegt man noch keinen Verdacht; denn obgleich ich in Paris sehr bekannt bin, so habe ich doch bisher in andern Theilen der Stadt mein Wesen getrieben – und überdies werden Sie zugeben müssen, daß ich gut verkleidet bin. Welch eine wohlwollende Miene verleiht mir diese kahle Stirn – nicht wahr? Wenn ich sähe, wie Sie sich im größeren Leben benehmen könnten,« setzte Gawtrey etwas ernster hinzu, »so möchte ich zu Ihnen sagen, wie ein Mann der Mode zu einem nüchternen jungen Anfänger sagen könnte – ja, wie mancher ausschweifende Vater zu seinem Sohne sagt oder sagen sollte: »Es ist kein Grund vorhanden, daß Du ein Sünder wirst, weil ich selber kein Heiliger bin.« In einem Wort, wenn Sie sich an eine respectable Profession hielten, so könnten Sie sicherere Bekannten haben, als ich bin. Aber so wie die Sache steht, sehe ich nicht ein, was Sie Besseres thun könnten.« Gawtrey sprach diese Worte mit so vieler Ruhe und Offenheit, daß der Zuhörer dadurch sehr beruhigt wurde und als er mit den Worten schloß: »Was sagen Sie? kurz, mein Leben ist das eines großen Schulknaben, der durch seine Streiche in Verlegenheit kommt und sich so gut durchschlägt als er kann! – Wollen Sie zusehen, wie Ihnen das gefällt?« da schlug Philipp mit vertrauensvollem und dankbarem Antriebe in Gawtrey's Hand. Der Wirth schüttelte dieselbe herzlich, und ohne ein Wort weiter zu sagen, führte er seinen Gast in ein kleines Kabinet, wo ein Sophabett stand, und dann trennten sie sich, um sich zur Ruhe zu begeben.

Das neue Leben, welches Philipp Morton begann, war so seltsam, so abenteuerlich und unterhaltend, daß es in seinem Alter sehr natürlich war, daß er die Gefahr nicht bemerkte.

Wilhelm Gawtreys war einer von den Männern, die geboren sind, um einen gewissen Einfluß und ein gewisses Uebergewicht auszuüben, in welche Lage sie auch versetzt sein mögen; seine ungeheure Körperkraft, seine rüstige Gesundheit übten an sich schon eine gewisse Macht aus, sowohl in moralischer als physischer Hinsicht. Er besaß von Natur einen hohen animalischen Geist, unter dessen Oberfläche aber zu Zeiten ein gewisser tieferer Strom von Bosheit und Verachtung sichtbar wurde. Er hatte offenbar eine bessere Erziehung erhalten und sich das Benehmen eines Mannes angeeignet, der nicht unbekannt mit den gebildeten Klassen der Gesellschaft ist. Von der ersten Stunde an, wo Philipp ihn auf dem Omnibus gesehen, hatte dieser Mann seine Neugierde und sein Interesse lebhaft angeregt; die Unterredung, die er auf dem Kirchhofe gehört, die Verpflichtungen, die er wegen der Rettung von den Polizeidienern schuldig war, die Zeit, die er später in seiner Gesellschaft zugebracht hatte, bis sie sich in dem kleinen Gasthofe trennten, die rauhe und herzliche Freundlichkeit, die Gawtreys ihm zu jener Zeit bewiesen hatte, und die Gastfreundschaft, die er jetzt gegen ihn anwendete – Alles diente dazu, seine Phantasie aufzuregen und berechtigte diese seltsame Person zu einem Anspruch auf seine Dankbarkeit. Mit einem Worte, Morton war bezaubert; dieser Mann war der

einzigste Freund, den er hatte. Ich habe es nicht für nöthig gehalten, dem Leser die Unterredungen mitzutheilen, die sie früher mit einander geführt, als Morton einige Tage in Gawtreys Gesellschaft gewesen, doch diese Unternehmungen hatten einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht. Er war betroffen und fast ergriffen von dem tiefen Duster, welches unter Gawtreys scheinbarer guten Laune verborgen lag – ein Duster, nicht des Temperaments, sondern der Erfahrung. Seine Ansichten vom Leben, von der menschlichen Gerechtigkeit und menschlichen Tugend waren unerfreulich und verzweifelnd, wie dies nur zu gewöhnlich mit Menschen der Fall ist, welche Grund gehabt haben, mit der Welt unzufrieden zu sein, und Morton's eigene Erfahrung war so traurig gewesen, daß dieselbe mehr Einfluß auf seine Ansichten gehabt hatte, als es bei den Glücklichen der Fall ist. Dieses ihr zweites Wiedersehen war indeß heiterer als das erste, und unter dem Dache seines Wirthes erlangte Morton unmerklich aber rasch etwas von seinem früheren und natürlichen Tone ungestümen und glühenden Lebensmuthes wieder. Gawtreys selber war im Allgemeinen ein heiterer Gesellschafter, nicht auserwählt, aber heiter. Wenn er am Abend unbeschäftigt war, trieb sich Gawtreys in Kaffeehäusern und Theatern umher, und Morton war sein Begleiter; Birnie, Gawtreys Compagnon, ging nie mit ihnen. Erheitert durch diese Lebensveränderung erlangte der Körper dieses jungen Mannes seine Blüte und Kraft wieder, gleich einer Pflanze, die, aus einer drückenden Atmosphäre und einem ungesunden Boden entfernt, wo

sie nach Licht und Luft gerungen, sich ausbreitet, wenn sie versetzt wird; die lieblichen Blätter brechen hervor aus den niederhängenden Aesten und die elastische Krone strebt aufwärts zur Sonne in der Pracht ihres jungen Wuchses. Wenn bisher immer eine gewisse feurige Strenge in seinem Aeußern zu bemerken war, so hatte dieselbe wenigstens aufgehört, wild und verstört zu sein; sie paßte selbst zu dem Charakter seiner dunklen und ausdrucksvollen Züge. Er hatte verloren, was er in seinem heftigen Temperamente vom Tiger hatte; aber in den glänzenden Farben und dem kräftigen Ebenmaß der Gestalt zeigte er auch etwas von der Schönheit des Tigers. Birnie schlief nicht im Hause, sondern ging jeden Abend in seine Wohnung, die in geringer Entfernung war. Wir haben nur wenig von diesem Manne gesagt, denn allem Anscheine nach war wenig genug von ihm zu sagen; er sprach selten mit Jemand anders als mit Gawtreys, mit dem Philipp ihn oft leise Unterredungen führen sah, wobei er nichts zugelassen wurde. Sein Auge war aber weniger müßig als seine Lippen; es war kein helles Auge, sondern im Gegentheil trübe und für den nicht Beobachtenden leblos, von blaßblauer Farbe und wie mit einem Flor überzogen – das Auge eines Geiers; doch hatte es eine ruhige, versthohlene Wachsamkeit an sich, die Morton großes Mißtrauen und Widerwillen einflößte. Birnie

sprach nicht nur wie ein Eingeborener französisch, sondern alle Angewohnheiten, seine Geberden und sein ganzes Wesen waren französisch, nicht wie man sie in der guten Gesellschaft findet, sondern populärer und gewöhnlicher. Er war nicht gerade eine gemeine Person, dazu war er zu schweigsam, doch hatte er offenbar eine niedrige Erziehung gehabt; seine Fähigkeiten waren von mechanischer Art; er war ein großer Rechner, ein sehr geschickter Chemiker, und hatte sich ein Laboratorium in seiner Wohnung angelegt, und verstand seine Kleider und seine Wäsche mit unvergleichlicher Zierlichkeit zu flicken. Philipp hatte ihn im Verdacht, daß er auch seine Schuhe selber putze, doch darin that er ihm Unrecht. Einmal fand er Morton aus Langeweile beschäftigt, Pferdeköpfe zu zeichnen und er machte einige kurze kritische Bemerkungen über die Zeichnungen, welche zeigten, daß er mit dieser Kunst wohl bekannt sei. Philipp war überrascht und suchte eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen, doch Birnie wich ihm aus und bemerkte nur, daß er einst Kupferstecher gewesen sei.

Gawtrey selber schien nicht viel von dem früheren Leben dieser Mannes zu wissen oder wenigstens nicht gern über ihn zu sprechen. Der Fußtritt Birnie's war schleichend, geräuschlos und katzenähnlich; er war durchaus nicht gesellig – nahm an nichts lebhaften Antheil – trank viel – war aber niemals betrunken. Auf irgend eine Weise hatte er einen nicht viel geringeren Einfluß über Gawtrey als Gawtrey über Morton hatte, doch war derselbe von verschiedener Art: Morton empfand eine lebhaft

Zuneigung zu seinem Freunde, während Gawtreys einen geheimen Widerwillen gegen Birnie zu empfinden und froh zu sein schien, wenn er sich aus seiner Nähe entfernte. In der That war es Gawtreys Gewohnheit, wenn Birnie Abends das Haus verließ, seine Hände zu reiben, die Punschbowle zum Vorschein zu bringen, die Citronen auszudrücken und, während Philipp auf dem Sopha ausgestreckt lag und ihm zwischen Schlaf und Wachen zuhörte, stundenlang, oft bis Tagesanbruch mit jener seltsamen Mischung von Schelmerei und Gefühle Scherzhaftigkeit und gesundem Verstande fortzusprechen, was den gefährlichen Reiz seiner Gesellschaft bildete.

Eines Abends, als sie so beieinander saßen, sagte Morton plötzlich, nachdem er eine Zeitlang den Bemerkungen seines Kameraden über Menschen und Dinge zugehört hatte:

»Gawtreys! Sie haben so Vieles, an sich, was mir auffallend ist, so Vieles, was ich nur mit Schwierigkeit mit Ihrem gegenwärtigen Treiben vereinen kann, so daß, wenn ich nicht Du viel fordere, ich sehr wünschte, eine Erzählung Ihrer früheren Lebens zu hören. Es würde mich ergötzen, es mit dem meinigen zu vergleichen; wenn ich in Ihrem Alter bin, will ich zurückblicken und sehen, was ich Ihrem Beispiel schuldig war.«

»Mein früheres Leben! gut, Sie sollen es hören. Ich hoffe es wird Sie bei Zeiten vor zwei Klippen, der Jugend warnen – vor der Liebe und der Freundschaft.« Während er die Citrone ausdrückte, um sein Lieblingsgetränk zu bereiten, welches er, wie Morton bemerkte, stärker als

gewöhnlich machte, begann Gawtrey *die Geschichte eines Taugenichts*.

### DRITTES KAPITEL.

All sein Erfolg hängt von ihm selber ab –  
Er hat nicht Geld, nicht Führer oder Freund!  
Mit hohem Geist lernt' John der Welt zu trotzen,  
War ein gewandeter Schurk' in jedem Sinn.  
*Crabbe.*

»Mein Großvater verkaufte Spazierstöcke und Regenschirme in dem kleinen Durchgange bei Exeter-Change; er war ein geniereicher und spekulativer Mann. Sobald er ein wenig Geld zusammengeschartt hatte, borgte er es einem armen Teufel, der einen harten Gutsherrn hatte, zu zwanzig Procent, nur derselbe mußte die Hälfte der Anleihe in Regenschirmen und Rohrstöcken annehmen. Auf diese Weise brachte er seinen Fuß auf die Leiter, und klonn immer weiter aufwärts bis er im Alter von vierzig Jahren fünftausend Pfund zusammengebracht hatte. Dann sah er sich nach einer Lebensgefährtin um. Ein redlicher Handelsmann am Strand, der viel in Zitz machte, hatte eine einzige Tochter; diese junge Dame hatte ein Legat von einer Großtante von 3220 Pfund, nebst einigen kleinen Häusern in St. Giles, wo die Bewohner wöchentlich zahlten – lauter Diebe oder Schurken, und so waren ihre Einkünfte sicher. Nun empfand mein Großvater eine große Freundschaft für den Vater dieser jungen Dame, gab ihm ein neues Zitzmuster an, bewog ihn ein Patent

darauf zu nehmen, borgte ihm 700 Pfund zu der Spekulation, forderte das Geld in dem Augenblick, wo der Zitz am niedrigsten im Preise stand und erhielt die Tochter anstatt des Geldes – durch welchen Tausch er 2520 Pfund gewann, die Tochter noch ungerechnet. Dann wurde mein Großvater der Compagnon des würdigen Handelsmannes, trieb das Geschäft mit Geist und Erfolg und zeugte zwei Söhne. Als er älter wurde, bemächtigte sich seiner der Ehrgeiz, seine Söhne sollten Männer von Stande werden – der eine wurde auf die Universität geschickt, und der andere bei einem abmarschirenden Regimente untergebracht. Mein Großvater dachte hunderttausend Pfund zu hinterlassen, doch ein Fieber, welches er bekam, als er seine Miethsleute in St. Giles besuchte, verhinderte ihn daran und er hinterließ nur zwanzigtausend Pfund, die unter die beiden Söhne gleich vertheilt wurden. Mein Vater, der Gelehrte« – hier schwieg Gawtreys einen Augenblick, nahm einen großen Zug und fuhr mit sichtbarer Anstrengung fort – »mein Vater war ein Mann von strengen Grundsätzen, vortrefflichem Ruf und einer großen Achtung vor der Welt. Er schloß eine frühe und respektable Heirath. (Ich bin die einzige Frucht dieser Verbindung; er lebte nüchtern, sein Temperament war rau und mürrisch und seine Wohnung finster; er war ein sehr strenger Vater und meine Mutter starb, ehe ich zehn Jahr alt war. Als ich vierzehn war, kam ein kleiner alter Franzose zu uns, um bei uns zu wohnen; er war während des alten Regime verfolgt worden, weil er ein Philosoph war; er füllte meinen Kopf mit seltsamen Grillen

an, die seitdem mehr oder weniger darin geblieben sind. Mit achtzehn Jahren wurde ich in das St. John-College in Cambridge geschickt. Mein Vater war reich genug, um für mich die Pension des höhern Ranges zu zahlen, doch seit Kurzem war er geizig geworden; er hielt mich für verschwenderisch, ich mußte Famulus werden, vielleicht that er es, um mir zu trotzen. Jetzt fielen mir zum erstenmal die Ungleichheiten im Leben auf, von denen mir der Franzose so viel vorgepredigt. Ein Famulus! nur ein anderer Name für einen Hund! Ich besaß soviel Stärke, Gesundheit und Geist, daß ich mehr Leben in meinem kleinen Finger hatte, als die Hälfte der Pensionäre der höheren Klasse – jene zierlichen spindelbeinigen Burschen, die für eine Sammlung von meines Großvaters Spazierstöcken hätten gelten können – in ihrem ganzen Körper. Ich denke oft, daß Gesundheit und Geist viel Pflichten auf sich haben! – Wenn wir jung sind, gleichen wir so weit den Wilden – die der junge Anwuchs der Natur sind – daß wir einen ungeheuren Werth auf physische Vortheile legen. Sind nicht meine Proben der Stärke und Gewandtheit – meine Holzereien mit den Knoten, meine Sprünge auf dem Turnplatz und die Wettkämpfe im Rudern, die ich gewann, in der Chronik des St. Johns-Collegium niedergeschrieben? Diese Thaten flößten mir einen übertriebenen Begriff von meiner Ueberlegenheit ein und ich konnte nicht umhin, die reichen Burschen zu verachten, die ich durch ein Niesen hätte umblasen können. Dennoch war eine unübersteigliche Schranke zwischen mir

und ihnen – ein Famulus war kein geeigneter Gesellschafter für die Günstlinge des Glücks! Aber da war ein junger Mann, ein Jahr jünger als ich, von hoher Geburt und der Erbe eines beträchtlichen Vermögens, der mich nicht mit derselben übermüthigen Frechheit behandelte, wie die Andern; vielleicht machte ihn sein Rang gleichgültig gegen die kleinen conventionellen Förmlichkeiten, die auf Personen Einfluß haben, welche nicht mit dieser runden Erde Fußball spielen können; er war der wildeste Bursche auf der Universität – ein Laternenzerbrecher – ein geschickter Fuhrmann – ein wackerer Paukant – kurz ein Teufelskerl – gewandt und geistreich, aber nicht im Lernen – klein und schlank, aber tapfer wie ein Löwe. Aehnliche Gewohnheiten machten uns vertraut und ich liebte ihn wie einen Bruder – mehr als einen Bruder – wie ein Hund seinen Herrn liebt; bei allen unsern Raufereien schützte ich ihn mit meinem eigenen Körper. Er durfte nur zu mir sagen: springe in's Wasser, und ich würde mich nicht bedacht haben, meinen Rock auszuziehen. Kurz, ich liebte ihn wie ein stolzer Mann einen andern Mann, der zwischen ihm und der Verachtung sieht – wie ein gemüthlicher Mann einen andern liebt, der zwischen ihm und der Einsamkeit steht. Um eine lange Geschichte karg zu machen: in einer dunklen Nacht beging mein Freund ein unverzeihliches Vergehen gegen die Disciplin. Es war in dem Collegium ein alter heiliger und ernster Magister, der von einer Theegesellschaft nach Hause zurückkehrte; mein Freund und ein anderer seiner Kameraden verbanden diesem armen Kerl die Augen, knebelten

ihm die Hände und trugen ihn zu dem Hause einer alten Jungfer, der er seit den letzten zehn Jahren den Hof gemacht gemacht hatte, banden seinen langen Zopf an den Thürklopfer und verließen ihn. Sie können sich denken, welchen Höllenspuk sein Bemühen, sich los zumachen, in der ganzen Straße anrichtete; die alte Magd der alten Jungfer rief Raub und Mord, nachdem sie alle Gefäße der Wuth, deren sie hatte habhaft werden können, über seinen Kopf ausgeschüttet. Der Universitätsrichter kam mit seinen Bullenbeißern; sie befreiten den Gefangenen und machten Jagd auf die Delinquenten, die unvorsichtigerweise in der Nähe geblieben waren, um sich ihres Späßes zu erfreuen. Die Nacht war dunkel und sie erreichten sicher das Collegium, doch hatte man ihnen bis zu dem Eingange nachgespürt. Wegen dieses Vergebens wurde ich relegirt.«

»Sie waren ja aber nicht dabei betheilig?« sagte Philipp.

»Nein; aber ich kam in Verdacht und wurde angeklagt. Ich hatte davon kommen können, wenn ich die wahren Verbrecher hätte verrathen wollen, aber meines Freundes Vater war im öffentlichen Leben – ein strenger, stolzer alter Staatsmann; mein Freund hegte eine tödtliche Furcht vor ihm – und er war in der That die einzige Person, die er fürchtete. Wenn ich zu sehr meine Unschuld behauptet hätte, so hätte ich die Untersuchung auf die rechte Spur leiten können. Kurz, ich fühlte mich glücklich, ihm meine Freundschaft beweisen zu können. Er drückte mir

beim Scheiden zärtlich die Hand und versprach mir, meine großmüthige Aufopferung nie zu vergessen. Ich ging mit Schmach beladen heim; ich darf Ihnen nicht erst sagen, was mein Vater mir sagte; ich glaube von der Stunde an liebte er mich nicht mehr. Bald nach dieser Zeit kam mein Oheim, der Kapitän George Gawtrej, vom Auslande zurück; er fand großen Gefallen an mir und ich verließ meiner Vaters Haus, welches mir unerträglich geworden war, um bei ihm zu wohnen. Er war ein sehr schöner Mann gewesen – ein fröhlicher Verschwender, hatte sein Vermögen durchgebracht und lebte jetzt von seinem Verstande. Er war ein Spieler von Profession: Sein leichtes Temperament und sein lebhafter Humor bezauberten mich, er kannte die Welt sehr gut und war gleich allen Spielern großmüthig, wenn die Würfel glücklich waren – was, um die Wahrheit zu sagen, im Allgemeinen der Fall war, da er keine Bedenklichkeiten hegte. Obgleich man einigen Verdacht wegen unredlicher Künste hegte, so hatte man sie doch nie entdeckt. Wir wohnten in einem eleganten Zimmer, gingen vertraut mit Männern von verschiedenem Range um und genossen das Leben so gut wir konnten. Ich rieb meinen Collegienrost ab und begann Geschmack an der Verschwendung zu finden; ich wußte nicht, wie es kam, aber in meinem neuen Leben waren Alle freundlich gegen mich; freilich waren Alle Taugenichtse, und ich besaß den Geist, der mich überall willkommen machte. Ich war charakterlos aber munter – und dann ist man immer beliebt. Bis jetzt war ich noch nicht unredlich, doch sah ich Unredlichkeit um mich her

und es schien eine sehr angenehme und lustige Art, Geld zu erwerben, und jetzt kam ich wieder mit dem jungen Erben in Berührung. Mein Universitätsfreund war eben so wild in London, wie in Cambridge; aber aus dem Jüngling war ein Mann geworden und er hatte seine alten Gewohnheiten nicht abgelegt.«

Hier schwieg Gawtrey mit finsterem Blicke.

»Er hatte viel natürliche Anlage, dieser junge Mann; viel Witz, lebhaften Verstand, Verschlagenheit und wurde sehr vertraut mit meinem Oheim. Er lernte von ihm, wie man Würfel spielen und die Karten mischen müsse, und zahlte ihm für die Belehrung tausend Pfund!«

»Wie? ein Betrüger? sagten Sie nicht, er sei reich gewesen?«

»Sein Vater war sehr reich und gab ihm ein guter Jahrgeld, doch er war sehr ausschweifend, und reiche Männer lieben den Gewinn ebenso sehr wie die Armen! Er hatte keine andere Entschuldigung, als die eine große Entschuldigung für jedes Laster – die Selbstsucht. So jung er war, kam er in die Mode, und mästete sich von dem Raube, den er Seinesgleichen abnahm, welche die Ehre seiner Bekanntschaft wünschten. Ich hatte wohl meinen Onkel betrügen sehen, aber nie sein Beispiel nachgeahmt; wenn der Mann der Mode betrog und einen Scherz über seinen Gewinn und meine Bedenklichkeiten machte – wenn ich sah, wie man sich um ihn drängte, ihm schmeichelte, ihn ehrte und seine Handlungen nicht verdächtigte, weil er mit der Hälfte sämtlicher Pairs in Verbindung stand, da wurde die Versuchung stark, aber ich

widerstand ihr dennoch. Nichts desto weniger sagte mein Vater immer, ich sei zu einem Taugenichts geboren und könne meinem Geschick nicht entgehen. Und jetzt verliebte ich mich plötzlich – Sie wissen nicht, was das ist – um so besser für Sie. Das Mädchen war schön, und ich glaubte, sie liebe mich – vielleicht war es auch der Fall – aber ich sei zu arm, um sie zu heirathen, sagten ihre Verwandten. Inzwischen warb ich um sie. Meine Liebe zu ihr war es und der Wunsch, sie zu verdienen, was mich gegen meines Freundes Beispiel fest machte. Ich war thöricht genug, mit ihm von Marien zu reden – ihn ihr vorzustellen, und er endete damit, daß er sie verführte.« – Gawtreyschwieg wieder und athmete tief. – »Ich entdeckte den Betrug – forderte den Verführer – er lachte höhnisch und wollte sich nicht mit einem niedrig geborenen Abenteurer schlagen. Ich schlug ihn zu Boden – und dann focht er. Ich war zufrieden, als ich eine Kugel durch meine Seite bekommen hatte; aber er,« setzte Gawtreys hinzu, indem er mit rachsüchtigem Lachen seine Hände rieb – »er war ein Krüppel auf sein Lebenlang! Als ich wieder genas, fand ich, daß mein Feind, dessen Krankenzimmer mit Freunden und Tröstern angefüllt war, meine Krankheit benutzt hatte, um meinen Ruf zu vernichten. Er, der Betrüger, beschuldigte mich seines eigenen Verbrechens, der zweideutige Ruf meines Onkels bestätigte die Beschuldigung. Sein vornehmer Zögling war im Stande, ihn zu entlarven, und seine Schande fiel auf mich. Ich verließ mein Bett, um meinen Oheim als einen offenen Theilnehmer eines Spielhauses zu finden, da jetzt

alle Verstellung vorüber war, und für mich war Alles dahin, Name, Liebe, Vergangenheit und Zukunft. Und dann, Philipp, als ich jene Laufbahn wieder begann, die ich bisher betreten habe, wurde ich der Fürst der Taugenichtse; mit zehntausend anderen Benennungen und eben so vielen Strängen an meinem Bogen. Die Gesellschaft stieß mich aus, als ich unschuldig war – und ich habe mich seitdem an der Gesellschaft gerächt! Ho! ho! ho!«

Das Lachen dieses Mannes hatte etwas Ansteckendes. In dem tiefen Tone desselben lag etwas Triumphirendes; es war nicht das hohle, hysterische Lachen der Schande und Verzweiflung – es deutete auf heitere Freude! Wilhelm Cawtrej war ein Mann, dessen animalische Constitution machte, daß er animalisches Vergnügen an allen Dingen fand – er hatte sich des Giftes erfreut, wovon er lebte.

»Aber Ihr Vater – Ihr Vater doch –«

»Mein Vater,« fiel Gawtrej ein, »verweigerte mir die kleine Summe, um die ich ihn bat, da ich einmal den starken Antrieb aufrichtiger Reue empfand, um mein ehrlichen Leben in einem untergeordneten Geschäfte zu beginnen. Diese Verweigerung verdrängte meine Reue – sie gewährte mir eine Entschuldigung für meine Laufbahn – und das Gewissen greift nach einer Entschuldigung wie ein Ertrinkender nach einem Strohalm. Und doch ließ sich dieser harte Vater – dieser vorsichtige, moralische, geldliebende Mann – drei Monate später von einem Schurken, der ihm fast ganz fremd war, zu einer Spekulation verlocken, die ihm fünfzig Procent einzubringen

versprach. Er wendete so viel Geld an diesen Wucher, daß er damit hundert solche, wie mich, vom Verderben hätte retten können, und er verlor Alles; es war fast sein ganzes Vermögen; aber er lebt noch im Wohlstande; er kann nicht mehr spekuliren, aber er kann sparen; es lag ihm nichts daran, ob ich verhungerte, denn er findet ein stündliches Glück darin, sich abzuquälen.«

»Und Ihr Freund,« sagte Philipp nach einer Pause, während welcher sich seine lebhafteste Theilnahme für seinen Wohlthäter regte, »was ist aus ihm geworden und aus dem armen Mädchen?«

»Mein Freund wurde ein großer Mann, und gelangte zu der Pairswürde seines Vaters, die sich aus sehr alter Zeit herschrieb, und zu einem glänzenden Namen. Er lebt noch. Nun sollen Sie von dem armen Mädchen hören! Man erzählt uns von Opfern der Verführung, die im Arbeitshause oder auf einem Dunghaufen büßend, gebrochenen Herzens, zerlumpt und sentimental sterben – er mag häufig der Fall sein, aber es ist noch nicht das Schlimmste. Ich halte es für schlimmer, wenn das schöne, büßende, unschuldige, leichtgläubige Mädchen ihrerseits sich zum Betruge wendet, wenn sie vom Laster angesteckt wird durch den Athem, den sie eingesogen – wenn sie zur geschminkten, frechen Buhlerei heranreift – wenn sie ihrerseits die warme Jugend durch falsches Lächeln und lange Rechnungen zu Grunde richtet – und was noch schlimmer als Alles ist, wenn sie Kinder, Töchter hat, die zu demselben Handwerk auferzogen werden für einen ergrauten Wollüstling, der kein Herz im Busen

hat, wenn man nicht vielleicht die Wage, womit er das Geld wägt, ein Herz nennen will; dies wurde Marie, und ich wollte lieber, sie wäre in einem Hospital gestorben! Ihr Liebhaber verdarb ihre Seele, sowie ihre Schönheit: er fand einen andern Liebhaber für sie, als er ihrer überdrüssig war. Als sie sechs und dreißig Jahre alt war, traf ich sie in Paris mit einer Tochter von sechzehn Jahren. Ich hatte damals viel Geld, besuchte die Salons und spielte die Rolle eines feinen Herrn; sie kannte mich anfangs nicht und suchte meine Bekanntschaft. Denn Sie müssen wissen, mein junger Freund, daß ich nicht ganz der gemeine Mensch bin, wofür Sie mich halten möchten, wenn Sie mich hier sehen. In Paris – o, sie kennen Paris noch nicht – findet eine herrliche Gährung in der Gesellschaft statt, wenn der Bodensatz oben ist. Ich kam hier zur Ruhe und habe hier seitdem den größteRn Theil jedes Jahres gewohnt. Die ungeheuren Massen von Kraft und Leben, die durch das Aufthauen des Kaiserreichs gebrochen wurden und auf der Flut dahintreiben, sind schreckliche Eisberge für das Schiff des Staates. Einige denken, der Napoleonismus sei vorüber – aber die Wirkungen desselben haben erst begonnen. Die Gesellschaft ist von einem Ende bis zum andern erschüttert, und ich lache über die kleinen Klammern, womit man dieselben zusammen zu halten denkt. Aber für Sache, Paris ist die Atmosphäre für Abenteurer – neue Gesichter und neue Männer sind hier so gewöhnlich, daß sie keine unverschämten Fragen veranlassen, es ist so gewöhnlich zu sehen, wie einer in einem Tage ein Vermögen bekommt und es in einem Monat

wieder ausgiebt; außer in gewissen Kreisen beobachtet man den Charakter des Menschen nicht so genau, um zu sehen, wo es ihm fehlt! Ein ausgehungertes griechischer Dichter steckte Blei in seine Taschen, damit er nicht vom Winde umgeblasen würde – stecken Sie Gold in Ihre Taschen und in Paris können sie dem schärfsten Winde in der Welt – ja selbst dem Hauche jenes alten Aeolus, des Scandals, trotzen! Nun also, ich hatte Geld – einerlei, wie ich dazu kam, und Gesundheit und Heiterkeit, und wurde in allen Coterien, die in allen Hauptstädten existieren, aber besonders in Frankreich, wo das Vergnügen das Bindungsmittel ist, welches viele verschiedene Bestandtheile vereint: hier, sage ich, traf ich Marie und ihre Tochter bei meinem alten Freunde – die Tochter noch unschuldig – aber zum Henker! in welchem Ocean des Lasters! Marie und ich wußten unsere beiderseitigen Geheimnisse und bewahrten sie: sie hielt mich für einen größern Schurken, als ich war, und vertraute mir ihre Absicht, ihr Kind an einen reichen, englischen Marquis zu verkaufen. Andererseits vertraute mir das arme Mädchen ihren Abscheu, den sie bei den Szenen, die sie erleben mußte, und bei den Schlingen, die sie umgaben, empfand. Was denken Sie, schützte sie vor aller Gefahr? Pah! Sie werden es nicht errathen. – Während das Beispiel verführt, schreckt es auch oft ab, aber vorzüglich war es, weil sie liebte. Ein Mädchen, welches einen Mann rein liebt, hat ein Amulet an sich, welches den Annäherungen der Ausschweifenden trotzt. Ein hübscher, junger Italiener, ein

Künstler, der das Haus besuchte, war der Mann. Ich hatte also zwischen der Mutter und Tochter zu wählen: ich wählte die Letztere.«

Philipp ergriff Gawtreys Hand, drückte sie mit Wärme, und der Taugenichts fuhr fort:

»Sie müssen wissen, daß ich das Mädchen eben so sehr liebte, wie ich die Mutter geliebt hatte, obgleich auf andere Weise: sie war, wofür ich die Mutter gehalten hatte, und dabei schöner, anmuthiger und einnehmender, mit einem Herzen so voll von Liebe, als ihre Mutter voll Eitelkeit gewesen war. Ich liebte dieses Kind, als wäre sie meine eigene Tochter gewesen – ich bewog sie, das Haus ihrer Mutter zu verlassen – hielt sie vor ihr verborgen, verheirathete sie mit dem Manne, den sie liebte, und sah sie in mehreren Monaten nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich die Zeit im Gefängnisse zubrachte! Die jungen Leute konnten nicht von der Luft leben; ich gab ihnen, was ich hatte, und um noch mehr zu thun, that ich etwas, was der Polizei mißfiel. Ich kam dasmal noch mit genauer Noth davon, ich war beliebt – sehr beliebt und mit vielen Zeugen, die nicht allzu bedenklich waren, kam ich davon! Als ich frei gelassen wurde, wollte ich sie nicht aufsuchen, denn meine Kleider waren zerlumpt, die Polizei beobachtete mich und ich wollte ihnen um die Welt kein Leid zufügen! Ach, die Unglücklichen! Es ging ihnen sehr übel: er konnte sehr wenig mit seiner Kunst verdienen, obgleich ich glaube, daß er sehr geschickt war, und das Geld, welches ich ihnen gegeben hatte, konnte nicht

für immer ausreichen. Sie wohnten in der Nähe der eliseischen Felder und Abends ging ich aus, um sie durch's Fenster zu sehen. Sie schienen so glücklich, so schön und so ruhig; aber er sah kränklich und und ich bemerkte, daß er sich, gleich allen Italienern, nach seinem warmen Klima sehnte. Aber der Mensch ist nicht nur geboren zu betrachten, sondern auch zu handeln,« fuhr Gawtrey in rascherem Tone fort, »und ich wurde bald wieder zu meiner alten Lebensart zurückgeführt, obgleich in niederer Sphäre. Ich ging nach London um meinen Ruf ein wenig zu verbessern und als ich zurückkehrte, war der arme Italiener todt und Fanny eine Wittwe mit einem Knaben und guter Hoffnung. Ich suchte sie wieder auf, denn ihre Mutter hatte sie aufgefunden und war sehr freundlich gegen sie; aber der Himmel war gnädig und entriß sie uns Beiden; sie starb bei der Geburt eines Mädchens, und ihre letzten Worte, die sie an mich, den Abenteurer – den Charlatan – den Taugenichts, richtete, waren die Bitte, ihr Kind von den Klauen ihrer eigenen Mutter fern zu halten. Nun, Herr, ich that Alles was ich konnte für die beiden Minder; aber der Knabe litt, gleich seinem Vater, an der Auszehrung und schlummert auf dem Kirchhofe des Pere la Chaise. Das Mädchen ist hier – Sie sollen sie nächstens sehen. Die arme Fanny! Wenn der Teufel es mir je gestattet, so will ich mich um ihretwillen bessern; inzwischen muß ich um ihretwillen arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu sichern. Meine Geschichte ist zu Ende, denn es ist unnöthig, Ihnen mein ganzer Treiben und alle die Rollen mitzutheilen, die ich im Leben gespielt. Ich bin

nie ein Mörder gewesen, habe nie Häuser erbrochen, bin nie Straßenräuber gewesen oder was das Gesetz einen Dieb nennt. Ich kann mir sagen was ich vorher schon sagte, daß ich von meinem Verstande gelebt, und der ist ein erträgliches Kapital gewesen. Ich war Schauspieler, Geldverleiher, Arzt, Professor des thierischen Magnetismus – das Geschäft war einträglich, bis es aus der Mode kam, vielleicht kommt es wieder in die Mode – ich war Rechtsgelehrter, Haushofmeister und handelte mit Curiositäten und chinesischem Porzellan, hielt ein Hotel, redigirte ein wöchentliches Journal, besuchte fast jede Stadt in Europa und machte auch mit den Gefängnissen einiger derselben Bekanntschaft; aber ein Mann, der viel Gehirn hat, kommt gewöhnlich, wenn er fällt, auf den Füßen zu stehen.«

»Und Ihr Vater?« sagte Philipp, und theilte Gawtreys Unterredung mit, die er auf dem Kirchhofe mit angehört hatte, worüber er bisher aus natürlicher Delikatesse geschwiegen.

»Nun, ich muß Ihnen sagen,« fuhr sein Wirth fort, während seine Wangen sich ein wenig rötheten, »obgleich ich viele meiner Fehler der Strenge und dem Geize meines Vaters zuschreibe, so hegte ich doch immer eine gewisse Liebe zu ihm, und als ich in London war, hörte ich zufällig, daß er blind sei und mit einer listigen alten Haushälterin lebe, die ihn in der Nacht, nachdem sie ihn durch

Schmeicheleien bewogen ein für sie vernünftiges Testament zu machen, mit einer Dosis Magnesia zur Ruhe senden könne. Ich suchte ihn auf – und – aber Sie sagen, Sie hörten was geschah?«

»Ja, und ich hörte auch, wie er Sie mit Namen rief, als er zu spät war, und sah die Thränen über seine Wangen niederfließen.«

»Wirklich? – Wollen Sie das beschwören,« rief Gawtreys mit Heftigkeit; dann bedeckte er seine Stirn mit der Hand und versank in eine Träumerei, die mehrere Augenblicke währte. »Wenn mir etwas begegnen sollte, Philipp,« sagte er plötzlich, »so möchte er vielleicht als Vater an der armen Fanny handeln; und wenn er sich zu ihr hält, so wird sie ihm allen Schmerz vergüten, den ich ihm verursacht habe. Halt! nun da ich daran denke, will ich Ihnen seine Adresse aufschreiben – vergessen Sie sie nicht – hier! Es ist Zeit zu Bette zu gehen.«

Gawtreys Erzählung hatte einen tiefen Eindruck auf Philipp gemacht. Er war zu jung, zu unerfahren, zu sehr von der Leidenschaft des Erzählers hingerissen, um zu sehen, daß Gawtreys weniger Ursache hatte, das Schicksal zu tadeln, als sich selber. Freilich war er auf ungerechte Weise in die Schande eines unwürdigen Oheims verwickelt worden, obgleich er wußte, daß er ein gemeiner Betrüger sei; freilich war er von einem Freunde verrathen worden, aber er hatte vorher gewußt, daß dieser Freund ein Mann ohne Grundsätze und Ehrgefühl sei. Aber war

es zu verwundern, daß ein glühender Jüngling dies Alles nicht sah – daß er nur das gute Herz erkannte, welches ein armes Mädchen vom Laster errettet hatte, und seufzte, einem harten und geizigen Vater Erleichterung in verschaffen? Selbst die Winke, die Gawtreys unversehens fallen ließ, von den Verlegenheiten großer Schulknaben, wie er sie nannte, entgingen entweder Philipp's Beachtung, oder er erklärte sie auch milder, vermöge des Mitleids und der Unwissenheit eines jungen, raschen und dankbaren Herzens.

#### VIERTES KAPITEL.

Und sie ist eine Fremde!

O, Weiber – hütet Euch vor Weibern!

*Middleton.*

Wie jüngste Kinder wir am meisten lieben,

So ist die letzte Frucht der Zärtlichkeit

Die stärkste auch – das letzte Erntefest,

Die letzte Fröhlichkeit vor Winters Eintritt!

*Webster:* ›Des Teufels Rechtsfall.‹

Was ist des Menschen Herz doch für ein Ding?

Ich will es Dir berichten: 's ist ein Ding,

Was viel verschied'ne Ecken hat!

*Rowley.*

Ich habe gesagt, daß Gawtreys Erzählung einen tiefen Eindruck auf Philipp machte – dieser Eindruck wurde durch folgende Unterredungen noch erhöht, die noch freier und ungezwungener waren, als bisher. Dieser

Mann hatte offenbar einen unheilvollen Zauber an sich, der seine Laster verbarg. Vielleicht lag derselbe in der vollkommenen Bildung seiner Körpergestalt – in der Gesundheit, die ihn unter allen Umständen heiter und bei guter Laune erhielt – und in einem so frischen und lebendigen Blut, welches nicht verfehlen konnte, die Poren seines Herzens offen zu erhalten. Aber ungeachtet aller seiner edlen Antriebe und großmüthigen Gefühle und ungeachtet der Art, wie er seine Handlungen zu beschönigen suchte, denn natürlich war er begierig, Philipp ein so wenig als möglich ungünstiges Bild von sich selber zu entwerfen – ungeachtet alles dessen war er ein vollkommener, gefährlicher Schurke, ein verzweifelter, sorgloser Wagehals, und es war leicht zu sehen, wenn ihm irgend etwas in den Weg trat, an der Wolke auf seiner runzligen Stirne, an dem Schwellen seiner Adern, an der Ausdehnung seiner weiten Nasenflügel, daß er im Stande sei, durch jedes Hinderniß seinen Weg zu bahnen – jähzornig, ungestüm, heftig, entschlossen, dies waren in der That die Eigenschaften, die ihm unter seinen Genossen Achtung verschafften, während seine schmeichelhaften und gutgelaunten Einfälle ihn beliebt machten. Er war in der That die Verkörperung eines großen Geistes, den die Gesetze gegen die Welt erheben um wodurch in allgemeiner Hinsicht die Ungerechtigkeit der Welt auf schreckliche Weise bestraft, in besonderer Hinsicht aber nur angeagt wird, wie die Ratte den Huf des Elephanten benagt; der Geist, der auf einem großen Theater sich gigantisch und großartig erhebt in den Heroen des Krieges

und der Revolution, – in den Mirabeaus, den Marats, Napoleons; in niederer Sphäre dagegen sich in Demagogen, fanatischen Philosophen und Schriftstellern für den Pöbel zeigt, brachte auf den verbotenen Brettern, vor deren stinkenden Lampen Ausgestoßene sitzen, nie einen vollkommnern Schenken in seiner Rolle hervor, oder der derselbe mit mehr tragischer Würde durchführte, als Wilhelm Gawtreys. Ich nenne ihn bei seinen ursprünglichen Namen, denn andere Benennungen hatte kaum Bacchus so viele.

Eines Tages wurde eine reich gekleidete Dame von Herr Birnie in Love's oder Gawtreys Bureau geführt. Philipp saß am Fenster und las zum ersten mal Candide – jenes Werk, welches nach Rasselas das hoffnungsloseste und finsterste von allen Scherzen des Genies mit dem Menschengeschlecht ist. Die Dame schien in einiger Verlegenheit, als sie bemerkte, daß Love nicht allein war. Sie trat zurück, zog ihren Schleier noch dichter um sich her und sagte in französischer Sprache:

»Verzeihen Sie mir, ich wünsche eine besondere Unterredung.«

Philipp stand auf, um sich zu entfernen, als die Dame, die ihn mit Augen ansah, deren Glanz durch den Schleier schien, sanft sagte:

»Aber vielleicht ist der junge Herr verschwiegen.«

»Er ist nicht verschwiegen, er ist die Verschwiegenheit selber! – mein Adoptivsohn. Sie können ihm vertrauen, bei meiner Ehre, das können Sie, Madame!« Und Love legte die Hand auf's Herz.

»Er ist sehr jung,« sagte die Dame im Tone unwillkürlichen Mitleids, während sie mit einer sehr weißen Hand ihren Mantel öffnete.

»Um so besser wird er den Fluch des ehelosen Standes begreifen,« entgegnete Love lächelnd.

Die Dame erhob einen Theil ihres Schleiers und zeigte einen schönen Mund und eine Reihe kleiner weißer Zähne; denn sie lächelte auch, obgleich ernst, als sie sich zu Morton wendete und sagte:

»Sie scheinen mehr geeignet, selber im Tempel zu opfern, als einer der Priester desselben zu sein. Indessen, Herr Love, lassen Sie uns einander nicht mißverstehen; ich komme nicht hieher, um eine Heirath zu schließen, sondern um eine zu verhindern. Ich höre, daß der Herr Vicomte de Vaudemont Ihre Dienste in Anspruch genommen hat. Ich gehöre zur Familie des Vicomte, und wir sind alle begierig, zu verhindern, daß er eine Verbindung so seltsamer und, vermeiden Sie mir, so unpassender Art schließe, wie eine Heirath durch ein öffentliches Bureau immer sein muß.«

»Ich versichere Ihnen, Madame,« sagte Love mit Würde, »wir haben zu den ersten Verbindungen –«

»Mein Gott!« fiel die Dame mit großer Ungeduld ein, »verschonen Sie mich mit einer Lobrede auf Ihr Bureau; ich zweifle nicht, daß es sehr respektabel ist, für Grisetten und Gewürzhändler mag es sehr gut sein. Aber der Vicomte ist ein Mann von Geburt und Verbindungen. Mit einem Wort, was er beabsichtigt, ist nicht zu gestatten. Ich weiß nicht, welches Honorar Herr Love erwartet, aber

wenn Sie es so machen können, daß Herr von Vaudemont getäuscht wird und die Verbindung, die er schließen will, vereitelt sieht, so soll dieses Honorar, welches er auch sein mag, verdoppelt werden. Verstehen Sie mich?«

»Vollkommen, Madame, doch es ist nicht Ihr Anerbieten, welches mich bewegt, sondern der Wunsch, eine so reizende Dame zu verpflichten.«

»Es ist also abgemacht,« sagte die Dame nachlässig, und als sie sprach, sah sie wieder Philipp an.

»Wenn Madame wiederkommen, will ich Sie von meinen Plänen unterrichten,« sagte Love.

»Ja, ich will wiederkommen. Guten Morgen!«

Als sie aufstand, und an Philipp vorüberging, zog sie ihren Schleier ganz auf die Seite und sah ihn mit einem Blicke an, der von Coketterie gänzlich frei war, aber neugierig, forschend und vielleicht bewundernd – der Blick, den ein Künstler einem Bilde geben kann, welches von höherem Werthe zu sein scheint, als der Ort vermuthen läßt, wo er es findet. Das Gesicht der Dame war schön und edel, und Philipp empfand ein seltsames Gefühl in seinem Herzen, als sie mit leichter Kopfbewegung sich aus dem Zimmer entfernte.

»Ah!« sagte Gawtreys lachend, »dies ist nicht das erstemal, daß ich von Verwandten bezahlt worden bin, eine Verbindung abzubrechen, die ich selber geschlossen habe. Wahrhaftig! wenn man ein Bureau eröffnen konnte, um verheirathete Leute wieder ledig zu machen, so würde man in kurzer Zeit ein reicher Mann sein! Nun gut; dies veranlaßt mich, die Verbindung zwischen Herrn

Goupille und Fräulein von Courval zu Stande zu bringen. Eine Zeitlang schwankte ich zwischen dem Gewürzhändler und dem Vicomte. Jetzt will ich die Sache abschließen. Wissen Sie, Phil, ich glaube Sie haben eine Eroberung gemacht.«

»Pah!« sagte Philipp roth werdend.

Love besuchte an demselben Abend den Gewürzhändler und Adele, und bestimmte den Hochzeittag. Da Goupille ein Mann von großer Auszeichnung in der Vorstadt war, so wünschte sich Love zu dieser Hochzeit Glück und nahm mit Freuden eine Einladung für sich und seine Compagnons an, um das Fest durch ihre Gegenwart zu verherrlichen.

Einen oder zwei Tage vor der Trauung des Herrn Goupille und der aristokratischen Adele hatte Birnie sich zurückgezogen und Gawtreys machte seine gewöhnlichen Vorbereitungen, um sich zu unterhalten. Doch diesmal schienen Cigarre und Punsch ihre Wirkung zu verfehlen, Gawtreys blieb mißmuthig und stumm, und Morton dachte an die glänzenden Augen der Dame, die sich so sehr gegen die Liebeshändel des Vicomte de Vaudemont ausgesprochen hatte.

Endlich brach Gawtreys das Schweigen.

»Mein junger Freund,« sagte er, »ich erzählte Ihnen von meiner kleinen Schutzbefohlenen; ich habe ihr diesen Morgen Spielsachen gekauft; sie ist ein hübsches Geschöpf: morgen ist ihr Geburtstag – sie wird dann sechs Jahre alt sein. Aber – aber –« hier seufzte Gawtreys – »ich

fürchte, sie ist nicht ganz recht hier.« Und er berührte seine Stirn.

»Ich wünsche sehr, sie zu sehen,« sagte Philipp, der die letzte Bemerkung nicht beachtete.

»Und das sollen Sie – Sie sollen morgen mit mir kommen. Ei, um ihretwillen möchte ich noch nicht sterben!«

»Versucht ihre elende Verwandte, sie wieder in ihre Macht zu bekommen?«

»Ihre Verwandte! Nein, sie ist nicht mehr – sie starb vor zwei Jahren! die arme Marie! ich – doch dies ist Thorheit. Aber Fanny ist gegenwärtig in einem Kloster; Alle sind freundlich gegen sie, doch ich bezahle gut; wenn ich todt wäre und die Zahlung aufhörte, so muß ich wieder fragen, was würde aus ihr werden, wenn nicht mein Vater –«

»Aber Sie erwerben sich ja ein Vermögen?«

»Wenn dies fort dauert – ja; aber ich lebe in Furcht – die Polizei dieser verdammten Stadt hat Luchsaugen; doch das ist die helle Seite der Frage.«

»Warum wollen Sie das Kind nicht bei sich haben, da Sie es so sehr lieben? Sie würde ein großer Trost für Sie sein.«

»Ist dies ein Ort für ein Kind – ein Mädchen?« sagte Gawtreys ungeduldig mit dem Fuße stampfend. »Ich würde wahnsinnig werden, wenn ich das Auge jenes schurkischen Tottenkopfes auf sie gerichtet sähe!«

»Sie reden von Birnie. Wie können Sie ihn dulden?«

»Wenn Sie in meinem Alter sind, werden Sie wissen, warum man das duldet, das man fürchtet – wir machen

die zu Freunden, die sonst die schrecklichsten Feinde sein würden: nein, nein – nichts kann mich von diesem Manne befreien als der Tod – und – und – setzte Gawtreys hinzu, indem er blaß wurde, »ich kann einen Mann nicht morden, der mein Brod ißt. Es gibt noch ein stärkeres Band, als die Zuneigung, mein Junge, welches die Menschen, gleich Galeerensklaven, zusammenbindet. Wer sie an den Galgen bringen kann, wirft die Schlinge um ihren Hals und führt sie daran umher wie einen Hund.«

Den jungen Zuhörer überlief ein Schauer. Und welche dunklen Geheimnisse, die nur diese beiden kannten, hatten den starken Willen und das entschlossene Gemüth Wilhelm Gawtreys an einen Mann gebunden, der ein untergeordnetes Werkzeug zu sein schien?

»Aber fahre hin, düstere Sorge!« rief Gawtreys, sich aufraffend. »Und bei alledem ist Birnie ein nützlicher Kerl und wagt ebenso wenig gegen mich zu handeln, als ich gegen ihn! Warum trinken Sie nicht mehr?«

Und Gawtreys brach in eine laute bacchanalische Hymne aus, worin Philipp keine Heiterkeit finden konnte und worin der Sänger plötzlich inne hielt und rief: »Sagen Sie ja nichts von Fanny zu Birnie. Meine Geheimnisse, die wir miteinander haben, sind nicht von der Art. Er könnte dem armen Lamm freilich nichts zu Leide thun – wenigstens so weit ich es voraussehen kann. Aber man kann nie seines Lammes gewiß sein, wenn man es einmal zum Metzger führt.«

Da am nächsten Tag Sonntag und das Bureau geschlossen war, so gingen Philipp und Gawtreys in das Kloster.

Von außen hatte der Ort ein unheimliches Ansehen, aber im Innern war ein großer Garten, der in guter Ordnung gehalten wurde und ungeachtet des Winters schön und erfrischend erschien, wenn man ihn mit den schmutzigen Straßen verglich. Das Fenster des Zimmers, in welches sie geführt wurden, hatte die Aussicht auf einen grünen Rasen und eine Mauer an den Enden, die mit Epheu bedeckt war, und Philipp erinnerte sich seiner eigenen Kindheit, als er den stillen und einsamen Ort anblickte.

Die Thür ging auf – man hörte die Stimme eines Kindes, eine Stimme der Freude und des Entzückens und ein Kind, bleich und schön wie eine Fee, sprang an Cawtreys Brust.

Nachdem sie sich dort eingenistet, küßte sie sein Gesicht, seine Hände und seine Kleider mit einer Leidenschaft, die nicht ihrem Alter anzugehören schien, und lachte und schluchzte in einem Athem.

Gawtreys schien eben so gerührt; er streichelte ihr Haar mit seiner ungeheuren Hand, legte ihr alle möglichen Namen bei und sprach mit bebender Stimme, die vergebens heiter zu sein sich bemühte.

Endlich zog er die Spielsachen, die er mitgebracht, aus seinen großen Taschen, streckte seine ungeheure Gestalt aus und bestreute den Boden damit, während das Kind über ihn dahin sprang, zuweilen nach den Spielsachen griff und dann wieder an seine Brust zurückkehrte, ihren Kopf an dieselbe legte und still zu seinen Augen aufblickte, als wäre die Freude zu viel für sie.

Morton, auf den Beide nicht achteten, stand mit untergeschlagenen Armen da. Er dachte an seinen verlornen und undankbaren Bruder und murmelte bei sich selber: »Der Thor! wenn sie älter ist, wird sie ihn verlassen!«

Fanny zeigte in ihrem Gesichte die italienische Abkunft ihres Vaters. Sie hatte jene blühende Gesichtsfarbe, wie sie nur in Italien gefunden wird und die, mit dem Glanz ihrer Haare und mit der vollen und klaren Iris der dunklen Augen harmonirten. Nie waren Kirschen schöner geröthet als ihre thauigen Lippen und die Farbe ihres bloßen Halses und ihre abgerundeten Arme waren noch blendender und schienen um so weißer wegen der Dunkelheit des Haare und des Incarnats der glühenden Wangen.

Plötzlich fuhr Fanny aus Gawtreys Armen, lief auf Morton zu, sah ihn lebhaft an und sagte in französischer Sprache: »Wer sind Sie? Kommen Sie vom Monde? – Ich denke, so ist es.« Dann hielt sie plötzlich inne und brach in einen Vers eines Ammenliedes aus, den sie mit leisem und achtlosem Tone sang, als verstehe sie den Sinn desselben nicht. Wie sie dies sang und Morton sie anblickte, bemächtigte sich seiner ein seltsamer und schmerzlicher Zweifel. Des Kindes Augen, obgleich sanft, hatten einen leeren Ausdruck.

»Und warum sollte ich vom Monde kommen?« sagte er.

»Weil Sie traurig und finster aussehen. Sie gefallen mir nicht – auch der Mond gefällt mir nicht, denn er verursacht mir hier Schmezen. Sie deutete mit der Hand auf

ihre Schläfe. »Hab Sie etwas für Fanny mitgebracht – für die arme, arme Fanny?« und indem sie bei dem Beiwort verweilte, schüttelte sie traurig den Kopf.

»Du bist reich Fanny mit allen diesen Spielsachen.«

»Ist's wahr? – Jeder nennt mich die arme Fanny – jeder, nur nicht der Papa.« Sie eilte auf Gawtreys zu und legte ihren Kopf auf seine Schulter.

»Sie nennt mich Papa,« sagte Gawtreys sie küssend; »Sie hören es? – Gott segne sie!«

»Und Du küssest Niemand anders als Fanny – Du hast kein anderes kleines Mädchen?« sagte das Kind lebhaft und mit nicht so leerem Blicke, als den, welcher Morton traurig gemacht hatte.

»Keine Andere – nein – nichts unter dem Himmel, und vielleicht auch nichts über demselben außer Dir!« und er drückte sie in seine Arme. »Aber,« setzte er nach einer Pause hinzu, »aber höre, Fanny: dieser Herr muß Dir gefallen. Er will stets gut gegen Dich sein und er hatte einen kleinen Bruder, den er eben so sehr liebte, wie ich Dich.«

»Nein, er wird mir nicht gefallen, es wird mir Niemand gefallen, als Du und meine Schwester!«

»Schwester? – Wer ist Deine Schwester?«

Das Gesicht des Kindes nahm wieder einen beinahe völlig geistlosen Ausdruck an. »Ich weiß nicht – ich sah sie nie. Ich höre sie zuweilen, aber ich verstehe nicht was sie sagt. – Still! Komm hieher!«

Und sie schlich sich auf den Zehen zum Fenster. Gawtreys folgte ihr und sah hinaus.

»Hörst Du jetzt?« fragte Fanny. »Was sagt sie?«

Während das Mädchen sprach, ließ ein Vogel unter dem Immergrün ein durchdringendes und klagendes Geschrei hören, welchen Ton die Drossel im Winter zuweilen hervorbringt, und welcher Furcht, Schmerz und Ungeduld auszudrücken scheint.

»Was sagt sie? – Kannst Du mir es sagen?« fragte das Kind.

»Pah! Das ist ja ein Vogel; warum nennst Du ihn Deine Schwester?«

»Ich weiß nicht! – weil er – weil er – ich weiß nicht – weil er Schmerz empfindet. Thu etwas für ihn, Papa!«

Gawtrey sah Morton an, dessen Gesicht tiefes Mitleid verrieth, schlich sich zu ihm und flüsterte: »Meinen Sie, daß es hier wirklich nicht richtig ist? Nein, nein, es wird wieder vergehen, davon bin ich überzeugt!«

Morton seufzte.

Jetzt hatte Fanny sich wieder in die Mitte auf dem Boden niedergesetzt und ordnete ihre Spielsachen, doch ohne daß sie Vergnügen daran zu finden schien.

Endlich war Gawtrey genöthigt, sich zu entfernen. Die Laienschwester, welche die Aufsicht über Fanny hatte, wurde in das Sprachzimmer gerufen und jetzt veränderte sich das Wesen des Kindes völlig – ihr Gesicht wurde purpurroth – sie schluchzte vor Zorn und Kummer. Sie wollte ihren Papa nicht verlassen – sie wollte nicht von ihm gehen – nein, das wollte sie nicht!

»Es ist stets so,« flüsterte Gawtrey Morton in beschämtem und entschuldigendem Tone zu. »Es ist so schwer

von ihr fortzukommen. Gehen Sie und reden Sie mit ihr, während ich mich hinausschleiche.«

Morton ging zu ihr, während sie mit der geduldigen, gutmüthigen Schwester kämpfte, und begann sie zu besänftigen und zu liebkosen, bis sie ihre großen, nassen Augen auf ihn richtete und trauervoll sagte:

»Du bist böse, Du hast *arme Fanny* gesagt!«

»Aber sieh nur diese hübsche Docke.« begann die Schwester.

Das Kind blickte sie trostlos an: »Und Papa will sterben!«

»Wenn der Herr geht,« flüsterte die Nonne, »so sagt sie immer, er ist gestorben und weint bis sie einschläft; wenn der Herr zurückkehrt, so sagt sie, er ist wieder in's Leben gekommen. Ich vermute, es hat ihr Jemand vom Tode vorgesagt und sie meint, wenn sie Jemanden aus dem Gesichte verliert, so ist er gestorben.«

»Armes Kind!« sagte Morton mit bebender Stimme,

Das Kind blickte auf, lächelte, streichelte seine Wange mit ihrer kleinen Hand und sagte: »Ich danke Dir! – ja! – arme Fanny! Ach, er geht – sieh! Laß mich auch gehen – Du bist böse.«

»Aber,« sagte Morton, sie sanft zurückhaltend. »weißt Du nicht, daß Du ihm Schmerz verursachst? – Du machst, daß er weint, wenn Du selber Schmerz zeigst. Mache ihn nicht traurig!«

Das Kind schien betroffen, ließ einen Augenblick den Kopf hängen, als ob es nachdächte, sprang dann von Morton's Schooß, eilte zu Gawtreys, hielt ihre vollen Lippen

empor und sagte: »Noch einen Kuß!« Gawtreys küßte sie und wendete sein Gesicht ab.

»Fanny ist ein gutes Mädchen,« und indem sie dies sprach, kehrte sie zu Morton zurück und hielt ihre kleinen Finger vor die Augen, als wollte sie Gawtreys Entfernung nicht sehen oder ihre Thränen zurückdrängen.

»Gib mir die Docke jetzt, Schwester Maria.«

Morton lächelte und seufzte, übergab das Kind, welches sich nicht mehr wehrte, der Nonne und verließ das Zimmer, ehe er aber die Thüre zumachte, sah er sich um und bemerkte, daß Fanny sich von der Nonne losgemacht, sich auf den Boden geworfen hatte und still weinte.

»Ist sie nicht ein liebes Kind?« sagte Gawtreys, als sie die Straße erreichten.

»Sie ist in der That ein sehr schönes Kind!«

»Und wollen Sie sie lieben, wenn ich sie ohne Vermögen zurücklasse?« sagte Gawtreys plötzlich. »Ihre Liebe zu Ihrer Mutter und zu Ihrem Bruder war es, welche machte, daß Sie mir gleich anfangs gefielen. Ja,« fuhr Gawtreys in sehr ernstem Tone fort, »ja, was mir auch begegnen möge, ich will mich bemühen, Sie vor allem Schaden zu bewahren, mein armer Junge, und was noch besser ist, Sie selbst von solchen Dingen frei erhalten, die für mein starkes Gewissen leicht genug sind. Dagegen sein Sie gut gegen das Kind, wenn Sie die Macht dazu haben – ja, sein Sie gut gegen sie! – Ich will kein hartes Wort gegen Sie sagen, wenn Sie selbst mein Verräther würden.«

»Gawtreys!« sagte Motion vorwurfsvoll und zornig.

»Pah! – dergleichen Dinge sind schon geschehen; aber sagen Sie mir ehrlich, halten Sie sie nicht für sehr seltsam – glauben Sie nicht, daß es ihr im Kopfe fehlt?«

»Ich habe sie nicht lange genug beobachtet, um sie beurtheilen zu können,« antwortete Morton ausweichend.

»Sie ist so veränderlich,« fuhr Gawtrey fest, zuweilen würden Sie sagen, daß ihr Verstand über ihr Alter hinausgeht, sie spricht so gescheidte und geistreiche Gedanken aus, und im nächsten Augenblick setzt sie mich in Verzweiflung. Diese Nonnen sind sehr geschickt in der Erziehung – wenigstens hält man sie dafür. Die Aerzte geben mir auch Hoffnung; ihre arme Mutter war sehr unglücklich zur Zeit ihrer Geburt – sie war geistesabwesend, und das erklärt vielleicht die Sache. Ich bilde mir oft ein, er ist die beständige Aufregung, die ihr Zustand mir verursacht, weißhalb ich sie so sehr liebe; Sie sehen, sie ist eine Person, die nie für sich selber sorgen kann. Ich muß Geld für sie anschaffen; ich habe schon eine kleine Summe bei der Superiorin niedergelegt und würde es nicht anrühren, und wenn es mich auch vom Hungertode erretten könnte! Wenn sie Geld hat, so werden die Leute freundlich genug gegen sie sein. Und dann müssen Sie bemerken, daß sie Niemand in der Welt liebt als mich – mich, den sonst Niemand liebt! Nun, lassen Sie uns wieder in mein Bureau gehen.«

Als sie nach Hause zurückkehrten, sagte ihnen die Haushälterin, er sei eine Dame da gewesen, die nach Herrn Love und dem jungen Herrn gefragt, und sich sehr verdrießlich gezeigt habe, Beide zu verfehlen. Nach der

Beschreibung vermuthete Morton, daß es die schöne Unbekannte gewesen sei und war sehr ärgerlich, sie nicht wiedergesehen zu haben.

#### FÜNFTES KAPITEL.

Den Kerl beschäftigt sein gewohntes Handwerk,  
Er sucht achtlose Männer in die Schling'  
Zu zieh'n, und weise zu bezaubern, wie  
Ich schon gesagt; doch als in seiner Rüstung  
Der ernste, majestät'sche Ritter kam,  
Sank ihm der Muth.

*Thomson.*

Der Morgen brach an, wo Herr Goupille und Made-moiselle Adele de Courval verbunden werden sollten. Die Ceremonie war vorüber und Braut und Bräutigam überstanden diese Prüfung mit schicklichem Ernst. Nur die elegante Adele schien aufgeregter, als Love sich erklären konnte; sie war sehr unruhig in der Kirche und richtete ihre Augen öfter auf die Thür als auf den Altar. Vielleicht wollte sie davonlaufen; aber es war entweder zu spät oder zu früh dazu. Als die Trauung beendet war, begab sich das glückliche Paar mit den Freunden in den Cadran Bleu, welche Restauration in den Festlichkeiten der guten Bürger von Paris so berühmt ist. Hier hatte Love auf Kosten des Gewürzhändlers ein sehr geschmackvolles Gastmahl bestellt.

»Zum Henker! Aber Sie haben nicht gespart, Herr Love,« sagte Goupille etwas ärgerlich, als er das lange,

mit künstlichen Blumen verzierte Zimmer und den Tisch mit fünfzig Couverten überschaute.

»Pah!« versetzte Love, »Sie können sich später einschränken. Denken Sie nur an das Vermögen, welches sie Ihnen zubringt!«

»Es ist freilich eine hübsche Summe,« sagte Goupille, »und der Notar ist völlig zufrieden.«

»Es ist keine Heirath in Paris, die mir mehr Ehre macht,« sagte Love und ging, um die Complimente und Glückwünsche von den Gästen zu empfangen, die um seine guten Dienste wußten. Der Vicomte de Vaudemont war natürlich nicht gegenwärtig. Er war nicht bei Love gewesen, seit Adele den Gewürzhändler angenommen hatte. Aber Madame Beavor in der weißen Hande, mit spanischem Flieder verziert, hing schmachtend am Arme des Polen, der sehr großartig neben seiner weißgekleideten Geliebten aussah. Higgins war durch Love's Vermittlung mit einer kleinen, dunkelfarbigen Creolin bekannt geworden, die falsche Diamanden trug und sehr schmachtende Augen hatte, so daß Love's Herz wohl schwellen konnte vor Freude bei der Aussicht auf den vielfachen Segen, der seinem Wohlwollen den Ursprung verdankte. In der That war jener Operpriester von Hymens Tempel nie größer als an jenem Tage; nie schien sein Ruf solider, sein Geschäft fester begründet und sein Glück sicherer. Er belebte die ganze Gesellschaft.

Als das Gastmahl beendet war, wurden Vorbereitungen zum Tanze gemacht. Herr Goupille in engen Bein Kleidern, noch enger als er sie gewöhnlich trug und von

dem feinsten Nanking, mit gestreiften seidenen Strümpfen, eröffnete den Ball mit der Frau eines reichen Pastetenbäckers aus derselben Vorstadt; Love führte die Braut zum Tanze. Der Abend verging und nach mehren andern ceremoniösen Tänzen hielt sich Goupille berechtigt, einen der ehelichen Zärtlichkeit zu widmen. Es wurde ein Contretanz bestellt, und der Gewürzhändler forderte die schöne Hand der sanften Adele. Jetzt waren zwei Personen, die man bisher noch nicht bemerkt hatte, leise eingetreten, standen in der Nähe der Thür und schienen die Tänzer zu beobachten, als ob sie Jemand suchten. Sie drehten ihre Köpfe auf und nieder, hin und her, beugten sich dann und stellten sich wieder auf die Zehen. Der Eine war ein großer Mann mit starkem Backenbart und blondem Haar, der Andere ein kleiner, hagerer, zierlich gekleideter Mann, der den Arm seines Begleiters faßte und ihm von Zeit zu Zeit etwas zuflüsterte. Der Mann mit dem Backenbart erwiderte in Gurgeltönen, welche andeuteten, daß er ein Deutscher sei. Die beschäftigten Tänzer bemerkten die Fremden nicht. Aber die Umstehenden bemerkten sie und es erhob sich ein Gemurmel der Neugierde in dem Kreise; wer mochten sie sein? – wer konnte sie eingeladen haben? – es waren neue Gesichter in der Vorstadt, vielleicht Verwandte von Adele? In hohem Entzücken schwebte die schöne Braut die Reihen hinunter, während Goupille sich mit Vorsicht die Stirn abwischte und ihre Gewandtheit bewunderte, als

plötzlich der Herr mit dem Backenbart, den ich beschrieben habe, sich von seinem Begleiter entfernte und rief: »Da ist sie! – *sacré tonnere!*«

Bei dieser Stimme und dieser Erscheinung stand die Braut so plötzlich still, daß sie nicht Zeit hatte, beide Füße auf den Boden zu setzen, sondern den einen hoch in die Luft hielt, während sich der andere auf den zierlichen Zehen stützte. Die Gesellschaft meinte natürlich, daß dies ein Kunststück sei, dem man Beifall klatschen müsse. Love, der hinter ihr her donnerte, rief Bravo, und da der starke Herr eine Wendung machen mußte, um sie nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen, so fuhr er gerade auf den bärtigen Fremden los und warf ihn wie einen Ball auf die Seite.

»Mein Gott,« rief Goupille, »meine süße Freundin, sie ist ohnmächtig geworden!« Und sobald Adele das Gleichgewicht wieder erlangt hatte, sank sie in die Arme des bestürzten Polen, der zum Glück in der Nähe war.

Inzwischen kam der Deutsche, der sich dadurch vom Fallen gerettet hatte, daß er dem Herrn Higgins mit aller Kraft auf die Zehen trat, wieder zu der Stelle zurück, faßte die schöne Braut rauh am Arm und rief: »Keinen schlechten Spaß, Madame! Reden Sie! Was haben Sie mit dem Gelde gethan?«

»In der That, mein Herr,« sagte Goupille, seine Cravatte in die Höhe ziehend, »dies ist ein seltsames Verfahren; was haben Sie über das Geld dieser Dame zu sagen? – Es ist mein Geld jetzt, Herr!«

»Oho! steht es so? Das wollen wir bald sehen. Kommen Sie, Herr Favart, thun Sie Ihre Pflicht.«

Bei diesen Worten ging der kleine Begleiter des Fremden langsam zu der Stelle hin, während bei seinem Namen und bei seinem Schritte das Gedränge zur Rechten und zur Linken Platz machte, denn Favart war einer der berühmtesten Oberhäupter der Pariser Polizei – ein Mann, der würdig war, ein Zeitgenosse des berühmten Vidocq zu sein.

»Beruhigen Sie sich, meine Herren; fürchten Sie nichts, meine Damen,« sagte dieser Herr in der mildesten aller menschlichen Stimmen, und gewiß brachte kein Oel, welches man auf's Wasser goß, je eine so beruhigende Wirkung hervor, als jener schwache und sanfte Tenor. Der Pole besonders, der die schöne Braut mit beiden Armen hielt, zitterte an allen Gliedern und schien im Begriff, seine Last allmählig auf den Boden sinken zu lassen, als Favart, der ihn mit wohlwollendem Lächeln ansah, sagte: »Aha, mein Tapferer! Bist Du es? Bleibe nur, bleibe nur, und halte immer die Dame!«

Der Pole, der sich zu dieser Aufgabe verurtheilt sah, erhob die Arme, die er früher hatte sinken lassen, und der Polizeioffizier sagte mit billigendem Kopfnicken. »Gut! Rühre Dich nicht – so ist's recht!«

Goupille, in Erstaunen und Unwillen, seine bessere Hälfte ohne Rücksicht auf seine eigenen kriegerischen Gefühle den Armen einer Andern überliefert zu sehen, war im Begriff, sie dem Polen zu entreißen, als Herr Favart mit seinem kleinen Finger seine Brust berührte und

im sanftesten Tone sagte: »Mein Bürger, mischen Sie sich nicht in das, was Sie nicht angeht!«

»Was mich nicht angeht!« wiederholte Goupille, indem er sich zu seiner vollen Höhe aufrichtete. »Erklären Sie sich, wenn's gefällig ist! Diese Dame ist meine Frau.«

»Sagen Sie das noch einmal – das ist Alles!« sagte der bärtige Fremde im scheußlichsten Französisch, still und mit wüthender Grimasse, indem er dem Gewürzhändler seine geballten Fäuste unter die Nase hielt.

»Es noch einmal sagen, Herr,« sagte Goupille keineswegs erschreckt; warum sollte ich er nicht noch einmal sagen? Diese Dame ist meine Frau!«

»Sie lügen! – Sie ist *meine* Frau!« rief der Deutsche und sich niederbeugend, nahm er die schöne Adele dem Polen mit so wenig Umständen ab, als hatte sie keinen Marquis zum Urgroßvater gehabt, schüttelte sie, so daß er eine Todte hätte erwecken können, und rief mit Donnerstimme: »Reden Sie! Madame Bihl! Sind Sie meine Frau oder nicht?«

»Ungeheuer!« murmelte Adele ihre Augen öffnend.

»Hören Sie – sie erkennt mich an!« sagte der Deutsche, indem er sich mit triumphirender Miene an die Gesellschaft wendete.

»Er ist wahr!« sagte die sanfte Stimme des Polizeimannes. »Und nun lassen Sie sich nicht länger durch und in Ihrem Vergnügen stören. Wir haben einen Fiacker vor der Thür. Nehmen Sie Ihre Frau mit, Herr Bihl.«

»Herr Love!« rief oder schrie vielmehr der Gewürzhändler, indem er durchs Zimmer eilte und den Chef an

den Rockschoßen ergriff, gerade als er schon halb durch die Thür war, »kommen Sie zurück! Welchen schlechten Streich haben Sie mir hier gespielt! Sagten Sie mir nicht, diese Dame sei ledig? Bin ich verheirathet oder nicht? Stehe ich auf dem Kopfe oder auf den Füßen?«

»Still – Still! mein guter Bürger!« flüsterte Love; »morgen soll Alles erklärt werde!«

»Wer ist dieser Herr?« fragte Favart, indem er sich Love näherte, der sich in der Klemme sah, sich plötzlich von dem Gewürzhändler losriß, seine Hände in die Hosentaschen, sein Kinn in die Kravatte steckte, seine Augenbrauen erhob, seine Augen beinahe zumachte und seine Backen aufblies, so daß der erstaunte Goupille bezaubert zu sein glaubte und das Gesicht des Heirathsstifters wirklich nicht erkannte.

»Wer ist dieser Herr?« wiederholte der kleine Polizeibeamte, der in der Nähe stand und so winzig gegen Love aussah, daß man hätte denken sollen, dieser dürfe nur athmen, um ihn umzublasen.

»Wer sollte es sein, Herr?« rief Madame Rosalie Caumartin, die ihm mit der Großmuth ihres Geschlechts zu Hülfe kam – »dies ist Herr Love, der berühmte Engländer. Was haben Sie gegen ihn zu sagen?«

»Er hat fünfhundert Franken von mir bekommen!« rief der Gewürzhändler.

Der Polizeimann beobachtete Love mit großer Aufmerksamkeit. »So sind Sie also wieder in Paris? – Hm – Sie spielen doch immer Ihre Rolle!«

»Meiner Treu,« sagte Love kühn; »ich weiß nicht, was der Herr meinen; mein Ruf ist wohl bekannt – gehen Sie und erkundigen Sie sich in London – fragen Sie den Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten – fragen Sie meinen Gesandten – fragen Sie meinen –«

»Ihren Paß, Herr?«

»Er liegt zu Hause. Man trägt doch nicht seinen Paß in der Tasche, wenn man auf einen Ball geht.«

»Ich will zu Ihnen kommen und ihn ansehen – Auf Wiedersehen! Nehmen Sie meinen Rath an und verlassen Sie Paris; ich glaube Sie irgendwo gesehen zu haben.«

»Ich habe doch nie die Ehre gehabt, Sie zu verheirathen, mein Herr!« sagte Love mit höflicher Verbeugung.

In Erwiderung auf diesen Scherz warf der Polizeimann Love einen Blick zu – er war ein ruhiger, sehr ruhiger Blick; aber Love schien ungewöhnlich davon betroffen zu werden; er sagte kein Wort, sondern machte sich sogleich aus dem Hause. Favart wendete sich um und erblickte den Polen, der sich, so gut er konnte, hinter der wohlbelebten Gehalt der Madame Beavor versteckte.

»Welchen Namen führt jener Herr?«

»So-vo-lofski, der heroische Pole,« rief Madame Beavor, mit schlimmer Ahnung bei der unerwarteten Feigheit des großen Patrioten.

»Hm! Nehmen Sie sich in acht, meine Damen. Ich habe diesmal nichts gegen diese Person zu sagen. Aber Herr Latour hat seine Lehrzeit auf der Galeere zugebracht und er war so wenig ein Pole, als ich ein Jude.«

»Und das Vermögen dieser Dame?« rief Soupille pathetisch; »die Legate sind alle ausgesetzt – die Notare bezahlt. Ich bin gewiß, daß hier ein Irrthum obwalten muß.«

Herr Bihl, des jetzt seine verlorene Helena wieder zum Bewußtsein gebracht hatte, schritt zu dem Gewürzhändler hin und schleppte die Dame mit sich fort.

»Es ist kein Irrthum Herr! aber wenn ich das Geld habe und Ihnen die Dame dann noch gefällt, so sind Sie ihr willkommen.«

»Ungeheuer!« murmelte die schöne Adele wieder.

»Das Lange und Kurze von der Sache ist,« sagte Herr Favart, »daß Herr Bihl ein wackerer Junge ist und wie ein Courier die halbe Welt durchwandert ist.«

»Ein Courier!« riefen mehrere Stimmen.

»Madame war Kindsjungfer bei einem englischen Mylord. Sie verheiratheten sich und zankten mit einander – kein großes Unrecht, meine Freunde; nichts ist gewöhnlicher. Herr Bihl ist ein sehr getreuer Mensch; er pflegte seinen Herrn in seiner letzten Krankheit, die einen unglücklichen Ausgang hatte, weil er mit seinem Doktor reiste. Mylord hinterließ ihm ein hübsches Legat – er zog sich vom Dienste zurück und wurde krank, vielleicht aus Müßiggang oder auch vom Bier. Ist das nicht die Geschichte, Herr Bihl?«

»Er war stets betrunken – der Elende,« schluchzte Adele.

»Nur um meinen häuslichen Kummer zu vergessen,« sagte der Deutsche, »und als ich krank in meinem Bette

lag, lief Madame mit meinem Gelde davon. Mit Hülfe dieses Herrn habe ich Beides wieder gefunden und wünsche Ihnen einen sehr guten Abend.«

»Tanzen sie immer weiter, meine Freunde,« sagte der Polizeimann, sich verbeugend. Adelen und ihrem Gatten folgend, verließ der kleine Mann das Zimmer, wo er in großen und breiten Gestalten eben so viel Bestürzung erregt hatte, wie ein kleines Fretchen unter einer Schaar von Kaninchen anrichtet, die zweimal so groß sind.

Morton war länger dageblieben als Love. Doch hielt er es für unnöthig, noch lange nach der Entfernung dieses Herrn dazubleiben, und bei der Verwirrung, welche erfolgte, schlich er sich unbemerkt hinaus und kam bald in dem Bureau an. Er fand Love und Birnie schon beschäftigt, ihre Effekten einzupacken. »Ei, wann entfernten Sie sich?« sagte Morton zu Birnie.

»Ich sah den Polizeimann eintreten.«

»Und warum, zum Henker, sagten Sie uns das nicht?« sagte Gawtreys.

»Jeder muß für sich sorgen. Ueberdies tanzte auch Herr Love,« versetzte Birnie mit einem finstern Blick der Verachtung.

»Philosophie!« murmelte Gawtreys, seinen Frack in den Koffer werfend; dann veränderte er plötzlich seine Stimme und rief: »Ha, ha! Es war bei alledem ein hübscher Spaß – Gestehen Sie, daß ich meine Sache gut machte. Wahrhaftig, wenn er mir nicht den Blick zugeworfen hätte, würde ich ihm dennoch einen Streich gespielt haben.

Aber diese verdammten Kerle lernen von den Irrenärzten, wie sie uns zähmen müssen. Wahrhaftig, mein Herz sank mir bis auf die Schuhe nieder, und doch bin ich gerade kein Feigling!«

»Aber er kannte Sie doch offenbar nicht,« sagte Morton; »und was hat er gegen Sie zu sagen? Ihr Geschäft ist freilich ein seltsames, aber doch kein unehrliches. Warum wollen sie es aufgeben, als wenn –«

»Mein junger Freund,« fiel Gawtreys ein, »mag uns nun die Polizei nachsetzen oder nicht, so ist unser Geschäft ruiniert: jene verdammte Adele mit ihrer fabelhaften Großmama hat uns zu Grunde gerichtet. Goupille wird den Tempel erschüttern, so daß er uns über den Kopf zusammenstürzt. Da ist keine Hülfe – nicht wahr, Birnie?«

»Keine.«

»Gehen Sie zu Bette, Philipp, wir wollen Sie bei Tagesanbruch rufen, denn wir müssen Alles ausgeräumt haben, ehe unsere Nachbarn ihre Fensterladen öffnen.«

Halb ausgekleidet legte sich Morton in dem kleinen Kabinet auf's Bette und überdachte die Ereignisse des Abends. Der Gedanke, daß er jene weiße Hand und jenen lieblichen Mund nicht wiedersehen sollte, welche die Unbekannte ihm gezeigt, verfolgte ihn und machte ihn sehr abgeneigt gegen die plötzliche Flucht, die Gawtreys beabsichtigte, während sein Vertrauen zu dem Chef des Bureau's sehr erschüttert wurde, indem er sich der Wirkung erinnerte, die ein einziger Blick von dem Werkzeuge des Gesetzes auf seinen Muth hervorgebracht. Er hatte noch

nicht lange genug in der Welt gelebt, um zu wissen, daß Menschen zuweilen die Repräsentanten der Dinge sind und daß ein Polizeidiener oft in die ärgste Räuberhöhle eintritt und mit dem Wink seines Zeigefingers seine Beute unter seinen Genossen auszeichnet; kurz, daß das Ding, welches man Gesetz nennt, wenn es einmal fühlbar und gegenwärtig ist, selten verfehlt, das muthige Herz des Verbrechers zu lähmen, denn das Gesetz ist das Symbol des ganzen Menschengeschlechts, welches sich gegen einen einzigen Feind erhebt – gegen den Verbrecher. Da er mit dieser Wahrheit noch unbekannt war und keine schlimmere Vergehungen von Gawtreys erwartete, als die einer zweideutigen Profession, so dachte der junge Mann mit Verachtung und Verwunderung über die Feigheit seines Beschützers nach, bis er endlich seiner Vermuthungen, seines Mißtrauens und seiner Scham über seine eigene seltsame Lage, einem Manne verpflichtet zu sein, den er nicht achten konnte, müde, einschlieft.

Als er erwachte, sah er das graue Licht der Morgens durch sein unverschlossenes Fenster fallen und mit dem matten Strahl einer Kerze kämpfen, die Gawtreys mit der Hand beschattend über dem Schläfer hielt. Er fuhr auf, und in der Verwirrung des Erwachens und des undeutlichen Lichts meinte er, es sei ein Feind, der vor ihm stehe.

»Nehmen Sie sich in Acht!« sagte Gawtreys, als Morton in diesem Glauben seinen Arm ergriff. »Sie haben ziemlich starke Klauen. Sein Sie still. Ich habe Ihnen ein Wort zu sagen.« Hier stellte Gawtreys das Licht auf einen Stuhl und machte die Thür zu. »Sehen Sie,« sagte er leise, »ich

habe beinahe den ganzen Kreis meiner Erfindungsgabe und meines Witzes durchgemacht, so fruchtbar derselbe auch ist, und habe wenig von der Zukunft zu erwarten. Da Favart's Augen einmal auf mich gerichtet sind, so wird keine Verkleidung und kein Umweg etwas helfen. Ich wage nicht nach London zurückzukehren; ich bin zu wohl bekannt in Brüssel, Berlin und Wien –«

»Aber,« fiel Morton ein, indem er sich auf seinen Arm stützte und seine dunklen Augen auf seinen Wirth richtete – »aber Sie haben mir wiederholt gesagt, daß Sie kein Verbrechen begangen haben, warum fürchten Sie sich denn so sehr vor der Entdeckung?«

»Ei!« wiederholte Gawtrety mit einigem Zögern, welches er augenblicklich überwand. »ei, haben Sie nicht selber erfahren, daß der Schein die Wirkung des Verbrechens hat? Waren Sie nicht als Dieb verfolgt, als ich Sie von dem Feinde, dem Gesetz befreite? Sind Sie nicht schon, obgleich fast noch ein Knabe, aus Ihrem Vaterlande verbannt? Und wie können Sie mir die strengen Fragen vorlegen, der ich alt geworden bin bei dem Bemühen, aus Gurken Sonnenstrahlen zu ziehen und Nahrung aus der Armuth? Ich wiederhole, daß ich Gründe habe, füre den Augenblick die großen Hauptstädte zu vermeiden. Ich muß mich heruntergeben und mich in Provinzen aufhalten. Birnie ist so hoffnungsvoll wie immer; doch ist er ein schrecklicher Tröster. Genug davon. Nun von Ihnen selbst; wir haben weniger erspart, als Sie erwarten mögen; Birnie ist Schatzmeister gewesen und ich habe ein

Weniges für Fanny zurückgelegt, und ich will lieber verhungern, als das anrühren. Es sind indeß noch hundert und fünfzig Napoleons übrig und wenn wir unsere Effekten auch nur zum vierten Theil ihres Werthes verkaufen, so werden sie noch hundert und fünfzig einbringen. Hier ist Ihr Antheil. Ich habe Mitleid mit Ihnen. Ich sagte Ihnen, ich wollte Sie harmlos und unschuldig erhalten, verlassen Sie uns, so lange es noch Zeit ist.«

Es schien also, als habe Gawtreys Gedanken errathen, und so ist das menschliche Herz, anstatt die Befreiung von ihm mit Freuden zu benützen, die ihm jetzt angeboten wurde und über die er bereits nachgedacht, erschien ihm dieselbe jetzt wie ein schändlicher Verrath.

»Armer Gawtreys!« sagte er, indem er den Beutel mit Gold zurückschob, den er ihm reichte, »Sie sollen nicht in die Welt gehen und denken, daß der Waise, den Sie ernährt und gekleidet, Sie mit Ihrem Gelde in der Tasche dem Hunger überlassen hat. Wenn Sie mir nochmals versichern, daß Sie kein Verbrechen begangen haben, so erinnern Sie mich, daß die Dankbarkeit kein Recht hat, strenge gegen die Irrthümer eines Wohlthäters zu sein. Wenn Sie sich nicht der Gesellschaft anschließen, was hat die Gesellschaft für mich gethan? Nein! ich will Sie im Unglück nicht verlassen. Das Schicksal hat Ihnen einen Fall bereitet. Nur Muth, und Sie werden sich schon wieder erheben!«

Diese letzten Worte wurden so herzlich und heiter ausgesprochen, während Morton aus dem Bette sprang, daß

sie Gawtreys ermuthigten, welcher wirklich über sein Loos trostlos war.

»Wohlan,« sagte er, »ich kann den einzigen Freund, der mir noch übrig ist, nicht von mir treiben, und so lange ich lebe – aber ich will kein Versprechen ablegen. Schnell also, unser Gepäck ist schon fort, und ich höre den Schurken Birnie schon den Marsch zum Rückzuge brummen.«

Morton's Toilette war bald beendet, und die drei Verbündeten sagten dem Bureau Lebewohl.

Birnie, der so schweigsam und undurchdringlich war, wie immer, ging als Führer voran. Endlich kamen sie in einem Schlosserladen an, der sich in einer Gasse in der Nähe des Thores St. Denis befand. Der Schlosser selber, ein großer, düsterer Mann mit schwarzem Barte, öffnete eben seinen Laden, als sie sich näherten. Er und Birnie wechselten schweigende Blicke, und der erstere, der seine Beschäftigung einstellte, führte sie eine sehr schmutzige Treppe hinauf, zu einem Zimmer, wo ein Bett, zwei Stühle, ein Tisch und ein altes Bureau von Nußbaumholz, die einzigen Möbeln waren. Gawtreys sah mit trostlosem Blicke die schwarzen, niedrigen und feuchten Wände an und sagte in niedergeschlagenem Tone: »Wir waren doch besser daran im Tempel des Hymen. Aber bringen Sie uns eine Flasche Wein, einige Eier und eine Bratpfanne – beim Jupiter, ich verstehe mich vortrefflich darauf, Pfannkuchen zu backen!«

Der Schlosser nickte wieder, grunzte und entfernte sich.

»Ruhen Sie hier aus,« sagte Birnie mit seiner ruhigen, leidenschaftlosen Stimme, die Morton einen ungewohnten Ton des Befehls anzunehmen schien. »Ich will gehen und unsere Möbeln so gut als möglich verkaufen, neue Kleider einkaufen und Plätze nach Tours bestellen.«

»Nach Tours?« wiederholte Morton.

»Ja, dort sind einige Engländer; man kann überall leben, wo Engländer sind,« sagte Gawtreys.

»Hm!« brummte Birnie trocken, knöpfte seinen Rock zu und ging langsam fort.

Um Mittag kehrte er mit einem Bündel Kleider zurück, die Gawtreys, der stets die Elasticität seines Geistes wieder erlangte, wenn er Gelegenheit hatte, seine Talente anzuwenden, mit großer Aufmerksamkeit untersuchte und häufig ausrief: »Ei, das ist gut.«

»Ich habe einen guten Handel mit dem Juden gemacht, sagte Birnie, zwei schwere Beutel aus seiner Rocktasche ziehend; hundert und achtzig Napoleons. Wir können mit einem guten Kapital beginnen.«

»Sie haben Recht, mein Freund,« sagte Gawtreys.

Dann wurde der Schlosser zu der besten Restauration in der Nachbarschaft abgeschickt und die drei Abenteurer nahmen ein weniger sokratisches Mittagessen ein, als man hätte erwarten sollen.

## SECHSTES KAPITEL.

Dann setzt er seine Irrfahrt wieder fort.

*Thomson.*

Noch einmal sieht er hin: Er ist's gewiß,

Auf seinem Stuhle sitzt er sicher da,  
Als wäre sein Gewissen ohne Makel.  
*Crabbe.*

Die Abenteurer kamen in Tours an und nahmen dort eine Wohnung, ohne daß ihnen etwas Bemerkenswerthes unterwegs begegnete. In Tours hatte Morton nichts weiter zu thun, als dem Vergnügen nachzugehen. Er galt für einen jungen Erben, Gawtreys für seinen Erzieher und Doktor der Theologie, Birnie für seinen Kammerdiener. Die Ausgabe, für den Unterhalt zu sorgen, fiel Gawtreys anheim, der seine Rolle vortrefflich spielte, seine ernstesten Scherze mit lateinischen Brocken würzte, stark und wohlgenährt aussah, Kniehosen und einen Hut mit breitem Rande trug und Whist mit der Geschicklichkeit eines alten Pfarrers spielte. Durch seine Geschicklichkeit in diesem Spiel gewann er anfangs wenigstens so viel, um seine wöchentlichen Ausgaben zu bestreiten. Nach und nach aber wurden die guten Einwohner von Tours, die es der Gesundheit wegen mit der Sparsamkeit hielten, scheu, und wollten nicht mehr mit einem so vortrefflichen Spieler spielen; und obgleich Gawtreys stets feierlich versicherte, daß er mit der größten Redlichkeit spiele – welche Behauptung wenigstens Morton vollkommen glaubte – und kein Beweis von dem Gegentheil entdeckt wurde, so ist doch ein vorzüglicher Kartenspieler stets ein verdächtiger Charakter, wenn nicht die Verlierenden genau wissen, wer er ist. Dieser Markt war geschlossen und Gawtreys hielt es endlich für gerathen, weiter zu reisen.

»Ach,« sagte Gawtrej, »die Welt ist heutiges Tages so prunksüchtig geworden, daß man nicht vortheilhaft reisen kann, ohne eine Postchaise mit vier Pferden zu nehmen. Endlich befanden sie sich in Mailand, welches damals das gelobte Land der Spieler war. Hier aber fand Gawtrej es schwer, in die Gesellschaft zu kommen, da es ihm an Empfehlungen fehlte. Die stolzen und reichen Edelleute spielten hoch, hielten sich aber abgesondert; die bürgerlichen waren fleißig und kräftig und behielten viel von der alten lombardischen Verschlagenheit bei; da waren keine öffentlichen Gasttafeln und keine allgemeinen Soireesellschaften. Gawtrej sah sein kleines Kapital täglich abnehmen, und er hatte die Alpen im Rücken und die Armuth vor sich. Da er aber immer auf seiner Hut war, so gelang es ihm endlich, mit einer sehr angesehenen schottischen Familie Bekanntschaft zu machen. Dies gelang ihm dadurch, daß er eine Schnupftabakdose aufhob, die der Schotte hatte fallen lassen, als er sein Taschentuch herausgezogen. Diese Höflichkeit bahnte den Weg zu einer Unterhaltung, wobei Gawtrej sich so angenehm machte und mit solchem Aufwande von Beredsamkeit von dem modernen Athen und den Streichen sprach, die man den Reisenden spiele, daß er Mrs. Macgregor vorgestellt wurde; man wechselte Karten, und da Gawtrej auf ziemlich anständigem Fuße lebte, so erklärten ihn die Macgregors in für einen sehr feinen Mann. Da er einmal im Hause eines achtbaren Mannes eingeführt eingeführt war, gelang es Gawtrej bald, sich weiter auszubreiten, bis er den ganzen Kreis der Engländer untergrub,

die in Mailand wohnten. Er wurde als Whistspieler berühmt und noch einmal lächelte das Glück der Geschicklichkeit.

In dieses Haus begleitete eines Abends der Zögling seinen Erzieher. Als die Whistpartie gebildet wurde, die aus zwei Tischen bestand, sah sich der junge Mann nebst einem alten Herrn ausgeschlossen, der sehr redselig und gut gelaunt war, und Morton viele Fragen vorlegte, die er zu beantworten schwierig fand. Ein Whisttisch gerieth jetzt in Revolution, nämlich eine Dame trat aus und ein Herr trat ein, als die Thür aufging und Lord Lilburne angemeldet wurde.

Macgregor stand auf und ging dieser Person mit großem Respekt entgegen.

»Ich wagte kaum zu hoffen, daß Sie kommen würden, Lord Lilburne, da der Abend so kalt ist.«

»Sie rechneten nicht genug auf die Langweiligkeit meines einsamen Gasthauses und das Anziehende, Ihres Kreises. – Aha! Whist, wie ich sehe.«

»Sie spielen zuweilen?«

»Sehr selten jetzt; ich habe allen meinen wilden Hafer ausgesäet und selbst der Spaten des Piqueaß kann ihn nicht aufgraben.«

»Ha, ha! sehr gut.«

»Ich will zusehen.« Und Lord Lilburne zog seinen Stuhl an den Tisch und setzte sich Gawtreys gerade gegenüber. Der alte Herr wendete sich zu Philipp: »Ein außerordentlicher Mann, der Lord Lilburne. Sie haben natürlich von ihm gehört?«

»Nein, in der That nicht; was ist's mit ihm?« fragte der junge Mann lebhaft.

»Was mit ihm ist?« sagte der alte Herr lächelnd; »wenn Sie je die Zeitungen lesen, so werden sie Ihnen genug von dem eleganten und witzigen Lord Lilburne erzählen, einem Manne von großem Talent, welches er freilich nicht anwendet. Er war wild in seiner Jugend, wie geistreiche Leute es häufig sind; aber als er zu seinem Titel und Vermögen gelangte, und in die Familie des damaligen ersten Ministers heirathete, wurde er gesetzter. Man sagt, er könnte eine große Rolle in der Politik spielen, wenn er wollte. Er hat in der That einen sehr großen Ruf. Die Leute sagen, er liebe noch das Vergnügen, aber das ist ein allgemeiner Fehler unter den Aristokraten. Moralität findet sich nur in den mittleren Klassen, junger Herr. Es ist eine glückliche Familie, die des Lord Lilburne; seine Schwester, Mrs. Beaufort –«

»Beaufort!« rief Morton und murmelte dann bei sich selber: »ei, es ist wahr, ich habe den Namen Lilburne schon früher gehört.«

»Kennen sie die Beauforts? Sie werden sich erinnern, wie glücklich Robert, Lilburne's Schwager, zu jenem schönen Vermögen kam, gerade als sein Vorgänger im Begriff war; eine –«

Morton sah den geschwätzigten Alten zornig an und schritt plötzlich zu dem Kartentische.

Seitdem Lord Lilburne sich Cawtreys gegenüber gesetzt hatte, zeigte dieser ein verstörtes Wesen, welches der ganzen Gesellschaft auffiel. Er wurde todtenblaß, seine

Hände zitterten, er bewegte sich auf seinem Stuhle, vergab die Karten, trumpfte die besten Forcen seines Mitspielers, hörte endlich auf, warf sein Geld nieder und sagte mit gezwungenem Lächeln, es sei ihm zu heiß im Zimmer. Als er aufstand, erhob sich Lord Lilburne auch, und die Augen Beider begegneten einander. Lilburne's Blick war ruhig, aber forschend und durchdringend; Gawtreys Augen glichen Feuerkugeln. Er schien nach und nach größer zu werden, seine breite Brust dehnte sich aus und er athmete schwer.

»Ei, Doktor,« sagte Macgregor, erlauben Sie mir, Sie dem Lord Lilburne vorzustellen.«

Der Pair verbeugte sich hochmüthig; Gawtreys erwiderte den Gruß nicht, sondern schritt mit einer Bewegung, als unterdrückte er einen Ausbruch der Leidenschaft, zum Feuer, wendete sich dann um und richtete wieder seinen Blick auf den neuen Gast. Lilburne aber, der bei diesem seltsamen Benehmen seine Fassung nicht verlor, sprach jetzt ruhig mit dem Wirth.

»Ihr Doktor scheint ein excentrischer Mensch zu sein – ein wenig geistesabwesend – sehr gelehrt vermuthlich. Waren Sie schon in Como?«

Gawtreys blieb beim Feuer, trommelte mit den Fingern an dem Kamingesims und richtete seine Augen von Zeit zu Zeit auf Lilburne, der sein Dasein gänzlich vergessen zu haben schien.

Diese beiden Gäste blieben da, bis die Gesellschaft sich trennte; Gawtreys wünschte offenbar länger als Lilburne

da zu bleiben, denn als der letztere die Treppe hinunterging, nickte Gawtreys seinem Kameraden zu, machte dem Wirth eine Verbeugung und stieg auch hinunter. Als sie an dem Zimmer des Portiers vorübergingen, sahen sie, daß Lilburne schon den Fuß auf seinen Wagentritt gesetzt hatte; er wendete plötzlich den Kopf herum, begegnete wieder Gawtreys Blicken, schwieg einen Augenblick und sagte dann leise über seine Schulter:

»So erinnern wir uns also an einander, Herr? – Lassen Sie uns einander nicht wieder treffen, und unter der Bedingung soll das Geschehene vergessen sein.«

»Schurke!« murmelte Gawtreys und ballte seine Fäuste, aber der Pair war mit einer Leichtigkeit in seinen Wagen gesprungen, die man bei seiner Lahmheit nicht hätte erwarten sollen, und die Räder rollten keinen Zoll breit an dem rechten Schuh des vorgeblichen Doktors dahin.

Gawtreys ging einige Augenblicke in großer Aufregung weiter, endlich aber wendete er sich zu seinem Begleiter:

»Vermuthen Sie, wer Lord Lilburne ist? Ich will es Ihnen sagen – mein größter Feind und Fanny's Großvater! Nun beachten Sie die Gerechtigkeit des Schicksals: hier ist dieser Mann – bemerken Sie es wohl – dieser Mann, der sein Leben damit begann, seine Fehler auf meine Schultern zu werfen! Aus dieser kleinen Erhöhung ist ein furchtbarer Höcker geworden, dieser Mann, der meine verlobte Braut verführte und dann ihre einst so reine und edle Seele – so frisch wie der Thon des Himmels, im schmachvollsten Aussatz zurückließ – dieser Mann, der

sich in Reichthümern wälzte, lernte betrügen und plündern, wie ein Knabe das Tanzen und die Violine spielen lernt, und klagte mich vor der Welt seines eigenen Verbrechens an! – Hier ist dieser Mann, der von keinem einzigen Verbrechen abgelassen, sondern zu denen seiner Jugend noch die blutlose Geschicklichkeit eines veralteten Schurken hinzugefügt hat – hier ist dieser Mann, geehrt, geschmeichelt, groß, und geht durch Reihen sich verbeugender Schmarotzer zu einer ruhmvollen Grabchrift und einem marmornen Grabmal, und ich, auch ein Schelm, wenn Sie wollen, aber Schelm, um mein Brod zu verdienen, habe ihm meine Fehler und meinen Untergang zuzuschreiben! Ich – ohne Obdach – ausgestoßen – suche um die Klippen des Verbrechens wegzusteuern – und woher kommt der Unterschied? Weil der Eine reich geboren ist und der Andere arm – weil er keine Entschuldigung für das Verbrechen bat und daher Niemand Argwohn gegen ihn hegt!«

Der unglückliche Mann – in dem Augenblick war er in der That unglücklich – hielt nach diesem leidenschaftlichen und raschen Ausbruch athemlos inne, und vor ihm erhob sich in seiner Majestät, hell vom Mond beleuchtet, mit seinen unzähligen Thürmen, die Wunder des gothischen Italiens – die Kathedrale von Mailand.

»Aergern Sie sich nicht über das allgemeine Schicksal,« sagte der junge Mann mit bitterem Lächeln, indem er auf die Kathedrale deutete, »ich habe noch nicht lange gelebt, aber doch schon genug gelernt, um zu wissen, daß der, welcher ein solches Gebäude, wie dieses, welches

dem Himmel geweiht ist, aufführen konnte, wie ein Heiliger würde verehrt werden, während der, welcher unter dem Schatten einer Decke an der Seite der Landstraße vor Gott niederkniete, als ein Vagabunde in das Besserungshaus würde geschickt werden! Das Geld macht den Unterschied zwischen den Menschen, und so wird es sein, wenn Sie, der verachtete Charlatan, und Lilburne, der geehrte Betrüger, nicht so viel Staub zurückgelassen haben, um eine Schnupftabaksdose damit zu füllen. Trösten Sie sich, Sie gehören der Mehrzahl an.«

#### SIEBENTES KAPITEL.

Vor ihm erstreckt sich eine wilde Wüste,  
Oed', trostlos, ungeheuer, unersetzlich, unerfreulich,  
Entweiht durch Galgen, Leichen und Gebeine.  
*Thomson'*

Gawtrey wollte seinem Feinde nicht den Triumph gönnen, zu denken, daß er ihn aus Mailand vertrieben habe; er beschloß dazubleiben und ihm Trotz zu bieten; doch er bemerkte, wenn er sich öffentlich zeigte, daß seine früheren Bekannten sich höflich verbeugten und auf die andere Seite der Straße hinübergingen. Der muntere Geistliche erhielt keine Einladungen mehr zum Thee oder Kartenspiel. Er war verlegen, denn während die Leute ihn vermieden, zeigten sie sich nicht unhöflich. Endlich brachte er heraus, daß das Gerücht gehe, sein Verstand sei zerrüttet. Obgleich er das Gerücht nicht bis

zu Lord Lilburne verfolgen konnte, so errieth er doch leicht, von wem er herrührte. Sein excentrisches Benehmen, besonders in Macgregors Hause, bestätigte die Beschuldigung. Wieder sanken die Fonds gar sehr in den leinenen Säcken, und endlich sah sich Gawtreys in seiner Verzweiflung genöthigt, das Feld zu räumen. Sie kehrten durch die Schweiz nach Frankreich zurück, welches erstere Land zu arm für Spieler ist. Seit er Lilburne wiedergesehen, war eine große Veränderung mit Gawtreys guter Laune vorgegangen; er wurde mißmuthig und gedankenvoll, trug keine Sorge, wieder seinen Unterhalt zu verdienen, sprach viel und ernst mit seinem jungen Freunde von der armen Fanny und gestand zu, daß er großer Verlangen hege, sie zu sehen. Der Wunsch, nach Paris zurückzukehren, verfolgte ihn wie sein Schicksal; er sah die Gefahr ein, die seiner dort wartete, aber es lockte ihn nur um so mehr, gleich dem Licht, welches die Flügel der Motte versengt hat. Birnie, der bei allen Wechselln ihres Schicksals, bei ihren Wanderungen auf und nieder, dasselbe schweigsame und unbewegliche Wesen beibehielt, empfing mit spöttischem Lächeln die Befehle, endlich zur französischen Hauptstadt zurückzukehren. »Nach meinem Rathe hätten Sie sie nie verlassen sollen,« sagte er und ging aus dem Zimmer.

Gawtreys sah ihm nach und murmelte: »Ist denn das Loos geworfen?«

»Was meint er?« sagte Morton.

»Sie werden es bald erfahren,« versetzte Gawtrey und folgte Birnie. Von dieser Zeit an wurden die leisen Unterredungen mit diesem Manne wieder begonnen, die während der Reise aufgehört hatten.

---

Eines Morgens sah man drei Männer zu Fuß durch das Thor von St. Denis zu Paris hereinkommen. Es war ein schöner Frühlingstag, und die alte Stadt sah heiter aus mit ihren zahlreichen Fußgängern, ihren zierlichen Läden und dem klaren, blauen und erheiternden Himmel, der Frankreich so eigenthümlich ist.

Zwei von diesen Männern gingen nebeneinander und der andere einige Schritte voraus. Der vorderste, obgleich hager, bleich und abgerissen, schien am wenigsten an Ermüdung zu leiden, er ging mit weiten geräuschlosen Schritten fort und blickte auf seinen Augenwinkeln zur Rechten und zur Linken. Der eine von den beiden Folgenden war schön gebildet, aber von dunkler Gesichtsfarbe, jung, doch mit sorgenvollem Blicke und der Andere, der von rüstiger Gestalt war; stützte sich auf einen dicken Stab und seine Augen waren finster und niedergeschlagen.

»Philipp,« sagte der Letztere, »seit ich nach Paris zurückkehre – fühle ich, daß ich meinem Grabe entgegengehe!«

»Pah! – Sie waren schon bei früheren Reisen anderswo eben so trostlos.«

»Weil ich immer an die arme Fanny dachte und weil – weil Birnie mir immer mit seinen scheußlichen Versuchen nahe war!«

»Birnie! ich verabscheue den Mann! Werden Sie seiner nie los werden?«

»Ich kann es nicht! Still! Er wird uns hören! Wie unglücklich wir gewesen sind! und nun ohne einen Sous in der Tasche – hier der Misthaufen – dort der Kerker! *Wir sind in seiner Macht!*«

»In seiner Macht? Was meinen Sie damit?«

»Heda! Birnie!« rief Gawtreys, ohne auf Morton's Frage zu achten, lassen Sie uns anhalten und frühstücken; ich bin ermüdet.«

»Sie vergessen, wir haben kein Geld, bis wir eines verdienen!« entgegnete Birnie kalt. »Kommen Sie in das Haus des Schlossers – er wird uns trauen!«

#### ACHTES KAPITEL.

Hohn, Armut und noch mehr der Höllenhunde.

-----

Der Andre war ein arger, grimm'ger Teufel.

-----

Sieh da dein Glück! Dann ward ein andrer Stab Geschwungen – eine Gegenwirkung, die Aus Täuschung Wahrheit zieht.

-----

Doch welche Hoffnung bleibt uns Kindern der Verzweiflung, die am Rand der Hölle stehen? Entschluß, Entschluß! – *Thomson.*

Man hat bemerkt, daß in civilisirten Ländern in gewissen Jahren irgend ein besonderes Verbrechen häufiger wird. Es dauert seine Zeit und ist dann vorüber. Zu einer Zeit ist besonders das Einbrechen in die Häuser an der Mode – dann der Selbstmord – dann werden Handelsleute mit Apfelkuchen vergiftet, dann erfrechen kleine Knaben einander mit Federmessern – und dann erscheinen die gemeinen Soldaten ihre Sergeanten. Fast jedes Jahr gibt es ein besonderes Verbrechen, gleich einer jährlichen Krankheit, die sich über das Land verbreitet und dann verschwindet. Unbezweifelt hat die Presse viel mit diesen epidemischen Krankheiten zu thun. Wenn die Zeitung uns einmal einen Bericht von einer einzelnen Grausamkeit gibt, welche den Reiz einer Neuheit hat, so hingen sich gewisse verworfene Gemüther wie Blutegel daran. Die Idee greift um sich, wird zu einem Wahnsinn und plötzlich an hundert verschiedenen Orten geht, die von den bleiernen Typen gesäete Saat wuchernd aus. Aber wenn das erste ursprünglich berichtete Verbrechen ungestraft hingegangen ist, wie vielmehr wirkt es dann auf die nachahmende Fähigkeit! Uebel angewendete Gnade fällt nicht wie Thau, sondern wie Dung auf eine böse That.

Nun hatte man in der Zeit, wovon ich schreibe, oder vielmehr ein wenig früher in Paris einen berühmten Falschmünzer entdeckt und verurtheilt. Er hatte das Geschäft mit einer solchen Geschicklichkeit geführt, daß

man selbst das Vergehen bewundern mußte, und überdies hatte er vorher mit einiger Auszeichnung bei Austerlitz und Marengo gedient. Die Folge war, daß das Publikum für ihn anstatt gegen ihn gestimmt war, und so wurde sein Urtheil von der Regierung in dreijährige Gefangenschaft verwandelt. Denn alle Regierungen in freien Staaten streben mehr darnach, sich beliebt zu machen, als gerecht zu sein.

Nicht so bald war dieser Fall in Journalen berichtet worden – und selbst die größten derselben nahmen davon Notiz, was sonst bei den französischen Journalen nicht der Fall ist – nicht sobald machte dieser Fall Aufsehen und der Verbrecher wurde berühmt, als sich der Erfolg in einer großen Masse von falschem Gelde zeigte.

Das Falschmünzen war in dem Jahre, wovon ich jetzt schreibe, das Verbrechen der Mode. Die Polizei wendete alle ihre Aufmerksamkeit an; es wurde ihr bekannt, daß eine gewisse Bande diese Kunst mit besonderem Erfolge treibe. Ihre Münzen waren in der That so gut und allen denen ihrer Nebenbuhler so sehr überlegen, daß sie oft unbewußt vom Publikum den ächten Münzen vorgezogen wurden. Zu gleicher Zeit betrieben sie ihren Beruf mit solchem Geheimniß, daß sie aller Entdeckung trotzen.

Die Polizei bot eine ungeheure Belohnung, wer, seine Mitschuldigen verrathen wolle, und Favart wurde an

die Spitze einer Untersuchungscommission gestellt. Dieser Mann war selber ein Falschmünzer gewesen und hatte den berühmten Falschmünzer entdeckt, der das Verbrechen auf eine solche Höhe gebracht hatte. Favart war ein Mann von der scharfsichtigsten Wachsamkeit und von der unermüdlichsten Nachforschung und von einem Muth, der vielleicht allgemeiner ist, als man glaubt. Es ist ein allgemeiner Irrthum zu glauben, Muth müsse sich in allen Dingen zeigen. Aber ein Held am Bord eines Schiffes zu Pferde wird vor einem hohen Thor, über das er setzen sollte, blaß werden, wenn er nicht an's Reiten gewöhnt ist. Man stelle einen Fuchsjäger an eine von den Klüften in der Schweiz, über die der Alpenjäger wie ein Reh springt, und seine Knie werden unter ihm schlottern. Die Menschen sind tapfer in Gefahren, an die sie sich entweder durch die Phantasie oder durch die Uebung gewöhnen.

Favart war ein Mann von der kühnsten Tapferkeit, wenn er Dieben oder Mördern gegenüber treten mußte. Er schreckte sie mit einem Blicke seines Auges; doch wußte man, daß seine Frau ihn die Treppe hinuntergeworfen und als er mit der großen Armee aufmarschirt war, desertirte er am Abend vor seiner ersten Schlacht. So groß ist die Unbeständigkeit des Menschen, sagen die Moralisten!

Aber Favart hatte geschworen, die Falschmünzer aufzuspüren; und ihm war noch nie ein Unternehmen skhkyeschlagen, welches er unternommen. Eines Tages stellte er sich seinem Chef mit so freudigem Gesichte dar, daß

dieser scharfsichtige Mann sogleich zu ihm sagte: »Sie haben von unsern Herren gehört?«

»Ja, das habe ich und werde sie diesen Abend besuchen.«

»Bravo! wie viele Lenke wollen Sie mitnehmen?«

»Zwölf bis zwanzig, die ich draußen lassen werde. Aber ich muß allein eintreten. Dies ist die Bedingung: ein Mitschuldiger, der seine eigene Kehle zu sehr fürchtet, um offen als Verräther aufzutreten, wird mich in's Haus, ja bis in's Zimmer führen. Seiner Beschreibung nach ist es nöthig, daß ich das Lokal genau kenne, um ihnen den Rückzug abzuschneiden, so werde ich also morgen Abend den Bienenstock in Zellen und den Honig nehmen.«

»Diese Falschmünzer sind verzweifelte Kerle, und es ist besser vorsichtig zu sein.«

»Sie vergessen, daß ich ihnen angehörte und daher ihre geheimen Zeichen kenne.«

Um dieselbe Zeit, wo diese Unterredung in dem Polizeibüreau geführt wurde, saßen Morton und Gawtreys in einem andern Theile der Stadt allein. Es war einige Wochen nach ihrem Eintritt in Paris und der Frühling in den Sommer übergegangen. Sie wohnten in dem vornehmen Stadtviertel der Vorstadt Saint Germain; die benachbarten Straßen waren ehrwürdig wegen der alten Gebäude des verfallenen Adels; doch ihre Wohnung befand sich in einer engen düstern Gasse, und das Gebäude selber schien bettelhaft und verfallen. Das Zimmer war eine Dachstube im sechsten Stock und das Fenster,

welches aus die Hinterseite der Straße hinausging, hatte die Aussicht auf eine andere Häuserreihe von etwas besserer Beschaffenheit, die mit einer der großen Straßen dieses Stadtviertels in Verbindung stand. Der Raum zwischen ihrer Wohnung und ihrem Nachbar gegenüber war so eng, daß Ich die Sonne kaum, durch den Zwischenraum dringen konnte. Im höchsten Sommer fand man hier einen beständigen Schatten. Beide saßen am Fenster. Gawtreys, wohlgekleidet und glatt rasirt, wie in der Blüthezeit seines Glücks; Morton in denselben Kleidern, womit er in Paris eingetreten war, vom Wetter verdorben und zerlumpt. Gawtreys blickte auf das gegenüberliegende Haus und murmelte: »Es soll mich wundern, wo Birnie bleiben mag und warum er nicht zurückkehrt. Dieser Mann wird mir verdächtig!«

»Verdächtig, weißhalb?« fragte Morton. Wegen seiner Ehrlichkeit? Sollte er Sie berauben?«

»Nicht berauben! – hm – vielleicht! Aber Sie sehen, ich bin in Paris ungeachtet der Winke der Polizei; er könnte mich angeben.«

»Warum lassen Sie ihn denn anderswo wohnen?«

»Weil, wenn wir eine besondere Wohnung haben, immer zwei Auswege zur Flucht sind. Wenn man in einer dunklen Nacht eine Leiter von einem Fenster zum andern hinüberlegt, so ist er bei uns oder wir bei ihm.«

»Aber wozu solche Vorkehrungen? Sie blenden mir die Augen – Sie täuschen mich; was haben Sie gethan?«

»Welches ist Ihre Beschäftigung jetzt? Sie sind stumm. – Hören Sie, Gawtreys! Ich habe mein Schicksal mit dem

Ihrigen vereint, und jetzt ist mir selbst die Hoffnung entrisen. Zu Zeiten macht es mich fast wahnsinnig, zurückzublicken – und doch vertrauens Sie mir nicht. Seit Ihrer Rückkehr nach Paris sind Sie ganze Nächte – oft auch ganze Tage abwesend; Sie sind mißmuthig und gedankenvoll – welches auch Ihr Geschäft sein mag, es scheint sehr einträglich zu sein.«

»Sie denken das,« sagte Gawtreys milde und mit einer Art von Mitleid in seiner Stimme, und doch weigern Sie sich, Geld von mir anzunehmen, um diese Lumpen abzulegen?«

»Weil ich nicht weiß, wie Sie das Geld erworben haben. Ach! Gawtreys, ich bin nicht zu stolz zur Barmherzigkeit, wohl aber um« – er hielt inne und sprach nicht aus, was er sagen wollte. »Ja, Ihre Beschäftigung scheint guten Erfolg zu haben. Erst gestern gab mir Birnie fünfzig Napoleons, wogegen ich Silber einwechseln sollte.«

»That er das? der Schur-, nun, und Sie wechselten sie?«

»Ich weigerte mich, ich weiß selber nicht warum.«

»Das war recht, Philipp. Thun Sie nichts, was der Mann Ihnen sagt.«

»Wollen Sie mir denn trauen? Sie haben sich auf irgend ein scheußliches Geschäft gelegt – vielleicht wird Blut vergossen! Ich bin kein Knabe mehr – ich habe selber meinen Willen – ich will mich nicht schweigend und blind in's Verderben ziehen lassen. Wenn ich mich in dasselbe stürze, so soll es mit meiner eigenen Einwilligung

geschehen. Vertrauen Sie mir heute oder wir trennen auf morgen!«

»Lassen Sie sich rathen. Bei manchen Geheimnissen ist es besser, wenn man sie nicht weiß!«

»Es liegt nichts daran! Ich will zu meiner Entscheidung kommen und fordere die Ihre.«

Gawtrey schwieg einige Augenblicke in tiefem Nachdenken. Endlich erhob er seine Augen zu Philipp und erwiderte:

»Nun, wenn es denn sein muß. Früher oder später hätte es doch heraus müssen, und ich bedarf eines Vertrauten. Sie sind kühn und werden nicht erbeben. Sie wünschen meine Beschäftigung zu wissen – wollen Sie diese Nacht Zeuge davon sein?«

»Ich bin bereit!«

Hier hörte man einen Schritt auf der Treppe, es wurde an die Thür geklopft und Birnie trat ein. Er zog Gawtrey auf die Seite und sprach wie gewöhnlich einige Augenblicke leise mit ihm.

Gawtrey nickte mit dem Kopfe und sagte dann laut: »Morgen wollen wir ohne Rückhalt vor meinem jungen Freunde reden. Diese Nacht kommt er zu uns?«

»Diese Nacht! – sehr gut!« sagte Birnie mit seinem kalten Lächeln. »Er muß den Eid ablegen und Sie mit Ihrem Leben für seine Redlichkeit einstehen.«

»Ja! das ist die Regel.«

»So leben Sie wohl, bis wir uns wiedersehen,« sagte Birnie und entfernte sich.

»Es soll mich wundern,« sagte Gawtreys nachdenkend und mit den Zähnen knirschend, »ob mir dieser Kerl nicht einmal zu Schuß kommt? ho ho!« Und sein Lachen erschütterte die Wände.

Morton sah Gawtreys aufmerksam an, als dieser jetzt auf seinen Stuhl niedersank und mit leerem, fast geistlosem Ausdruck auf die gegenüberstehende Wand blickte. Der sorglose, heitere und biedere Ausdruck, der gewöhnlich die Züge dieses Mannes bezeichnet hatte, war seit einigen Wochen einem ruhelosen, ängstlichen und zuweilen wilden Anblick gewichen, gleich dem Wilde, welches anfangs Vergnügen an der Jagd findet, so lange die Hunde noch fern und seine Glieder noch stark zu der Jagd sind, aber verzweifelnd vor Wuth und Furcht, wenn der Tag sich seinem Ende nähert und die Hunde dicht hinter ihm herschnaufen. In dem Augenblick schienen die Züge mit ihren festen und eisernen Muskeln jedes Zeichen der Leidenschaft und des Willens verloren zu haben und in fester und dumpfer Ruhe zu verweilen. Endlich blickte er zu Morton auf und sagte mit einem Lächeln, gleich dem eines kindischen alten Mannes:

»Ich denke, mein Leben ist ein einziger großer Irrthum gewesen! Ich hatte Talente – Sie werden es nicht glauben – aber einst war ich weder ein Thor, noch ein Schurke! Ist es nicht seltsam? Reichen Sie mir den Branntwein!«

Aber Morton wendete sich mit leichtem Schauer um und verließ das Zimmer.

Er ging mechanisch weiter und erreichte endlich den prächtigen Quai, der die Seine begrenzt; dort wurden die

Fußgänger zahlreicher, schöne Equipagen rollten an ihm vorüber; die weißen und hohen Häuser sahen schön und stattlich aus, bei dem klaren blauen Himmel des frühen Sommers; neben ihm floß der helle Fluß dahin, von den bemalten Badehäusern belebt, die auf seiner Oberfläche schwammen. Die Erde war fröhlich und der Himmel heiter, sein Herz aber bei alledem dunkel; Nacht drinnen – lieblicher Morgen draußen! Endlich blieb er bei der Brücke stehen, auf welcher die Statuen derjenigen prangen, welchen die Laune der Zeit einen Namen verleiht; denn, wenn gleich Zeus und seine Götter gestürzt sind, so wird doch die Verehrung der Gestorbenen dauern, so lange die Erde steht – bei der Brücke, über die man geht, wenn man von den königlichen Tuilerien kommt, oder von den mächtigen Straßen jenseits der Rue de Rivoli zu dem Senat des emancipirten Volks und zu der düsteren und verlassenem GröÙe der Vorstadt St. Germain geht, wo sich noch die verarmten Abkömmlinge der alten aristokratischen Tyrannen versammeln, die Geister der abgeschiedenen Mächte, stolz auf die Schatten großer Namen. Als der englische Ausgestoßene in der Mitte der Brücke stehen blieb, zum erstenmal seinen Kopf erhob und sich umsah, da fiel ihm plötzlich jener schreckliche und unheilvolle Abend ein, wo er hoffnungslos, freundlich und verzweifelnd seines Oheims Bedienten angebetelt, mit allen den Gefühlen, die wir in seiner kurzen Erzählung uns leicht angedeutet, die aber in seiner Brust gewüthet und ihn zu dem Entschluß getrieben, sich der verhängnißvollen Freundschaft des Mannes hinzugeben,

dessen Leitung ihm selbst damals schon verdächtig war. Die beiden Stellen hatten eine gewisse Aehnlichkeit mit einander; an der ersten hatte sich seine Verzweiflung an dem menschlichen Geschick erfüllt – er hatte gewagt, die Vorsehung Gottes zu vergessen – er hatte sich sein Schicksal selber angemaßt; auf der ersteren Brücke hatte er seinen Entschluß gefaßt; auf der zweiten erbebte er bei dem Erfolge! – Er stand nicht weniger arm – nicht weniger niedergeschlagen – eben so zerlumpt und schmutzig da, und trug den Kopf nicht mehr so hoch, sein Auge war nicht mehr so furchtlos, denn sein Gewissen war nicht mehr so frei und seine Ehre nicht mehr so unbefleckt! Diese steinernen Bogen – diese Flüsse, die zwischen ihnen durchströmten, schienen eine mystische Bedeutung anzunehmen, als der äußern Welt angehört – sie waren die Brücken der Flüsse des Lebens. In so verwirrte Gedanken versenkt, so daß er kaum in dem Chaos den einzigen Lichtstreifen unterscheiden konnte, der vielleicht auf Wiederherstellung oder Wiedergeburt der Elemente seiner Seele deutete – standen zwei, Vorübergehende an seiner Seite still.

»Sie werden zu spät zu der Verhandlung kommen,« sagte der Eine zu dem Andern. »Warum stehen Sie still?«

»Mein Freund,« sagte der Andere, »ich gehe nie an dieser Stelle vorüber, ohne mich der Zeit zu erinnern, wo ich hier ohne einen Sous in der Tasche stand, auch keine Hoffnung hatte, einen zu erwerben und auf gottlose Weise an Selbstvernichtung dachte.«

»Sie! – jetzt so reich – so glücklich in Ihrem Ruf und Ihrem Stande! – ist es möglich? Wie kam es? Durch einen glücklichen Zufall? – durch ein plötzliches Vermächtniß?«

»Nein; durch *Zeit*, *Glauben* und *Energie* – diese drei Freunde, die Gott den Atmen gegeben hat!«

Die Männer gingen weiter, aber Morton, der sein Gesicht zu ihnen gewendet hatte, glaubte zu bemerken, daß der Erstere von Beiden sein helles und heiteres Auge mit bedeutungsvollem Blicke auf ihn richtete; und als der Mann fort war, wiederholte er diese Worte und begrüßte sie in seinem innersten Herzen als einen Wink von oben.

Schnell und wie durch einen Zauber schien die frühere Verwirrung seines Geistes die bestimmten Gestalten des Muthes und Entschlusses anzunehmen. »Ja,« sagte er bei sich selber, »ich will diese Nacht zu ihnen gehen – ich will das Geheimniß dieser Menschen erfahren. In meiner Unerfahrenheit und Verlassenheit habe ich mich zur Theilnahme, wenn auch nicht des Lasters und Verbrechen, doch wenigstens der Täuschung und des Betruges verleiten lassen. Ich erwache aus meinem unbesonnenen Knabentraum – aus der unnöthigen Verschwendung meines bessern Wesens. Wenn Gawtreys ist, was ich fürchte – wenn er sich mit jenem verhaßten Menschen zu irgend einem verbrecherischen Gewerbe verbunden hat, so will ich –« Er schwieg, denn sein Herz flüsterte ihm zu: »doch der schuldige Mann kleidete und nährte Dich! – Ich will,«

dachte er weiter, als Antwort auf den Einwurf seines Herzens – »ich will ihn auf meinen Knien anflehen, zu entfliehen, so lange es noch Zeit ist – und arbeiten – betteln – verhungern – lieber umkommen, als das Recht zu verlieren, einem Manne in's Gesicht zu sehen, ohne zu erröthen und vor Gott ohne Reue niederzuknieen!«

Und als er so zu sich selber sprach, war er ihm plötzlich, als sei ihm die Freude an der Natur und der Welt um ihn her wiedergegeben; die Nachts war aus seiner Seele verschwunden – er athmete die balsamische frische Luft – er fühlte das Entzücken, welcher der üppige Junius über die Erde verbreitete – er blickte nach oben und seine Augen waren mit Vergnügen übergossen bei dem Lächeln der sanften blauen Himmel. Der *Morgen* wurde gleichsam ein Theil seines eigenen Wesens und er fühlte, daß die Welt, ungeachtet der Ungewitter, schön, und Gott, ungeachtet der Uebels, gut sei. Er ging weiter – er überschritt die Brücke, aber sein Schritt war nicht mehr derselbe – er vergaß seine Lumpen. Warum sollte er sich schämen? Und so kam er in seiner neuen und seltsamen Aufregung und Elasticität der Geister unversehens auf eine Gruppe von jungen Männern zu, die sich, vor dem Eingange einer der erstens Hotels in jener glänzenden Rue de Rivoli umhertrieben, wo der Reichthum und die Engländer ihre Wohnung aufgeschlagen haben. Ein Diener zu Pferde führte noch ein anderes Pferd am Zügel die Straße auf und nieder und die jungen Männer machten ihre Bemerkungen der Billigung über beide Pferde, besondere

über das letztere, welcher in der That von ungewöhnlicher Schönheit und großem Werthe war. Selbst Morton, in dem noch die knabenhafte Leidenschaft seines früheren Lebens existierte, stand still, um seine erfahrenen und bewundernden Blicke auf die stattliche Gestalt und den zierlichen Schritt des edlen Thieres zu richten, und als er dies that, wurde ein Name genannt, dessen er sich nur zu wohl erinnerte.

»Gewiß, Arthur Beaufort ist der beneidenswertheste junge Mann in ganz Europa.«

»Nun ja,« sagte ein anderer von den jungen Männern, »er hat viel Geld – hat ein gutes Aussehen, ist verteufelt gutmüthig, geistreich und freigebig wie ein Prinz.«

»Er hat die besten Pferde!«

»Und am meisten Glück im Roulette!«

»Die schönsten Mädchen sind in ihn verliebt!«

»Und keiner genießt das Leben wie er. Ah! da ist er!«

Die Gruppe trennte sich, als eine schlanke und anmuthige Gestalt aus dem Laden eines Juweliers in der Nähe des Hotels hervorkam und unter den jungen Müßiggängern stillstand. Morton's erster Gedanke war, von der Stelle fortzueilen, bei dem zweiten blieb er stehen, und aus geringer Entfernung, halb verborgen unter einem von den Bogen der Colonnada welche die Straße schmückt, blickte der Ausgestoßene den Erben an. Hinsichtlich der natürlichen persönlichen Vortheile der beiden jungen Männer konnte kein Vergleich stattfinden,

denn Philipp Morton war ungeachtet aller Mühseligkeiten seiner rauhen Laufbahn zu einer seltenen Vollkommenheit der Gestalt und der Gesichtszüge herangereift. Seine breite Brust, seine gerade Haltung, seine geschmeidigen und symmetrischen Glieder vereinten sehr glücklich die Attribute der Thätigkeit und Stärke; und wenn sich gleich keine zarte jugendliche Blüthe auf seiner dunklen Wange zeigte, und Linien, die erst später hätten kommen sollen, die Sinne derselben zerstörten und Sorgen und Nachdenken zeigten, so diente doch ein verständiger und kühner Ausdruck, der gleichfalls über seine Jahre war und das Zeugniß von abgehärteter, enthaltsamer und kräftiger Gesundheit ablegte, nur dazu, den Umriß edler, regelmäßiger und strenger Züge auf's Vortheilhafteste darzustellen, die der Künstler zu naiv dem Ideale eines jungen Spartaners, der sich zu seiner ersten Schlacht rüstet, hätte wählen können. Arthur, der schlank bis zur Schwäche, und dessen klare und zarte Gesichtsfarbe, theils wegen seiner schwachen Constitution, theils in Folge seiner Ausschweifungen, bleich war, hatte viel weniger symmetrische und eindrucksvolle Züge als sein Vetter. Doch Alles, was elegante Meldung, Verfeinerung der luxuriösen Gewohnheiten, die namenlose Anmuth, die sich von einem gebildeten Geiste und Benehmen – das erstere durch literarische Anmuth, die sich von einem gebildeten Geiste und Benehm – das erstere durch geselligen Umgang gebildet – herschreibt, bekleidete die Person des Erben mit einem Zauber, den die rohere Natur allein niemals verleiht. Und er hatte eine Heiterkeit, eine

Lebhaftigkeit des Geistes, eine Atmosphäre der Genußsucht, die einen Jüngling bezeichnete, der in das Leben verliebt ist.

»Ei, das trifft sich glücklich! Es ist mir so lieb, Euch Alle zu sehen!« sagte Arthur Beaufort jener silberhellen Stimme und jenem bezaubernden Lachen, die für den glücklichen Frühling des Menschen das sind, was Musik und Sonnenschein für die Erde. »Ihr müßt mit mir bei Verey zu Mittag speisen. Ich bedarf heute Etwas, um mich aufzuregen, denn ich kam erst diesen Morgen um vier Uhr aus dem Salon.«<sup>1</sup>

»Aber Du gewannst?«

»Ja, Marsden. Zum Henker! ich gewinne immer, obgleich ich wohl den Verlust aushalten könnte. Ich schäme mich fast meines Glücks!«

»Es ist leicht, das wieder auszugeben, was man gewinnt,« sagte Marsden scharfsinnig; »und ich sehe, Du bist im Laden des Juweliers gewesen! Ein Geschenk für Cäcilie? Nun, erröthe nicht, mein lieber Junge. Was ist das Leben ohne Weiber?«

»Und Wein?« sagte ein Zweiter.

»Und Spiel?« sagte ein Dritter.

»Und Reichthum?« sagte ein Vierter.

»Und Da genießest dies Alles! Glücklicher Junge!« sagte ein Fünfter.

---

<sup>1</sup>Zu jener Zeit das berühmteste Spielhaus in Paris, ehe die Spielhäuser durch die triftigen Musen der Regierung unterdrückt wurden.

Der Ausgestoßene zog seinen Hut über die Stirn und ging fort.

»Dieses liebe Paris!« sagte Beaufort, als sein Auge nachlässig und unbewußt der dunklen Gestalt folgte, die unter den Bogen fortschritt, – »dieses liebe Paris! ich muß es genießen, so lange ich noch da bin! Ich war erst wenige Wochen hier und muß in der nächsten Woche schon wieder fort.«

»Pah! – Deine Gesundheit ist besser. Du siehst ganz anders aus.«

»Meinst Du das wirklich? Ich weiß doch nicht – die Aerzte sagen, ich muß entweder zu einem deutschen, Brunnenorte gehen – die Saison hat begonnen – oder –«

»Oder was?«

»Weniger mit so angenehmen Gesellschaften umgehen, mein lieber Junge! Aber wie Du sagst, was ist das Leben ohne –«

»Weiber!«

»Wein.«

»Spiel!«

»Reichthum!«

»Ha! ha! Gib die Arznei den Hunden, ich will nichts davon!«

Arthur schwang sich leicht in den Sattel, und als er fröhlich weiterritt und die Lieblingsarie aus der letzten Oper vor sich hin summt, bespritzte sein Pferd einen Fußgänger mit Koth, der an der Straßenecke stand, Morton unterdrückte den zornigen Ausruf, der ihm auf der Zunge war, und als er der glänzenden Gestalt nachsah,

die zu den elyseischen Feldern eilte, erblickte er die Statuen auf der Brücke, und die Stimme eines tröstenden Engels flüsterte wieder seinem Herzen zu: »*Zeit, Glauben, Energie!*«

Der Ausdruck seines Gesichte wurde sogleich ruhig, und er setzte seinen Spaziergang mit einem Geiste fort, der die Bürde der Vergangenheit abwarf und heiter und fest den Hindernissen und Mühseligkeiten der Zukunft entgegensah. Wir haben gesehen, daß eine Bedenklichkeit des Gewissens oder des Stolzes, die nicht ohne Adel war, ihn bewogen hatte, die Zudringlichkeit Gawtreys zurückzuweisen, sich bessere Kleidung anzuschaffen, vermöge desselben Gefühle vermied er es, die luxuriösen Speisen zu theilen, womit Gawtreys ihn sonst zu bewirthen pflegte. Denn dieser seltsame Mann, dessen wunderbar glückliches Temperament ihn für die materiellen Genüsse des Lebens empfänglich machte, ging, so wie der Abend einbrach, aus seiner elenden Wohnung, begab sich in eine der bessern Restaurationen und vertrieb durch Speisen und Getränke für den Augenblick seine Sorgen. Wilhelm Gawtreys hätte sich nicht viel um den Fluch des Damocles gekümmert. Das Schwert über seinem Haupte hätte seinen Appetit nicht gestört! In der letzten Zeit hatte er sich auch gewöhnt, mehr zu trinken als sonst – der klare Verstand dieses Mannes wurde umwölkt; und dies war ein Schauspiel, welches Morton nicht ertragen konnte. Doch Gawtreys Constitution war so stark, daß er, nachdem er so viel Wein und starke Getränke zu sich genommen, die für eine ganze Gesellschaft

von Fuchsjägern würde hingereicht haben, und nachdem er zuweilen durch stürmische Fröhlichkeit zuweilen durch trunkene Klagen und Selbstvorwürfe gezeigt, daß auch er nicht ganz unverwundbar für den Thyrsusstab des Gottes war, so pflegte er, wenn seine Energie erfordert wurde, und besonders, wenn er sich zu den geheimnißvollen Expeditionen auf den Weg machte, die ihn halbe, oft ganze Nächte fern hielten, seinen Kopf in kaltes Wasser zu tauchen, so viel von der Flüssigkeit zu trinken, als ein Stallknecht seinem Pferde nicht wurde vorgesetzt haben, seine Augen zu schließen, eine halbe Stunde zu schlummern und kühl, nüchtern und besonnen zu erwachen, als hätte er nach den Vorschriften der Sokrates oder Cornaro gelebt.

Aber wir müssen zu Morton zurückkehren. Es war seine Gewohnheit, so viel als möglich zu vermeiden, die guten Speisen und Getränke seines Gefährten zu theilen, und als er jetzt in die elyseischen Felder trat, sah er eine kleine Familie, die aus einem jungen Handwerker, seiner Frau und zwei Kindern bestand, die, mit der Liebe zu harmloser Erholung, die den Franzosen eigen ist, einen Feiertag benutzten, um ihr einfaches Mahl unter dem Schatten der Bäume einzunehmen. Morton blieb aus Hunger oder aus Neid stehen und betrachtete die glückliche Gruppe. Auf dem Wege dahin rollten die Equipagen und stampften die Pferde derjenigen, deren ganzes Leben ein Feiertag ist. Dort war Vergnügen – und unter diesen Bäumen war Glück.

Eines von den Kindern, ein Knabe von etwa sechs Jahren, bemerkte die Stellung und den Blick des stillstehenden Wanderers, lief zu ihm hin, reichte ein Stück von dem groben Kuchen, der ihre Speise war, zu ihm hinauf und sagte freundlich zu ihm: »Nimm nur – ich habe genug gehabt!« Das Kind erinnerte Morton an seinen Bruder – sein Herz schmolz in ihm – er erhob den jungen Samaritaner in seinen Armen und weinte, während er ihn küßte. Die Mutter bemerkte es und stand auch auf. Sie berührte seine Hand und sagte: »Armer Junge! warum weinen Sie? – Kann ich etwas für Sie thun?«

Der helle Strahl der menschlichen Natur fuhr plötzlich durch die dunklen Erinnerungen seines vergangenen Lebens: es war Morton, als komme diese Stimme vom Himmel, um seinen Versuch, sich mit seinem Schicksal auszusöhnen, zu billigen und zu segnen.

»Ich danke Ihnen,« sagte er,« indem er das Kind auf den Boden setzte und mit der Hand über die Augen fuhr – ich danke Ihnen – ja! Lassen Sie mich zu Ihnen niedersitzen.« Und er setzte sich zu dem Kinde und theilte ihre frugale Speise und war fröhlich mit ihnen – der stolze Philipp! – hatte er nicht begonnen, das kostbare Juwel in dem garstigen und giftigen Mißgeschick zu entdecken?

Der Handwerker, obgleich im Ganzen ein munterer Kerl, war nicht ohne die Unzufriedenheit mit seinem Stande, die seiner Klasse eigen ist; er drückte dieselbe indeß nicht durch Murren, sondern durch Scherze aus. Er sprach sich satirisch über die Wagen und Reiter aus,

die vorübereilten, wälzte sich im Grase und machte sich nach Gefallen über die Vornehmeren lustig.

»Still,« sagte die Frau plötzlich, »hier kommt Madame de Merville.« Während sie sprach, stand sie auf und machte eine respektvolle Verbeugung gegen einen offenen Wagen, der jetzt langsam vorüberfuhr.

»Madame de Merville!« wiederholte des Mann, auch aufstehend und seine Mühe abnehmend. »Ah! gegen die habe ich nichts zu sagen!«

Morton blickte instinktmäßig zu dem Wagen hin und sah ein schönes Gesicht, welches sich anmuthig umwendete, um die schweigenden Grüße der Handwerksleute erwidern – ein Gesicht, welches ihn lange in seinen Träumen verfolgt, obgleich es in der letzten Zeit rauheren Gedanken gewichen war – das Gesicht der Fremden, die er in Gawtreys Bureau gesehen, als dieser würdige Mann noch einen lieblichen Namen geführt. Er sprang auf und veränderte die Farbe; die Dame selber schien ihn jetzt plötzlich zu erkennen, denn als ihre Blicke einander begegneten, beugte sie sich lebhaft vor. Sie zog den Zügel an – der Wagen stand still – sie winkte der Frau des Handwerkers, die zu ihr an die Seite des Weges kam.

»Ich arbeitete einst für jene Dame,« sagte der Mann in geduldigem Tone, »und als meine Frau im letzten Winter krank wurde, bezahlte sie die Aerzte. »Ah, sie ist ein Engel der Milde und Freundlichkeit.«

Morton hörte kaum diese Lobsprüche, denn er bemerkte einen lebhaften und fragenden Ausdruck in Madame de Merville's Gesichte, und nach der Art, wie sich

die Frau des Handwerkers plötzlich auf der Stelle wendete, wo er stand, erkannte er, daß er der Gegenstand ihrer Unterredung sei. Wieder bemerkte er plötzlich seine zerlumpte Kleidung und mit natürlicher Scham und Zucht, daß sich ihre Milde auf ihn erstrecken möge, sagte er dem Handwerker rasch Lebewohl und ging fort, ohne einen Blick auf den Wagen zu werfen.

Als er einige Schritte gegangen war, kam die Frau athemlos hinter ihm her. »Madame de Merville wünscht mit Ihnen zu reden, Herr,« sagte sie mit mehr Respekt, als sie bisher gegen ihn gezeigt. Philipp stand einen Augenblick still und schritt dann weiter.

»Er muß ein Irrthum sein,« sagte er rasch; »ich habe kein Recht, eine solche Ehre zu erwarten.«

Er ging quer über den Weg zur entgegengesetzten Seite und war Madame de Merville's Augen entschwunden, ehe die Frau wieder an den Wagen kam. Aber noch immer stand ihm jenes ruhige, bleiche und etwas schwermüthige Gesicht vor Augen und als er wieder durch die Stadt ging, drängten sich liebliche und glänzende Bilder in sein Herz. An jenem sanften Sommertage, des durch so viele stille und mächtige Ereignisse in jenem innern Leben bezeichnet war, welches die Katastrophen des äußern vorbereitet – wie in einer Region, wovon Virgil gesungen, die Bilder der Menschen, die später geboren werden sollen, ruhen und schweben – an jenem sanften Sommertage fühlte er, daß er das Alter erreicht habe, wo die Jugend ihr erster unbestimmter Ideal des Wunsches und der Liebe in eine menschliche Gestalt zu kleiden beginnt.

In solchen Gedanken wanderte er umher, bis der Abend dämmerte und er sich in einer von den Gassen befand, welche jenen schimmernden Mikrokosmos der Laster, der Frivolität, des hohlen Scheine und der wirklichen Armuth der heiteren Stadt – die Härten und Gallerien des Palais Royal umgeben. Ueberrascht von der späten Stunde, es war auf den Schlag sieben, war er im Begriff, nach Hause zurückzukehren, als er hinter sich Gawtreys laute Stimme hörte, der ihm auf den Rücken schlug und sagte:

»Holla, mein junger Freund, gut, daß ich Sie treffe! Dies wird eine Nacht der Prüfung für Sie sein. Ein leerer Magen macht schwache Nerven. kommen Sie mit! Sie müssen mit mir zu Mittag speisen. Ein gutes Mittagessen und eine Flasche Wein – kommen Sie! Unsinn, sage ich, Sie sollen kommen! Es lebe die Freude!«

Während er sprach, faßte er Morton's Arm und zog ihn ungeachtet seines Widerstrebens einige Schritte mit sich fort; doch kaum hatte er die Worte: »es lebe die Freude« ausgesprochen, so stand er still und stumm da, als hätte der Blitz zu seinen Füßen eingeschlagen, und Morton fühlte, daß sein schwerer Arm wie Espenlaub bebte. Er blickte auf und sah gerade im Eingange jenes Theile des Palace Royal, wo sich die Restaurationen von Verey und Vefour befinden, wenige Schritte vor sich zwei Männer stehen, die Cawtreys und ihn fest anblickten.

»Es ist mein böser Dämon,« murmelte Gawtreys, mit den Zähnen knirschend.

»Und der meine auch! sagte Morton.

Der jüngere von den beiden Männern ging einen Schritt auf Morton zu, als sein Begleiter ihn zurückzog und ihm zuflüsterte: »Was hast Du vor? – Kennst Du diesen jungen Mann?«

»Es ist mein Vetter, Philipp Beaufort's natürlicher Sohn!«

»Ist er das? so trenne Dich auf immer von ihm. Er hat den gefährlichsten Schurken in ganz Europa bei sich!«

Als Lord Lilburne – denn er war es – dies seinem Nefen zuflüsterte, schritt Gawtreys auf ihn zu, starrte ihm vollins Gesicht und sagte in tiefem und hohlem Tone: »Es gibt eine Hölle, Mylord – ich gehe, um auf unser fröhliches Wiedersehen zu trinken!« Mit diesen Worten nahm er mit spöttischer Höflichkeit seinen Hut ab und ging in Vefour's Restauration.

»Eine Hölle, sagte Lilburne mit kaltem Lächeln. »Der Schurke faselt von Spielhäusern.«

»Und ich habe Philipp wieder entwischen lassen,« sagte Arthur vorwurfsvoll, denn während Gawtreys Lord Lilburne aneredet hatte, war Morton in dem Labyrinth der Gänge verschwunden. »Wie habe ich meinen Eid gehalten?«

»Komm, Deine Gäste müssen schon da sein. Was jenen elenden jungen Menschen anbetrifft, so kannst Du Dich überzeugt halten, daß er an Leid und Seele verdorben ist.«

»Aber er ist mein eigener Vetter!«

»Pah! man ist nicht mit natürlichen Kindern verwandt; überdies wird er Dich bald genug aufsuchen. Zerlumppte Angehörige sind nicht lange zu stolz, zu betteln.«

»Reden Sie im Ernst?« sagte Arthur unentschlossen.

»Ja! verlasse Dich auf meine Welterfahrung. Komm!«

Und in einem Kabinet desselben Restaurateurs, welches an das stieß, wo Gawtreys allein saß und sein Gewissen zu beschwichtigen suchte, schwelgten Lilburne und Arthur mit ihren heitern Freunden, vergaßen fast Alles, außer den Rosen des Augenblicks, und badeten ihre lustigen Geister in dem Thau des Weins. O Gegensätze des Lebens! – O Nacht! O Morgen!

## NEUNTES KAPITEL.

Eine lebend'ge Scene zeigte sich

Indessen seinem Blick – ein Lazareth.

*Thomson.*

Mitternacht war nahe. Im Eingange der Gasse, wo Gawtreys wohnte, standen vier Männer. Nicht weit entfernt auf der breiten Straße, welche die enge Gasse durchschnitt, hörte man Wagen rasseln und Musik ertönen. Eine Dame, schön von Gestalt, zart von Herzen und fleckenlosem Rufes, empfing ihre Freunde.

»Herr Favart,« sagte einer von den Männern zu dem kleinsten von den Vieren; »Sie gehen also auf die Bedingungen ein – 20,000 Franken und Befreiung von aller Strafe?«

»Nichts ist vernünftiger – es ist abgemacht Doch muß ich bekennen, daß ich meine Leute gern in der Nähe hätte. Ich bin nicht der Furcht ergeben, doch ist es ein gefährliches Experiment.«

»Sie wußten die Gefahr vorher und ließen sich dennoch darauf ein; Sie müssen allein mit mir eintreten, oder gar nicht. Bedenken Sie, daß die Leute geschworen haben, den zu ermorden, der sie verräth. Nicht für zwanzig mal 20,000 Franken möchte ich, daß sie wüßten, daß ich der Verräther bin. Mein Leben wäre keinen Strohalm werth. Wenn Sie sich nur durch Ihre Verkleidung gesichert halten, so ist Alles recht. Sie sehen sie bei ihrer Arbeit – Sie erkennen ihre Personen – Sie können beim Verhör gegen sie zeugen – ich habe Zeit, Frankreich zu verlassen.«

»Gut, gut! Wie Sie wollen.«

»Bedenken Sie, daß Sie in dem Gewölbe bei ihnen bleiben müssen, bis sie auseinander gehen. Wir haben Ihre Leute so aufgestellt, daß sie, welchen Weg sie auch nehmen, sogleich und in der Stille können ergriffen werden. Der tapferste und klügste von Allen, der sich ihnen erst kürzlich angeschlossen, ist schon the Anführer, und diesen müssen Sie, wenn er zurückgekehrt ist, in seinem Bette ergreifen. Sie erinnern sich, daß er im sechsten Stock zur Rechten wohnt: hier ist der Schlüssel zu seiner Thür. Er ist ein Riese an Kraft, und man wird in nimmer lebendig gefangen nehmen können, wenn er auf und bewaffnet ist.«

»Ah, ich verstehe! – Gilbert!« – und Favart wendete sich zu einem seiner Beamten der noch nicht gesprochen hatte – »nehmen Sie drei Leute mit, wie ich Ihnen sagte – der Portier wird Sie einlassen, das ist abgemacht. Machen Sie kein Geräusch. Wenn ich nicht bis vier Uhr zurückkehre, so warten Sie nicht auf mich, sondern schreiten sogleich zum Werk. Sehen Sie nach Ihren Gewehren. Nehmen Sie ihn lebendig gefangen, wenn es möglich ist – im schlimmsten Falle todt. Und nun, mein Freund, führen Sie mich!«

Der Verräther nickte und ging langsam die Straße hinunter. Favard blieb stehen und fixirte den Mann, den er Gilbert genannt, hastig zu: »Folgen Sie mir, folgen Sie dicht hinter mir bis zur Thür des Kellers, stellen Sie acht Mann auf, so daß sie meine Pfeife hören können, und wenden dann die Aexte an. Wenn Sie die Pfeife hören, so brechen Sie ein, wenn nicht, so bin ich sicher und es bleibt bei dem ersten Befehl, den Anführer in seinem Zimmer gefangen zu nehmen.«

Mit diesen Worten schritt Favart seinem Begleiter nach. Die Thür eines großen, unheimlich aussehenden Hauses war nur angelehnt – sie traten ein – gingen unbelästigt über einen Hofplatz – stiegen eine Treppe hinunter – der Führer öffnete die Thüre eines Kellers und zog eine Blendlaterne unter seinem Mantel hervor. Als er dieselbe öffnete, fiel das trübe Licht auf Weinfässer, die den ganzen Raum auszufüllen schienen. Der Führer rollte eins von den denselben auf die Seite, erhob eine Fallthür und

senkte seine Laterne. »Treten Sie ein, sagte er, und die beiden Männer verschwanden.

Die Falschmünzer waren bei ihrer Arbeit. Ein Mann saß auf einem Stuhle vor einem Pult und trug Berechnungen in ein großes Buch. Dieser Mann war Wilhelm Gawtrej. Indessen ging die Maschinerie des finsternen Gewerbes mit der raschen Präcision redlicher Arbeiter in verschiedenen Abtheilungen vor sich. Abgesondert und allein saß Philipp Morton am Ende eines langen Tisches. Die Wahrheit überstieg seinen ärgsten Verdacht. Er hatte eingewilligt, den Eid abzulegen, nichts zu entdecken, was er sehen werde; und als man ihn in das Gewölbe geführt und die Binde von seinen Augen genommen, währte es einige Minuten, ehe er die verzweifelte und verbrecherische Beschäftigung der wilden Gestalten begreifen konnte, unter denen die rüstige Statur seines Wohlthäters hervorragte. Als die Wahrheit sich ihm allmählig aufdrängte, wich er von Gawtrej's Seite zurück, aber tiefes Mitleid mit der Entehrung seines Freundes verschlang den Abscheu vor dem Gewerbe. Er warf sich auf einen von den rohen Sesseln und fühlte, daß das Band zwischen ihnen in der That zerrissen sei, und daß er am nächsten Morgen wieder allein in der Welt dastehen werde. Wenn die furchtbaren Flüche und obscönen Schreie, die von Zeit zu Zeit durch das Gewölbe drangen, zu seinem Ohr kamen, warf er seine stolzen Blicke mit solcher Verachtung auf die Gruppen, daß Gawtrej, der ihn beobachtete, für seine Sicherheit zitterte, und nur das Bewußtsein seines eigenen Werthes und der muthige, nicht furchtsame

Wunsch, nicht von solchen Händen umzukommen brachte die feurigen Verwünschungen einer immer noch stolzen und redlichen Natur zum Schweigen, die auf seinen Lippen bebten. Alle Gegenwärtigen waren mit Pistolen und Hirschfängern bewaffnet, mit Ausnahme Morton's, der die ihm angebotenen Waffen unbeachtet auf dem Tische hatte liegen lassen.

»Muth, meine Freunde!« sagte Gawtreys Buch zumachend, »Muth! – Nur noch wenige Monate und wir haben genug, um uns zurückziehen und unsere übrigen Tage leben zu können. Wo ist Birnie?«

»Sagte er es Ihnen nicht?« entgegnete einer von den Arbeitern aufblickend. »Er hat den geschicktesten Fäustler in ganz Frankreich aufgefunden – denselben Mann, der Bouchard bei allen seinen Fünffrankenstücken half. Er hat versprochen, ihn diesen Abend mitzubringen.«

»Ja, ich erinnere mich,« erwiderte Gawtreys, »er sagte es mir diesen Morgen – er ist in der That ein geschickter Lockvogel!«

»Wahrhaftig, das ist er,« sagte ein Falschmünzer, »denn er hat Sie, den besten Kopf den je die Industriellen besaßen, zu uns gebracht!«

»Schmeichler!« sagte Gawtreys, der von dem Pult zum Tische trat und Wein aus einer von den Flaschen in einen großen Becher goß: »Ihre Gesundheit!«

Hier ging die Thür auf und Birnie schlüpfte herein.

»Wo ist Ihr Begleiter, mein Tapferer?« sagte Gawtreys. »Wir münzen nur Geld, aber Sie münzen Menschen,

drücken ihnen Ihr Siegel auf und senden sie als gangbare Münze zum Teufel!«

Die Falschmünzer, denen Birnie's Geschicklichkeit nützlich war – denn als ehemaliger Kupferstecher war er sehr tauglich zu dem Geschäfte – die aber sein kaltes und freudeloses Wesen haßten, lachten über diesen Ausspruch, den Birnie nur mit einem boshafte Blick seines todten Auges erwiderte.

»Wenn Sie den berühmten Falschmünzer Jacques Giraumont meinen, der wartet draußen. Sie kennen unsere Regeln – ich kann ihn nicht ohne Erlaubniß einlassen!«

»Gut! Wir geben sie – nicht wahr meine Herren?« sagte Gawtrety.

»Ja – ja,« riefen mehre Stimmen. »Er kennt den Eid und wird die Strafe hören.«

»Ja, er kennt den Eid,« versetzte Birnie wieder hinausgehend. Im nächsten Augenblick kehrten mit einem kleinen Manne in dem leinenen Hemde einer Arbeiter zurück. Der Ankömmling trug den republikanischen Bart und Schnurrbart von dunklem Grau – sein Haar war von derselben Farbe und ein schwarzes Pflaster über dem einen Auge erhöhte noch das widerwärtige Aussehen seiner Züge.

»Zum Teufel, Herr Giraumont! Sie gleichen mehr dem Vulkan an's dem Adonis,« sagte Gawtrety.

»Ich weiß nichts von Vulkan, aber ich weiß, wie man Fünffrankenstücke macht,« sagte Giraumont mürrisch.

»Sind Sie arm?«

»Wie eine Kirchenmaus! Das einzige Geschöpf, was der Kirche angehört und arm ist, seit die Bourbons zurückgekehrt sind!«

Bei diesen Worten stießen die Falschmünzer, die sich um den Tisch versammelt hatten, ein lautes Freudengeschrei an, womit die Franzosen unter allen Umständen einen Witz aufnehmen.

»Hm,« sagte Gawtreys. »Wer bürgt mit seinem Leben für seine Treue?«

»Ich,« sagte Birnie.

»So spreche man ihm den Eid vor.«

Plötzlich näherten sich vier Männer, ergriffen den Ankömmling und trugen ihn in ein inneres Gewölbe. Nach wenigen Augenblicken kehrten sie zurück.

»Er hat den Eid geleistet und die Strafe gehört!«

»Tod Ihnen, Ihrer Frau, Ihrem Sohne und Ihrem Enkel, wenn Sie uns verrathen.«

»Ich habe weder Sohn noch Enkel, und was meine Zukunft betrifft, Herr Kapitän, so ist es eher eine Lockung, als eine Drohung, wenn Sie von ihrem Tode reden!«

»Wetter! Aber Sie wollen unsern Kreis verwehren, mein Freund?« sagte Gawtreys lachend, während die ganze Gesellschaft wieder ihren Beifall aussprach. »Aber es liegt Ihnen doch etwas an Ihrem eigenen Leben?«

»Sonst würde ich es vorgezogen haben, zu verhungern,« antwortete der Ankömmling kurz.

»Es ist gut. Ihre Gesundheit!«

Hierauf drängten sich die Falschmünzer um Giraumont, drückten ihm die Hand und legten ihm viele Fragen vor, um sich von seiner Geschicklichkeit zu überzeugen.

»Zeigen Sie mir erst Ihre Münze; ich sehe, Sie wenden den Stempel und den Schmelzofen an. Hm! dieses Stück ist nicht übel – es ist mit einem eisernen Stempel geschlagen? – Recht so – der Ausdruck ist schärfer, als von Pariser Gyps. Aber das schwierigere, gefährlichste Geschäft ist die Ausgabe der Münzen. Ich kann Ihnen ein Mittel sagen, wie Sie mit Sicherheit noch zehnmal so viel verdienen können! Sehen Sie dies an!« – Und Giraumont zog einen falschen spanischen Thaler aus der Tasche, der so geschickt nachgemacht war, daß die Kenner in Bewunderung verloren waren. – »Sie können Tausende über ganz Europa mit Ausnahme von Frankreich verbreiten, und wer wird sie je entdecken? Aber er erfordert eine bessere Maschinerie, als Sie hier haben.«

Bei dieser Unterredung bemerkte Giraumont nicht, daß Cawtreys ihn beständig sehr genau beobachtete. Aber Birnie entging die Aufmerksamkeit ihres Anführers nicht, und einmal versuchte er sich dem neuen Verbündeten zu nähern, als Gawtreys die Hand auf seine Schulter legte und ihn zurückhielt.

»Reden Sie nicht mit Ihrem Freunde, bis ich es Ihnen gebiete, oder –« Er schwieg und berührte seine Pistolen.

Birnie wurde blässer, aber erwiderte mit seinem gewöhnlichen spöttischen Lächeln:

»Argwöhnisch! – Gut, um so besser!« Und indem er sich nachlässig an den Tisch setzte, zündete er seine Pfeife an.

»Und nun, Herr Giraumont,« sagte Gawtreys, indem er sich an das obere Ende des Tisches setzte, »wir wollen Ihnen zu Ehren einen halben Feiertag halten. Fort mit diesen teuflischen Instrumenten, und mehr Wein!«

Die Gesellschaft setzte sich um den Tisch. Die Verzweifelten sind stets zur Fröhlichkeit geneigt; ein einsamer Schurke ist mißmuthig, aber eine Bande von Schurken ist fröhlich. Die Falschmünzer sprachen und lachten laut. In seinem mürrischen Schweigen schien Birnie von den Uebrigen abgesondert zu sein, obgleich er in ihrer Mitte saß. Denn in einem geräuschvollen Kreise bildet eine schweigende Zunge eine Mauer um den Besitzer derselben. Aber diese respectable Person beobachtete verstohlen Gawtreys und Giraumont, die am Ende des Tisches sehr freundschaftlich mit einander zu sprechen schienen. Philipp war eben so schweigsam, und nicht weniger wachsam, als Birnie. Seit dem Eintritt Giraumont's hatte sich seiner eine unruhige und unerklärliche Ahnung bemächtigt, die durch Gawtreys's Benehmen erhöht wurde. Seine scharfe Beobachtungsgabe hatte etwas Falsches in der Freundlichkeit des Anführers gegen seinen Gast bemerkt – etwas Gefährliches in dem funkelden Auge, welches Gawtreys beständig, wenn Giraumont sprach, auf die Lippen desselben richtete. Denn wenn Wilhelm Gawtreys Argwohn gegen einen Menschen hegte, so beobachtete er nicht seine Augen, sondern seine Lippen, wenn er sprach.

In seiner Verachtung erweckt, fesselte ein seltsamer Zauber Morton's Aufmerksamkeit an den Anführer und den Gast, und er neigte sich mit halb geöffnetem Munde und angestregten Augen vorwärts, um ihre Unterredung zu hören.

»Es scheint mir etwas seltsam,« sagte Gawtreys, seine Stimme erhebend, so daß es die ganze Gesellschaft hörte, »daß ein so geschickter Münzer, wie Herr Giraumont, allein unserm Freunde Birnie bekannt ist.«

»Nicht im geringsten« verirrte Giraumont, »ich arbeitete nur mit Bouchard und zwei Andern, die seitdem auf die Galeeren gekommen sind, sie waren nur eine kleine Bruderschaft, jedes Ding will seinen Anfang haben.«

»Richtig; trinken Sie doch, lieber Freund!«

Es wurde von Neuem eingeschenkt, und Gawtreys begann wieder.

»Sie haben da einen schlimmen Unfall gehabt, Herr Giraumont – wie verloren Sie Ihr Auge?«

»Bei dem Scharmützel mit den Gensdarmen in der Nacht, die Bouchard gefangen genommen wurde und ich entfloh: dergleichen hat man zu erwarten.«

»Richtig; trinken Sie doch, Herr Giraumont!«

Es trat wieder eine Pause ein, und dann hörte man nochmals Gawtreys's tiefe Stimme.

»Es scheint mir, Sie tragen eine Perrücke, Herr Giraumont. Nach Ihren Angenwimpern zu urtheilen, hat Ihr eigenes Haar eine schönere Farbe.«

»Wir suchen Verkleidung, und nicht Schönheit, mein Wirth! und die Polizei hat scharfe Augen.«

»Richtig, trinken Sie doch – alter Fuchs! – Wann sahen wir Beide uns zuletzt?«

»Nie, so viel ich weiß!«

»Es ist nicht wahr! Trinken Sie doch, *Herr Favart!*«

Bei diesem Namen sprang die ganze Gesellschaft erschrocken und bestürzt auf; selbst der Polizeibeamte vergaß sich im Augenblick, sprang auf und fuhr mit der Hand in sein Hemd.

»Ha! Verrätherei!« rief Gawtreys mit Donnerstimme, und faßte den unglücklichen Mann an die Kehle.

Es war das Werk eines Augenblicks. Morton sah von seinem Sitze den Kampf – er hörte den Hülfesruf, sah die ungeheure Gestalt des Anführers alle Andern überragen, die Hirschfänger blinken und die Augen funkeln. Er sah, wie die bebende und kraftlose Gestalt des unglücklichen Gastes in jenen mächtigen Armen erhoben und dann über der Tisch dahingeschleudert wurde – die Flaschen zersprangen – der Tisch krachte unter der Last – und vor Morton's Augen lag eine verzernte, leblose Masse. In demselben Augenblick sprang Gawtreys auf den Tisch, sein finsterer Blick war auf das aschfarbige, leichenhafte Gesicht des bebenden Verräthers gerichtet. Birnie war vom Tische aufgesprungen – hatte schon die Hälfte der Strecke bis zur Fallthür zurückgelegt – wendete sein Gesicht über die Schulter und begegnete den Blicken des Anführers.

»Teufel!« rief Gawtreys mit seiner schrecklichen Stimme, die das Echo des Gewölbes von allen Seiten wiederhallte – »gab ich Dir nicht meine Seele, damit Du nicht

meinen Tod herbeiführen möchtest? Hört, Ihr Alle! so endet meine Slaverei, und mit ihm sterben alle seine Geheimnisse!« Der Knall seiner Pistole übertönte die letzten Worte, und mit einem einzigen Schrei fiel der Verräther, durch's Hirn getroffen, zu Boden, und dann entstand eine heftige Bewegung, als der Dampf sich langsam an der Decke des Gewölbes hinzog.

Morton sank auf seinen Stuhl zurück. Das letzte Siegel war auf das Schicksal des Verbrechers gesetzt; die letzte Welle der schrecklichen und geheimnißvollen Fluth seines Geschicks hatte seine Seele zu dem Ufer geschleudert, von wo keine Rückkehr ist. Jetzt und immerdar war die gute Laune, der Verstand, die gütige Regung, die geselligen Eigenschaften, die jener rüstigen Gestalt einen so gefährlichen Zauber verliehen, und zu der Oeffnung der endlichen Besserung und Buße selbst in dieser Welt veranlaßt hätten, dahin. Die *Stunde* und die *Umstände* hatten sich ihrer Beute bemächtigt, und die Selbstvertheidigung, die eine gesetzlose Laufbahn nothwendig machte, ließ den ewigen Blutfleck an dem zurück, der den finstern Mächten verfallen war.

»Freunde, ich habe Euch gerettet,« sagte Gawtrej, indem er die Leiche seines zweiten Opfers anblickte und die Pistole wieder einsteckte; »ich erbebte nicht vor dem Auge dieses Mannes« – und er stieß die Leiche des Polizeibeamten in rachsüchtiger Verachtung mit dem Fuße – »ohne mir seinen Anblick in meinem innersten Herzen zu merken. Ich erkannte ihn, sobald er eintrat – erkannte

ihn, ungeachtet seiner Verkleidung – so geschickt dieselbe auch war! Richtet sein Gesicht auf und blickt ihn jetzt an; er wird uns nicht wieder erschrecken, wenn nicht vielleicht die Sage von den Geistern wahr ist!«

Murmelnd und bebend stiegen die Falschmünzer auf den Tisch und betrachteten den Todten. Jetzt unterbrach sie Gawtreys, denn sein rasches Auge hatte unter dem Hemde des Polizeimannes außer den Pistolen auch eine metallane Pfeife von seltsamer Einrichtung entdeckt, und er kam sogleich auf die Vermuthung, daß Gefahr nah sei.

»Ich habe Euch gerettet, sage ich, aber nur auf eine Stunde. Diese That kann nicht verborgen bleiben – seht, er hatte Hülfe in der Nähe. Die Polizei weiß, wo sie ihren Kameraden zu suchen hat – wir müssen uns zerstreuen. Jeder Sorge für sich. Schnell, theilt die Beutel Es rette sich, wer kann.«

Dann hörte Morton, wo er saß und seine Hände noch vor dem Gesicht hielt, verwirrte Stimmen, das Geklirr des Geldes, das Stampfen der Fußstritte, das Knarren der Thüren – und dann war Alles still.

Eine starke Faust zog seine Hände von seinen Augen.

»Ihre erste Scene, wo Leben gegen Leben kämpfte,« sagte Gawtreys Stimme, die furchtbar verändert schien. »Pah! was mochten Sie von dem Kampfe denken? Kommen Sie in unsere Höhle, die Leichen sind fort.«

Morton sah sich furchtsam im Gewölbe um. Er und Gawtreys waren allein. Seine Augen suchten die Plätze,

wo die Todten gelegen hatten – sie waren entfernt – keine Spur von der That, nicht einmal ein Blutstropfen zu sehen.

»Kommen Sie, nehmen Sie Ihren Hirschfänger und folgen Sie mir!« wiederholte die Stimme des Anführers, der mit seiner trüben Laterne, die jetzt das einzige Licht in dem Gewölbe war, im Schatten der Thür stand.

Morton stand auf, nahm mechanisch die Waffe und folgte stumm und unbewußt jenem schrecklichen Führer, wie die Seele einem Traume folgt durch das Haus des Schlafes!

## ZEHNTES KAPITEL.

Nicht mehr schlafen! –

*Macbeth.*

Nachdem sie durch finstere und verwickelte Gänge gegangen waren, die zu einer andern Reihe von Kellern führten, als durch welche der unglückliche Favart eingetreten war, kam Gawtreys zu dem Fuß einer Treppe die dunkel und eng, und an einigen Stellen gebrochen, wahrscheinlich in glänzenderen Tagen für die Diener des Hauses bestimmt gewesen war. Vermöge dieser Treppe gelangten die Beiden auf ihre Dachkammer. Gawtreys stellte die Laterne auf den Tisch und setzte sich schweigend nieder. Morton, der seine Fassung wieder erlangt und seinen Entschluß gefaßt hatte, sah ihn einige Augenblicke ebenfalls schweigend an und sagte endlich: »Gawtreys!«

»Ich verbot Ihnen, mich bei diesem Namen zu nennen,« sagte der Falschmünzer, denn es ist kaum nöthig, zu sagen, daß er bei seinem neuen Geschäfte auch einen neuen Namen angenommen hatte.

»Es ist der unschuldigste Name, unter dem ich Sie je gekannt habe,« entgegnete Morton mit Festigkeit. »Es ist das letztemal, daß ich Sie so kenne! Ich forderte zu sehen, durch welche Mittel der, dem ich mein Schicksal anvertraut, sich seinen Lebensunterhalt erwirbt. Ich habe es gesehen, fuhr der junge Mann noch immer fest, aber mit bleicher Wange und Lippe fort, »und das Band zwischen uns ist auf immer zerrissen. Unterbrechen Sie mich nicht! Es nicht an mir, Sie zu tadeln. Ich habe Ihr Brod gegessen und aus Ihrem Becher getrunken. Indem ich Ihnen blind vertrauend glaubte, daß Sie wenigstens von diesen schwarzen und schrecklichen Verbrechen frei wären, die nicht zu sühnen sind, wenigstens nicht in diesem Leben – indem mein Gewissen durch Ungemach beschwichtigt, meine Seele selbst durch Verzweiflung eingeschläfert wurde, gab ich mich einem Manne hin, der eine zweideutige, verdächtige, vielleicht unehrenvolle Laufbahn begonnen hatte, ohne jedoch an Grausamkeit und Blutvergießen zu denken. Ich erwache am Rande des Abgrundes – die Hand meiner Mutter winkt mir aus dem Grabe; ich meine ihre Stimme zu hören, während ich Sie anrede – ich weiche zurück, da es noch Zeit ist – wir trennen uns, und zwar auf immer!«

Gawtrey, dessen stürmische Leidenschaften noch mächtig aufgeregert waren, hatte ihn bisher in finsternem und

mürrischem Schweigen und mit finsterner Stirne angehört; jetzt stand er mit einem Fluche auf: »Trennen – da Sie mich bei einer Handlung beobachtet haben, die mich die Guillotine überliefert, wenn sie ruchbar wird! Trennen – nimmermehr! Wenigstens nicht lebendig!«

»Ich habe es gesagt,« fuhr Morton, ruhig seine Arme zusammenschlagend, fort; »ich sage es Ihnen in's Gesicht, obgleich ich mich insgeheim von Ihnen trennen könnte. Blicken Sie mich nicht so finster an, Mann des Blutes! ich bin furchtlos, wie Sie! Noch eine Minute, und ich bin fort.«

»Ah! ist es so?« sagte Gawtrej, indem er sich im Zimmer umsah, welches zwei Thüren hatte; eine, von den Bettvorhängen versteckt, führte in der Treppe, über die sie gekommen waren, und die andere in der Haupttreppe, die gewöhnlich benutzt wurde. Er wendete sich zu der ersteren, die in seiner Nähe war, verschloß sie und steckte den Schlüssel in seine Tasche; dann schob er vor die andere einen großen Riegel, der ein widerwärtiges Geräusch hervorbrachte, stellte seine ungeheure Gestalt vor dieselbe und brach in ein lautes, zorniges Lachen aus: »Ho, ho! Sklave und Thor! Da Du einmal mein bist, so gehörst Du mir auch mit Leib und Seele auf immer!«

»Versucher, ich trotze Dir! zurück!« Fest und unerschrocken ergriff Morton des Riesen Kleid.

Gawtree erschien mehr erstaunt als aufgebracht. Er blickte den kühnen Mann fest an, auf dessen Lippe der Bart kaum erst zu sprossen begann.

»Knabe,« sagte er, »laß mich! siege den Teufel in mir nicht wieder auf! Ich könnte Dich mit einem Druck zerquetschen!«

»Meine Seele unterstützt meinen Körper und ich bin bewaffnet,« sagte Morton, die Hand an seinen Hirschfänger legend. »Aber Sie wagen nicht, mir ein Leid zuzufügen – und ich Ihnen nicht; blutbefleckt, wie Sie sind, liebe ich Sie dennoch! Sie gaben mir Schutz und Brod, aber verhindern Sie mich nicht, meine Seele zu retten, so lange es noch Zeit ist! – Soll meine Mutter mich vergebens auf ihrem Sterbebette gesegnet haben?«

Gawtreys zog sich zurück und mit plötzlicher Bewegung ergriff Morton seine Hand.

»O! hören Sie mich – hören Sie mich!« rief er mit großer Bewegung; geben Sie diese schreckliche Beschäftigung auf; Sie sind dazu verlockt worden durch Einen, der Sie nicht mehr täuschen und erschrecken kann! Geben Sie sie auf und ich will Sie nimmer verlassen. Um Ihrer Fanny willen, bleiben Sie stehen, ehe der Abgrund uns Beide verschlingt. Lassen Sie uns fliehen! – Weit fort in die neue Welt – in jenes Land – wo unsere Sehnen und Muskeln, unsere starken Hände und Herzen einen redlichen Markt finden können. Verzweifelte Männer, wie wir, haben sich noch durch redliche Mittel emporgeschwungen. Lassen Sie uns Ihre Waise mitnehmen. Wie wollen für sie arbeiten, wir Beide. Gawtreys! hören Sie mich an. Es ist nicht meine Stimme, die zu Ihnen redet – es ist Ihres guten Engels Stimme!«

Gawtrey fiel gegen die Wand zurück und seine Brust arbeitete schwer.

»Morton,« sagte er in erstickten und bebenden Tönen, »gehen Sie jetzt, überlassen Sie mich meinem Schicksal! Ich habe mich gegen Sie vergangen – schmachvoll vergangen. Es schien mir so süß, einen Freund zu haben – in Ihrer Jugend und Ihrem Charakter lag so viel, um das sich die zähen Stränge meines Herzens schlangen, daß ich es nicht ertragen konnte, Sie zu verlieren und daß Sie wissen sollten, was ich sei. Ich blendete – ich täuschte Sie hinsichtlich meiner früheren Handlungen, das war schlecht von mir, aber ich schwur in meinem Herzen, Sie frei von jedem Laster und jeder Gefahr zu erhalten, die meinen eigenen Pfad verdunkelten. Ich hielt diesen Eid bis diesen Abend, wo ich sah, daß Sie vor mir zurückwichen und fürchtete, daß Sie mich verlassen möchten, und da dachte ich, Sie dadurch an mich zu binden, daß ich Sie mit in das Verbrechen verwickelte. Ich habe meine gerechte Strafe erhalten. Gehen Sie, wiederhole ich – überlassen Sie mich dem Schicksal, welches mir Tag für Tag näher schreitet. Sie sind noch ein Knabe – ich bin nicht mehr jung. Gewohnheit ist die zweite Natur. Dennoch – dennoch könnte ich bereuen, ich könnte ein neues Leben beginnen! Aber zurückzublicken – sich zu erinnern – Tag und Nacht von Thaten verfolgt zu werden, die mir am letzten Tage in lebhafter Gestalt vor Augen treten werden –«

»Vermehren Sie die Zahl der Gespenster nicht. Kommen Sie – fliehen Sie diese Nacht – diese Stunde.«

Gawtreyschwieg schwankend und unentschlossen, als er plötzlich Schritte unten auf der Treppe hörte. Er finste, wie der Eber stutzt, den man in seinem Lager überrascht, und horchte bleich und athemlos.

»Still! – der Riegel schützt uns Beide – hierher.« Und der Falschmünzer schlich zu der Thür, die zu der geheimen Treppe führte. Er schloß sie auf und öffnete sie vorsichtig. Ein Mann sprang herein: »Ergebt Euch! – Ihr seid mein Gefangenen.«

»Nimmermehr!« rief Gawtreyschwieg, den Eindringenden zurückschleudernd. Dann schlug er die Thür zu, obgleich andere und stärkere Männer mit aller Gewalt andrängten.

»Ho, ho! Wer wird des Tigers Käfig öffnen?«

Vor beiden Thüren hörte man jetzt laute Stimmen reden: »Oeffnet in des Königs Namen, oder erwartet keine Gnade!«

»Still,« sagte Gawtreyschwieg. »Noch ein Ausweg – das Fenster – das Tau!«

Morton öffnete das Fenster – Gawtreyschwieg wickelte das Tau ab. Der Morgen dämmerte schon; es war hell auf den Straßen; doch draußen schien Alles still zu sein. Die Thüren erbebten unter dem Druck der Verfolger. Gawtreyschwieg warf das Tau über die Straße zu der Brustwehr des gegenüberstehenden Hauses; nach zwei oder drei vergeblichen Bemühungen faßte der Haken und der gefährliche Weg war gebahnt.

»Schnell, schnell – zaudern Sie nicht!« flüsterte Gawtreyschwieg; »Sie sind gewandt – es scheint gefährlicher als es ist

– klettern Sie mit beiden Händen und schließen die Augen. Wenn Sie auf der andern Seite sind – Sie sehen das Fenster von Birnie's Zimmer – so treten Sie ein – steigen die Treppe hinunter – gehen hinaus und Sie sind gerettet.«

»Gehen Sie voran,« sagte Morton in demselben Tone; »ich will Sie jetzt nicht verlassen. Sie werden längere Zeit gebrauchen, um hinüberzukommen als ich. Ich will Wache halten, bis Sie hinüber sind.«

»Horch! Horch! – Sind Sie toll? Sie Wache halten! Das ist Ihre Kraft gegen die meine? Zwanzig Männer sollen die Thür nicht bewegen, wenn ich mich daran lehne. Schnell, oder Sie richten uns Beide zu Grunde! Sie müssen mir auch das Tau halten, es möchte allein nicht stark genug sein für meine Last. Warten Sie noch einen Augenblick. Wenn Sie entkommen und ich falle – Fanny – mein Vater, er wird für sie sorgen – Sie erinnern sich. Verzeihen Sie mir Alles! Gehen Sie; so ist's recht.«

Mit Festigkeit warf sich Morton auf jene gefährliche Brücke; sie schwankte und krachte unter seiner Last. Indem er seine Hände rasch weiter bewegte – den Athem anhielt – die Zähne zusammenbiß – die Augen schloß – kam er hinüber – erreichte die Brustwehr und stand sicher auf der andern Seite. Jetzt strengte er seine Augen an und sah durch das offene Fenster in das Zimmer, welches er eben verlassen hatte. Gawtreys stand noch an der Thür, die zu der Haupttreppe führte, denn dies war die schwächere und wurde von den meisten Männern belagert. Jetzt hörte man den Knall eines Feuegewehrs; sie

hatten durch die Thür geschossen. Gawtreys schien verwundet zu sein, denn er schwankte vorwärts und stieß einen heftigen Schrei aus; im nächsten Augenblick erreichte er das Fenster – ergriff das Tau und hing über der furchtbaren Tiefe! Morton kniete an der Fensterschwelle nieder, hielt mit krampfhaftem Griff den Haken an seinem Orte fest und richtete seine von Furcht und Erwartung gerötheten Augen auf die ungeheure Last, die an der dünnen Schnur hing.

»Da ist er! Da ist er!« rief eine Stimme von der entgegengesetzten Seite. Morton erhob seinen Blick; das Fenster war von den Gestalten der Verfolger verdunkelt – sie waren in das Zimmer eingebrochen. – Ein Offizier sprang auf die Fensterschwelle, und Gawtreys, der jetzt seine Gefahr bemerkte, öffnete seine Augen, während er sich fortbewegte, und starrte den Feind an. Der Polizeimann erhob vorsichtig seine Pistole – Gawtreys hielt inne – aus seiner Wunde in seiner Seite tröpfelte das dunkle Blut auf die Steine nieder – sein Haar sträubte sich empor; seine Wange war bleich – seine Lippen krampfhaft von seinen Zähnen zurückgezogen – seine Augen blickten unter den finstern Brauen hervor, und in der Todesqual und Drohung zeigte sich noch die unbeugsame Kraft und Wildheit des Mannes. Sein finsterner Blick erschreckte den Polizeimann; seine Hand zitterte, als er feuerte, und die Kugel traf die Brustwehr einen Zoll unterhalb der Stelle, wo Morton kniete. Ein unbestimmter, wilder, gurgelnder Ton – halb Lachen – halb Freudengeschrei –

entfuhr Gawtreys Lippen. Er schwang sich näher und näher – und war nur noch eine Elle von der Fensterschwelle entfernt.

»Sie sind gerettet!« rief Morton, doch in dem Augenblick wurde aus dem Fenster drüben eine ganze Ladung abgefeuert – der Dampf rollte über die beiden Flüchtlinge dahin – ein Stöhnen oder vielmehr ein Geheul der Wuth, Verzweiflung und Todesangst erschreckte selbst die am meisten verhärteten Herzen. Morton sprang auf und blickte hinunter. Auf den rauhen Steinen, tief unten, lag eine dunkle, formlose, unbewegliche Masse – der starke Mann der Leidenschaft und des Leichtsinnes – der Riese, der mit Leben und Seele gespielt, wie ein Kind mit den Spielereien, die es schätzt und zerbricht – war, was der Kaiser und der Aussätzige auf gleiche Weise sind, wenn Gottes Hauch den Stand verlassen hat – sonst Ruhm, Genie, Macht und Schönheit immerdar sein würden, wenn es keinen Gott gäbe!

»Da in noch Einer!« rief die Stimme eines von den Verfolgern. »Feuer!«

»Armer Gawtreys!« murmelte Philipp, »ich will Deinen letzten Wunsch erfüllen.« Und ohne auf die Kugel zu achten, die dicht an ihm vorüber pfiff, verschwand er hinter der Brustwehr.

## EILFTES KAPITEL.

Vom sanften Wind der Seide leicht bedeckt.

*Decker.*

Der Leser wird sich erinnern, daß, während Favart und Birnie sich in der Gasse unterredeten, die Töne der Festlichkeit aus einem Hause in der benachbarten Straße hervordrangen. Zu diesem Hause müssen wir uns jetzt begeben.

In Paris, glaube ich, sind Bälle oder Abendgesellschaften in der Jahreszeit sehr selten, wo sie in London am häufigsten sind. Die Gesellschaft, die jetzt gegeben wurde, fand zu Ehren einer Taufe statt, denn die Dame, welche dieselbe gab, war eine Verwandte des neugeborenen Kindes.

Madame de Merville war eine junge Wittwe; schon vor ihrer Verheirathung hatte sie sich in der Literatur ausgezeichnet; sie hatte Gedichte von mehr als gewöhnlicher Vortrefflichkeit geschrieben, und da sie schön, von guter Familie und großem Vermögen war, so verliehen ihr ihre Talente größeres Interesse, als sonst würde der Fall gewesen sein. Ihre Poesie athmete viel Gefühl und Zärtlichkeit. Wenn Poesie der Kommentar des Herzens ist, so hätte man treue und wahre Liebe von ihr erwarten sollen. Doch da sie, wie die französischen Mädchen gewöhnlich thun, nicht sich, sondern ihren Eltern zu gefallen heirathete, so schloß sie eine Convenienzheirath. Herr von Merville war ein nüchterner, verständiger Mann, der das mittlere Alter bereits überschritten hatte. Da er die Poesie nicht liebte, so wünschte er um so weniger eine Schriftstellerin zur Frau zu haben, und hatte während ihrer vierjährigen Ehe der Verbindung seiner Frau mit dem Musengotte jede Schwierigkeit in den Weg gelegt. Doch

ihr thätiger und glühender Geist ließ sich seine Beschäftigung nicht rauben. Im Alter von vierundzwanzig Jahren wurde sie Wittwe, mit einem Einkommen, welches man selbst in England für ein einzelnes Frauenzimmer bedeutend nennen würde, und welches in Paris kein gewöhnliches Vermögen ist: Obgleich eine Person von Eleganz, war Madame de Merville doch weder prunksüchtig noch selbstsüchtig; sie hatte keine Kinder und lebte ruhig in Zimmern, die freilich schön waren, aber nur zu einem kleinen Haushalt hinreichten. Sie widmete wenigstens die Hälfte ihres Einkommens, welches gänzlich in ihrer Verfügung stand, theilweise ihren eigenen Verwandten, die nicht reich waren, und theilweise der Literatur, die sie cultivirte. Obgleich sie sich vor der Ausgabe scheute, so besaßen doch ihre Gedichte und Entwürfe von Romanen, die sie ihren Freunden vorlas, eine Beredsamkeit, die selten von so viel Bescheidenheit begleitet ist. So war ihr Ruf, wenigstens in ihrem eigenen Kreise, groß, und ihre Stellung in der Mode und ihr Vermögen machten, daß sie von ihren Verwandten als das Oberhaupt der Familie angesehen wurde; sie betrachteten sie als eine Frau von überlegenem Geiste und ihr Rath wurde stets als Befehl angenommen. Eugenie de Merville war eine seltsame Mischung von weiblichen und männlichen Eigenschaften. Einerseits hatte sie einen starken Willen, unabhängige Ansichten, einige Verachtung vor der Welt und folgte ihrer eigenen Neigung, ob sich der Meinung Anderer knechtisch zuflogen, andererseits war sie empfänglich, romantisch und von lieblicher, zärtlicher und

freundlicher Stimmung Ihr Besuch bei Herrn Love, so unbesonnen derselbe auch war, stand nicht weniger mit ihrem Charakter in Uebereinstimmung, als ihre Mildthätigkeit gegen die Frau des Handwerkers; sie war männlich und sorglos, wo es galt, etwas Excentrisches zu thun; die Nuegierde zu befriedigen oder irgend einen Zweck der weiblichen Diplomatie zu erreichen – weiblich, zart und sanft in dem Augenblick, wo man ihr Wohlwollen in Anspruch nahm, oder ihr Herz gerührt wurde. Sie war fast drei Jahre Wittwe gewesen und folglich im siebenundzwanzigsten Jahre. Ungeachtet der Zärtlichkeit ihrer Poesie und ihres Charakters, war ihr Ruf unbefleckt. Sie hatte nie ein Liebesverhältniß gehabt. Leute, die sehr beschäftigt sind, verlieben sich nicht leicht; ferner war Madame de Merville hochgebildet, vielfordernd und wünschte Heroen zu finden, wo sie nur hübsche Stutzer oder häßliche Schriftsteller fand. Ueberdies war Eugenie zugleich eine eitle und stolze Person – eitel auf ihre Berühmtheit und stolz auf ihre Geburt. Sie war eine Person, deren Herzengüte sie stets thätig machte, das Glück Anderer zu befördern. Sie war nicht nur großmüthig und mildthätig, sondern auch bereit, den Leuten durch gute Dienste, so wie durch Geld nützlich in sein. Jedermann liebte sie. Das neugeborne Kind, dessen Taufe das Fest dieser Nacht galt, war das Pfand einer Verbindung, die Madame de Merville zwischen zwei jungen Personen bewirkt hatte, die Geschwisterkinder und auch mit ihr verwandt waren. Es waren Bedenklichkeiten der Eltern zu beseitigen – Geldangelegenheiten zu ordnen gewesen – Eugenie hatte

Alles in Ordnung gebracht. Die jungen Eheleute, die einander noch liebten, betrachteten sie, nächst dem Himmel, als die Urheberin ihres Glücks.

Die Gesellschaft jenes Abends war daher von ungewöhnlich angenehmer Art und die Fröhlichkeit tönte nicht hohl, sondern kam aus dem Herzen, doch wenn Eugenie von Zeit zu Zeit das junge Paar betrachtete, dessen Augen stets einander suchten – so schön, so zärtlich, so freudig, wie sie schienen – da verdunkelte ein schwermüthiger Schatten ihre Stirn und sie seufzte unwillkürlich. Einmal näherte sich ihr schüchtern die junge Frau, die d’Anville hieß, und sagte:

»Ach, meine liebe Cousine, wann werden wir Sie so glücklich sehen, wie wir es sind? Es liegt so viel Glück darin, eine Mutter zu sein,« setzte sie unschuldig und eröthend hinzu. »Jenes kleine Leben so ganz unser eigen – und man hat jede Stunde etwas zu denken!«

»Vielleicht,« sagte Eugenie lächelnd, indem sie die Unterredung von einem Gegenstande abzulenken suchte, der Gefühle und Gedanken zu nah berührte, die ihr Stolz nicht verrathen wollte – vielleicht sind Sie er also, die unserm Vetter, den armen Herrn von Vaudemont so entschlossen gemacht hat, zu heirathen! Bitte, sein Sie vorsichtiger mit ihm. Wie schwer ist es mir geworden, ihn zu verhindern, eine Person in unsere Familie zu bringen, die uns Alle würde lächerlich gemacht haben!«

»Es ist wahr,« sagte Madame d’Anville lachend. »Aber der Chevalier ist so arm und verschuldet. Er würde sich nicht in die Demoiselle, sondern in die Mitgift verlieben.

Wie geschickt Sie seine prahlerische Behauptung benutzen, er wolle alle Verbindung mit jenem Bureau abbrechen!«

»Ja, ich wünsche mir Glück zu diesem Manöver. So unangenehm es auch war, an einen solchen Ort zu gehen – denn ich konnte doch Herrn Love nicht hieherkommen lassen – so wäre es doch noch viel unangenehmer gewesen, eine solche Madame de Vaudemont zu empfangen, wie uns unser Vetter würde vorgestellt haben. Denken Sie nur – er war der Nebenbuhler eines Gewürzhändler! Ich hörte, die Posse hatte eine seltsame Entwicklung; doch konnte ich nie von Vaudemont die Einzelheiten erfahren. Vermuthlich schämt er sich dessen.«

»Welche seltsame Professionen es doch in Paris gibt!« sagte Madame d’Anville, »als könnten die Leute nicht heirathen, ohne in ein Bureau zu gehen, wie man einen Dienstboten sucht! So ist das Bureau also ausgehoben! Und Sie sahen jenen wilden, finster aussehenden Burschen nicht wieder, der Ihnen so sehr gefiel, daß Sie ihn zu dem Original der Murilloskizze jenes Jünglings in der entzückenden Erzählung gewählt haben, die Sie uns vor einigen Abenden vorlasen. Ei, Cousine, ich glaube, Sie waren ein wenig in ihn verliebt; das Heirathsbureau hatte seine Lockungen für Sie, so gut wie für unsern armen Vetter!« – Die junge Mutter sagte dies lachend und sorglos.

»Pah!« entgegnete Madame de Merville ebenfalls lachend, doch es verbreitete sich ein leichtes Erröthen über ihre natürliche Blässe. »Doch was den Vicomte anbetrifft

– so wissen Sie, wie grausam er sich gegen jenen armen Knaben von seiner englischen Frau benahm – er hat ihn nie gesehen, seit er ein Kind war – hat ihn in England in die Schule geschickt, und Alles, weil seine Eitelkeit es nicht zugeben will, daß die Welt weiß, er habe einen Sohn von neunzehn Jahren! Jetzt habe ich ihn endlich bewogen, diesen armen Jungen zurückzurufen.«

»Ei, wie das?«

»Nun,« sagte Eugenie lächelnd, »er bedurfte einer Anleihe, der arme Mann, und ich konnte ihm daher statt der Zinsen Bedingungen auferlegen. Es gelang mir aber auch, ihn mit dem Vorschlage auszusöhnen, indem ich ihm vorstellte, wenn der junge Mann ein gutes Aussehen habe, so könnten wir bei unseren Verbindungen u. s. w. ihm eine vortheilhafte Partie verschaffen, und wenn der Vater ihn jetzt gut und freundlich behandle, so würde er natürlich mit dem Vater die Vortheile einer solchen Verbindung theilen.«

»Ah! Sie verstehen sich vortrefflich auf die Diplomatie, Eugenie, und bestimmen die Leute nach Ihrem Willen zu handeln, indem Sie beständig Ihrem Herzen folgen. Still, hier kommt der Vicomte!«

»Ein ergötzlicher Ball,« sagte Herr von Vaudemont sich der Wirthin nähernd. »Bitte, sagen Sie mir doch, hat die junge Dame dort im rothen Kleide Vermögen? Sie ist hübsch – he? – Und bemerken Sie nicht, daß Sie nach mir sieht – ich meine nach uns!«

»Mein lieber Vetter, welch ein Compliment machen Sie der Ehe. Sie haben schon zwei Frauen gehabt und bemühen sich noch um eine dritte!«

»Was soll man thun? – Wir können nicht den Annäherungen Ihres bezaubernden Geschlechts widerstehen. Hm – wie viel Vermögen hat sie?«

»Keinen Sous; überdies ist sie verlobt.«

»O! jetzt, da ich sie näher ansehe, finde ich, daß sie gar nicht hübsch ist – ganz und gar nicht. Ich irrte mich; ich meinte sie nicht. Ich meinte die junge Dame in Blau.«

»Schlimmer und schlimmer – die ist schon verheiratet? Soll ich Sie vorstellen?«

»Ei, Herr Vaudemont,« sagte Madame d’Melville, »haben Sie ein neues Heirathsbüreau ausfindig gemacht?«

Der Vicomte stellte sich, als höre er die Frage nicht, wendete sich aber zu Eugenie, führte sie auf die Seite und sagte mit einer Miene, worin er viel Kummer auszudrücken suchte: »Sie wissen, seine liebe Cousine, daß ich Ihnen zu gefallen meinen Sohn kommen lassen wollte, obgleich, wie ich Ihnen immer sagte, es sehr unangenehm für einen Mann in der Blüte des Lebens ist, wie ich bin, einen großen Jungen von neunzehn oder zwanzig mit herumschleppen. Die Leute sagen bald, ›der alte Vaudemont und der junge Vaudemont.‹ Indessen wendet man sich nie vergebens an die Gefühle eines Vaters.« – Hier hielt der Vicomte sein Taschentuch vor seine Augen und fuhr nach einer Pause fort – »Ich schickte nach ihm – ich eng sogar zu Ihrer alten Bonne, Madame Dufour, um wegen ihres Logik mit ihr zu handeln, und denken

Sie sich meinen Kummer, heute erhalte ich einen Brief mit schwarzem Siegel. Mein Sohn ist todt! Ein plötzliches Fieber – es ist entsetzlich!«

»Scheußlich! todt! – Ihr eigener Sohn, den Sie kaum gesehen haben, seit er ein kleines Kind war!«

»Ja, das mildert den Schlag gar sehr. Und nun sehen Sie wohl, muß ich heirathen. Wenn der Zunge von gutem Aeußern gewesen wäre, und mir gleich u. s. w., so hätte er, wie Sie sagten, eine gute Partie machen, mir eine gewisse Summe aussetzen, oder wir zusammen wohnen können.«

»Ihr Sohn ist todt, und Sie kommen auf einen Ball?«

»Ich bin Philosoph,« sagte der Vicomte achselzuckend. »Und wie Sie selber bemerkten, sah ich ihn nie. Ich erspare dadurch siebenhundert Franken jährlich. Sagen Sie Niemanden ein Wort – ich möchte es nicht bekannt haben, daß er todt ist, der arme Junge! Bitte, sein Sie vorsichtig: es gibt böse Leute, die es für seltsam halten möchten, daß ich mich nicht einschließe. Ich kann warten, bis Paris ganz leer ist. Es wäre Schade, jetzt jede Gelegenheit zu verlieren, denn nun, sehen Sie wohl ein, muß ich heirathen!« Und der Philosoph schlenderte weiter.

## ZWÖLFTES KAPITEL.

*Guiomar.* Die Huldigung, die ich zu zollen habe, Steht hier im Herzen, nicht im Buch geschrieben!  
*Rutilio.* (tritt auf). Ich bin verfolgt, die Häfen sind geschlossen,

Und keine Hoffnung sehe ich zur Flucht –  
Vor mir und hinter mir, auf allen Seiten  
Bin ich umstellt.

*Beaumont und Fletcher.*

»Landessitte.«

Die Gesellschaft war eben fort – schon dämmerte der Tag – das Rollen des letzten Wagens verhallte in der Ferne.

Madame de Merville hatte ihre Kammerjungfer entlassen, saß in ihrem eigenen Zimmer und stützte ihren Kopf nachdenkend auf die Hand.

Neben ihr befand sich ein Tisch, worauf ihr Manuskript und einige Bücher lagen, unter welchen zerstreute Blumenvasen standen. Auf einem Fußgestell unter dem Fenster stand eine Marmorbüste von Dante. Durch die offene Thür sah man die Zimmerreihe, welche ihre Gäste eben verlassen hatten – die Lichter brannten noch auf den Leuchtern und kämpften mit dem Tageslicht, welches durch die halbgeschlossenen Vorhänge hereinfiel. Die Person der Bewohnerin stand in Harmonie mit den Zimmern. Sie hatte eine gewisse Grazie an sich, welche die Schriftsteller aus Mangel eines bessern Beiworts klassisch oder antik zu nennen geneigt sind. Ihre Gesichtsfarbe, die bei jener Beleuchtung bleicher als gewöhnlich erschien, war dennoch sanft und zart – die Züge wohlgebildet und weiblich. Ihr Gesicht hatte den seltensten aller Reize, die Vereinigung des Verstandes mit der Lieblichkeit – die dunklen blauen Augen waren gedankenvoll,

vielleicht schwermüthig in ihrem Ausdruck; aber die langen dunkeln Augenwimpern, und die Gestalt der Augen selbst, die mehr lang als voll waren, verlieh ihrem intelligenten Ausdruck eine Sanftmuth, die sich der Mattigkeit näherte, und die vielleicht durch jene leichten Schatten um und unter den Augen erhöht wurde, der denen eigen ist, die entweder ihren Geist oder ihr Herz zu sehr angestrengt haben. Der Umriß ihres Gesichts hatte, ohne scharf oder eckig zu sein, ein wenig von der Abrundung der frühen Jugend verloren, und die Hand, worauf sie sich stützte, war vielleicht zu weiß und zart für die Schönheit, die der Gesundheit angehört; aber der Hals und die Büste waren von vortrefflichem Ebenmaß.

»Ich bin nicht glücklich,« flüsterte Eugenie bei sich selber, »doch weiß ich kaum warum. Ist es wirklich so, wie wir romantischen Weiber gesagt haben, bis der Ausspruch gänzlich abgenutzt ist, daß nicht Ruhm, sondern Liebe die Bestimmung des Weibes ist. Seltsam ist es doch, daß, während ich so oft schilderte, wie die Liebe sein sollte, ich sie dennoch nie empfunden habe. Und nun – und nun,« fuhr sie fort, indem sie sich mit innerer Qual halb erhob, nun bin ich nicht mehr in meiner ersten Jugend. Wenn ich liebte, sollte ich wieder geliebt werden? Wie glücklich schien jenes junge Paar – *sie* sind niemals allein?«

In diesem Augenblicke hörte man in der Ferne den Knall von Feuerwaffen. Eugenie sprang auf und rief ihrem Diener zu, der, nebst einen für den Abend gedungenen Aufwärter, beschäftigt war, die Ueberbleibsel des

Festes abzuräumen, und während er dies that, die Teller beleckte. »Was ist das zu dieser Stunde? – Oeffne das Fenster und sieh hinaus!«

»Ich kann nichts sehen, Madame.«

»Schon wieder – das ist das drittemal. Geh auf die Straße und sieh nach – es muß Jemand in Gefahr sein.«

Der Bediente und der Aufwärter, die beide neugierig waren und sich nicht von einander trennen wollten, eilten die Treppe hinunter und dann auf die Straße.

Nachdem Morton vergebens an Birnie's Fenster gerüttelt hatte, welches der Verräther vorher geschlossen hatte, damit sein Schlachtopfer nicht entwischen solle, kroch er rasch auf dem Dache fort und wurde durch die Brustwehr nicht nur vor den Schüssen, sondern auch vor dem Anblick der Feinde geschützt. Aber gerade, als er den Punkt erreichte, wo die Gasse mit der breiten Straße einen Winkel bildete, sah er über die Brustwehr und bemerkte, daß einer von den Officianten sich über die gefährliche Brücke gewagt hatte: er wurde verfolgt – Entdeckung und Gefangennahme schienen unvermeidlich. Er hielt inne und athmete schwer. Er, einst der Erbe eines solchen Vermögens, der Gegenstand so zärtlicher Neigung – er wurde als Mitschuldiger einer Bande von Verbrechen verfolgt! Das war der Gedanke, der ihn lähmte – die Schande, nicht die Gefahr. Aber er hatte dem Verfolger einen Vorsprung abgewonnen – er eilte weiter – bog um die Ecke – hörte einen Ruf hinter sich von der entgegengesetzten Seite her – der Officiant hatte die Brücke überschritten. »Bis jetzt ist es nur ein Mann,« dachte er,

seine Nasenflügel erweiterten sich und seine Hände ballten sich, als er weiter kroch und jedes Fenster ansah, an dem er vorüberkam.

Während Gesundheit und Kraft sich anstrebten, um dem Gesetze zu entgehen und das Leben zu retten, war der Tod in der Nähe geschäftig.

In einer elenden Dachkammer kämpfte ein noch junger Handwerker mit einer langwierigen Krankheit und ging langsam aus dieser Welt, wo der Fluch Kains immerdar geschäftig ist. Dieser Mann hatte aus Liebe geheirathet und sein Weib hatte ihn geliebt; aber die Sorgen dieser frühen Heirath hatten ihn bis auf die Knochen verzehrt. Der äußerste Mangel, wenn er lange fortduert, zehrt die Liebe auf, da er an sonst nichts zehren kann. Und wenn die Leute gar lange nicht sterben, so beginnen die, welche dadurch beunruhigt und belästigt werden, an die nur zu oft heuchlerische Phrase – an eine glückliche Auflösung zu denken. So war dem halbverhungerten Weibe sein Strohalm an ihrem sterbenden Manne gelegen, den sie vor noch nicht zwei Jahren zu lieben und in Krankheit und Gesundheit zu pflegen feierlich gelobt. Dennoch aber schien sie nur ihn besorgt zu sein, denn sie seufzte und stöhnte und weinte, als der Athemzug des Mannes schwächer und schwächer wurde.

»Ach, Jean,« sagte sie schluchzend, »was wird aus mir werden, aus mir armer verlassenen Wittwe, wenn ich Niemand habe, der um mein Brod arbeitet?« Bei dem Gedanken weinte sie noch heftiger.

»Ich ersticke,« sagte der Sterbende, indem er seine großen Augen rollte. »Wie heiß es ist! Oeffne das Fenster, ich möchte das Licht – das Tageslicht noch einmal sehen.«

»Mein Gott! welche Einfälle er hat, der arme Mann!« murmelte das Weib ohne sich zu regen.

Der Unglückliche ergriff mit seiner Knochenhand seines Weibes Arm. »Ich werde Dich nicht lange belästigen, Marie! Luft – Luft!«

»Jean, es wird Dir schlimmer werden – überdies könnte ich mir durch die Erkältung den Tod zuziehen. Ich habe kaum einen Fetzen an, aber ich will die Thür öffnen.«

»Verzeihe mir,« stöhnte der Leidende; »so verlaß mich denn.«

Armer Kerl! Vielleicht war der Gedanke an die Unfreundlichkeit schmerzlicher als der heftige Husten, der bei jedem Paroxysmus Blut heraufbrachte. Er wünschte sie nicht so nah zu haben und doch tadelte er sie nicht.

Das Weib öffnete die Thür, ging auf die andere Seite des Zimmer, setzte sich auf einen alten Kasten nieder und begann ein altes Halstuch zu flicken. Das Schweigen wurde bald durch das Stöhnen des sterbenden unterbrochen, und wieder murmelte er, indem sie sich mit bleichen Lippen in seinem Bette herumwarf: »Ich ersticke! – Luft!«

Dieser Bitte war nicht zu widerstehen – es schien die letzte zu sein. Das Weib legte die Nadel nieder, schlang des Halstuch um ihren Hals und öffnete das Fenster.

»Fühlst Du Dich jetzt leichter?«

»Gott segne Dich, Marie – ja; das ist gut. Sie erinnert mich an alte Tage, jene frische Luft, ehe wir nach Paris kamen. – Ich wollte, ich könnte jetzt für Dich arbeiten, Marie.«

»Jean! Mein armer Jean!« rief die Frau und die Worte und die Stimme riefen ihrem verhärteten Herzen die frischen Felder und zärtliches Gedanken der vergangenen Zeit zurück. Und sie ging zu dem Bette und er lehnte seine mit Todesschweiß bedeckte Schläfe an ihre Brust.

»Ich bin eine traurige Last für Dich gewesen, Marie; wir hätten nicht so früh heirathen sollen; aber ich glaubte stärker zu sein. Weine nicht; wir haben keine Kinder, Gott sei gedankt. Es wird viel besser für Dich sein, wenn ich gestorben bin.«

Und nachdem er so ein Wort nach dem andern hervorgestöhnt hatte, hielt er plötzlich inne und schien in Schlummer zu sinken.

Das Weib versuchte ihn wieder sanft auf sein Kissen zu legen – der Kopf fiel schwer zurück – die Zähne waren zusammengebissen, die Augen offen und wie Stein – und plötzlich erkannte sie die Wahrheit. –

»Jean – Jean! mein Gott, er ist todt! Und ich war bis zum letzten Augenblick unfreundlich gegen ihn!« Mit diesen Worten fiel sie bewußtlos über die Leiche hin.

Gerade in dem Augenblick sah ein menschliches Gesicht zum Fenster herein und nach einer kurzen Pause sprang ein junger Mann leicht in's Zimmer, er sah sich mit raschem Blicke um, bemerkte aber kaum die auf dem Bette ausgestreckten Gestalten. Es war genug für ihn, daß

sie zu schlafen schienen und ihn nicht sahen. Er schlich sich durchs Zimmer, dessen Thür Marie offen gelassen, und stieg die Treppe hinunter. Schon hatte er beinahe den Hofplatz erreicht, zu welchem die Treppe führte, als er bei dem Zimmer des Portier Stimmen reden hörte.

»Die Polizei hat eine Bande von Falschmünzern entdeckt.«

»Falschmünzer!«

»Ja, einer ist erschossen worden! Ich habe seine Leiche in der Rinne liegen sehen. Ein anderer ist über die Dächer entflohen – ein verzweifelter Kerl! Wir sollen auf ihn achten. Laßt uns die Treppe hinaufsteigen, auf's Dach gehen und uns nach ihm umsehen.«

Aus dem Gemurmeln der Billigung, welches auf diesen Vorschlag folgte, erkannte Morton, daß derselbe an mehrere Personen gerichtet war, welche die Neugierde und der Knall den Pistolen aus ihren Betten herbeigeführt und die sich um der Zimmer des Portier versammelt hatten. Was war zu thun? Weiter zu gehen war unmöglich; war es noch Zeit, sich zurückzuziehen? – Es war wenigstens das einzige, was ihm übrig blieb. Er sprang die Treppe wieder hinauf und hatte eben den ersten Stock erreicht, als er Jemand die Treppe herunterkommen hörte. Plötzlich fiel ihm ein, daß er das Fenster oben offen gelassen, und daß durch diese Unvorsichtigkeit der Polizeidiener den Weg entdeckt habe, den er genommen. Was war zu thun? – Zu sterben, wie Gawtreys gethan! – Der Tod war ihm lieber als die Galeere. Als er zu diesem Entschlusse gekommen war, sah er zur Rechten die Thür eines

Zimmers offen, wo noch Licht brannte. Es schien leer zu sein – er trat kühn und rasch ein und machte die Thür plötzlich hinter sich zu. Wein und Speisen standen noch auf dem Tische; vergoldete Spiegel zeigten ihm sein verstörtes Bild; hie und da lag eine künstliche Blume oder eine Bandschleife am Boden. Alles deutete auf die Heiterkeit und Anmuth des luxuriösen Lebens – auf Tanz, Schwelgerei und Festlichkeit – dies Alles in einem Zimmer! Oben in demselben Hause das elende Lager – die Leiche – die Wittwe – Hungersnoth und Weh! So ist es in einer großen Stadt! So ist es vor allen in Paris, wo unter demselben Dache solche Gegensätze des geselligen Zustandes versammelt sind, es liegt nichts Seltsames darin; aber das Seltsame und Traurige ist, daß Leute, die so nahe Nachbarn sind, einander so wenig kennen, daß die Besitzerin dieser Zimmer ein so mildes und gefühlvolles Herz hatte, aber nichts von den so nahen Leiden wußte. Die Musik, die ihre Gäste erheitert hatte, war zu den Ohren der Todesqual und des Hungers gedrungen. Morton ging durch das erste Zimmer – durch das zweite – er kam zu einem dritten und Eugenie de Merville, die in dem Augenblick aufsaß, erblickte eine Erscheinung vor sich, die wohl die Kühnste ihres Geschlechts hätte beunruhigen können. Sein Kopf war unbedeckt – sein dunkles Haar beschattete in wilder Fülle das blasse Gesicht und die Züge, zwar schön, hatten in dem Augenblick jenen

Ausdruck, den ein Künstler einem jungen Gladiator mittheilen würde – und die nur Trotz, Drohung und Verzweifung ausdrückten. Die unordentliche Kleidung – das wilde Aussehen – die dunklen Augen, die im eigentlichsten Sinne durch den Schatten des Zimmers Feuer sprühten – Alles vereinte sich, um den Schrecken einer so plötzlichen Erscheinung zu erhöhen.

»Wer sind Sie? – Was suchen Sie hier?« sagte sie stotternd, indem sie mit der Hand nach der Klingel griff.

Morton faßte diese sanfte Hand.

»Ich suche mein Leben zu retten! Ich werde verfolgt! Ich bin in Ihrer Macht! Ich bin unschuldig! Können Sie mich retten?«

Als er sprach, wurde die äußere Thür geöffnet und man hörte Fußstritte und Stimmen in der Nähe.

»Ah!« rief er zurückweichend, als er ihr Gesicht erkannte. »Und bin ich zu Ihnen geflohen?«

Eugenie erkannte den Fremden auch und es las etwas in ihrer Stellung zu einander – er der Flehende, sie die Beschützerin – was ihre Phantasie und ihr Mitleid erregte. Eine leichte Röthe verbreitete sich über ihre Wangen – ihr Blick war sanft und mitleidig.

»Armer Junge! So jung!« sagte sie. »Still!«

Sie entzog ihm ihre Hand, trat einige Schritte zurück erhob den Vorhang vor einer Wische und deutete auf einen Alkov, der eins von jenen Sophabetten enthielt, die in französischen Häusern gewöhnlich sind und setzte leise hinzu: »Treten Sie ein – hier sind Sie sicher.«

Morton gehorchte und Eugenie zog den Vorhang wieder zu.

DREIZEHNTES KAPITEL.

*Guiomar.* Sprecht! wer seid Ihr.

*Rutilio.* O hört mich, gnäd'ge Frau. Ich bin ein Fremder;

Zur Antwort das auf alle Eure Fragen.

*Beaumont* und *Fletcher.*

›Landessitte.«

Eugenie zog den Vorhang wieder zu. Und kaum hatte sie dies gethan, als Leute in das Zimmer traten, wo sie sich befand. Ihr Diener war von zwei Polizeidienern begleitet.

»Verzeihen Sie, Madame,« sagte einer von den letzteren, »wir verfolgen einen Verbrecher. Wir glauben, er muß oben durch ein Fenster in dies Haus gekommen sein, während Ihr Diener auf der Straße war. Erlauben Sie mir, Nachsuchung anzustellen?«

»Ohne Zweifel,« antwortete Eugenie sich niedersetzend. »Wenn er hereingekommen ist, so müssen Sie sich in den andern Zimmern umsehen. Ich habe dieses Zimmer nicht verlassen.«

»Sie haben Recht. Verzeihen Sie.«

Die Polizeidiener kehrten in die andern Zimmer zurück und durchsuchten jeden Winkel, wo der Flüchtling

nicht war. Darin gleichen die Spürhunde der Gerechtigkeit ihrer Herrin: denn wann sucht die Gerechtigkeit des Menschen je am rechten Orte?

Der Diener verweilte und berichtete die Erzählung, die er gehört und den Anblick, den er gesehen. In dem Augenblick sah er, wie sich der Vorhang des Alkofs ein wenig bewegte. Er stieß einen Ausruf aus – sprang auf das Bett zu – seine Hand berührte den Vorhang – Eugenie ergriff seinen Arm. Sie sprach nicht; aber als er seine Augen erstaunt auf sie richtete, sah er, daß sie zitterte und ihre Wange bleich war, wie Marmor.

»Madame,« sagte er zaudernd, »es ist Jemand in diesem Alkov verborgen.«

»Ja! Sei still!«

Dem Diener stieg ein plötzlicher Verdacht auf. Die reine, die stolze, die makellose Eugenie!

»Ja! – und in Madame's Zimmer!« stotterte er unbewußt.

Eugeniens Scharfblick erkannte im Augenblick den bösen Gedanken. Ihr Auge sprühte Feuer – ihre Wange wurde purpurroth. Aber ihre erhabene und edle Natur besiegte selbst den unwilligen und verächtlichen Ausdruck, der ihr auf die Lippen trat. Die Wahrheit! – konnte sie dem Manne trauen? Ein Zweifel – und das Menschenleben, welches sich ihr anvertraut hatte, konnte verrathen werden. Sie wurde wieder blässer und es traten ihr Thränen in die Augen.

»Ich bin gütig gegen Dich gewesen, Franz. Kein Wort!«

»Madame vertrauen mir – das ist genug, sagte der Franzose mit leichtem Lächeln sich verbeugend und zog sich dann respektvoll zurück.

Einer von den Polizeidienern trat wieder ein.

»Wir haben gesucht, Madame, er ist nicht da. Aha! Der Vorhang!«

»Es ist der Madame Bett,« sagte Franz. »Ich habe schon dahinter gesehen.«

»Es thut mir sehr leid, Sie gestört zu haben,« sagte der Polizeimann, mit dieser Antwort zufrieden; »aber wir werden ihn dennoch bekommen.« Und er entfernte sich.

Die letzten Fußtritte verhallten, die letzte Thür schloß sich hinter den Polizeidienern und Eugenie und ihr Diener standen allein da und sahen einander an.

»Du kannst gehen,« sagte sie endlich, nahm eine Börse vom Tische und gab sie ihm in die Hand.

Der Mann nahm sie mit bedeutungsvollem Blicke.

»Wie danke können sich auf meine Verschwiegenheit verlassen.«

Eugenie war wieder allein. Diese Worte klangen ihr noch im Ohr – Eugenie de Merville von der Verschwiegenheit ihrer Dieners abhängig! Sie sank auf ihren Stuhl nieder – ihrer Aufregung folgte Erschöpfung, sie stützte ihr Gesicht auf ihre Hände und brach in Thränen aus. Sie wurde durch eine leise Stimme aus ihrem Nachdenken erweckt – sie blickte auf und der junge Mann kniete zu ihren Füßen.

»Gehen Sie – gehen Sie!« sagte sie; »ich habe Alles für Sie gethan, was ich kann. Sie hörten – Sie hörten – mein

eigener Diener auch! Mit Gefahr meines guten Namens sind Sie gerettet. Gehen sie!«

»Ihres guten Namens?« – denn Engenie hatte vergessen, daß er Blicke, nicht Worte gewesen waren, die ihren Stolz so sehr verletzt hatten – »Ihres guten Namens« wiederholte er und sah sich im Zimmer um der Toiletentisch, der Vorhang, der Alkov, den er verlassen – Alles deutete auf das keuschesten Heiligthum eines keuschen Weibes, welches durch den Eintritt eines Fremden mußte entweiht werden und ihre Meinung wurde ihm klar. »Ihr guter Name? – Ihr Diener! – Nein, Madame – nein!« Und während er sprach, stand er auf. »Für mich sollen Sie dieser Opfer nicht bringen! Ihre Menschlichkeit, soll Ihnen nicht so theuer werden. Heda! ich bin der Mann, den ihr sucht!« Und er schritt auf die Thür zu.

Eugenie wurde von dieser Antwort erschüttert. Sie sprang auf ihn zu – sie ergriff seine Kleider.

»Still! still! – Um des Himmels willen! Was wollen Sie thun? Denken Sie, ich könnte je wieder glücklich werden, wenn das Vertrauen verrathen würde, welches Sie in mich setzten? Sein Sie ruhig – sein Sie still. Ich wußte nicht, was ich sagte. Es wird leicht sein, den Mann von seinem Argwohn abzubringen – später – wenn Sie gerettet sind. Und Sie sind unschuldig – nicht wahr?«

»O, Madame,« sagte Morton, »in Wahrheit kann ich behaupten, daß ich unschuldig bin – ich bin in Armuth – Elend – Irrthum – Schande versunken, aber unschuldig am Verbrechen. Möge der Himmel Sie segnen!« Und als er ehrerbietig ihre Hand küßte, womit sie seinen Arm

faßte, lag etwas so Rührendes in seiner Stimme und in seinem Wesen, was so weit über seine gegenwärtige Lage erhaben war, daß Eugenie sich in ihre Gefühle des Mitleids und der Ueberraschung verlor; auch mochte Bewunderung in ihrer Verwunderung liegen.

»Und o!« sagte er leidenschaftlich, indem er sie mit seinen dunklen, glänzenden Augen ansah, die vor innerer Bewegung schimmerten, »Sie haben mir das Leben theuer gemacht, indem Sie es mir retteten. Sie – Sie – an die ich, seit ich Sie das erste und einzige Mal sah, so oft träumend und wachend gedacht. – Was mir auch begegnen möge, jetzt werde ich Erinnerungen haben, die – die –« Er hielt inne, denn sein Herz war zu voll für Worte, und das Schweigen sagte Eugenie mehr, als wenn alle Beredsamkeit Rousseau's auf seiner Zunge geglüht hätte.

»Und wer und was sind Sie?« fragte sie nach einer Pause.

»Ein Verdammter – ein Verwaister – ein Ausgestoßener! Ich habe keinen Namen! Leben Sie wohl!«

»Nein – bleiben Sie noch – die Gefahr ist noch nicht vorüber. Warten Sie, bis mein Diener sich zur Ruhe begeben hat; ich höre ihn noch. Setzen Sie sich nieder – setzen Sie sich. Und wohin wollen Sie gehen?«

»Ich weiß nicht.«

»Haben Sie keine Freunde?«

»Nein.«

»Keine Heimath?«

»Nein.«

»Und die pariser Polizei ist so wachsam!« rief Eugenie, die Hände ringend. »Was ist zu thun? Ich werde Sie vergebens gerettet haben! Sie werden entdeckt werden. Wessen beschuldigt man Sie? Nicht des Raubes – nicht –«

Sie hielt inne, denn sie wagte das schwarze Wort *Mord* nicht auszusprechen.

»Ich weiß nicht,« sagte Morton, mit der Hand über seine Stirne fahrend, »außer, daß ich der Freund des einzigen Mannes war, der je freundlich gegen mich gewesen – und sie tödteten ihn!«

»Ein andermal sollen Sie mir Alles erzählen.«

»Ein andermal!« rief er lebhaft, »werde ich Sie wiedersehen?«

Eugenie erröthete bei diesem Blicke und der Stimme der Freude.

»Ja,« sagte sie; »ja. Aber ich muß mich bedenken. Sein Sie ruhig – sein Sie still. – Oh! – ein glücklicher Gedanke!«

Sie setzte sich nieder, schrieb einige hastige Zeilen, versiegelte sie und gab sie Morton.

»Bringen Sie diesen Brief zur Madame Dufour; er wird Ihnen eine sichere Wohnung verschaffen. Sie ist eine Person, auf die ich mich verlassen kann – eine alte Dienerin meiner Mutter, der ich ein kleines Jahrgeld gebe. Sie hat eine Wohnung – die kürzlich frei geworden – ich versprach ihr einen Miether zu verschaffen – gehen Sie – sagen Sie nichts von dem, was geschehen ist. Ich will die gute Frau besuchen und Alles anordnen. Warten Sie! Horch! – Alles ist still! Ich will voraus gehen und sehen,

daß Sie Niemand beobachtet. Halt!« – und sie öffnete das Fenster und blickte in den Hof hinunter. »Der Portier hat die Thür offen gelassen – das trifft sich glücklich! Eilen Sie, und Gott sei mit Ihnen!«

In wenigen Minuten war Morton auf der Straße. Es war noch früh – die Straßen leer und noch kein Laden offen. Das Haus, wohin er gehen sollte, lag in einiger Entfernung von der Seine. Er ging auf demselben Quai dahin, den er erst vor wenigen Sünden betreten, er überschritt dieselbe glänzende Brücke, wo er verzweiflungsvoll gestanden, mit neu belebtem Muthe – und erreichte die Rue Faubourg St. Honoré. Ein junger Mann in einem Cabriolet, auf dessen Wange sich die Spuren des Nachwachens und der Ausschweifung zeigten, rollte gemächlich vom Spielhause heim, wo er noch glücklicher als gewöhnlich gewesen – seine Taschen waren mit Banknoten und Gold überladen. Er neigte sich vorwärts, als Morton an ihm vorüberging. Philipp, in seine Träumerei versenkt, bemerkte ihn nicht und setzte seinen Weg fort. Der Herr bog in eine Straße zur Linken ein, hielt an und rief seinem Diener zu, der halb schlummernd hinten auf dem Cabriolet saß: »Folge jenem Fußgänger leise – und sieh wo er wohnt. Mache es ausfindig und sage es mir. Ich werde ohne Dich nach Hause fahren.« Hierauf fuhr er weiter.

Ohne sich bewußt zu sein, daß man ihm nachspüre, kam Philipp vor einem kleinen Hause in einer stillen aber respektablen Straße an und klingelte mehre male, bis endlich Madame Dufour selber in ihrer Nachthaube kam

und ihm öffnete. Die alte Frau sah bei der unerwarteten Erscheinung bestürzt aus. Doch der Brief schien sie sogleich zu beruhigen. Sie führte ihn auf ein Zimmer im ersten Stock, welches klein, aber zierlich, ja elegant möblirt war, und neben welchem sich ein Schlafzimmer befand, und sagte ruhig: »Ist es Ihnen passend, mein Herr?«

Dem Herrn erschien das Zimmer wie ein Palast. Morton nickte bejahend.

»Und wollen der Herr eine Weile schlafen?«

»Ja.«

»Das Bett ist wohl ausgelüftet. Die Zimmer sind erst seit drei Tagen frei. Kann ich Ihnen irgend etwas bis Ihr Gepäck kommt?«

»Nein.«

Die Frau verließ ihn. Er legte seine Kleider ab – warf sich auf's Bett – und erwachte erst um Mittag. Als er seine Augen öffnete – als sie in dem ruhigen Zimmer umher wanderten und er das gesunde, reine und bequeme Aussehen desselben bemerkte, währte es lange, ehe er sich überzeugen konnte, daß er wirklich wache. Er vermißte die laute, tiefe Stimme Gawtreys – den Rauch seiner Meerschaumpfeife – die düstere Dachkammer – die beschmutzten Wände – das verstohlene Geflüster des verabscheuten Birnie, und nach und nach erinnerte er sich, was er seit den letzten zwölf Stunden erlebt hatte. Er seufzte und wendete sich unruhig um, als die Thür ein wenig geöffnet wurde. Er richtete sich heftig auf und rief: »Wer ist da?«

»Ich bin's nur, Herr,« antwortete Madame Dufour. »Ich bin schon dreimal da gewesen, um zu sehen, ob Sie noch nicht wach wären. Hier ist ein Brief, Herr, der, glaube ich, an Sie ist, obgleich kein Name darauf steht.« Und sie legte den Brief auf den Stuhl neben seinem Bette. Sollte er von ihr kommen – von seinem Schutzengel? Er ergriff ihn. Das Couvert war unbeschrieben und mit einem Siegelringe versiegelt. Er riß ihn auf und fand vier Banknoten, jede zu tausend Franken, darin.

»Wer schickte dies – die Dame, von der ich Ihnen den Brief brachte?«

»Madame de Merville? Gewiß nicht, Herr,« sagte Madame Dufour, die jetzt mit dem Vorrechte des Alters ohne Bedenken die Wasserflasche und Waschschale füllte und den Toilettentisch ordnete. »Ein junger Mann kam etwa zwei Stunden, nachdem Sie in's Bette gegangen waren; er beschrieb Sie und fragte, wo Sie wohnten, und wie Ihr Name sei. Ich sagte: Sie wären erst eben angekommen und ich wisse Ihren Namen noch nicht. Darauf ging er fort und kam in einer halben Stunde mit diesem Briefe zurück, den ich Ihnen sicher überliefern sollte.«

»Ein junger Mann – ein Herr?«

»Nein, Herr; es schien ein hübscher Bursche von niedrigem Stande.« Denn Madame Dufour erkannte in dem einfachen schwarzen Frack und den hellbraunen Gamaschen des Ueberbringers nicht die einfache Livree des Bedienten eines englischen Herrn. Von wem sollte es kommen, wenn nicht von Madame de Merville? Vielleicht von

einem von Gawtreys ehemaligen Freunden? Arthur Beaufort fiel ihm ein, doch erwies den Gedanken mit Unwillen zurück. Die Menschen glauben nicht leicht, was sie nicht gern glauben wollen! Welche Güte hatten die Beauforts ihm bisher erwiesen? – Hatten Sie nicht seine Mutter mit gebrochenem Herzen umkommen lassen – ihm seinen Bruder gestohlen und in diesem Bruder das einzige Herz gegen ihn aufgebracht, von dem er ein Recht hatte, Dankbarkeit und Liebe zu erwarten! Nein, es mußte von Madame de Merville sein. Er ließ sich von Madame Dufour Feder und Papier bringen – stand auf – schrieb einen Brief an Eugenie – dankbar aber stolz – und schloß die Banknoten bei. Dann rief er Madame Dufour und schickte sie mit dem Briefe ab.

»Ach, Madame,« sagte die ehemalige Bonne, als sie bei Eugenie war. »Der arme Junge! Wie schön sc er ist, und wie schmachvoll von dem Vicomte, ihn solche Kleider tragen zu lassen!«

»Von dem Vicomte?«

»O, meine liebe gnädige Frau, Sie müssen es nicht läugnen. Sie sagten mir in Ihrem Briefe, ich solle ihm keine Fragen vorlegen, doch ich errieth es sogleich. Der Vicomte sagte mir selber, er würde den jungen Herrn in wenigen Tagen herüberkommen lassen. Sie dürfen sich seiner nicht schämen. Sie sollen sehen, wie die Kleider sein Aussehen verändern werden, und ich habe er selber übernommen, einen Schneider zu ihm zu schicken. Der Vicomte muß es mir bezahlen.«

»Noch kein Wort zu dem Vicomte, wir wollen ihn überraschen,« sagte Eugenie lachend.

Madame de Merville hatte sich den ganzen Morgen bemüht, eine Geschichte zu erfinden, um ihr Interesse an dem jungen Manne zu rechtfertigen, und jetzt begünstigte sie das Glück!

»Aber ist das ein Brief an mich?«

»Ich hätte ihn beinahe vergessen,« sagte Madame Dufour, ihr den Brief reichend.

Wenn schon Morton's Lage das Interesse und die romantischen Gefühle Eugeniens von Merville aufgeregt hatte, so wurde sie noch mehr durch den Ton des Briefes angezogen, den sie jetzt las. Denn wenn sich Morton gleich, der mehr gewohnt war Französisch zu sprechen als zu schreiben, mit geringerer Bestimmtheit und Auswahl der Worte ausdrückte, als die Schriftsteller und seinen Herren, die ihre gewöhnlichen Correspondenten waren, so lag doch ein angeborner und rauher Adel – ein mächtiges und tiefes Gefühl in jeder Zeile seines Briefes, was ihre Ueberraschung und Bewunderung noch erhöhte.

»Alles, was ihn umgibt – Alles, was ihm angehört, ist seltsam und geheimnißvoll!« murmelte sie und setzte sich nieder, um zu antworten.

Als Madame Dufour sich mit diesem Briefe entfernte, blieb Eugenie länger als eine Stunde schweigend und gedankenvoll sitzen. Morton's Brief lag vor ihr, und lieblich, in ihrer Unbestimmtheit, waren die Erinnerungen und die Bilder, die sich ihrem Geiste aufdrängten.

Morton beruhigte sich bei der ernsten und feierlichen Versicherung Eugeniens, daß sie nicht die unbekannte Geberin der wieder beigeschlossenen Summe – sei, und nachdem er sich vergehend bemüht hatte, auf neue Vermuthungen zu kommen, fühlte er, daß er unter gegenwärtigen Umständen mehr als thöricht sein werde, sich zu weigern, das anzuwenden, was die Vorsehung selbst, der er sich von Neuem hingeeben, ihm zu seiner Unterstützung geschickt zu haben schien. Auch wurde dadurch jeder Geldbeistand von derjenigen unnöthig, von der er denselben am wenigsten hätte annehmen können. Er willigte daher in Alles, was der redselige Schneider ihm vorschlug. Und es würde schwer gewesen sein den wilden und zerlumpten Flüchtling in der stattlichen und anmuthigen Gestalt mit ihrer jungen Schönheit und der Miene angeborenen Stolzes wieder zu erkennen, die am nächsten Tage an Eugeniens Seite saß. Und an dem Tage erzählte er seine traurige und stürmische Geschichte, und Eugenie weinte. Von dem Tage an kam er täglich, und zwei Wochen vergingen – glücklich, traumartig, be rauschend; und als die letzte Sonne derselben unterging, kniete er zu ihren Füßen und flüsterte ihr, bei der die Huldigung der Witzes, des Genies und des wohlgefälligen Reichthums bisher vergebens gewesen, die stürmischen und köstlichen Geheimnisse der ersten Liebe zu. Er sprach und stand auf, um sich auf immer zu trennen – als der Blick und der Seufzer ihn zurückhielten. Am nächsten Tage, nach einer schlaflosen Nacht, ließ Eugenie de Merville den Vicomte de Vaudemont kommen.

VIERZEHNTE KAPITEL.

Zum Silberbach,  
beständig wach,  
Singt um die Wett',  
Wie zum Spinett,  
Des Haines Chor.  
*Sir Richard Fanshaw.*

Eines Abends, mehrere Wochen nach den eben erzählten Ereignissen, trat ein Fremder, der ein junges Kind an der Hand führte, auf den Kirchhof zu H\*. Die Sonne war noch nicht lange untergegangen und das kurze Zwielflicht des Sommers herrschte am ruhigen Himmel; man konnte noch an den Bäumen über den Gräbern das Zirpen eines freudigen Vogels hören – was kümmerte sich der Bewohner des Himmels um die Todten, die unten schliefen? – Was schätzte er außer dem Grün in der stillen Abgeschlossenheit des Ortes – ihm waren Garten und Grab gleich! Als der Mann und das Kind vorübergingen, wurde das Rothkehlchen durch ihren Schritt aus dem hohen Grase, neben einem der Grabhügel aufgescheucht; und sah sie an mit seinen klaren lebhaften Augen. Der alte Kirchhof war ein Lieblingsaufenthalt für das Rothkehlchen! Jener häusliche Vogel, der Freund des Menschen – wie die Dichter ihn genannt haben – fand ein fröhliches Abendessen unter den Würmern!

Als der Fremde die Mitte des geheiligten Platzes erreichte, stand er still und sah sich gedankenvoll um.

Dann näherte er sich langsam und zögernd einer länglichen Tafel, worauf mit noch frischen und neuen Buchstaben diese Worte eingegraben waren:

*Dem Andenken  
einer Verleumdeten und Gekränkten  
ist dieser Stein geweiht  
von ihrem Sohne.*

Dies mit Hinzufügung der Jahreszahlen, der Geburt und des Todes, war die Tafel, die Philipp Morton über die Gebeine seiner Mutter hatte setzen lassen, und um dasselbe war eine einfache Einzäunung, die das Grab vor den Fußstritten der Kinder schützte, die zuweilen, trotz dem Büttel, über dem Staube des früheren Geschlechtes spielten.

»Dein Sohn!« murmelte der Fremde, während das Kind ruhig an seiner Seite stand und Gefallen an den Bäumen, dem Grase und dem Gesange der Vögel fand und nicht an Kummer oder Tod dachte. – »Dein Sohn! – aber nicht Dein begünstigter Sohn – Dein Liebling – Dein jüngster; an welcher Stelle der Erde blicken Deine Augen auf ihn nieder? Gewiß hat im Himmel Deine Liebe den, welchen Du auf Orden um meisten liebtest, vor den Leiden und Prüfungen bewahrt, die dem weniger begünstigten Ausgestoßenen zu Theil wurden. O Mutter – Mutter! – es war nicht sein Verbrechen – nicht Philipp's – daß er nicht Deinen letzten Willen, hinsichtlich des ihm anvertrauten Vermächtnisses, erfüllte! Glücklicher ist es vielleicht so, wie es ist! Und o! wenn die Erinnerung an Dich so tief in

meines Bruders Herz gegraben ist, wie in das meine, wie oft wird sie ihn warnen und retten! Diese Erinnerung! – Sie ist der Schutzengel meines Lebens gewesen! Die – Dir verdanke ich selbst im Tode noch, daß ich, wenn gleich irrend, doch kein Verbrecher bin – daß, wenn ich gleich mit dem Aussätzigen gelebt habe, ich dennoch ohne Ansteckung bin!« Hier schwiegen seine Lippen – nicht sein Herz!

Nachdem er einige Minuten so zugebracht hatte, wendete er sich zu dem Kinde und sagte sanft und mit bebender Stimme: »Fanny. Du hast beten gelernt – Du wirst in der Nähe dieser Stelle wohnen – willst Du zuweilen hieher kommen und beten, daß Du gut und unschuldig aufwachsen mögest und ein Segen werdest für die, welche Dich lieben?«

»Wird Papa niemals kommen und mich beten hören?«

Diese traurige und unbewußte Frage ging Morton zu Herzen. Das Kind hatte keinen Begriff vom Tode. Er hatte es ihr zu erklären gesucht, aber sie war gewohnt, ihren Beschützer als todt zu betrachten, wenn er von ihr abwesend war, und sie bestand noch darauf, daß er wieder in's Leben kommen müsse; und dieser Mann der stürmischen Handlung und des Verbrechens, der ohne Reue und Absolution von der Sünde zum ewigen Gericht übergegangen war; es war eine schreckliche Frage, ob er kommen werde, um sie beten zu hören?

»Ja!« sagte er nach einer Pause, »Ja, Fanny, es gibt einen Vater, der Dich wird beten hören; und bete zu ihm,

daß er denen gnädig sein wolle, die gegen Dich gütig gewesen sind. Fanny, wir beide werden uns vielleicht nie wiedersehen!«

»Willst Du auch sterben, Böser? jeder stirbt der armen Fanny.« Und indem sie sich liebkosend an ihn hing, hielt sie ihre Lippen empor, um ihn zu küssen, er drückte sie in seine Arme, und als eine Thräne auf ihre rosige Wange fiel, sagte sie: »Weine nicht, Bruder, denn ich liebe Dich.«

»Wirklich, liebe Fanny? Dann bitte ich Dich, wenn Dir Jemand einige Blumen geben will, so komme an diesen Ort und streue sie auf diesen Stein. Und nun wollen wir zu Einem gehen, den Du auch lieben mußt, und zu dem Er Dich sendet, wie ich Dir sagte, – komm!«

Als er so sprach und Fanny wieder auf den Boden setzte, stutzte er, gerade auf derselben Stelle, wo er früher die gleiche Erscheinung gesehen – auf derselben Stelle, wo der Vater den Sohn verflucht hatte, die bewegungslose Gestalt einer Greises zu erblicken. Morton erkannte mehr aus Instinkt, als vermöge einer Anstrengung des Gedächtnisses, den Mann, an den er gesendet war.

Er ging langsam auf ihn zu, aber Fanny entfernte sich plötzlich von seiner Seite, von einem Nachtfalter angelockt, der über die Gräber dahinflatterte.

»Ich glaube, Ihr Name ist Simon Gawtreys sagte Morton. »Ich bin nach England gekommen, um Sie aufzusuchen.«

»Mich?« sagte der Greis halb aufstehend und seine Augen, die jetzt völlig blind waren, im Kreise drehend –

mich? – weißhalb? – wer sind Sie? – ich kenne Ihre Stimme nicht!«

»Ich komme von Ihrem Sohne!«

»Von meinem Sohne!« rief der alte Mann mit großer Heftigkeit – »dem Verworfenen, dem Ehrlosen – dem Verfluchten –«

»Still! Schmähen Sie die Todten nicht!«

»Todt!« murmelte der unglückliche Vater, zu seinem Sitze zurücktaumelnd, den er eben verlassen hatte. »Todt!« Und seine Stimme war so qualvoll, daß der Hund zu seinen Füßen, den Morton bisher nicht bemerkt hatte, mit unheimlichem Geheul einstimmte, so daß Philipp sich des schrecklichen Tages erinnerte, wo er den Sohn den Vater zum letztenmal auf dieser Erde hatte verlassen sehen.

Diese Töne führten Fanny zu der Stelle, und mit dem Lachen des Entzückens, welches einen seltsamen Gegensatz bildete, warf sie sich zu dem Hunde auf das Gras und suchte mit ihm zu spielen. So waren an jenem Orte des Todes die vier Glieder der großen Kette vereint: das fröhliche blühende Leben – das verlassene und kindische Alter – die Kindheit, die sich noch kaum einer Seele bewußt war – und das stumme vernunftlose Thier, welches keinen Vollmachtsbrief auf ein Jenseits hat!

»Todt! – todt!« wiederholte der Greis, seine blinden Augen mit den Knochenhänden bedeckend. »Armer Wilhelm.«

»Er gedachte Ihrer bis zuletzt. Er bat mich, Sie aufzusuchen, er bat mich, den schuldigen Sohn durch ein

reines und unschuldiges Wesen zu ersetzen, wie er gewesen sein würde, wenn er in seiner Wiege gestorben wäre – ein Kind, um Sie in Ihrem Alter zu trösten! Knie nieder, Fanny, ich habe Dir einen Vater gefunden, der freundlich für Dich sorgen wird – nicht wahr, Herr, das werden Sie thun? – wie der, den Du nicht wiedersehen kannst!«

Es lag etwas so Feierliches in Morton's Stimme, was den Greis und das Kind mit Ehrfurcht und Rührung erfüllte, und Fanny schlich sich zu dem ihr angewiesenen Beschützer hin, legte ihre kleinen Hände vertraulich auf seine Kniee und sagte: »Fanny will Dich lieben, wie Papa es wünschte. Küsse Fanny.«

»Ist es sein Kind?« sagte der blinde Mann schluchzend. »Komm an mein Herz; hier – hier! O Gott, verzeihe mir!«

Morton hielt es nicht für recht, ihn in dem Augenblick mit der wahren Verbindung des armen Kindes mit dem Verstorbenen bekannt zu machen, und wartete schweigend, bis Simon nach einem leidenschaftlichen Ausdruck des Kummers und der Zärtlichkeit aufstand, das Kind noch an seine Brust gedrückt hielt und sagte: »Verzeihen Sie mir, Herr! ich bin ein sehr schwacher alter Mann – ich habe Ihnen für Vieles zu danken – Sie müssen mir aber noch Vieles mittheilen. Mein armer Sohn! er starb doch nicht im Mangel?«

Die Einzelheiten von Gawtrey's Schicksal, nebst seinem wirklichen und den verschiedenen angenommenen Namen, waren in französischen Journalen erschienen und zum Theil auch in die englischen übergegangen.

Morton hatte erwartet, daß ihm die schmerzliche Erzählung seines schrecklichen Todes möchte erspart sein, doch die gänzliche Abgeschlossenheit des Mannes, seine Schwäche und seine seltsamen Gewohnheiten hatten ihn von der Nachricht ausgeschlossen, die Philipp ihm jetzt mitzuthemen hatte. Morton zögerte ein wenig, ehe er antwortete: »Es ist jetzt zu spät, Sie sind nicht vorbereitet, dieses arme Kind in Ihr Haus aufzunehmen, noch auch die Mittheilungen anzuhören, die ich Ihnen zu machen habe. Ich kam erst heute in England an. Ich werde in der Nähe logiren, denn diese Gegend ist mir theuer. Wenn ich mich also überzeugt halten kann, daß Sie diesen Schatz, dieses letzte und geheiligte Vermächtniß Ihres unglücklichen Sohnes bei sich aufnehmen wollen, so will ich sie morgen zu Ihnen bringen, und dann können wir ruhiger als jetzt über die Vergangenheit reden.«

»Sie beantworten meine Fragen nicht,« sagte Simon leidenschaftlich: »beantworten Sie mir die und ich will das Uebrige erwarten. Man nennt mich einen Geizhals? Schickte ich meinen einzigen Sohn in die Welt, um zu verhungern? Beantworten Sie mir das?«

»Trösten Sie sich. Er starb nicht in Mangel und hat sogar ein kleines Vermögen für Fanny zurückgelassen, welches ich Ihren Händen übergeben soll.«

»Und er wollte den alten Geizhals bestechen, menschlich zu sein! – Gut – gut – gut! Ich will heimgehen.«

»Stützen Sie sich auf mich!«

Der Hund sprang freudig an seinem Herrn empor, als der letztere aufstand und Fanny schlüpfte aus Simons Armen, um auf ihre eigene Weise mit dem Thiere zu reden und es zu liebkosen. Als sie langsam über den Kirchhof gingen, murmelte Simon unzusammenhängende Worte und Morton wollte ihn nicht stören, da er ihn nicht trösten konnte.

Endlich sagte er plötzlich: »Bereute mein Sohn seine Vergehungen?«

»Ich hoffe,« antwortete Morton ausweichend, »daß er sich würde gebessert haben, wenn sein Leben wäre verschont worden.«

»Still, Herr! – Ich bin siebenzig Jahr vorbei – wir bereuen – wir bessern uns nie!« Und Simon versank wieder in seine düstere und unzusammenhängende Träumerei.

Endlich kamen sie vor dem Hause des blinden Mannes an. Die Thür wurde ihnen von einem alten Weibe von unangenehmen und unheimlichen Aussehen geöffnet, die als Dienerin zu sehr geputzt war, obgleich es ihre angebliche Eigenschaft sein sollte; aber da der Geizhals blind war, so bemerkte er ihre übertriebene Putzsucht nicht. Als sie mit dem Licht in der Hand in der Thür stand, betrachtete sie neugierig und mit nicht sehr freundlichen Blicken die Begleiter ihres Herrn.

»Mrs. Boxer, mein Sohn ist todt!« sagte Simon mit hohler Stimme.

»Und das ist doch wohl eine gute Nachricht, Herr!«

»Pfui, Weib!« sagte Morton unwillig.

»Ei, Herr! wen haben Sie da mitgebracht?«

»Einem den Sie mit Respekt behandeln werden,« sagte Simon streng. »Er bringt mir einen Segen, um mir meinen Verlust zu erleichtern. Ein hartes Wort gegen dieses Kind und Sie verlassen mein Haus!«

Das Weib stand wie vom Blitz getroffen da, faßte sich aber und sagte winselnd: »Ich! ein hartes Wort gegen Jemand, der meinem theuren, gütigen Herrn am Herzen liegt! O Herr! welch ein liebes, süßes Geschöpf ist es! Komm her, meine Liebe!«

Aber Fanny bebte zurück und wollte Philipp's Hand nicht loslassen.

»Morgen also,« sagte Morton, und als er sich umwendete, schien dem alten Manne plötzlich ein Gedanke einzufallen: Warten Sie, Herr – warten Sie! Ich – ich – sagte mein Sohn, ich sei reich? Ich bin sehr, sehr arm – nichts im Hause, sonst wäre ich schon lange beraubt worden.«

»Ihr Sohn sagte mir, ich solle Geld bringen und nicht fordern!«

»Fordern! nein, aber,« setzte der alte Mann mit einem listigen Ausdruck des Gesichts hinzu – »aber er war unter eine schlimme Gesellschaft gekommen. Fordern! – nein! – Ziehen Sie die Kette vor die Thür, Mrs. Boxer.«

Mit Zweifel und Furcht übergab Morton am nächsten Tage Simon's Sorgfalt das Kind, welches sich bereits im innersten Winkel seines Herzens eingenistet hatte. Nichts als die abergläubische Achtung, die alle Menschen den Wünschen der Verstorbenen schuldig sind, hatte ihn bewegen können, diesen Zufluchtsort zu wählen; denn das

Schicksal, welches jetzt seine eigenen Aussichten erhellte, ließ ihm eine Wahl – und er hätte sie der Frau von Merville übergeben können. Aber Gawtreys hatte ihm die Sache so lebhaft an's Herz gelegt, daß er fühlte, er habe kein Recht, sich zu bedenken. Und war es nicht eine Akt von Buße für die Fehler, die der Sohn gegen den Vater mochte begangen haben, wenn er dem alten Manne ein so liebes Pfand überlieferte?

Fanny's seltsamer und eigenthümlicher Geist und Charakter machten ihn aber noch ängstlicher, als er sonst wurde gewesen sein. Gewiß verdiente sie nicht den harten Namen einer Blödsinnigen, aber sie war von allen Kindern verschieden, sie fühlte lebhafter als die meisten ihres Alters; aber man konnte sie nicht dahin bringen, ihren Verstand anzuwenden. Es war etwas Schiefes oder Mangelhaftes in ihrem Verstande, was zu den schwermüthigsten Befürchtungen veranlaßte; doch oft, wenn irgend ein ungeordneter, unzusammenhängender, unerklärlicher Gedankengang den Zuhörer am meisten traurig machte, so folgten in ihrer Seltsamkeit so ausgesuchte Phantasiebilder oder Gefühle, so innig, wie ihre Zärtlichkeit, daß sie plötzlich so weit über dem gewöhnlichen Maßstabe der kindlichen Begriffe zu stehen schien, als sie vorher unter denselben gestanden. Sie glich einem Geschöpf, dem die Natur in einer grausamen aber heiteren Laune, alles gegeben hat, was der Poesie angehört, aber alles verweigert, was dem nothwendigen gemeinen Menschenverstande angehört, oder gleich einem Feenkinde, aber nicht nach dem gemeinen Aberglauben boshaft und

mißgestaltet, sondern liebenswürdiger als die Kinder der Menschen, und von den undeutlichen und ringenden Ideenverbindungen eines sanfteren und schöneren Wesens verfolgt, doch gänzlich unfähig, die trocknen und harten Elemente zu lernen, welche die Kenntniß des wirklichen Lebens bilden.

Morton suchte Simon, so gut er konnte, die Eigenthümlichkeiten von Fanny's Geiste zu erklären. Er legte ihm die Nothwendigkeit an's Herz, für ihren sorgfältigen Unterricht zu sorgen, und Simon versprach sie in die beste Schule in der Nähe zu schicken; doch als der alte Mann sprach, verweilte er so sehr bei der Voraussetzung, daß Fanny Wilhelms Tochter sei, und mit seiner Zärtlichkeit waren Selbstsucht und Geiz so innig verschlungen, daß Morton es für gefährlich hielt, ihm seinen Irrthum zu rauben. Es ist daher leicht zu entschuldigen, daß er über den Gegenstand schwieg.

Gawtrey hatte bei der Superiorin des Klosters eine Summe von beinahe 300 Pfand niedergelegt, die er, wie er feierlich versicherte, auf ehrliche Weise erlangt hatte und die er bei allen Wechselfällen des Schicksals niemals anrührte, und ihr zugleich den Befehl ertheilt, das Kind dem auszuliefern, der es unter seinem wahren Namen fordern werde. Diese Summe, nach Abzug der dem Kloster schuldigen kleinen Rückstände, hatte Morton Simon's Händen übergeben. Der Greis ergriff das Geld, welches meistens in französischem Golde bestand, mit krampfhafter Hand und sagte dann, als schäme er sich dieser Aeüßerung der Geldgier: »Aber Sie, Herr – wird

irgend eine Summe – das heißt, irgend eine vernünftige Summe – Ihnen von Nutzen sein?«

»Nein! und wenn es auch wäre, so gehöre das Geld weder Ihnen noch mir, sondern dem Kinde. Sparen Sie es für sie auf und fügen Sie hinzu, was Sie können.«

Während dieser Unterredung hatte man Fanny der Sorge der Mrs. Boxer übergeben, und Philipp stand jetzt auf, um sie noch einmal zu sehen, ehe er ging und ihr Lebewohl zu sagen.

»Vielleicht werde ich Sie wieder besuchen, Herr Gawtrej, und ich hoffe zu finden, daß Sie und Fanny ein wechselseitiger Segen für einander sind. O, bedenken Sie, wie sehr Ihr Sohn sie liebte!«

»Er hatte ein gutes Herz ungeachtet aller seiner Sünden. Der arme Wilhelm!« sagte Simon.

Philipp Morton hörte die Worte und seine Lippe verzog sich in trauriger und gerechter Verachtung.

Wenn sich der Vater, als Wilhelm Gawtrej im Alter von neunzehn Jahren sein Haus verlassen, erinnert hätte, daß das Herz seines Sohnes gut sei, so wäre der Sohn noch am Leben und ein ehrlicher und glücklicher Mann gewesen. Lacht ihr nicht, ihr horchenden Teufel, wenn der Mensch die Todten rühmt, deren Tugenden er nicht entdeckte, als sie noch am Leben waren? Man bedarf viel Marmor, um ein Grabmal zu bauen – wie wenig Holz und Kalk wäre erforderlich gewesen, um die Dachkammer des Lebenden auszubessern.

Als Morton in ein kleines Nebenzimmer trat, fand er Fanny neben einem trüben und mit Ruß überzogenen

Fenster, welches die Aussicht auf die öden Mauern eines kleinen Hofes gewährte. Mrs. Boxer saß an einem Tische, war beschäftigt, eine Haube aufzuputzen und richtete mit einer Fistelstimme Fragen an Fanny, welche Leute anzuwenden pflegen, die nicht an Kinder gewöhnt sind.

»So hast Du also noch nicht Lesen oder Schreiben gelernt, meine Liebe? Man hat Dich sehr vernachlässigt, armes Kind!«

»Wir müssen unser Möglichstes thun, um den Fehler wieder gut zu machen,« sagte Morton, als er eintrat.

»Ei, Herr, sind Sie es?« Und die Haushälterin stand rasch auf und machte ihm eine tiefe Verbeugung; denn Morton, der jetzt die Kleidung eines feinen Herrn trug, hatte ein Ansehen, welches auf gemeine Leute Eindruck machen mußte.

»Ach, Bruder!« rief Fanny, denn so hatte er sie gewöhnt, ihn zu nennen, und eilte an seine Seite. »Komm, laß uns gehen – es ist garstig hier – es macht mich kalt.«

»Mein Kind, ich sagte Dir schon, Du mußt dableiben; doch ich hoffe Dich einst wiederzusehen. Wollen Sie nicht freundlich gegen dieses arme Geschöpf sein, Madame? Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie gestern Abend beleidigte, und nehmen Sie dies an, um zu zeigen, daß wir Freunde sind?« – Während er sprach, steckte er der Frau seine Börse in die Hand. – »Ich werde Ihnen dankbar sein für Alles, was Sie an Fanny thun.«

»Fanny will von sonst Niemand etwas; Fanny will ihren Bruder.«

»Süßes Kind! Ich fürchte, sie wird sich nicht an mich gewöhnen. Wollen Sie mich lieben, Miß Fanny?«

»Nein! geh nur!«

»Pfui, Fanny – Du erinnerst Dich, daß Du Dich anfangs auch nicht an mich gewöhnen konntest. Aber sie ist so zärtlich, Madame; sie vergißt nie eine Freundlichkeit.«

»Ich will Alles für sie thun, was ich kann, Herr. Und so ist sie also wirklich die Enkelin meines Herrn?« Das Weib richtete, während sie sprach, so forschend ihren Blick auf Morton, daß er sich verlegen fühlte. Er antwortete nicht, sondern suchte Fanny durch Liebkosungen zu beruhigen, die jetzt zu der ihr bevorstehenden Trübsal zu erwachen schien; denn obgleich sie nicht weinte – sie weinte sehr selten – so erbebte doch ihre schlanke Gestalt – ihre Augen schlossen sich – ihre Wangen, selbst ihre Lippen, waren weiß – und ihre zarten Hände schlangen sich fest um den Hals dessen, der sie Fremden überlassen wollte.

Morton war sehr bewegt. »Noch einen Kuß, Fanny! Und vergiß mich nicht, bis wir uns wiedersehen.«

Das Kind drückte ihre Lippen auf seine Wange, aber die Lippen waren kalt. Er setzte sie sanft nieder; sie stand stumm und unbeweglich da.

»Erinnere Dich, daß Er es wünschte, daß ich Dich hier lassen solle,« flüsterte Morton ihr zu, indem er einen Grund anwendete, der niemals seine Wirkung verfehlte. »Wir müssen ihm gehorchen: und nun – Gott segne Dich, Fanny!«

Er stand auf und ging zur Thür; das Kind öffnete die Augen und sah ihn mit angestrenghem, schmerzlichem

und flehendem Blicke an; ihre Lippen bewegten sich, aber sie sprach nicht. Morton konnte diesen schweigenden Kummer nicht ertragen. Er bemühte sich, ihr tröstend zuzulächeln; doch das Lächeln wollte nicht kommen. Er machte die Thür zu und eilte aus dem Hause.

Von dem Tage an war Fanny in einer traurigen und leidenden Betäubung, welche der einer Somnambüle glich, welche der Magnetiseur zu erwecken vergessen. Bisher war mit ihrem excentrischen Wesen und den Mängeln ihres Geistes eine wilde und lustige Heiterkeit vereint gewesen. Diese war verschwunden. Sie sprach wenig – sie spielte nie – Spielsachen hatten keinen Reiz für sie – selbst der arme Hund gewann ihre Beachtung nicht. Wenn man ihr sagte, sie solle etwas thun, so sah sie die andere Person mit leerem Blicke an und regte sich nicht. Sie zeigte indeß eine gewisse stumme Achtung für den blinden alten Mann; sie kroch zu seinen Knien, saß dort stundenlang und antwortete selten, wenn er sie anredete, war aber unruhig und ängstlich, wenn er sie verließ. »Willst Du auch sterben?« fragte sie einst; der Greis verstand sie nicht und sie erklärte sich nicht weiter.

Eines Morgens, als Morton einige Tage fort gewesen war, vermißte man sie; sie war nicht im Hause, noch auch auf dem kleinen Hofe, wohin man sie zuweilen vergebens schickte, um zu spielen. In großer Unruhe beschuldigte der Greis Mrs. Boxer, sie durch ihr rohes Benehmen fortgescheucht zu haben, und drohte und stürmte so laut, daß das Weib endlich wider ihren Willen ausging, um sie zu suchen. Endlich fand sie das Kind auf dem Kirchhofe

gedankenvoll neben einem Grabe stehend. »Was thust Du hier, kleiner Unhold?« sagte Mrs. Boxer, rauh ihren Arm ergreifend.

»Auf diesem Wege werden sie einst Beide zurückkommen! So träumte es mir!«

»Wenn ich Dich je wieder hier treffe!« sagte die Hauthälterin, wischte mit der einen Hand die Stirn ab und schlug mit der andern das Kind. Fanny war nie vorher geschlagen worden. Sie wich vor Schrecken und Erstaunen zurück und zum erstenmal nach ihrer Ankunft brach sie in Thränen aus.

»Komm – komm und schreie nicht! Wenn Du es dem Herrn sagst, so schlage ich Dich, daß Du schwarz wirst!«

Mit diesen Worten nahm sie Fanny auf ihre Arme, ging scheltend und drohend umher, bis sie sie durch Schreck vom Weinen abgebracht hatte, kehrte triumphierend nach Hause zurück, stürzte in das Wohnzimmer und rief: »Hier ist das liebe Kind, Herr!«

Als der alte Simon erfuhr, wo das Kind gewesen, war es ihm lieb; denn es war seine beständige Gewohnheit, bei einem schönen Abend sich auf den Kirchhof zu schleichen – wobei ihm sein Hund als Führer diene – und sich an seinem Lieblingsplatze der untergehenden Sonne gegenüber niederzusetzen. Es geschah nicht so sehr wegen der Heiligkeit des Orts oder wegen der Betrachtungen, die derselbe einflößen mochte, als weil es der nächste, sicherste und der einsamste Ort in der Nähe seines Hauses war, wo der blinde Mann Lust schöpfen und sich in dem Lichte des Himmels sonnen konnte. Da er

bisher gedacht, es würde traurig für das Kind sein, so hatte er es nie mitgenommen und gewöhnlich hatte man die Zeit seiner einsamen Wanderung zu Bette gebracht. Jetzt wurde es ihr erlaubt, ihn zu begleiten und der alte Mann und das Kind saßen dort neben einander, wie Alter und Kindheit in den Gräbern neben einander ruhten. Das erste Symptom kindlicher Theilnahme und Neugierde, welches Fanny zeigte, wurde durch die Betrübniß ihres Beschützers erweckt. Eines Abends, als sie so dasaßen, mußte er ihr erklären, worin das Unglück der Blindheit bestehe. Sie schien ihn zu verstehen.

»Fanny weiß,« sagte sie mit rührendem Ausdrucke, denn auch sie ist hier blind.« Und sie drückte ihre Hände an die Schläfen.

Ungeachtet ihres Schweigens und seltsamen Benehmens, und obgleich er die außerordentliche Liebenswürdigkeit nicht sehen konnte, welche die Natur in reuevollem Mitleid an ihre äußere Gestalt verschwendet hatte, lernte Simon sie bald mehr lieben als er sie je zuvor geliebt hatte; denn die, welche am kältesten gegen die eigenen Kinder sind, pflegen oft am zärtlichsten gegen die Enkel zu sein. Für sie schlummerte selbst sein Geiz. Leckerbissen, die man nie zuvor an seiner frugalen Tafel gekannt, wurden bestellt um ihren Appetit zu reizen – Spielsachen eingekauft um sie in müßigen Stunden zu unterhalten. Es währte indeß lange, bis er es über sich gewinnen konnte, sein Versprechen zu erfüllen und sich ihrer Gegenwart zu berauben. Endlich aber durch Mrs. Boxer's Klagen über ihre Unwissenheit gelangtweilt und

selber beunruhigt durch einige Proben der Hülfllosigkeit, welche machten, daß er mit Schrecken daran dachte, was künftig aus ihr werden würde, wenn sie in der Welt allein dastehe, schickte er sie in eine Schule in der Vorstadt. Hier rechtfertigte Fanny eine lange Zeit die härtesten Ausdrücke über ihre Verstandesschwäche. Sie konnte ihre Augen nicht zwei Minuten lang an die Seite fesseln, wo sie die Geheimnisse des Lesens lernen sollte. Monate vergingen, ehe sie das ABC inne hatte, einen Monat später hatte sie es wieder vergessen, und die Arbeit mußte von Neuem beginnen. Das Einzige, worin sie Fähigkeit zeigte, war die Anwendung der Nadel. Die Schwestern der Klosters hatten sie bereits in dieser Kunst unterrichtet, und als sie fand, daß es in der Schule bewundert wurde, – daß man sie lobte und nicht tadelte, da wurde ihre Eitelkeit angeregt und sie lernte bald Alles, was sie dort Neues in dieser Kunst lernen konnte, sodaß Mrs. Boxer bald ihren Vortheil daraus zog und wöchentlich die Arbeiten des armen Kindes verkaufte. Noch eine Fähigkeit besaß sie, die Personen von mangelhaftem Verstande eigen ist – nämlich ein sehr genaues und getreues Ortsgedächtniß. Anfangs hatte sie Mrs. Boxer Morgens, Mittags und Abends in die Schule bringen und wieder abholen müssen, aber dies war für die Haushalterin eine so mühevoll Aufgabe und Fanny schmeichelte dem alten Manne so lange, bis er ihr erlaubte, allein zu gehen und zurückzukehren, was beiden sehr willkommen war. Fanny erfreute sich dieser Freiheit und fehlte nie, weder beim Hingehen noch beim

Heimkehren, über den Kirchhof zu gehen und gedanken-  
voll das Grab anzusehen, aus dem Morton einst, wie sie  
glaubte, wieder hervorkommen werde. Mit dieser Erin-  
nerung verband sie auch die an ihren früheren und we-  
niger unschuldigen Beschützer; doch es waren getrennte  
Gefühle und sie unterschied sie auf ihre eigene Weise:  
Papa habe sie aufgegeben. Sie wisse, er würde sie nicht  
fortgeschickt haben, weit – weit über das große Wasser,  
wenn er beabsichtigt hätte, Fanny wiederzusehen; aber  
ihr Bruder sei gezwungen worden, sie zu verlassen – er  
werde eines Tages wieder in's Leben kommen und dann  
würden sie mit einander leben!

Eines Tages, gegen Ende des Herbstes, als ihre Schul-  
lehrerin, die im Ganzen eine gute Frau war, aber noch  
nicht hatte entdecken können, wie das Instrument zu  
stimmen sei, über welches sie nachlässig und mit unge-  
schickter Hand dahinfuhr – eines Tages, sage ich, hat-  
te sich die Schullehrerin zu einer Kindtaufe angezogen,  
wozu man sie in der Vorstadt eingeladen und nach dem  
Morgenunterricht sagte sie ihren Schülerinnen, daß sie  
einen halben Feiertag haben sollten. Als Fanny mit ih-  
rem hoffnungslosen Buchstabirbuche zuletzt kam, blieb  
sie plötzlich stehen und ihre Augen ruhten mit Begierde  
auf einem großen Bouquet ausländischer Blumen, womit  
die gute Dame – sie war sehr hager – die Oeffnung ihres

Halstuches geschmückt hatte, dessen gelbe Gaze bescheiden jene zarte Abtheilung der weiblichen Schönheit verschleierte, welche die Dichter mit Schneehügeln verglichen haben! Es war Herbst, und Feld- und Gartenblumen wurden selten.

»Wollen Sie mir eine von diesen Blumen geben?« fragte Fanny, die ihr Buch sinken ließ.

»Eine von diesen Blumen, Kind! Wozu?«

Fanny antwortete nicht; aber eins von den ältern und verständigern Mädchen sagte: »O! sie kommt aus Frankreich, Madame, und Sie wissen, die Katholiken werfen Blumen, Bänder und dergleichen auf die Gräber; Sie wissen, Madame, wir lasen gestern von Pere la Chaise.«

»Nun, und was denn?«

»Miß Fanny thut allerhand Arbeiten für uns, wenn wir ihr Blumen geben.«

»Bruder hat mir gesagt, wo ich sie hinlegen soll – aber dies sind gar hübsche Blumen, ich sah nie dergleichen, sie könnten ihn vielleicht zurückbringen! Ich will auch so artig sein, wenn Sie mir eine geben wollen – nur eine!«

»Willst Du auch Deine Lection lernen, wenn ich es thue, Fanny?«

»O ja! Warten Sie einen Augenblick!«

Und Fanny schlich sich wieder an den Tisch, legte das verhaßte Buch entschlossen vor sich hin und drückte, beide Hände fest an ihre Schläfen. Die Saite war berührt – und im Triumph las Fanny eine halbe Spalte feindlicher Doppelsilben herunter!

Von dem Tage an wußte die Schullehrerin, wie sie sie anspornen konnte. Fanny lernte Lesen: ihr Weg zum Wissen wurde im eigentlichsten Sinne mit Blumen bestreut! Katharina, Deine Kinder waren weit entfernt, aber Dein Grab war geschmückt!

Die kurzen und einfachen Reime, die in den Schulen zu Hülfe des Gedächtnisses angewendet werden, machten einen Theil ihrer Studien aus; und sobald der Klang des Verses ihre Phantasie berührt hatte, schienen von Neuem alle ihre Sinne verwirrt und aufgeregert zu werden. Er glich der Musik des sanften Windes, die alle jungen Blätter einer wilden Pflanze erbeben und tanzen macht. Schon im Kloster hatte sie gern die kindlichen Reime wiederholt, womit man sie einzuschläfern oder zu unterhalten gesucht, aber jetzt war ihr Geschmack stärker entwickelt. Sie brachte aber die verschiedenen Stellen der Lieder, die zu ihrem Ohr kamen, in bunter Mischung durcheinander, verwebte sie zu einer Form, die sie verstand, die aber Andern undeutlich war; und oft, wenn sie durch die grünen Baumgänge oder über die lebhaften Straßen ging, wendeten sich die Vorübergehenden mit leidig und erschrocken um, wenn sie ihre halbgesungenen halb gemurmelten Verse hörten, die auf eine verwirrte und ungeordnete Phantasie zu deuten schienen. Und da Mrs. Boxer bei ihren Besuchen in den verschiedenen Läden der Vorstadt nicht verfehlte, ihr hartes Schicksal zu beklagen, daß sie die Aufsicht über ein offenbar blödsinniges Geschöpf führen müsse, so war es kein Wunder, wenn die Art und Gewohnheit des Kindes, vereint mit

jener seltsamen Vorliebe für den Kirchhof, die bei Personen von schwachem und ungeordnetem Verstande nicht ungewöhnlich ist, die Aussage zu bestätigen schienen.

Wenn sie heiter und leicht durch die Straßen trippelte, gingen ihr die Kinder aus dem Wege und flüsterten einander mit abergläubischer Furcht, mit Verachtung gemischt, zu: »Es ist das blödsinnige Mädchen!« Blödsinnig! – Wie viel mehr von dem Lichte des Himmels war in jener Wolke, als in dem Kerzenlicht, welches in schmutzigen Zimmern flackerte, den trüben Strahlan trübe Gegenstände warf und sich für einen Stern hielt!

Monate – Jahre vergingen – Fanny war dreizehn Jahre alt, als eine neue Epoche ihres Daseins einbrach. Mrs. Boxer hatte nie ihren Widerwillen gegen Fanny überwunden. Ihre Behandlung gegen das arme Mädchen war stets hart und zuweilen grausam. Aber Fanny beklagte sich nicht, und da Mrs. Boxer's Benehmen gegen sie in Simon's Gegenwart stets kriechend und liebkosend war, so ahnte der alte Mann die harte Behandlung nicht, die seiner angeblichen Enkelin widerfuhr. In früheren Jahren hatte man in der Vorstadt das Verhältniß des Herrn und der Haushälterin verdächtigen wollen, und ihre geputzte Kleidung, sowie auch das Gerücht, daß sie ihre Jugend nicht der Vesta geweiht, bestätigten den Verdacht. Der einzige Grund, warum wir uns nicht überzeugt hatten, daß das Gerücht falsch gewesen, ist dieser: Simon Gawtreys war so hart gegen die früheren Thorheiten seines Sohnes gewesen! Auf jeden Fall hatte das Weib vor Fanny's Ankunft einen großen Einfluß auf den Geizhals

ausgeübt, und sie hatte viel gethan, seine Selbstsucht gegen den unglücklichen Wilhelm aufzuregen. Ebenso gewiß hatte sie darauf gerechnet, die Ersparnisse des Geizhalses zu erben, wenn es der Vorsehung gefallen werde, seinen Tagen ein Ende zu machen. Sie wußte, daß Simon vor vielen Jahren ein Testament zu ihren Gunsten gemacht habe; sie wußte, daß er dieses Testament nicht verändert habe, und glaubte daher, daß er, ungeachtet aller seiner Liebe zu Fanny, sein Gold so viel mehr liebe, um sich an den Gedanken gewöhnen zu können, es einer Person zu vermachen, die zu hülflos sei, um den Schatz zu bewahren. Dies hatte die Haushälterin einigermaßen mit dem Kinde ausgesöhnt, welches sie dennoch haßte, wie ein Hund den andern haßt, nicht, weil er ihm seinen Knochen nimmt, sondern nur, weil er denselben ansieht. Plötzlich aber wurde Simon krank, sein Alter machte es wahrscheinlich, daß er sterben werde. Er mußte das Bett hüten – sein Athem wurde schwächer und schwächer – er schien todt zu sein. Unbewußt saß Fanny wie gewöhnlich neben seinem Bette und hielt ihren Athem an, um ihn nicht zu wecken. Mrs. Boxer eilte zu dem Bureau – schloß es auf – konnte das Testament nicht finden; aber sie fand drei Beutel mit alten Guineen, deren Anblick sie entzückte. Sie schüttete sie auf dem grünen Tuche des Bureau aus und begann zu zählen; doch in dem Augenblick erwachte der alte Mann, als herrsche ein geheimer Magnetismus zwischen ihm und den Guineen. Seine Blindheit ersparte ihm den Schmerz des Anblicks, der tödtlich für ihn hätte sein können; doch er hörte das Klimpern des Metalls. Der

Ton gab ihm seine Kraft wieder. Doch die Schwachen sind stets listig – er sprach keinen Verdacht aus. »Mrs. Boxer,« sagte er matt, »ich denke, ich könnte wohl etwas Suppe essen.« Mrs. Boxer stand in großem Schreck auf, schloß leise das Büro wieder zu und eilte die Treppe hinauf, um die Suppe zu holen. Simon benutzte die Gelegenheit, Fanny zu befragen, und sobald er erfahren hatte, was sie gethan, befahl er dem Mädchen, zuerst das Büro abzuschließen und ihm den Schlüssel zu bringen, und dann zu einem Advokaten zu eilen, dessen Adresse er ihr angab, um ihn augenblicklich herbeizubringen.

Mit boshafem Lächeln nahm der alte Mann die Suppe von der Haushälterin. »Arme Boxer, Sie sind ein uneigennütziges Geschöpf,« sagte er matt; »ich denke, es wird Sie sehr betrüben, wenn ich sterbe.«

Mrs. Boxer schluchzte, und ehe sie sich wieder erholt hatte, trat der Advokat ein. An demselben Tage wurde ein neues Testament gemacht, und der Advokat benachrichtigte Mrs. Boxer, daß man vom nächsten Morgen an ihrer Dienste nicht mehr bedürfe, da er eine Wärterin in's Haus bringen wolle. Mrs. Boxer hörte es und faßte ihren Entschluß. Sobald Simon wieder einschlief, schlich sie sich in's Zimmer – führte Fanny hinaus, schloß sie in ihrem eigenen Zimmer ein – kehrte zurück – suchte den Schlüssel zum Büro, den sie endlich unter Simon's Kopfkissen fand – nahm Alles, was sie entdecken konnte, und am nächsten Morgen war sie auf immer verschwunden.

Simon's Verlust war größer, als man hätte erwarten sollen; denn außer einer unbedeutenden Summe, die er

in einer Sparkasse untergebracht, hatte er, gleich allen Geizigen, Alles, was er besaß, in Banknoten oder baarem Gelde bei sich liegen. Sein ganzes Vermögen war freilich viel weniger, als man hätte vermuthen können; denn das Geld vermehrt sich nicht, wenn es nicht auf Zinsen gethan wird –, und so betrog sich der Geizhals selber. Den Theil, der in Banknoten war, hatte Mrs. Boxer wahrscheinlich aus Klugheit vernichtet; denn die Summe, welche Simon angab, konnte nicht aufgefunden werden, und wer konnte das Geld beschwören? Außer der unbedeutenden Summe in der Sparkasse und dem geringen Werthe des Hauses, welches er vermietet hatte, war der Vater, der die Dienerin bereichert hatte, um seinen Sohn zu verstoßen, in seinem kindischen Alter ein Bettler. Diese Nachricht wurde ihm aber auf den Rath des Arztes, den der Advokat auf seine eigene Verantwortung mitgebracht hatte, sorgfältig verheimlicht, bis er hinlänglich wieder hergestellt sein werde, um den Schlag ohne Gefahr zu ertragen. Dieser Aufschub begünstigte natürlich Mrs. Boxer's Flucht. Simon war einige Augenblicke völlig betäubt und sprachlos, als ihm die Nachricht mitgetheilt wurde. Im Schreck über seine zunehmende Blässe eilte Fanny an seine Brust. Er stieß sie von sich: »Geh – geh, Kind,« sagte er; »ich kann Dich jetzt nicht mehr ernähren. Verlaß mich, daß ich nicht verhungere.«

»Verhungern!« sagte Fanny verwundert, schlich sich fort und setzte sich in tiefem Nachdenken nieder. Dann näherte sie sich dem Advokaten, als er im Begriff war, das Zimmer zu verlassen, nachdem er seine allgemeinen

Trostgründe erschöpft hatte, faßte seine Hand und flüsterete ihm zu: »Ich wünsche mit Ihnen zu reden – hier.« – Dann führte sie ihn durch den Gang in's Freie. »Sagen Sie mir, warum arme Leute versuchen, nicht zu verhungern, da arbeiten sie wohl?«

»Ja, meine Liebe.«

»Reiche Leute bezahlen wohl die Arbeit armer Leute?«

»Gewiß, meine Liebe; so ist es.«

»Sehr gut. Mrs. Boxer pflegte meine Arbeit zu verkaufen. Fanny will ihren Großpapa ernähren. Gehen Sie und sagen ihm, er soll nie wieder vom Verhungern reden!«

Der gutmüthige Advokat war bewegt. – »Können Sie in der That arbeiten, mein armes Mädchen? Nun, so setzen Sie Ihren Hut auf und kommen mit, um mit meiner Frau zu reden.«

Und dies war eine neue Epoche in Fanny's Dasein. Ihr Schulunterricht hörte auf. Aber jetzt nahm das Leben sie in die Schule. Die Nothwendigkeit reifte ihre Einsicht, und manches Auge wurde naß, wenn es sie mit ihrem kleinen Korbe am Arm, noch immer ihre glücklichen Stellen aus unzusammenhängenden Liedern murmelnd durch die Straßen gehen sah – Männer und Kinder sagten mit gleicher Achtung, worin jetzt keine Geringschätzung mehr lag: »es ist das blödsinnige Mädchen, das ihren blinden Großvater unterstützt!« Sie nannten sie noch blödsinnig!

VIERTES BUCH.

Hin zu einem großen Meere  
Trieb mich seiner Wellen Spiel;  
Vor mir liegt's in weiter Leere,  
Näher bin ich nicht dem Ziel.  
*Schiller*, ›Der Pilgrim‹.

ERSTES KAPITEL.

O Sonnenschein auf spiegelhellem See.  
*Wilson*.

Wenn du, lieber Leser, je durch ein Sonnenmikroskop die Ungeheuer in einem Wassertropfen beobachtet hast, so hast du dich vielleicht verwundert, wie so schreckliche Dinge dir bisher unbekannt sein konnten – du hast einen Ekel gegen das klare Element empfunden, welches du hieher für so rein hieltest – du hast dir halb schon eingebildet, daß du aufhören würdest, ein Wassertrinker zu sein; doch am nächsten Tage hast du das ekelhafte Leben vergessen, welches die mit seinen zahllosen Gestalten in jener kleinen Kugel vor Augen trat, und wenn du so vom Durste gequält wurdest, bebtest du nicht zurück vor dem lügenhaften Krystall, obgleich Tausende von jenen scheußlichen und ungesehenen Geschöpfen einander verschlingen und erwürgen in der Flüssigkeit, die du so ruhig einsaugst – ebenso ist es mit jenem altherthümlichen und vorherrschenden Element, Leben

genannt. In deiner ruhigen Bequemlichkeit, auf dem Sopha deines geduldigen Gewissens ruhend – wenn du vielleicht zum ersten Male durch das Glas der Wissenschaft auf ein gräßliches Kügelchen blickst in den Wassern, die umherwogen, die die Poren der Erde erfüllen, die jedes Atom benetzen, die deinen Augen vorliegt und von dir berührt wird – so bist du überrascht und erschrocken und sagst zu dir selber: »Können solche Dinge existiren? ich ließ mir nie davon träumen! Ich dachte, was mir unsichtbar sei, existire auch nicht – ich will diese schreckliche Erfahrung nicht vergessen.« Am nächsten Tage denkt man nicht mehr daran. – Der Chemiker kann die Thierchen aus dem Wassertropfen entfernen – kann aber die Wissenschaft die Welt reinigen?

Wenden wir uns jetzt zu der gefälligen Oberfläche, die dem gemeinen Auge im Ganzen offen und schön erscheint. Wer würde einen hohen Begriff von Gottes großen Plänen haben, wenn er nicht einen an einem Rosenstock hängenden oder in der Sonne funkelnden Tropfen ohne Hülfe seines Sonnenmikroskops ansehen könnte?

Zehn Jahre waren nach der Nacht vergangen, wo Wilhelm Gawtrej umkam, und ich versetze den Leser in die schönsten Scenen von England – in Scenen, die durch die einzig wahre ländliche Poesie, die wir kennen, der Betrachtung und Ruhe, geweiht sind. Der Herbst hatte begonnen, das Laub an den Ufern von Winandermere zu färben. Es war ein Sommer von ungewöhnlicher Wärme und Schönheit vorhergegangen, und wenn du in

dem Jahre die englischen Seen besucht hättest, so möchtest du von Zeit zu Zeit unter den Gruppen glücklicher Müßiggänger, die du dort trafst, zwei Personen bemerkt haben, die dein Interesse oder vielleicht auch deinen Neid erregten. Zwei, die in besonderer Harmonie mit jener heitern und sanften Abgeschlossenheit standen, beide jung – beide schön. Man hätte sie für Liebende halten sollen; aber für solche Liebende wie sie Fletcher unter die Obhut seiner heiligen Schäferin würde gestellt haben, – Gestalten, die an

Der keuschen Quelle ruhn, an deren Ufer  
Leichtfüß'ge Elfen ihre Reigen tanzen  
Im bleichen Mondlicht.

Denn in der Liebe dieser Personen schien eine Reinheit und Unschuld zu liegen; die wohl zu ihrer Jugend und dem Charakter ihrer Schönheit paßte.

Vielleicht entsprang an der Seite der Mädchens die Liebe mehr aus jener Neigung, die der Frühling des Lebens auf die Oberfläche stellt, wie der Frühling der Erde seine Blumen, als aus jener tiefen und concentrirten Versenkung des Ich in das Ich, die allein Ausdauer und Hingebung verspricht, und wofür die erste Liebe oft weniger empfänglich ist als die, welche aus der gedankenvolleren Zärtlichkeit reiferer Jahre aufwächst. Doch der Liebende war von so seltener und eigenthümlicher Schönheit, daß er wohl geeignet schien, die Liebe zu erwecken, die das Herz durch die Augen gewinnt.

Doch wir müssen unsere Erzählung von vorn beginnen. Eine Dame der Mode hatte im Herbst vor dem Jahre, wo unsere Erzählung wieder beginnt, mit ihrer Tochter, die damals etwa achtzehn Jahre alt war, die Reise zu den englischen Seen gemacht. Entzückt durch die Schönheit von Winandermere, und der sie eine der bequemsten Villen an den Ufern desselben zu vermieten fanden, so waren sie den ganzen Winter dageblieben. Im Anfang des Frühlings hatte die ältere Dame eine schwere Krankheit ergriffen, und da sie langsam genas und sich zu den Lustbarkeiten der londoner Saison nicht stark genug fühlte, oder auch vielleicht das Auftreten ihrer Tochter – denn sie war zu ihrer Zeit eine Schönheit gewesen – bis zum nächsten Jahr verschieben wollte, so hatte sich ihr dortiger Aufenthalt, mit kurzen Zwischenräumen der Abwesenheit, auf ein ganzes Jahr verlängert. Ihr Mann, der ein geschäftiger Weltmann war, Beschäftigungen in London und schöne Besitzungen auf dem Lande hatte, kam nur gelegentlich zu ihnen und war froh, der stillen Schönheit der Landschaften zu entfliehen, die ihm keine Renten eintragen und daher seinem Auge keinen Reiz gewährten.

Am ersten Monat ihrer Ankunft zu Winandermere hatten Mutter und Tochter auf folgende Art eine erfolgreiche Bekanntschaft gemacht. Eines Abends, als sie auf ihrem Rasenplatze gingen, der zum See hinunterführte, hörten sie den Ton einer Flöte, die mit so außerordentlicher Geschicklichkeit gespielt wurde, daß sie erstaunt und bezaubert zu dem Ufer hingezogen wurden. Der Musiker

war ein junger Mann in einem Boot, welches er unter den Bäumen ihres Gebiets angelegt hatte. Er war allein oder hatte doch nur einen einzigen Begleiter in dem großen Hunde aus Newfoundland, der wachsam am Steuerruder saß und sich sehr an der Musik seines Herrn zu ergötzen schien. Als die Damen sich der Stelle näherten, knurrte der Hund und der junge Mann hörte auf, doch ohne die schöne Ursache des Mißfallens seines Begleiters zu sehen. Die Sonne, die gerade unterging, schien voll auf sein Gesicht, als er sich umsah, und jenes Gesicht war ein solches, welches, die Nymphen von Delos wohl hätte verliebt machen können; das Gesicht des Apollo, nicht das des Helden, sondern der Schäfers – nicht mit dem Bogen, sondern mit der Laute – nicht der Pythontödter, sondern der junge Träumer an schattigen Plätzen den der Bildhauer dargestellt, wie er sich müßig an einen Baum lehnt – der knabenhafte Gott, dessen Heimath noch auf der Erde ist und dem das Orakel und die Sphären noch unbekannt sind.

In dem Augenblick sprang der Hund aus dem Boot und die ältere Dame stieß einen matten Schrei aus, der die Aufmerksamkeit des Musikers erregte und ihn ebenfalls an's Ufer brachte. Er rief seinen Hund zurück und entschuldigte sich mit nicht ungraziöser Mischung von Schüchternheit und Ruhe, daß er sich dort eingedrängt. Er habe nicht gewußt, daß der Ort bewohnt sei – es sei seine Lieblingsfahrt dorthin – er wohne in der Nähe. Der älteren Dame gefiel sein Aeußeres und seine Anrede. Es lag in der That jener unerklärliche Reiz in seinem Wesen,

der anziehender ist, als das bloß persönliche Erscheinen, und den man nie nachahmen oder sich aneignen kann. Sie trennten sich indeß, ohne eine förmliche Bekanntschaft zu beginnen. Einige Tage später aber trafen sie einander bei einem Mittagessen in einem benachbarten Haus und wurden einander vorgestellt. Der Name des jungen Mannes erschien den Damen fremd, nicht so ihm der ihre. Er wurde blaß, als er ihn hörte, und blieb den ganze Abend still und zurückhaltend. Sie sahen einander oft wieder und einige Wochen – ja Monate lang – schien er so viel als möglich die Bekanntschaft zu vermeiden, die so günstig begonnen hatte; aber nach und nach schien die Schönheit der jüngeren Dame seine Schüchternheit oder seinen Widerwillen zu besiegen. Partien in die benachbarten Gebirge brachten sie zusammen, und endlich gab er sich dem Reize hin, dem er anfangs hatte widerstehen wollen.

Dieser junge Mann wohnte auf der entgegengesetzten Seite des Sees in einer stillen Haushaltung, deren Abgott er war. Er hatte ein Leben von fast klösterlichen Reinheit und Ruhe geführt; sein Geschmack war ausgebildet, sein Charakter schien sanft und milde; doch unter jenem ruhigen Aeußern brachen zu Zeiten – nach Art des glühenden und empfindsamen Dichters – Blitze der Leidenschaften hervor. Seit seinen frühen Knabenjahren hatte er selten jene Abgeschlossenheit verlassen; er wußte nichts

von der Welt, außer was er davon in Gedichten und Romanen gelesen hatte. Die, bei welchen er wohnte – seine Verwandten, ein alter Junggeselle, nebst den unverheiratheten Schwestern desselben – schienen ebenso unschuldig und unerfahren zu sein. Es war eine Familie, die der Reiche respektirte und der Arme liebte – anspruchslos, mildthätig und wohlhabend. Wie hoch sich auch ihr Vermögen belaufen mochte, er schien der Erbe zu sein. Der Name dieses jungen Mannes war Charles Spencer; die Damen waren Mrs. Beaufort und ihre Tochter Camilla.

Mrs. Beaufort, obgleich eine scharfsichtige Frau, bemerkte nicht sogleich irgend eine Gefahr in der zunehmenden Vertraulichkeit zwischen Camilla und dem jungen Spencer. Ihre Tochter war nicht ihr Liebling, nicht der Gegenstand ihres einzigen Gedankens oder Ehrgeizes. Ihr Herz und ihre Seele waren allein mit ihrem Sohne Arthur beschäftigt, der meistens im Auslande lebte. Talentvoll genug, um für fähig gehalten zu werden, Auszeichnung zu erhalten, wenn er wolle, gut aussehend genug, um von Allen für schön gehalten zu werden, die nach einer vortheilhaften Heirath strebten, gutmüthig genug, um in der Gesellschaft, worin er lebte, beliebt zu sein, hatte sich Arthur Beaufort bei seiner maßlosen Verschwendung im dreißigsten Jahre jenen glänzenden und leicht verschwindenden Ruf gesichert, der auf wenige

Jahre den Ehrgeiz des feinen Herrn belohnt. Es war gerade der Ruf, den die Mutter schätzen konnte, und denselbst der sparsame Vater insgeheim bewunderte, während er denselben öffentlich zu bedauern schien. Dieser Sohn, sage ich, war ihnen Alles in Allem, und verhältnißmäßig lag ihnen wenig an ihrer Tochter. Wie konnte eine Tochter den stolzen Namen Beaufort erhalten? Wie gut sie sich auch verheirathen möchte, so war es doch immer ein anderes Haus, nicht das ihre, welches ihre Anmuth und Schönheit schmücken sollte. Ueberdies, je besser sie sich verheirathete, desto größer mußte natürlich die Mitgift sein – die Mitgift, die aus der Familie ging!

Und der arme Arthur war so ausschweifend, daß er gewiß jedes Sixpence bedurfte. So dachte der Vater. Die Mutter dachte weniger über die Sache nach. Mrs. Beaufort, verblichen und mager, war eifersüchtig auf die Reize ihrer Tochter, und da sie selber, wie es mit verstandeschwachen Frauen oft geschieht, sentimental und weinerlich wurde, als sie im Leben vorrückte, so hielt sie sich überzeugt, daß Camilla ein Mädchen ohne Gefühl sei.

Miß Beaufort war freilich ein ungewöhnlich ruhiger und milder Charakter; es war der Charakter, der die Mannes vielleicht im Verhältniß zu ihrer eigenen Stärke und Leidenschaft bezaubert. Sie war streng aufgezogen – ihre Neigungen sehr früh erkaltet und unterdrückt worden, sie bewegte sich daher jetzt mit Leichtigkeit auf dem heiteren Pfade ihrer Pflichten. Sie hatte eine ehrerbietige Furcht vor ihren Eltern, besonders vor ihrem

Vater, und dachte nie an die Möglichkeit, sich einem ihrer Wünsche, noch weniger ihrem Befehle zu widersetzen. Fromm, freundlich, milde, von lieblichem Temperament, versprach Camilla, als liebenswürdige Tochter, eine nicht weniger liebenswürdige Frau zu werden; man konnte sich auf ihre Grundsätze verlassen, wenn man auch ihre Neigung bezweifelte. Wenige Mädchen waren mehr geeignet, Liebe einzuflößen. Man durfte sich über keine Thorheit, ja über keine Tollheit wundern, die selbst ein weiser Mann um ihretwillen hätte begehen können. Der Grund lag nicht allein in ihrer Schönheit, denn sie war mehr liebenswürdig, als schön, und diese Liebenswürdigkeit von der Art, die im Allgemeinen bezaubernd ist. Die Form der Arme, des Halses und der Büste war ausgesucht, der Mund schön gewölbt, die Zähne blendend weiß und die Augen von ausgezeichneter Milde. Aber ihr Reiz lag in ihrem lieblichen Benehmen, in einer außerordentlichen Unschuld, die mit der einnehmendsten Koletterie vereint war, weil dieselbe unbewußt war. Dabei lag eine Frische, eine Heiterkeit, eine jungfräuliche und bezaubernde Klarheit in ihrer Stimme, in ihrem Lachen und man konnte fast sagen in ihren Bewegungen. So war Camilla Beaufort in jenem Alter; so erschien sie Andern. Für ihre Eltern war sie nur ein großes Mädchen, welches ihnen im Wege war. Für Mrs. Beaufort eine Nebenbuhlerin, für Herrn Beaufort eine Last, die an seinem Vermögen zehrte.

ZWEITES KAPITEL.

Der Mond, der traurig macht  
Die feierliche Nacht, doch mit der Trauer  
Vereint den Hauch des ungestörten Friedens.

-----

Sag mir sein Schicksal.  
Sag, daß er lebt, sag, daß er ist gestorben:  
Doch sag mir's – sprich!

-----

Ich seh ihn nicht – ihn hüllt die Wolke ein. *Wilson.*

Eines Tags – beinahe ein Jahr nach ihrer ersten Einführung – als Camilla und Charles Spencer mit einer Gesellschaft von Freunden durch jene wilden und romantischen Szenen ritten, die zwischen dem sonnigen Winandermere und dem trüben und finstern Wastwater liegen, wendete sich ihre Unterhaltung zu Gegenständen, die persönlicher waren als bisher, denn wenn sie auch bis dahin Liebe gefühlt hatten, so war dieselbe doch noch nicht ausgesprochen worden. Die Enge des Weges machte, daß nur zwei neben einander reiten konnten und die beiden, auf die ich meine Beschreibung beschränke, waren die letzten in der kleinen Gesellschaft.

»O, wie wünschte ich, Arthur wäre hier!« sagte Camilla; »ich bin gewiß, er würde Ihnen gefallen.«

»Meinen Sie? Er lebt viel in der Welt – in der Welt, wovon ich nichts weiß. Sollten wir wohl für einander passen?«

»Er ist das freundlichste – beste aller menschlichen Wesen!« sagt Camilla ausweichend, doch mit mehr Wärme, als sich gewöhnlich in ihrer sanften und leisen Stimme zeigte.

»Ist er so freundlich?« entgegnete Spencer nachdenkend. »Es mag sein. Und wer wollte nicht gegen Sie freundlich sein? Ach! es ist eine so schöne Verbindung zwischen Bruder und Schwester – ich habe keine Schwester!«

»Haben Sie denn einen Bruder?« fragte Camilla in einigem Erstaunen, indem sie ihre Augen unbefangen auf ihren Begleiter richtete. Spencer wurde roth bis an die Schläfen: seine Stimme bebte als er antwortete: »Nein, keinen Bruder!« und dann fuhr er in raschem Tone fort: »Mein Leben ist seltsam und einsam gewesen. Ich bin verwaist und habe mit Wenigen von meinem Alter Umgang gehabt, meine Knaben- und Jünglingsjahre habe ich bei diesen Seen zugebracht; meine Erziehung war so, wie sie Natur und Bücher machen konnten und ich hatte fast keinen andern Führer oder Lehrer als meinen Vormund – jenen lieben alten Mann. Daher erscheint mir die Welt, das Geräusch der Städte, der Ehrgeiz, die Unternehmungen und alles das wie Dinge, die einem fernen Lande angehören, wohin ich nimmer wandern soll. Doch ich habe meine Träume, Miß Beaufort; Träume, wovon diese Einsamkeit einen Theil bildet – doch wünsche ich keine Einsamkeit ohne Gesellschaft. Und in der letzten Zeit habe ich gedacht, daß diese Träume prophetisch sein möchten. Und Sie – lieben Sie die Welt?«

»Auch ich kenne sie fast eben so wenig wie Sie,« sagte Camilla mit heiterem Lachen. »Aber mir gefällt das Land viel besser – o! viel besser als das Wenige, was ich von den Städten gesehen habe. Aber was Sie betrifft,« fuhr sie mit bezauberndem Zögern fort, »ein Mann ist so verschieden von und – wenn Sie vor der Welt zurückbeben wollen Sie, so jung und mit solchen Talenten – das erscheint mir freilich seltsam!«

»Es mag sein, aber ich kann Ihnen nicht sagen, welches Gesicht der Furcht – welche unbestimmte Ahnungen des Schreckens mich ergreifen, wenn ich meine Gedanken über diese Einsamkeit hinausversetze. Vielleicht hat mein guter Vormund –«

»Ihr Oheim?« fiel Camilla ein.

»Ja, mein Oheim – dazu beigetragen, Gefühle in mir zu erwecken, die, wie Sie sagen, in meinem Alter seltsam sind; aber doch –«

»Doch was?«

»Meine frühere Kindheit,« fuhr Spencer schwer athmend und bleich werdend fort, »brachte ich nicht in der glücklichen Heimath zu, die ich jetzt habe, sondern in einer frühzeitigen Prüfung. Die Erinnerungen daran haben einen dunklen Schatten in meinem Gemüthe zurückgelassen, und unter jenem Schatten liegt jeder Gedanke, der auf die stürmische und mühsame Lebensbahn anderer Menschen hindeutet. Aber,« setzte er nach einer Pause mit tiefer, ernster, fast feierlicher Stimme hinzu – »aber ist dies Feigheit oder Weisheit? Ich finde keine Einförmigkeit, keine Langweiligkeit in diesem ruhigen Leben.

Liegt nicht eine gewisse Moral – eine gewisse Religion in einem abgeschiedenen, ländlichen Dasein? Wir kennen nicht die bösen Leidenschaften, welche Ehrgeiz und Streit erregen sollen. Ich bin niemals eifersüchtig auf andere Menschen; ich weiß nicht, was es heißt, zu hassen, mein Boot, mein Pferd, unser Garten, Musik, Bücher und die feierliche Freudigkeit, die aus der Hoffnung auf ein künftiger Leben hervorgeht – diese füllen jede Stunde mit friedlichen, glücklichen und unbewölkten Gedanken und Beschäftigungen aus, bis in der letzten Zeit – wo – wo –«

»Wo was?« fragte Camilla unschuldig.

»Wo ich den Wunsch hegte, aber nicht wagte, eine Andere zu fragen, ob sie zufrieden sein würde, ein solches Loos zu theilen!«

Während er sprach, richtete er seine sanften blauen Augen voll auf das erröthende Gesicht des jungen Mädchens, und Carnilla erwiderte mit abgewandtem Gesichte halb lächelnd und halb seufzend: »Unsere Begleiter sind weit voraus, und sehen Sie, jetzt ist der Weg eben.« Sie trieb ihr Pferd an, während sie dies sagte, und Spencer, der zu unerfahren war, um dies günstig auszulegen, versank in tiefes Schweigen, welches während der ganzen Zeit ihres Spazierrittes fort dauerte.

Als er gegen Ende des Tages einsam nach Hause ritt, schwellten Regungen und Leidenschaften sein Herz, die ihm bisher fremd gewesen waren und die er in einem so ruhigen Leben beständig ausschließen zu können gehofft hatte.

»Sie liebt mich nicht,« murmelte er halb laut: »sie will mich verlassen und was wird dann alle Schönheit der Landschaft meinen Augen sein? Und wie wage ich zu ihr aufzublicken, selbst wenn ihre kalte, eitle Mutter – ihr Vater, der Mann der Formen und Scrupeln, einwilligten, würden sie nicht genau nach meiner Geburt und Abkunft fragen? Und wenn dieser eine Makel übersehen würde, ist nicht noch ein anderer da? Meines Bruders Lebensweise und Laster – seine unbekannte Laufbahn, die sich jeden Tag mit Schande und Verbrechen beladen am Galgen enden kann – wird man dies übersehen?« Und während er sprach, seufzte er laut und als wollte er sich selber entfliehen, spornte er sein Pferd an und ruhte nicht eher, als bis er die zierliche Hecke von Immergrün erreicht hatte, die seine bisher so glückliche Heimath umgab. Er überließ es seinem Pferde, seinen Weg zu dem Stalle zu finden, ging durch die Zimmer, die er leer fand, zu dem Rasenplatze auf der andern Seite, der zu dem Spiegel des Sees hinunterführte.

Hier sah er unter einem großen Baume, der den Stolz des Gartens ausmachte, seinen Pflegevater sitzen, der nachlässig in ein oft gelesenes Buch blickte – eins von jenen Büchern, welches literarische Träumer fanatisch lieben – Bücher von altenglischen Schriftstellern, voll von halb zierlichen, halb erhabenen Phrasen und untermischt mit Lobsprüchen auf das Landleben, mehr mit poetischer als orthodoxer Religion gemischt und geschmückt mit einer seltsamen Vereinigung mönchischer Gelehrsamkeit

und Aphorismen aus der mühsamen Erfahrung des wirklichen Lebens gesammelt.

Zur Linken, neben dem Gewächshause, welches zwischen dem See und dem Wohnhause erbaut war, sah man die weiße Kleidung und die hagere Gestalt der ältesten Schwester, der die Sorge für die Blumen übertragen war – denn sie hatte in frühen Jahren eine unglückliche Liebenschaft gehabt; in geringer Entfernung von ihr saßen die andern beiden bei der Arbeit und unterhielten sich leise, um ihren Bruder nicht im Lesen zu stören, und besonders nicht ihren Neffen, der ihr Alles war. Es war die ruhigste Abendstunde und die Stille der verschiedenen Gestalten, ihre einfachen und harmlosen Beschäftigungen – wenn man es Beschäftigungen nennen konnte – das bewegungslose volle Laub, im Hintergrunde das altmodische Haus ohne große Ansprüche und doch nicht unbedeutend, die Thüren offen, während die Fenster einen Blick auf die bequeme Ruhe im Innern gestatteten; vorn der See ohne die kleinste Welle, der den Schimmer der vom Abendroth beschienenen Wolken zurückstrahlte – dies Alles bildete ein Gemälde so vollkommener Ruhe und Stille, die uns zuweilen besänftigt, zuweilen traurig stimmt, je nachdem wir in der Stimmung sind, uns der Zufriedenheit hinzugeben.

Der junge Mann ging zu seinem Pflegevater und berührte seine Schulter. »Mein Herr, darf ich mit Ihnen reden? – Still! sie dürfen uns jetzt nicht sehen! Nur mit Ihnen wünschte ich zu reden.«

Der ältere Spencer stand auf und ging mit seinem Buche in der Hand unter dem Schatten des Baumes neben seinem Neffen her, und dann zu einem Gange zur Rechten, der eine kurze Strecke am Rande des Sees dahinführte und durch eine dichte Hecke geschützt war.

»Herr!« sagte der junge Mann zuerst und mit sichtbarer Anstrengung redend, Ihre Warnungen sind vergebens gewesen! Ich liebe dieses Mädchen – die Tochter der stolzen Beauforts! Ich liebe sie mehr, als mein Leben!«

»Armer Junge,« sagte der Oheim zärtlich und indem er seinen Arm über die Schulter des Redenden legte, »denke nicht, daß ich Dich schelten werde – ich weiß, war er heißt, vergebens zu lieben.«

»Vergebens! – Aber warum vergebens?« rief der junge Spencer mit einer Heftigkeit, die zugleich etwas Qualvolles und Heftiges hatte. »Vielleicht liebt sie mich – sie soll mich lieben!« Und vielleicht zum erstenmal in seinem Leben zeigte sich das stolze Bewußtsein seiner seltenen persönlichen Gaben in seinem glühenden Auge, in seiner aufgeregten Gestalt. »Sagt man nicht, daß die Natur günstig gegen mich gewesen ist? – Welche Nebenbuhler habe ich hier? – Ist sie nicht jung? – Und –« hier wurde seine Stimme so sanft, daß sie fast wie Musik klang – »ist nicht Liebe ansteckend?«

»Ich bezweifle nicht, daß sie Dich lieben wird – wer sollte es nicht? Aber – aber – die Eltern – werden die je einwilligen?«

»Ja,« antwortete der Liebende, mit der Unbeständigkeit, die der Leidenschaft eigen ist, obgleich er kurz vorher der Furcht und Besorgniß hingegeben – »ja – bei alledem bin ich nicht von ihrem Blut? – Stamme ich nicht von der älteren Branche ab? – Wurde ich nicht im gleichen Luxus und mit höheren Hoffnungen auferzogen? Und meine Mutter – meine arme Mutter – behauptete sie nicht bis zum letzten Augenblick unser Geburtsrecht und ihre Ehre? – Hat uns nicht der Zufall oder das Gesetz unseres wahren Ranges beraubt – haben wir nicht – die Beraubung zu verzeihen? – Kurz – bin ich nicht der Sohn, der sich herabläßt, das der Verstorbenen zugefügte Unrecht und die Erbschaft der Lebenden zu vergessen?«

Der junge Mann hatte noch nie diesen Ton angenommen – hatte noch nie gezeigt, daß er auf die Geschichte seiner Geburt mit den Gefühlen der Rache und der Erinnerung erlittenen Unrechts zurückblicke. Es war ein Ton, der mit seiner gewohnten Ruhe und Zufriedenheit im Widerspruch stand – er fiel dem Zuhörer jetzt auf und der ältere Spencer schwieg einige Augenblicke, ehe er erwiderte: »Wenn Du so fühlst – und es ist natürlich – so hast Du noch mehr Grund, gegen diese unglückliche Neigung anzukämpfen.«

»Dessen bin ich mir bewußt, Herr,« versetzte Spencer traurig, »ich habe gekämpft! Und sage noch einmal, es ist vergebens! Ich trete also den Hindernissen entgegen! Meine Geburt – wir wollen annehmen, daß die Beauforts

dieselbe übersehen. Sagten Sie mir nicht, daß Herr Beaufort Ihnen von dem plötzlichen und ungemäßigten Besuche meines Bruders geschrieben – von seinem Entschlusse, denselben nie zu verzeihen? Ich meine, ich erinnere mich aus früheren Jahren an dergleichen.«

»Es ist wahr!« sagte sein Pflegevater, »das Betragen des Bruders ist in der That der wahre Grund, weshalb Du nie wieder Deinen wahren Namen annehmen und ihn selbst der Familie nicht entdecken kannst, mit der Du Dich durch Heirath verbindest, aber vor allen Dingen nicht diesen Beauforts, die aus diesem Grunde allein schon Deinen Antrag zurückweisen würden.«

Der junge Mann seufzte, – hielt eine Hand der die Augen und ergriff mit der andern krampfhaft seines Pflegevaters Arm, als wollte er ihn verhindern, weiter fortzufahren, aber der gute Mann, der seine Meinung nicht errieth und zu tief in seinem Gegenstande war, fuhr fort und reizte die Wunde noch mehr, indem er sie berührte.

»Bedenke! – Dein Bruder in seinen Knabenjahren – in den Sterbestunden Deiner Mutter, kaum gerettet von dem Verbrechen des Diebstahls, entfloh der freundlichen Verfolgung, mit einem berüchtigten Verbrecher; später war er in einen unehrentollen Handel wegen eines Pferdes verwickelt – wies Alles zurück – jede Hand, die ihn retten konnte, hing sich mit Auswahl an die gemeinsten Kameraden, nahm die niedrigsten Gewohnheiten an, verschwand aus dem Lande und wurde vor zehn Jahren – als der Bart kaum an seinem Kinn sproßte – mit demselben Verbrechen von dem ich gesprochen, in Paris nur einen

Tag vorher gesehen, wo sein Kamerad – ein Falschmünzer – ein Mörder – von den Händen der Polizei fiel! Du erinnerst Dich, wie ich, als Du in Deinem siebenzehnten Jahre den Wunsch aussprachst, Deinen Namen wieder anzunehmen – ja, Deinen strafbaren Bruder wieder aufzusuchen – es für meine traurige und schreckliche Pflicht hielt, Dir die Zeitung vorzulegen, welche die Einzelheiten über den Tod und die früheren Abenteuer seines elenden Mitschuldigen, des berüchtigten Gawtrey, enthielt. Ich sagte Dir ferner, daß Herr Beaufort mir vor langer Zeit geschrieben, daß sein eigener Sohn und Lord Lilburne Deinen Bruder in Gesellschaft jenes Verbrechers, kurz vor Vollendung seines Schicksals, gesehen – ja, daß er, aller Wahrscheinlichkeit nach, derselbe Jüngling war, den man in seinem Zimmer gefunden und der der Verfolgung entgangen. Ich fragte Dich damals, ob Du noch wagen wolltest, diese Verkleidung abzulegen – jenen Schutz, unter dem Du auf immer vor der Schmach der Welt und vor der Schande gesichert sein würdest, die früher oder später Dein Bruder über Deinen Namen bringen müsse.«

»Es ist wahr – es ist wahr!« sagte der vorgebliche Nefte mit bebenden und bleichen Lippen »Schrecklich ist es, auf seine Vergangenheit wie auf seine Zukunft zu blicken! Aber – aber – wir haben nichts mehr von ihm gehört! Niemand hat sein Schicksal erfahren. Vielleicht – vielleicht –« und er schien freier zu athmen – »*ist mein Bruder nicht mehr!*«

Arme Katharina – armer Philipp – war es dahin gekommen? Empfund der eine Bruder eine Beruhigung und

Freude bei dem muthmaßlichen – vielleicht gewaltsamen und schmachvollen Tode des mit ihm verwaisten Bruders? Spencer schüttelte zweifelnd den Kopf, aber antwortete nicht. Der junge Mann seufzte schwer, ging seinem Beschützer einige Schritte voraus, kehrte dann zurück und legte seine Hand auf seine Schulter.

»Mein Herr!« sagte er mit leiser Stimme und niedergeschlagenen Augen, »Sie haben Recht, ich muß diese Verkleidung – diesen falschen Namen auf immer beibehalten. Wozu sollen überhaupt denn die Beauforts wissen, wer und was ich bin? Warum sollen Sie nicht für meine Sache sprechen, als wäre ich Ihr Neffe.«

»Sie sind stolz – so sagt man – und weltlich gesinnt – Du weißt, meine Verwandten waren Handelsleute – aber dennoch –« und Spencer ging von dem Tone des Zweifels in den der Trostlosigkeit über, »bedenke, wenn Mrs. Beaufort sich auch des Umstandes nicht erinnert, so haben doch ihr Mann und ihr Sohn mich gesehen und wissen meinen Namen. Werden Sie nicht die List errathen, wenn sie Dich sehen? – Ja, ist es nicht wegen derselben Furcht, daß Du gewünscht hast, ich solle die Bekanntschaft mit der Familie vermeiden? Aber Herr Beaufort und Arthur sahen Dich in Deiner Kindheit; wenn der Verdacht einmal erregt ist, so werden sie Dich sogleich erkennen; Deine Züge sind entwickelt, aber nicht durchaus verändert. Komm, komm, mein lieber Pflegesohn, wirf diese Gedanken bei Zeiten von Dir: laß uns die Scene verändern, ich will mit Dir reisen – mit Dir lesen – gehen, wohin Du willst –«

»Herr – Herr!« rief der Liebende lebhaft, »Sie sind stets gütig, mitleidig und edel; aber berauben Sie mich der Hoffnung nicht. Ihnen habe ich es zu danken, daß ich nie, außer in augenblicklicher Niedergeschlagenheit, den Fluch meiner Geburt gefühlt habe. Aber wie schwer fällt er jetzt auf mich! Wo soll, ich Trost finden?«

Während er sprach, ertönte eine Glocke durch die klare Luft und über den schlummernden See; es war die Glocke, die jeden Abend und jeden Morgen jene unschuldige und fromme Familie zum Gebet rief. Des alten Mannes Gesicht veränderte sich, als er das Läuten hörte – er ging von dem gewohnten mäßigen, abwesenden und achtlosen Ausdruck zu dem der Würde und selbst der Lebhaftigkeit über.

»Horch!« sagte er, indem er aufwärts deutete; »horch! die Glocke schilt uns. Wer darf sagen: wo soll ich Trost finden, so lange ein Gott im Himmel ist?«

Der junge Mann, der sich an die Beobachtung der religiösen Gebräuche gewöhnt hatte, bis seine ganze Natur davon durchdrungen war, ließ beschämt den Kopf sinken, und es traten ihm Thränen in die Augen.

»Sie haben Recht, Vater,« sagte er, indem er den wohlverdienten und zärtlichen Namen besonders betonte. »Ich bin schon getröstet!«

Schweigend gingen der junge und der alte Mann neben einander nach Hause. Als sie das stille Zimmer erreichten, wo sich die Familie gewöhnlich versammelte, umgaben die Schwestern und die Diener schon den Tisch. Sie knieten, als die Verspäteten eintraten. Es war

des jungen Spencer gewohnte Pflicht, die Gebete vorzulesen, und als er es jetzt that, sein anmuthiges Gesicht höher geröthet, seine liebliche Stimme ausdrucksvoller in ihren Tönen, als gewöhnlich: wer hätte da glauben sollen, daß das Herz in ihm von so stürmischen Leidenschaften bewegt werde? Oder ward es nicht zu jener Stunde – in jenem feierlichen Gebete von seinem Weh befreit? O, wohlthätiger Schöpfer! Du, der Du allen Geschlechtern der Erde den Wunsch zu beten einflößest, hast Du nicht in jenem göttlichen Instinkt uns die glücklichste Deiner Gaben gewährt?

### DRITTES KAPITEL.

*Bertram.* Ich meine das Geschäft ist beendet – und ich muß noch einmal davon hören.

-----

*Erster Soldat.* Kennt Ihr dies, Kapitän Dumain? –  
*End gut, Alles gut.*

Eines Abends, einige Wochen nach der Zeit, wo dieses letzte Kapitel spielt, saß Robert Beaufort allein in seinem Hause in Berkeley-Square. Er war an jenen Morgen von Beaufort-Court angekommen und auf dem Wege nach Winandermere, wohin ihn ein Brief seiner Frau rief.

Jenes Jahr war eine aufgeregte und ereignißreiche Epoche in England, und Beaufort hatte eben das geschäftige Treiben einer Wahl durchgemacht, die freilich nicht bestritten wurde; denn seine Beliebtheit und sein großes Vermögen trotzten aller Rivalität in seiner Grafschaft.

Der reiche Mann hatte eben zu Mittag gespeist und saß nachlässig am Feuer, welches er weniger der Wärme als der Gesellschaft wegen hatte anzünden lassen. Er beendete seinen Madeira und kaute mit halb geschlossenen Augen seinen gerösteten Zwieback.

»Ich weiß in der That nicht, was zu thun ist,« sagte er, indem er während dieser Beschäftigung mit sich selber redete – »meine Frau sollte über Gegenstände entscheiden, die das Mädchen angehen« – dazu ist ja eine Frau da. Mit einem Sohne ist es freilich etwas Anderes. Hm!«

»Herr,« sagte ein fetter Bedienter, der die Thür öffnete, »ein Herr wünscht Sie in einem ganz besonderen Geschäft zu sprechen.«

»Geschäft, zu dieser Stunde! sage ihm, er möge zu Herrn Blackwell gehen.«

»Ja, Herr.«

»Halt! vielleicht ist er ein Wähler, Simmons. Frage ihn, ob er zur Grafschaft gehört.«

»Ja, Herr.«

»Eine große Besetzung ist eine große Plage,« murmelte Beaufort, »und besonders, wenn man mit all den Wählern zu thun hat. Es ist doch angenehmer, im Oberhause zu sein. Ich denke, es möge sich machen lassen, wenn ich wollte; aber dann muß man Steuern zahlen – das ist freilich eine Last. Ich will mit Lilburne zu Rathe gehen. Hm!«

Der Diener trat wieder ein.

»Herr, er sagt, er gehört zur Grafschaft.«

»Führe ihn herein! – Was ist es für ein Mann?«

»Nun, ein feiner Herr, das heißt,« fuhr der Bediente fort, indem ihm die fünf Schilling einfielen, die ihm der Fremde in die Hand gesteckt – »ein sehr feiner Herr.«

»Mehr Wein denn – und schüre das Feuer!«

Nach wenigen Augenblicken wurde der Fremde in's Zimmer geführt. Er war ein Mann zwischen fünfzig und sechzig, doch strebte er noch nach einem jugendlichen Aussehen. Seine Kleidung hatte etwas Militärisches, bestand in einem blauen Rock, der bis an's Kinn zugeknöpft war, einer schwarzen Halsbinde, weiten Beinkleidern und messingenen Sporen. Er trug eine Perrücke mit vollen, hellbraunen Locken, einen Backenbart von derselben Farbe, aber an der Wurzel ein wenig grau. Bei dem unvollkommen Licht in dem Zimmer war er nicht zu bemerken, daß die Kleider etwas abgetragen und die Stiefel an den Seiten aufgesprungen waren und nicht sehr weiße Strümpfe zeigten. Beaufort, der widerstrebend von seinem Sitze aufstand, und froh war, sich gleich wieder zu setzen, deutete auf einen Stuhl und nahm ein klägliches und zweifelhaftes Lächeln des Willkommens an. Der Diener setzte dem Fremden Wein und Gläser vor, um jetzt waren Wirth und Gast allein.

»So sind Sie also aus unserer Grafschaft, Herr,« sagte Beaufort mit matter Stimme, »ich vermuthe, aus der Gegend des Kanals – darf ich Ihnen ein Glas Wein anbieten?«

»Sehr gütig, Herr – Ihre Gesundheit!« und der Fremde schüttete mit offenbarem Behagen ein Glas voll hinunter.

»Aus der Gegend des Kanals?« wiederholte Beaufort.

»Nein, Herr, nein! Die Parlamentsherren müssen alle Hände voll zu thun haben – Sie haben eine sehr schöne Besingung, höre ich, Herr. Erlauben Sie mir, die Gesundheit Ihrer werthen Frau Gemahlin zu trinken!«

»Ich danke Ihnen, Herr – Herr –. Wie sagten Sie doch, sei Ihr Name – bitte tausendmal um Verzeihung.«

»Hat durchaus nichts zu sagen, Herr; machen Sie keine Umstände mit mir – es ist ganz excellenter Madeira!«

»Darf ich fragen, wie ich Ihnen dienen kann?« sagte Beaufort, der zwischen der Langeweile und der Furcht, unhöflich zu sein, kämpfte. »Und hatte ich die Ehre, bei der letzten Wahl Ihre Stimme zu bekommen?«

»Nein, Herr, nein! Es ist viele Jahre her, seit ich zuletzt in diesem Theile der Welt war, obgleich ich dort geboren bin.«

»Dann sehe ich eigentlich nicht ein« – begann Beaufort und hielt mit Würde inne.

»Warum ich zu Ihnen komme,« setzte der Fremde hinzu, indem er mit seinem Rohrstock an den Stiefel schlug, den Riß bemerkte und beide Füße unter den Tisch steckte.

»Das sage ich nicht; aber zu dieser Stunde bin ich meistens beschäftigt – dennoch stehe ich stets jedem Wähler zu Gebote – es ist die Pflicht eines Parlamentsmitglieds. Herr – ich bitte um Verzeihung, ich hörte Ihren Namen nicht.«

»Mein Herr,« sagte der Fremde, indem er sich noch ein drittes Glas einschenkte; »auf die Gesundheit Ihrer jungen Familie! Und nun zum Geschäft.« Hier zog der Fremde seinen Stuhl dem Wirthe näher, nahm ein ernsteres Ansehen an, legte seine bellende Aussprache ab und fuhr fort: »Sie hatten einen Bruder?«

»Nun, Herr,« sagte Beaufort mit sehr verändertem Gesichte.

»Und dieser Bruder hatte eine Frau!«

Wäre eine Kanone dicht vor Robert Beaufort's Ohr losgegangen, so hätte er nicht mehr erschrecken und betäubt werden können, als von diesem einzigen Wort, womit sein Gast seinen Satz schloß. Er sank auf seinen Stuhl zurück – seine Lippen halb geöffnet, seine Augen auf den Fremden gerichtet. Er wollte reden, aber seine Zunge klebte an seinem Gaumen.

»Diese Frau hatte zwei Söhne, die in der Ehe geboren wurden!«

»Es ist falsch!« rief Beaufort, der endlich seine Stimme wieder fand und aufsprang. »Und wer sind Sie, Herr? Und war, meinen Sie mit –«

»Still!« sagte der Fremde ganz unbekümmert und die Würde seiner bellenden Aussprache wieder annehmend, »lassen Sie lieber die Diener nichts davon hören. Ich meines Theils glaube, daß Diener die längsten Ohren haben, die Esel selbst nicht ausgenommen; ihre Ohren gehen von der Küche bis zum Gesellschaftszimmer. Still, Herr! – Ganz excellenter Madeira!«

»Herr!« sagte Beaufort, der sich bemühte, seine Fassung beizubehalten oder sie vielmehr wieder zu erlangen, »Ihr Benehmen ist außerordentlich auffallend; aber erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß Sie durchaus unrecht berichtet sind. Mein Bruder verheirathete sich nie; wenn Sie etwas über diese jungen Leute – seine natürlichen Söhne – zu sagen haben, so muß ich Sie an Herrn Blackwell zu Lincolns-Inn verweisen. Ich wünsche Ihnen einen guten Abend.«

»Desgleichen Herr – will Sie nicht weiter belästigen; ich kam nur aus freundlicher Rücksicht für Sie – ich bin nicht gewohnt, so behandelt zu werden, Herr – ich bin im Dienste Seiner Majestät – Sie werden finden, daß der Zeuge der Trauung zum Vorschein kommen wird; dann werden Sie an mich denken und vielleicht wird es Ihnen leid sein, daß Sie mich so behandelt haben. Aber ich habe ausgeredet – Ihr ganz Gehorsamer, Herr!« Und mit einer Handbewegung wendete sich der Fremde zur Thür.

Beim Anblick dieser Entschlossenheit des seltsamen Gastes wurde Beaufort von einer kalten, unruhigen und unbestimmten Ahnung ergriffen. Nicht wie ein Blitz, sondern wie ein kalter Schauer kam jene Erinnerung an die feierliche Versicherung seines Bruders, die er nicht geglaubt – an Katharinens hartnäckige Behauptung der Rechte ihrer Söhne – an ihren hoffnungslosen Proceß, weil der Zeuge, auf den sie sich berufen, nicht zu finden gewesen. Mit dieser Erinnerung kam eine schreckliche Reihe düsterer Befürchtungen – Rechtsstreit, Zeugen,

Urtheil, Herausgabe, Beraubung – Rückzahlungen – Untergang!

Als der Mann die Thür erreicht hatte, wendete er sich noch einmal um und sah ihn mit behaglicher und triumphirender Miene seines unverschämten und sorglosen Gesichtes an.

»Mein Herr,« sagte Beaufort müde, »ich wiederhole, daß es besser ist, wenn Sie sich an Herrn Blackwell wenden.«

Der Versucher sah seinen Triumph. »Ich habe ein Geheimniß mitzutheilen, welches Sie lieber für sich behalten sollten. Wie vielen Leuten wollen Sie, daß ich es sagen soll? Ei, Herr, wir bedürfen keines Advokaten, oder wenn Sie es für gut halten, so sagen Sie es ihm selber. Jetzt oder nie, Herr Beaufort.«

»Ich kann nichts dagegen einzuwenden haben, anzuhören was Sie mir zu sagen haben,« sagte der reiche Mann viel milder als vorher und setzte dann mit erzwungenem Lächeln hinzu, »obgleich meine Rechte zu fest gesichert sind, um einen Zweifel zuzulassen.«

Ohne auf die letzte Behauptung zu achten, kehrte der Fremde ruhig zurück, legte beide Arme auf den Tisch, sah Herrn Beaufort voll in's Gesicht und begann: »Mein Herr, bei der Trauung Philipp Beaufort's und Katharina Morton's waren zwei Zeugen zugegen: der eine ist todt, der andere ging in's Ausland – der letztere ist noch am Leben!«

»Wenn das ist,« sagte Beaufort, dem es nicht an List und Verstand fehlte und der entschlossen war, jeden

Grund zur Unruhe genau zu erfahren – »wenn, das ist, warum erschien nicht der Mann bei der Untersuchung. Ich meine, es war ein Diener, auf den sich Mrs. Morton berief.«

»Weil, wie ich schon gesagt, er im Auslande war und nicht aufgefunden werden konnte; man fand ihn nicht, weil man die Sache nicht recht anging oder weil es an Geld fehlte.«

»Hm!« sagte Beaufort, »ein Zeuge – ein einziger Zeuge beunruhigt mich nicht sehr. Es kommt jetzt darauf an, was ein Mann aussagt, sondern darauf, was die Geschwornen glauben. Ueberdies, was ist aus den jungen Männern geworden? – Man hat seit Jahren nichts von ihnen gehört. Wahrscheinlich sind sie todt, und wenn das ist, so bin ich dennoch gesetzlicher Erbe!«

»Ich weiß wenigstens, wo Einer von ihnen zu finden ist.«

»Der ältere? – Philipp?« fragte Beaufort ängstlich und mit furchtsamer Erinnerung an den kräftigen und stürmischen Charakter, den sein Neffe früher gezeigt.

»Verzeihen Sie, wenn ich diese Frage nicht beantwortete.«

»Herr! ein Rechtsstreit dieser Art gegen einen, der im Besitze ist, dürfte sehr zweifelhaft und,« fügte der reiche Mann hinzu, indem er sich voll aufrichtete, »und vielleicht sehr kostbar sein!«

»Dem jungen Manne, von dem ich rede, fehlt es nicht an Freunden, die das Geld nicht scheuen werden.«

»Herr!« sagte Beaufort, indem er aufstand und seinen Rücken zum Feuer wendete. »Herr! welches ist der Zweck dieser Mittheilung? Kommen Sie von den jungen Männern, um einen Vergleich vorzuschlagen? Wenn das ist, so reden Sie offen?«

»Ich komme aus eigenem Antriebe. Es steht nur bei Ihnen, ob die jungen Männer je etwas davon erfahren sollen oder nicht!«

»Und was fordern Sie?«

»Funfhnndert Pfund jährlich, so lange das Geheimniß bewahrt wird.«

»Und wie können Sie beweisen, daß überhaupt ein Geheimniß vorhanden ist?«

»Indem ich Ihnen den Zeugen vorstelle, wenn Sie es wünschen.«

»Wird er die fünfhundert Pfund mit Ihnen theilen?« fragte Beaufort listig.

»Das ist meine Sache, Herr,« versetzte der Fremde.

»Was Sie mir sagen,« entgegnete Beaufort, »ist so außerordentlich – so unerwartet und scheint mir dennoch so unwahrscheinlich, daß ich Zeit für Ueberlegung haben muß. Wenn Sie mich in einer Woche wieder besuchen und mir die Thatsachen vorlegen wollen, so will ich Ihnen eine Antwort geben. Ich will Niemanden seine Rechte vorenthalten, Herr, aber andererseits lasse ich mich auch durch keinen Betrug täuschen.«

»Wenn Sie ihnen ihre Rechte nicht vorenthalten wollen, so wird es das Beste sein, ich gebe und sage es

den jungen Herren,« sagte der Fremde mit kalter Unverschämtheit.

»Ich sage Ihnen, daß ich Zeit haben muß,« wiederholte Beaufort ärgerlich. »Ueberdies habe ich nicht allein für mich zu sorgen,« setzte er mit würdevollem Nachdruck hinzu, »ich bin Vater!«

»Ueber acht Tage will ich wiederkommen. Guten Abend, Herr Beaufort!« Und der Mann reichte ihm mit einer Miene freundschaftlicher Herablassung die Hand.

Der respektable Herr Beaufort veränderte die Farbe und reichte endlich seinem Gaste zwei Finger, den er von Herzen in das Land verwünschte, wo der Pfeffer wächst.

Der Fremde lächelte, schritt zur Thür, blinzelte bedeutungsvoll mit den Augen und verschwand, indem er es Herrn Beaufort überließ, sich den Gefühlen der Unruhe, der Furcht und des Schreckens hinzugeben, gleich einem Manne, den plötzlich die Flut umgibt und der nur wenige Zoll breit von einem schlüpfrigen Felsen unter seinen Füßen hat.

Er schwieg einige Augenblicke und sah sich dann in dem düsteren und geräumigen Zimmer um, während seine Augen bei allen Zeichen des Luxus und des Reichtums verweilten, die dasselbe zeigte. Ueber dem ungeheuren Seitentische, der bei festlichen Gelegenheiten sich unter der Last der Erbstücke der Beauforts bog, hing in seinem vergoldeten Rahmen ein großes Bild des Familiensitzes mit den stattlichen Säuleneingängen – dem herrlichen Park und den Wildgruppen und an den Wänden unter den alterthümlichen Portraits von Rittern

und Damen, die längst zur Ruhe eingegangen, befanden sich Meisterstücke der italienischen und niederländischen Kunst, die eine Generation nach der andern gesammelt, bis endlich die Sammlung der Beauforts die Berücksichtigung der Kenner in Anspruch nahm und das Studium der jungen Genies ausmachte.

Das stille Zimmer, die stummen Gemälde – selbst der schwerbelastete Seitentisch schienen eine Stimme zu bekommen und hörbar zu ihm zu reden. Er steckte die Hand in die Falten seiner Weste und griff krampfhaft in sein eigenes Fleisch; dann schritt er im Zimmer auf und ab und versuchte seine Gedanken zu sammeln.

»Ich wage nicht, Mrs. Beaufort um Rath zu fragen,« murmelte er; nein – nein – sie ist eine Thörin! Ueberdies ist sie nicht da. Er ist keine Zeit zu verlieren – ich will zu Lilburne gehen.«

Kaum war ihm dieser Gedanke eingefallen, als er ihn schon in Ausführung zu bringen eilte; er klingelte, ließ sich Hut und Handschuhe bringen und eilte zu Fuß in Lord Lilburne's Haus in Park-Lane – die Entfernung war nicht groß, und die Ungeduld hatte weite Schritte.

Er wußte, daß Lord Lilburne in der Stadt sei, denn dieser liebte London um seiner selbst willen, und selbst im September würde er mit dem alten Herzog von Queensbury gesagt haben, wenn Jemand die Bemerkung gemacht hätte, daß London sehr leer sei: »Ja, aber es ist doch immer voller als auf dem Lande.«

Beaufort fand Lord Lilburne bei offenem Fenster in seinem Gesellschaftszimmer auf dem Sopha ruhend, draußen schienen die frühen Sterne auf die schimmernenden Bäume und den versilberten Rasen des verlassenen Parks. Ungleich dem einfachen Dessert seines respektablen Schwagers, standen die köstlichsten Früchte und reichsten Weine Frankreichs auf dem kleinen Tische neben dem Sopha, und als der steife Mann der Formen und Methode zur einen Thür eintrat, rauschte ein seidenes Gewand durch die andere hinaus und schien zu verrathen, daß er Lilburne in einer angenehmeren Unterhaltung gestört habe.

Es wäre ein interessantes Studium für Personen gewesen, welche die dunklen und verworrenen Züge des menschlichen Charakters zu betrachten lieben, den Contrast zwischen dem Erzähler und Zuhörer zu beobachten, als Beaufort nach vielen Umwegen, mit verstellter Verachtung und wirklicher Aengstlichkeit, die seltsame und unheildrohende Unterredung zwischen ihm und dem Fremden berichtete.

Als der Diener Beaufort anmeldete, brachte er mehr Licht in's Zimmer, welches jetzt voll auf das Gesicht und die Züge Beaufort's fiel. Alles an diesem Manne stand so vollkommen mit den Formen und dem Schein der Welt in Uebereinstimmung, daß in seinem Anblick etwas Moralisches lag. Auf seiner Stirn war keine Spur jüngerer Leidenschaft. Kein aufregendes Laster hatte den Ausdruck desselben geschärft – kein erschöpfendes Laster die Züge

tiefer eingegraben. Er war das schöne Ideal eines Parlamentsmitgliedes – so zierlich, so gesetzt, so geschäftig. Und jetzt lag ein bedeutender Ausdruck in seinem grauen Haar, in seinem nervösen Lächeln, in seinen zitternden Händen in seiner raschen und unruhigen Bewegung in das Beben seiner Stimme. Die, welche ihn gesehen und nicht gehört hätten, würden ihn für einen guten Mann in einer Verlegenheit gehalten haben. Kalt, bewegungslos, sprachlos und dem Anscheine nach gefühllos, aber in Wahrheit beobachtend, noch aus dem Sopha ruhend, seinen Kopf zurückgelehnt, sein Auge auf seinen Gast gerichtet, die Hände vor sich zusammengefaltet, hörte Lord Lilburne ihm zu, und in dieser Ruhe, in seinem Gesichte sowie in seinem ganzen Körper, konnte man die Geschichte eines sehr verschiedenen Lebens und Charakters lesen! Welch ein angeborner Scharfblick in dem schlaunen Auge! Welch eine verhärtete Entschlossenheit in den vollen Nasenflügeln und festen Lippen! Welch eine ironische Verachtung aller Dinge in den sich durchkreuzenden Linien um seinen Mund! Welche animalische Genußsucht in jenem zarten Nervensystem welches mit ursprünglich kräftiger Constitution vereint, sich in den Adern der Hände und Schläfen, sowie in dem Beben der Oberlippe zu erkennen gab! Sein Körper war vor allen andern zur Genußsucht geeignet – er hatte eine hohe Brust, war fest und muskulös gebaut, aber schlank und fast hager – seine Hände und Füße fast weiblich zart. Die Gleichgültigkeit der Lage, die Art der Kleidung – nicht vernachlässigt,

aber leicht, locker und sorglos – schien die Denkungsart und Lebensweise des Mannes – seine tiefe Verachtung der Aeüßerlichkeiten auszudrücken.

Erst als Beaufort geendet hatte, veränderte Lord Lilburne seine seine Stellung und öffnete seine Lippen. Dann wendete er sich mit ruhigem Gesicht zu seinem Schwager und sagte trocken: »Ich bin immer der Meinung gewesen, daß Dein Bruder jenes Frauenzimmer geheirathet hat; er war der Mann dazu, so etwas zu thun. Ueberdies, wie hätte sie ohne eine Spur von Beweis zum Gericht gehen können, wenn sie nicht von ihrem Rechte überzeugt gewesen wäre? Der Betrug geht nie ohne irgend ein Zeugniß zu Werke. Die Unschuld ist thöricht genug, sich einzubilden, daß sie nur reden darf, um Glauben zu finden. Aber es ist keine Ursache zur Unruhe vorhanden.«

»Keine Ursache! – Und doch glaubst Du, daß die Trauung wirklich stattgefunden hat.«

»Es ist durchaus klar,« fuhr Lilburne fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten, »daß der Mann, welches auch sein Zeugniß sein mag, keine hinlänglichen Beweise hat. Wenn das der Fall wäre, so würde er lieber zu den jungen Männern als zu Dir gehen; es ist klar, daß sie unendlich viel größere Belohnungen versprechen würden, als er von Dir erwarten kann. Die Menschen sind stets freigebiger mit dem, was sie erwarten, als mit dem, was sie haben. Alle Schurken wissen dies. So gewinnen Juden und Wucherer mehr Geld von Erben als von Besitzern.

Vermuthlich hat der Mann den wahren Zeugen der Trauung aufgefunden und weiß auch, daß das Zeugniß desselben allein Dich noch nicht aus dem Besitze verdrängen würde. Er könnte Lügen gestraft werden – reiche Leute verstehen sich zuweilen darauf, arme Zeugen Lügen zu strafen. Bedenke, daß er nichts von dem verlorren Copulationsschein sagt – welches nun der Werth dieses Dokuments sein mag, kann ich nicht genau sagen, de ich kein Rechtsgelehrter bin – noch auch von Briefen von Deinem Bruder, worin er die Trauung behauptet. Bedenke, daß das Trauungsregister vernichtet – daß der Geistliche todt ist. Pah! beruhige Dich darüber.«

»Es ist wahr,« sagte Beaufort getröstet, »welch ein Gedächtniß Du hast!«

»Natürlich. Deine Frau ist meine Schwester – ich hasse arme Verwandte – und war daher bei Deiner Nachfolge und Deinem Rechtstreit sehr interessirt. Nein – Du kannst Dich über die Sache beruhigen, wenigstens was einen erfolgreichen Rechtshandel betrifft. Die nächste Frage ist: wird es überhaupt zu einem Proceß kommen? und ist er der Mühe werth, inzwischen diesen Kerl zu bestechen? Das kann ich nicht sagen, wenn ich ihn nicht selber spreche.«

»Gebe der Himmel, daß Du das thätest!«

»Sehr gerne; das ist ein Geschäft für mich – ich habe gern mit Schurken zu thun; er unterhält mich. Ueber acht Tage? Ich will in Deinem Hause sein und Deine Stelle vertreten; ich werde es besser machen als Blackwell. Und

da Du sagst, daß man Dich zu den Seen ruft, so gehe hinunter und überlasse mir Alles.«

»Tausend Dank. Ich kann Dir nicht sagen, wie dankbar ich Dir bin. Du bist in der That der gütigste und gewandteste Mensch auf der Welt.«

»Du kannst nicht schlimmer von der Fähigkeit und Sitte der Welt denken als ich,« war Lilburne's zweideutige Antwort auf das Compliment. »Aber warum will meine Schwester Dich sprechen?«

»O, ich vergaß! – Hier ist ihr Brief. Ich wollte Dich auch darüber um Rath fragen.«

Lord Lilburne nahm den Brief und übersah ihn mit dem raschen Auge eines Mannes, der in allen Dingen sogleich die Hauptsache findet.

»Ein Heirathsantrag für meine hübsche Nichte – Herr Spencer – fordert kein Vermögen – sein Oheim will ihm Alles vermachen – der kindische alte Mann! – Alles! das Ganze beläuft sich ja nur auf tausend Pfund jährlich. Du denkst nicht viel daran – he? Es wundert mich, daß meine Schwester Dich überhaupt darum befragen konnte.«

»Sieh aber, Lilburne,« sagte Beaufort in einiger Verlegenheit, »es wird kein Vermögen gefordert – es geht nichts aus der Familie und Arthur ist in der That so kostbar; wenn sie sich gut verheirathete, könnte ich ihr nicht weniger als fünfzehn oder zwanzigtausend Pfund geben.«

»Aha! – ich sehe – Jeder nach seinem Geschmack; hier ist eine Tochter – dort eine Mitgift. Du hältst verteufelt

viel auf Geld, Beaufort. Der Geiz macht Dir wohl viel Vergnügen – he?«

Beaufort wurde bei dieser Bemerkung und dieser Frage sehr roth und sagte mit erzwungenem Lächeln: »Du bist strenge. Aber Du weißt nicht, was es heißt, der Vater eines jungen Mannes zu sein.«

»Dann haben mir viele junge Frauenzimmer die Unwahrheit gesagt! Doch Du hast in Deinem Sinne Recht. Dem Himmel sei Dank, ich hatte nie einen muthmaßlichen Erben. Rechtmäßige Kinder sind natürliche Feinde, welche die Jahre von der Glocke an zählen, die bei ihrer Volljährigkeit läutet, bis zu der, die bei meinem Tode läuten wird. Es ist mir genug, daß ich einen Bruder und eine Schwester habe, daß meines Bruders Sohn meine Besetzungen erben wird – und daß er mir inzwischen jede Sekunde meines Lebens berechnet. Was liegt denn daran? wenn er mein Onkel gewesen wäre, hätte ich es ebenso gemacht. Inzwischen sehe ich ihn so wenig, als es der Anstand nur immer gestattet. Das Gesicht des Erben eines reichen Mannes erinnert ihn an seinen Tod. Doch um wieder auf unsern Hammel zu kommen – wenn Du Deiner Tochter kein Vermögen gibst, so wird Dein Tod für Arthur nur um so vortheilhafter sein!«

»In der That. Du hast eine so seltsame Ansicht von der Sache,« sagte Beaufort sehr betroffen. »Aber ich sehe, daß Dir die Heirath nicht gefällt; vielleicht hast Du Recht.«

»Ich habe keine Wahl in der Sache; ich mische mich nie zwischen Eltern und Kinder. Wenn ich Kinder hätte,

so kann ich Dir indeß zu Deiner Beruhigung sagen, daß sie heirathen könnten, wie sie wollten – ich würde ihnen nichts in den Weg legen. Ich würde nur zu glücklich sein, sie aus dem Wege zu schaffen. Wenn sie sich gut verheirathen, so hat man den Vortheil davon, wenn nicht, hat man immer eine Entschuldigung, sie zu verläugnen: Wie ich schon vorher sagte, hasse ich arme Verwandte. Wenn Camilla an den Seen wohnt und sich dort verheirathet, so hast Du weiter nichts mit ihr zu thun, als daß von Zeit zu Zeit ein Brief kommt, und den zu beantworten, ist die Sache Deiner Frau. Aber Spencer – welcher Spencer – welche Familie? War nicht die Rede von einem Herrn Spencer, der zu Winandermare wohnte und –«

»Und uns begleitete, als wir jene Knaben aufsuchten. Höchst wahrscheinlich ist es derselbe – ja, er muß es sein. Ich dachte sogleich daran.«

»Geh morgen zu den Seen hinunter, vielleicht erfährst Du etwas von Deinen Neffen« – dieses Wort schnitt Beaufort in's Herz. – »Es ist gut, vorbereitet zu sein.«

»Vielen Dank für Deinen Rath,« sagte Beaufort aufstehend, indem er froh war, ihm zu entkommen; denn wenn gleich er und seine Frau Lord Lilburne's Rath sehr hoch schätzten, so empfanden sie doch die Stacheln, die den Honig begleiteten. Lord Lilburne war darin ausgezeichnet – er gab jedem, der ihn darum bat, und besonders einem Verwandten, den besten Rath, der in seiner Macht stand, und Niemand gab bessern, das heißt weltlichen Rath. Ohne das geringste Wohlwollen zu besitzen, war er daher seinen Freunden oft von größtem Nutzen; aber

er konnte nicht umhin, das Getränk mit so viel Bitterkeit als möglich zu mischen. Sein Verstand ergötzte sich an diesem freien Spiel und sein Herz an jener einzigen Grausamkeit, die die feine Gesellschaft ihren Tyrannen gegen Ihresgleichen übrig läßt – die Gefühle mit Nadelstichen zu verwunden und die Selbstliebe zu rädern. Doch gerade als Beaufort seine Handschuhe angezogen und die Thür erreicht hatte, schien dem Lord Lilburne plötzlich ein Gedanke einzufallen.

»Du mußt aber wissen,« sagte er, »wenn ich versprach, zu versuchen, diese Sache für Dich zu besorgen, so meinte ich nur, daß ich einerseits genau die Gründe, die Du zur Furcht hast, und andererseits die Bedingungen des Vertrages mit diesem Menschen erfahren wolle. Wenn das Letztere räthlich ist, so siehst Du wohl ein, daß ich mich nicht in die Sache mischen kann. Ich könnte in eine Klemme gerathen und Beaufort-Court ist nicht meine Besetzung.«

»Ich verstehe Dich nicht ganz.«

»Ich rede doch verständlich genug. Wenn Geld gegeben wird, so geschieht es, um die Zwecke dessen zu vereiteln, was man Gerechtigkeit nennt – um diese Deine Neffen von ihrer Erbschaft auszuschließen. Käme die je an's Licht, so hätte es ein garstiges Ansehen. Die, welche sich in die Gefahr begeben, sich die Schmach aufzuladen, müssen auch die Personen sein, die das Vermögen besitzen.«

»Wenn Du es für unehrlich oder unredlich hältst« – sagte Beaufort unentschlossen.

»Ich kann hinsichtlich der Gefühle keinen Rath geben – nur hinsichtlich der Klugheit. Wenn Du auch nicht glaubst, daß eine Trauung stattgefunden hat, so kann es dennoch redlich von Dir sein, der Beschwerde eines Processes auszuweichen.«

»Aber wenn er mir beweisen kann, daß sie wirklich getraut wurden?«

»Pah!« sagte Lilburne, seine Augenbrauen mit verächtlicher Ungeduld erhebend; »es steht bei Dir, ob er es zu Deiner Zufriedenheit beweist oder nicht! Ich, als eine dritte Person bin überzeugt, daß die Trauung stattgefunden. Doch wenn ich im Besitze von Beaufort-Court wäre, würde meine Ueberzeugung eine ganz andere Richtung nehmen. Du verstehst mich. Es kann mich nur glücklich machen, Dir zu dienen. Man kann von keinem Menschen erwarten, daß er seinen Ruf in Gefahr bringen oder mit dem Gesetz kokettiren soll, wenn es nicht zu seinem eigenen Vortheil geschieht, dann muß er natürlich für sich selber urtheilen. Lebe wohl! ich erwarte einige Freunde, Fremde – Carlisten – zum Whist. Du willst Dich nicht anschließen?«

»Du weißt, ich spiele nie. Du schreibst mir also nach Winandermere, und auf jeden Fall hältst Du den Mann hin, bis ich zurückkehre?«

Beaufort, den der letzte Theil viel weniger getröstet hatte, als der erstere, zauderte und drehte am Thürdrücker; aber als er seinen Schwager ansah, fand er in jenem kalten Gesicht so wenig Hoffnung auf Theilnahme an dem Kampfe zwischen seinem Vortheil und seinem

Gewissen, daß er es für's Beste hielt, sich gleich zu entfernen. Sobald er fort war, rief Lilburne seinem Diener, der schon viele Jahre bei ihm gewesen war, und der sein Vertrauter bei allen abenteuerlichen Galanterien war, womit er noch immer den Herbst seines Lebens zu erheitern suchte.

»Dykeman,« sagte er, »Du hast die Dame hinausgelassen?«

»Ja, Mylord.«

»Ich bin nicht zu Hause, wenn sie wiederkommt. Sie ist zu dumm; sie kann das Mädchen nicht so weit bringen, daß sie wieder zu ihr kommt. Ich will Dich mit einem Abenteuer beauftragen, Dykeman – mit einem Abenteuer, welches Dich an unsere jüngeren Tage erinnern wird. Dieses reizende Geschöpf – ich sage Dir, sie ist unwiderstehlich – selbst ihre Seltsamkeit bezaubert mich. Du mußt – nun, Du siehst unruhig aus – was willst Du sagen?«

»Mylord, ich habe mehr von ihr erfahren und – und –«

»Nun?«

Der Diener näherte sich und flüsterte seinem Herrn etwas in's Ohr. »Die sind selber blödsinnig, die das sagen,« antwortete Lilburne.

»Und,« stotterte der Mann, auf dessen Gesicht sich die Scham der Menschlichkeit zeigte, »sie ist der Beachtung Eurer Herrlichkeit nicht werth – ein – armes –«

»Ja, ich weiß, sie ist arm, und das kann keine Schwierigkeit sein, wenn die Sache gehörig angeordnet wird.

Vielleicht hörtest Du nie von einem gewissen Philipp, König von Macedonien; doch ich will Dir sagen, was er einst sagte, so gut ich mich dessen erinnere: »Nimm einen Esel mit einem Korbe voll Gold und schicke den Esel in die Thore der Stadt, und alle Schildwachen werden davonlaufen,« Arm! – wo Liebe ist, da ist auch Freigebigkeit, Dykeman. Ueberdies –«

Hier nahm Lilburne's Gesicht plötzlich der Ausdruck finsterer und zorniger Leidenschaft an, brach ab, stand auf, ging im Zimmer auf und ab und murmelte bei sich selber. Plötzlich fuhr er mit der Hand nach der Hüfte und ein Ausdruck des Schmerzes veränderte, wieder sein Gesicht: »Es schmerzt noch immer. Dykeman – ich war kaum einundzwanzig Jahr – als ich auf mein Leben lang ein Krüppel wurde.« Er hielt inne, schöpfte tief Athem, lächelte, rieb seine Hände und fügte hinzu: fürchte nichts – Du sollst der Esel sein; und so beginnt Philipp von Macedonien den Korb zu füllen.« Und er schüttete seine Börse in die Hände seines Dieners aus, dessen Gesicht bei der Berührung des Geldes den Ausdruck ängstlicher Verlegenheit zu verlieren schien. Lilburne sah ihn mit ruhigem Spotte an: »Geht – ich will Dir meine Befehle beim Umkleiden mittheilen.«

»Ja!« wiederholte er bei sich selber. »Es schmerzt mich noch immer. Aber er ist todt! – Erschossen, wie man eine Elster oder einen Iltis erschießt! Ich habe das Zeitungsblatt noch in meinem Schreibtisch. Er starb als Verbannter – Verbrecher – Mörder! Und ich vernichtete seinen

guten Namen und ich verführte seine Geliebte und ich – ich bin John Lord Lilburne!«

Um 10 Uhr kam ein halbes Dutzend jener muntern Männer, die, wie Lilburne London treu blieben, wo gemeinere Verehrer die Straßen verlassen – meistens unverheirathete Männer und meistens in mittlerem Alter. Bald darauf kamen drei oder vier vornehme Fremde, die dem unglücklichen Karl dem Zehnten in sein Exil gefolgt waren. Ihre zugleich stolzen und traurigen Blicke – ihre niederwärts gezogenen Schnurrbärte – ihre langen Bärte – bildeten Anfangs einen auffallenden Gegensatz zu den glatten und heiteren Engländern. Aber Lilburne, der die französische Gesellschaft liebte, und der, wenn er wollte, höflich und angenehm sein konnte, brachte die Verbannten bald in bessere Stimmung, und bei der Aufregung eines hohen Spiele verschwanden bald alle Unterschiede der Stimmung und Laune. Schon dämmerte der Morgen, als sie sich erst zum Abendessen niedersetzten.

»Sie sind heute Abend sehr glücklich gewesen, Mylord, sagte einer von den Franzosen in neidischem Tone.

»Aber,« sagte ein Anderer, der mehrmals mit dem Wirthe gespielt und mit ihm bedeutend gewonnen hatte, »Sie sind auch der beste Spieler, Mylord, der mir je vorgekommen.«

»Mit Ausnahme des Herrn Deschappelles und N.« versetzte Lilburne gleichgültig. Dann lenkte er die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand und fragte einen

von den Gästen, warum er ihn nicht mit einem französischen Offizier von Verdienst und Auszeichnung bekannt gemacht habe.

»Sie meinen de Vaudemont, den armen Kerl,« sagte ein Franzose in mittlerem Alter, der ein ernsteres Aussehen hatte, als die Uebrigen.

»Und warum nennen Sie ihn einen armen Kerl, Herr von Liancourt?«

»Er stieg so hoch vor der Revolution. Er war kein so tapferer Offizier in der Armee. Aber er ist nur ein Soldat des Glücks und seine Laufbahn ist geendet.«

»Die die Bourbons zurückkehren,« sagte ein anderer Carlin, mit seinem Schnurrbart spielend.

»Sie werden mir in der That eine große Ehre erweisen, wenn Sie mich mit ihm bekannt machen,« sagte Lord Lilburne. »de Vaudemont – es ist ein guter Name – vielleicht spielt er auch Whist.«

»Aber,« sagte einer von den Franzosen, »ich bin durchaus nicht gewiß, ob er überhaupt ein Recht an diesen Namen hat. Es ist eine seltsame Geschichte.«

»Darf ich sie hören?« fragte der Wirth.

»Gewiß. Die Geschichte ist kurz folgende: Es lebte ein alter Vicomte de Vaudemonte in Paris von guter Geburt, aber außerordentlich arm. Er hatte schon zwei Frauen gehabt und ihr Vermögen durchgebracht. Da er alt und häßlich war und die Männer, welche zwei Frauen überleben, unter den heirathsfähigen Damen in Paris einen üblen Ruf haben, so fand er es schwierig, eine dritte zu bekommen. Da er an dem Adel verzweifelte, so begab er

sich mit dieser Hoffnung unter die Bürgerlichen. Seine Familie war in beständiger Furcht vor einer lächerlichen Heirath. Unter diesen Verwandten war Madame de Merville, von der Sie vielleicht gehört haben.«

»Madame de Merville? Ei ja! Sie war schön, nicht wahr?«

»Ja. Madame de Merville, deren Fehler der Stolz war, hatte den verliebten Vicomte schon mehr als einmal vom Heirathen abgebracht. Plötzlich erschien in ihren Zirkeln ein sehr hübscher junger Mann. Er wurde ihren Freunden förmlich als der Sohn des Vicomte de Vaudemont, aus seiner zweiten Ehe mit einer englischen Dame, vorgestellt, der in England erzogen und jetzt zuerst öffentlich anerkannt wurde. Es verbreiteten sich über ihn und Madame de Merville einige Gerüchte –«

»Herr,« fiel Liancourt sehr ernsthaft ein, »das Gerücht war von der Art, daß alle ehrenvolle Männer es brandmarken und verachten müssen – es ging nur von einem lügenhaften Bedienten aus, nämlich, der junge Mann sei schon am ersten Tage, als er in Paris angekommen, der Liebhaber einer Frau von fleckenlosem Rufe gewesen! Ich stehe für die Falschheit des Gerüchtes ein. Doch ich muß gestehen, daß dieses Gerücht nicht nur Madame de Merville, die eine sehr zartfühlende Dame war, sondern auch meinen Freund, den jungen Vaudemont, zu einer Heirath bestimmte, deren pecuniäre Vortheile ihm bei seinem hochgestimmten Charakter fast zu groß erschienen.«

»Nun,« sagte Lord Lilburne, »dieser junge Vaudemont heirathete also Madame de Merville?«

»Nein,« sagte Liancourt etwas traurig, »es war nicht so bestimmt; denn mit einem Ehrgefühl, welches ich nur achten kann, wünschte Vaudemont, während er Madame de Merville aufrichtig und dankbar ergeben war, selber vorher wenigstens einige ehrenvolle Auszeichnung zu erlangen, ehe er sich des Besitzes einer Hand für würdig hielt, nach welcher Männer von viel größerem Vermögen vergebens gestrebt. Ich schäme mich nicht, zu sagen,« setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, »daß ich einer von den zurückgewiesenen Bewerbern bin, und noch immer das Andenken Eugeniens de Merville verehere. Der junge Mann sollte also in mein Regiment eintreten. Ehe er aber eintrat und während er in der vollen Glut der Liebe war, erfuhr sie – sie –« hier bebte des Franzosen Stimme und er fuhr mit angenommener Fassung fort – »erfuhr Madame de Merville, die das beste und gütigste Herz hatte, welcher je in der Brust eines menschlichen Wesens geschlagen, daß eine arme Wittwe aus einer Dachkammer mit ihr in demselben Hotel wohne und gefährlich krank sei – ohne Arznei und ohne Speise – denn sie hatte den einzigen Freund und Ernährer vor kurzer Zeit in ihrem Manne verloren. In der Aufregung des Augenblicks pflegte Madame de Merville die Wittwe selber bekam das Fieber, woran jene litt – lag zehn Tage krank – und starb, wie sie gelebt, indem sie Andern gedient und sich selber vergessen. – So viel über das Gerücht, mein Herr, wovon sie sprachen!«

»Eine Warnung,« sagte Lord Lilburne, »nicht aus jener Eitelkeit, ein gütiges Herz zur Schau zu stellen, was man Menschenliebe nennt, mit seiner Gesundheit zu scherzen. Die Menschenliebe sollte im Gesellschaftszimmer und nicht auf der Dachkammer beginnen!«

Der Franzose sah seinen Wirth mit einiger Verachtung an, biß sich in die Lippe und schwieg.

»Aber dennoch,« fuhr Lord Lilburne fort, »ist es sehr wahrscheinlich, daß der alte Vicomte einen Sohn hatte, und ich kann sehr wohl begreifen, warum er nicht von ihm belästigt sein wollte, so lange er es vermeiden konnte; aber ich begreife nicht, wie man an der Verwandtschaft des jüngern Vaudemont zweifeln konnte.«

»Weil,« sagte der Franzose, der die Erzählung begonnen hatte – weil der junge Mann sich weigerte, die gesetzlichen Schritte zu thun, seine Geburt zu rechtfertigen und sich als Franzose zu naturalisiren; weil er, sobald Madame de Merville starb, den erst eben entdeckten Vater verließ – aus Frankreich ging und mit einigen andern Offizieren in die Dienste eines der eingebornen Fürsten in Indien trat.«

»Aber vielleicht war er arm,« sagte Lord Lilburne. »Ein Vater ist ein sehr gutes Ding und ein Vaterland ist auch ein sehr gutes Ding, aber man muß Geld haben, und wenn der Vater auf die eine oder die andere Weise nicht viel für den Sohn thut, so folgt das Vaterland gewöhnlich seinem Beispiel.«

»Mylord,« sagte Liancourt, »mein Freund hat vergessen, zu sagen, daß Madame de Merville dem jungen Vaudemont ihr ganzes Vermögen hinterließ, und daß, als er sich einigermaßen von seinem Kummer erholt hatte, er ihre Verwandten um sich her versammelte und erklärte, ihr Andenken sei ihm zu theuer, als daß Reichthum ihn wegen ihm Verlustes trösten könne. Er behielt nur einen bescheidenen Antheil für sich, so viel, als zu seinen nothwendigen Lebensbedürfnissen erforderlich war, theilte das Uebrige unter sie und ging nach Ostindien, nicht nur, um seinen Kummer bei dem neuen und geräuschvollen Leben zu vergessen, sondern auch, um sich mit eigener Hand den Ruf eines ehrenvollen und tapfern Mannes zu erwerben. Mein Freund erwähnte das längst vergessene Gerücht – vergaß aber die großmüthige Handlung.«

»Sie sehen, Herr von Liancourt,« sagte Lilburne, »Ihr Freund ist mehr Weltmann als Sie.«

»Und ich wollte gerade bemerken,« sagte der erwähnte Freund, »daß eben diese Handlung das Gerücht zu bestätigen schien, daß es mit der Verwandtschaft nicht richtig sei; denn wäre er noch so entfernt mit Madame de Merville verwandt gewesen, warum sollte er Bedenken getragen haben, ihr Vermächtniß anzunehmen!«

»Eine sehr scharfsinnige Bemerkung,« sagte Lord Lilburne, den Redenden mit einiger Achtung ansehend, »und ich gestehe, daß es eine sehr unerklärliche Handlung ist, deren sich weder Sie noch ich würden schuldig gemacht haben. Nun, und der alte Vicomte?«

»Der lebte nicht lange,« sagte der Franzose, der sich offenbar durch das Compliment seines Wirths geschmeichelt fühlte, während sich Liancourt mit Ernst und Mißfallen in seinen Stuhl zurücklehnte. »Der junge Mann blieb einige Jahre in Indien und als er nach Paris zurückkehrte, bemühte sich unser Freund hier, der Herr von Liancourt, der damals bei Karl dem Zehnten in Gunst stand, und Madame de Merville's Verwandten für ihn. Er hatte bereits einigen Ruf im fremden Dienste erlangt, erhielt eine Stelle bei Hofe und wurde Offizier in der königlichen Leibgarde. Gewiß würde er sein Glück gemacht haben, wären die Julitage nicht dazwischen gekommen. So wie die Sache jetzt steht, sehen Sie ihn, gleich uns Andern, als Verbannten in London!«

»Und vermuthlich ohne einen Sou in der Tasche.«

»Nein, ich glaube, er hat den Antheil an Madame de Merville's Vermächtniß in Indien noch vergrößert.«

»Und wenn er nicht Whist spielt, so muß er es lernen,« sagte Lilburne. »Sie haben meine Neugierde erregt; ich hoffe, Sie werden mir erlauben, seine Bekanntschaft zu machen, Herr von Liancourt. Ich bin kein Politiker, aber erlauben Sie mir, einen Toast auszubringen: ›Glücklicher Erfolg denen, die den Verstand besitzen, Pläne zu entwerfen, und die Kraft, sie auszuführen!«

Bald darauf entfernten sich die Gäste.

VIERTES KAPITEL.

*Ros.* Zum Glück ist er zum zweitenmal zu ihnen gekommen.

*Hamlet.*

Am folgenden Abend nach der Unterredung, die wir in unserem letzten Kapitel erwähnt haben, war es sehr still in der Vorstadt H\*. Die Verlassenheit und Stille der Hauptstadt im September hatte sich auch den benachbarten Weilern mitgeteilt – ein Dorf in der Mitte der Provinz hätte kaum stiller erscheinen können; die Lampen waren angezündet, viele von den Läden schon geschlossen, einige von den nüchternen Paaren und einsamen alten Jungfern des Ortes wanderten langsam heim nach ihrem Abendspaziergange; zwei oder drei Hunde spielten auf der Hauptstraße ungeachtet der Verbote, welche die Obrigkeit an den Mauern hatte anheften lassen, von Zeit zu Zeit von einer langsamen Kutsche gestört, die zwischen der Stadt und der Vorstadt hin- und herfuhr oder von einer schnellen Post, die rasch vorüberrollte und von einer Staubwolke und dem lebhaften Horn der Postillons angemeldet wurde. Nach und nach hörten auch diese Zeichen des Lebens auf – die Spaziergänger verschwanden, die Posten waren vorüber, die Hunde machten den späteren und verstohlneren Wanderungen der Katzen Platz, welche den Mond lieben. In weiten Zwischenräumen ergossen die bedeutenderen Kaufläden – die Leinwandhändler, die Apotheker und der Schnapsladen – ihre Lichtströme aus den noch unverschlossenen

Fenstern über die Straßen. Aber mit diesen Ausnahmen stand das Geschäft des Ortes still.

Um diese Zeit kam aus dem Hause einer Modehändlerin – ein Laden schien es nicht zu sein und an der Thür war nur ein gelbes Schild, worauf stand: ›Miß Semper, Putzhändlerin und Kleidermacherin‹ – um diese Zeit, sage ich, kam aus diesem Hause die zierliche und anmuthige Gestalt eines jungen Frauenzimmers. In der linken Hand hielt sie einen kleinen Korb, über dessen Inhalt sie so eben verfügt zu haben schien, denn er war leer; und als sie quer über die Straße ging, fiel das Laternenlicht auf ein Gesicht in der ersten Blüte der Jugend, welches sich durch einen Ausdruck kindlicher Unschuld und Reinheit auszeichnete. Es war ein regelmäßiges und außerordentlich liebliches Gesicht, doch lag etwas darin, was den Beschauer traurig machte; man wußte nicht, was es war, denn es war nicht selber traurig, im Gegentheil die Lippen lächelten und die Augen funkelten. Als sie nun mit leichtem, raschem Schritte über die dunkle Straße dahinschwebte, kam ein Mann, der sich bisher unter dem Eingange des Hauses eines Advokaten verborgen hatte, leise angeschlichen und folgte ihr in geringer Entfernung. Ohne zu wissen, daß sie verfolgt wurde, und ohne Gefahr zu fürchten, ging das Mädchen munter weiter und schwenkte ihren Korb spielend in der Hand hin und her und sang mit leiser aber musikalischer Stimme einige Verse, die mehr der Kinderstube, als dem Alter anzugehören schienen, welches die schöne Sängerin bereits erreicht hatte.

Als sie zu einem Winkel kam, der die Hauptstraße mit einer Gasse bildete, die eng und zum Theil erleuchtet war, sah ein Polizeidiener, der sich dort aufgestellt hatte, sie scharf an und berührte seinen Hut mit einer Miene der Achtung, worin zugleich einiges Mitleid zu liegen schien.

»Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht,« sagte das Mädchen mit freiem und heiterm Tone, als sie an ihm vorüberging.

»Soll ich Sie nach Hause begleiten, Miß?« sagte der Mann.

»Weßhalb? Mir ist ganz wohl!« antwortete das junge Frauenzimmer mit einer Betonung und einem Blicke unschuldiger Ueberraschung.

Gerade zu dieser Zeit erreichte der Mann, der ihr bis dahin gefolgt war, die Stelle und ging die Gasse hinunter.

»Ja,« versetzte der Polizeimann; »aber er wird dunkel, Miß.«

»So ist es jeden Abend, wenn ich nach Hause gehe, außer wenn der Mond scheint. – Gute Nacht. Der Mond,« fuhr sie mit sich selber redend fort, »ich pflegte mich vor dem Monde zu fürchten, als ich ein kleines Kind war.« Und mich einer kurzen Pause sang sie leise:

»Der Mond, der ist ein irrer Geist,  
Der Nachts zur Strafe umgeht.  
Wie traurig ist der Wandelstern,  
So lustig er sich umdreht!  
Ihm schaut' ich in das Aug' als Kind,

Bis daß mein Hirn sich verwirrt;  
Jetzt wein' oft und denke mir,  
Daß es sich nie mehr *entwirrt*.«

Als das Gemurmel dieser Worte in der Entfernung verhallte und das Mädchen in der Gasse verschwand, schüttelte der Polizeimann, der ihr zugehört hatte, traurig den Kopf und sagte, während er weiter ging: »Das arme Kind! Man sollte sie nicht so allein gehen lassen; und doch, wer sollte ihr etwas zu Leide thun?«

Inzwischen ging das Mädchen auf der Gasse weiter, die aus kleinen aber nicht unbedeutenden Häusern bestand, bis dieselbe mit einem Steige endete, der auf den Kirchhof führte. Hier hing die letzte Laterne und einige trübe Sterne erhellten bleich hohe Gras und die zerstreuten Grabsteine, ohne den dunklen Schatten zu durchdringen, den die Kirche über einen großen Theil des geheiligten Bodens warf. Gerade als sie über den Steig ging, näherte sich ihr der Mann, den wir vorhin erwähnt haben, und der sich über den Zaun gelehnt hatte, als warte er auf Jemand, und sagte in mildem Tone: »Ah, Miß! Es ist ein einsamer Ort für ein so schönes Wesen, allein zu wandeln. Sie sollten nicht so weit zu Fuß gehen.«

Das Mädchen stand still und sah dem Mann voll aber ohne Unruhe in's Gesicht.

»Gehen Sie fort!« sagte sie in halb ärgerlichem halb freundlichem Tone des Befehls. »Ich kenne Sie nicht.«

»Aber ich bin von Jemand, der Sie kennt, geschickt worden, um mit Ihnen zu reden, Miß – von Einem, der

Sie bis zur Verzweiflung liebt – der Sie schon früher bei Mrs. West gesehen hat. Es thut ihm so leid, daß Sie zu Fuße gehen – er sagt, Sie sollten jede Bequemlichkeit haben – und deßhalb hat er Ihnen seinen Wagen geschickt. Er hält auf der andern Seite des Kirchhofes. Kommen Sie jetzt.« Und er berührte ihren Arm, doch nur sehr leicht.

»Bei Mrs. West?« sagte sie und zum erstenmal zeigte ihre Stimme und ihr Blick einige Furcht. »Gehen Sie sogleich fort! Wie wagen Sie, Fanny anzurühren!«

»Aber meine liebe Miß; Sie haben keinen Begriff davon, wie sehr mein Herr Sie liebt, und wie reich er ist. Sehen Sie nur, er schickt Ihnen all dies Geld, es ist Gold – ächtes Gold. Sie sollen haben, was Sie wollen, wenn Sie nur mitkommen wollen. Nun, sein Sie nicht thöricht, Miß.«

Das Mädchen antwortete nicht, sondern eilte mit einem plötzlichen Sprunge an dem Manne vorbei und lief leicht und rasch auf dem Wege dahin in entgegengesetzter Richtung von dem, welchen der Versucher angedeutet hatte, als er sie aufgefordert, in den Wagen in steigen. Der Mann eilte ihr nach, erreichte sie im Augenblick und hielt sie an ihren Kleidern fest.

»Halt! Sie müssen kommen – Sie müssen!« sagte er drohend und indem er ihr Kleid losließ, umschlang er ihre Taille mit seinem Arm.

»O nein!« rief das Mädchen bittend und dem Anschei-  
ne nach unterwürfig, indem sie ihr schönes, sanftes Ge-  
sicht zu ihrem Verfolger wendete und ihre Hände zusam-  
menschlug. »Sein Sie ruhig! Fanny ist eine Thörin! Nie-  
mand ist je rauh gegen die arme Fanny.«

»Es will auch Niemand rauh gegen Sie sein, Miß,« sag-  
te der Mann sich gerührt stellend; »doch ich darf nicht  
ohne Sie kommen. Sie wissen nicht, wogegen Sie sich  
sträuben. Kommen Sie.« Und er versuchte Sie sanft zu-  
rückzuziehen.

»Nein, nein!« sagte das Mädchen, deren Bitte sich in  
Zorn verwandelte und deren Stimme sich zu einem lau-  
ten Schrei erhob, »nein! ich will –«

»Nun dann,« fiel der Mann ein, indem er sich rasch  
umsah und mit einer schnellen und geschickten Bewe-  
gung ein großes Taschentuch über ihr Gesicht warf, und,  
während er es mit der einen Hand fest an ihren Mund  
hielt, erhob er sie vom Boden. Noch immer heftig rin-  
gend, gelang es dem Mädchen, das Tuch von ihrem Mun-  
de zu bringen und noch einmal ertönte ihr Schrei des  
Schreckens in dem verletzten Heiligthum.

In dem Augenblick wurde eine laute und tiefe Stim-  
me gehört: »Wer ruft?« Und eine hohe Gestalt schien sich  
wie aus dem Grabe zu erheben und aus dem Schatten der  
Kirche hervorzukommen. Im nächsten, Augenblick wur-  
de der Räuber mit starker Hand an der Schulter ergriffen.  
»Was ist dies? Und noch dazu auf geheiligtem Boden! Laß  
sie los, Elender!« Der Mann, der aus Aberglauben und

zum Theil aus wirklicher Furcht zitterte, ließ seine Gefangene los, die sogleich vor ihrem Retter auf die Knie fiel.

»Sie werden mir doch nicht auch etwas zu Leide thun wollen,« sagte sie, indem Thränen ihre Wangen herunterrollten. »Ich bin ein gutes Mädchen – und mein Großvater ist blind.«

Der Fremde beugte sich nieder und erhob sie vom Boden, dann sah er sich mit einem Auge, welches durch die Dunkelheit Feuer sprühte, nach dem Räuber um und bemerkte, daß der Feigling sich davonschlich, er hielt es nicht der Mühe werth, ihn zu verfolgen.

»Mein armes Kind,« sagte er mit jener Stimme, welche der Starke gegen den Schwachen, der Mann gegen ein verwundetes Kind annimmt, mit der Stimme der zarten Ueberlegenheit und des Mitleids, »Sie haben jetzt keine Ursache sich zu fürchten, beruhigen Sie sich. Wohnen Sie in der Nähe? Soll ich Sie nach Hause begleiten?«

»Ich danke Ihnen! das ist gütig von Ihnen! bitte, thun Sie es!« Und mit kindlichem Vertrauen faßte sie seine Hand, wie ein Kind die einer erwachsenen Person faßt; so gingen sie miteinander weiter.

»Und kennen Sie jenen Mann?« sagte der Fremde. »Hat er Sie schon früher belästigt?«

»Nein – reden Sie nicht von ihm: *ce me fait mal!*« und sie fuhr mit der Hand über die Stirn. Das Französisch wurde mit so französischem Accent gesprochen, daß der Fremde ihre einfache Kleidung mit einiger Neugierde überblickte.

»Sie sprechen gut Französisch.«

»Meinen Sie? Ich wollte ich wüßte mehr Wörter – mir fallen nur wenige ein. Wenn ich sehr glücklich oder sehr traurig bin, kommen sie mir in den Kopf. Aber ich bin jetzt glücklich. Mir gefällt Ihre Stimme – und Sie gefallen mir auch. – O! ich habe meinen Korb fallen lassen!«

»Soll ich zurückkehren und ihn holen, oder Ihnen einen andern kaufen?«

»Einen andern? – O nein! Kommen Sie mit zurück. Wie freundlich Sie sind! – Ah! ich sehe ihn!« Und sie riß sich von ihm los und eilte vorwärts, um ihn aufzuheben.

Als sie ihn wieder hatte, lachte sie – sprach mit ihm – küßte ihn. Ihr Begleiter lächelte und sagte: »Ein Geliebter hat Ihnen wahrscheinlich den Korb gegeben – es scheint übrigens ein ganz gewöhnlicher Korb zu sein.«

»Ich habe ihn – seit – seit – ich weiß nicht wie lange! Er kam mit mir aus Frankreich und war voll kleiner Spielsachen. Die sind fort und es thut mir so leid!«

»Wie alt sind Sie?«

»Ich weiß nicht.«

»Mein hübsches Kind,« sagte der Fremde mit innigem Mitleid in seiner vollen Stimme, »Ihre Mutter sollte Sie zu dieser Stunde nicht allein ausgehen lassen.«

»Mutter! – Mutter!« – wiederholte das Mädchen im Tone der Ueberraschung.

»Haben Sie keine Mutter?«

»Nein! – Ich hatte einst einen Vater. Aber er starb, wie man sagt. Ich sah ihn nicht sterben. Ich weine zuweilen, wenn ich daran denke, daß ich ihn nie wiedersehen soll!

Aber,« sagte sie, indem ihr schwermüthiger Ton in den der Freude überging, »er soll hier ein Grab haben, wie die Väter der andern Mädchen auch – einen schönen Stein darauf – und Alles von meinem Gelde!«

»Von Ihrem Gelde, mein Kind!«

»Ja, von dem Gelde, welches ich verdiene. Ich verkaufe meine Arbeit und bringe das Geld meinem Großvater; aber jede Woche lege ich ein wenig zurück, zu einem Grabstein für meinen Vater.«

»Soll der Grabstein auf diesen Kirchhof kommen?« Sie waren jetzt in einer andern Gasse und während der Fremde sprach, hielt er sie zurück und beugte sich nieder, um ihr in's Gesicht zu sehen und murmelte dann bei sich selber: »Ist es möglich? – Ja, sie muß es sein!«

»Ja, ich liebe jenen Kirchhof – mein Bruder sagte mir, ich sollte dort Blumen streuen und Großvater und ich sitzen dort im Sommer ohne zu reden. Ich spreche überhaupt nicht viel, sondern singe lieber:

Was gut und harmlos ist, sagt man,  
Hat eine Stimm' zum Singen –  
Das Mädchen bei der Arbeit sitzt,  
Der Vogel übt die Schwingen;  
Die Kleinen beten in der Kirch',  
Den Himmel zu ererben,  
Die Engel, sagt man, freuen sich,  
wenn die Bejahrten sterben!

Und ohne um die verborgene Moral zu wissen, die in den letzten Versen lag und die finster oder erfreulich sein

kann, je nachdem wir den Werth dieser Lebens schätzen, wendete sich Fanny zu dem Fremden um und sagte: »Warum sollten sich die Engel freuen, wenn die bejahrten Menschen sterben?«

»Weil sie von einer falschen und ungerechten Welt erlöst sind, wo der erste Mensch ein Rebell und der zweite ein Mörder war!« murmelte der Fremde mit den Zähnen knirschend.

Das Mädchen verstand ihn nicht, schüttelte sanft ihren Kopf und gab keine Antwort. Nach wenigen Augenblicken blieb sie vor einem kleinen Hause stehen.

»Das ist mein Haus.«

»Ist es so?« sagte ihr Begleiter, indem es mit lebhaftem Blicke das Aeußere des Hauses betrachtete, »und ihr Name ist Fanny!«

»Ja – Jeder kennt Fanny. Kommen Sie mit hinein.« Und das Mädchen öffnete die Thür mit einem Schlüssel. Der Fremde beugte seine stattliche Gestalt, als er durch die niedrige Thür eintrat und folgte seiner Führerin in ein kleines Zimmer.

An einem Tische, auf welchem ein trübes Licht mit langer Schnuppe brannte, saß ein sehr alter Mann, und als er sein Gesicht zu der Thür wendete, sah der Fremde, daß er blind war. Das Mädchen sprang zu seinem Stuhl, schlang ihre Arme um den Hals des alten Mannes und küßte seine Stirn; dann setzte sie sich auf einen Schemel zu seinen Füßen nieder, legte ihre gefalteten Hände auf seine Knie und sagte: »Großvater, ich habe Dir Jemand

mitgebracht, den Du lieben mußt. Er ist so gütig gegen Fanny gewesen.«

»Und erinnert Ihr beide Euch meiner nicht?« sagte der Gast.

Der alte Mann, dessen ausdrucksloses Gesicht auf kindisches Alter deutete, erhob sich ein wenig bei dem Tone der fremden Stimme.

»Wer ist das?« sagte er matt und ärgerlich. »Wer will etwas von mir?«

»Ich bin der Freund Ihres verlorenen Sohnes. Ich bin es, der vor zehn Jahren Fanny in Ihr Haus brachte und sie Ihrer Sorgfalt übergab. Und sie segneten Ihren Sohn und verziehen ihm und gelobten, als Vater an Fanny handeln zu wollen.«

Der alte Mann, der sich jetzt langsam erhoben hatte, zitterte heftig und streckte seine Hände aus.

»Kommen Sie nahe – nahe – lassen sie meine Hände auf Ihren Kopf legen. Ich kann Sie nicht sehen; aber Fanny redet von Ihnen und betet für Sie, und Fanny ist ein Engel für mich gewesen.«

Der Fremde näherte sich und knieete fast nieder, als der alte Mann seine Hände über seinen Kopf ausstreckte und unhörbare Worte murmelte. Todtenblaß – mit halbgeöffneten Lippen – einen lebhaften und schmerzlichen Ausdruck in ihrem Gesichte – blickte Fanny forschend das dunkle, ausdrucksvolle Gesicht des Fremden an, schlich sich Zoll für Zoll näher und berührte furchtsam seine Kleidung, seine Arme, sein Gesicht. »Bruder!« sagte sie endlich zweifelhaft und furchtsam, »Bruder, ich dachte,

ich könnte Dich nie vergessen! aber Du gleichst meinem Bruder nicht, Du bist älter – Du bist – Du bist! – Nein! Nein! Du bist nicht mein Bruder!«

»Ich bin sehr verändert, Fanny, und Du auch!«

Er lächelte, während er sprach, und das Lächeln, welches lieblich und mitleidig war, veränderte den gewöhnlich strengen, ernsten und stolzen Ausdruck seines Gesichtes vollkommen.

»Jetzt kenne ich Dich,« rief Fanny im Tone wilder Freude. »Und Du kommst aus dem Grabe zurück! Meine Blumen haben Dich endlich zurückgebracht! Ich wußte es. Bruder! Bruder!«

Hier warf sie sich an seine Brust und brach in leidenschaftliche Thränen aus. Dann sog sie sich plötzlich zurück, berührte seinen Arm mit ihrem Finger und blickte bittend zu ihm auf.

»Sage mir fest, ist er wirklich todt? Er, mein Vater! – Auch er ging plötzlich verloren, wie Du. Kann er nicht auch wieder zurückkommen wie Du?«

»So trauerst Das noch immer um ihn? Armes Mädchen!« sagte der Fremde ausweichend, indem er sich niedersetzte. Fanny erwartete noch immer eine Antwort auf die rührende Frage; als sie aber keine erhielt, schlich sie sich in einen Winkel des Zimmers, stützte ihr Gesicht auf ihre Hände und schien nachzudenken – endlich flossen Thränen über ihre Wangen nieder und sie weinte still und unbemerkt.

»Aber Herr,« sagte der Gast nach einer kurzen Pause, »wie kommt dies? Fanny sagt mir, sie unterstützt Sie

durch ihre Arbeit. Sind Sie denn so arm? Ich ließ Ihnen doch Ihres Sohnes Vermächtniß zurück und Sie selber, wie ich hörte, waren zwar nicht reich, litten aber doch keinen Mangel!«

»Es ruhte ein Fluch auf meinem Gelde,« sagte der alte Mann finster. »Es wurde uns gestohlen.«

Es trat wieder eine Pause ein, und endlich brach Simon das Schweigen. »Und Sie, junger Mann – wie ist er Ihnen ergangen? Ich hoffe, Sie haben Glück gehabt.«

»Ich stehe noch immer, wie vor Jahren, allein in der Welt, ohne Verwandte und Freunde. Aber Gott sei Dank, ich bin kein Bettler!«

»Keine Verwandte und keine Freunde!« wiederholte der Greis. »Keinen Vater – keinen Bruder – kein Weib – keine Schwester!«

Keine! Niemand, dem etwas daran liegt, ob ich lebe oder sterbe,« antwortete des Fremde mit einer Mischung von Stolz und Traurigkeit in seiner Stimme. »Aber wie es in dem Liede heißt:

Ich kümme mich um Niemand nichts,  
Und Niemand kümmert sich um mich!«

Es lag ein gewisser Pathos in dem Spott, womit er diese allbekannten Verse sprach, obgleich er sich zu gleicher Zeit aufraffte, als sei er sich eines gewissen Stolzes bewußt, indem er sich auf sich selber verließ und nicht von Andern abhängig war, wozu ihn sein muthiges Herz und seine starken Glieder befähigt hatten.

In dem Augenblicke fühlte er eine sanfte Berührung an seiner Hand und erblickte Fanny, die durch ihre noch fließenden Thränen zu ihm auf sah.

»Du hast Niemand, der für Dich sorgt? Sage das nicht! komm und wohne bei uns, Bruder; wir wollen für Dich sorgen. Ich habe nie die Blumen vergessen – nie! Komm! Fanny wird Dich lieben, Fanny kann für Drei arbeiten!«

»Und man nennt sie eine Blödsinnige!« murmelte der alte Mann mit leerem Lächeln auf seinen Lippen.

»Meine Schwester! Du sollst meine Schwester sein! Verlorenes Wesen – welches selbst die Natur betrogen und verrathen hat. Schwester! – Wir beide sind Waisen! – Schwester!« rief der finstere und strenge Mann leidenschaftlich und mit gebrochener Stimme; dann breitete er seine Arme aus, und ohne zu erröthen oder an Scham zu denken, warf sich Fanny an seine Brust. Er küßte ihre Stirn mit einem Kusse, der in der That rein und heilig war, wie der eines Bruders und Fanny fühlte, daß er eine Thräne auf ihrer Wange zurückgelassen, die nicht von ihr herkam.

»Nun, sagte er mit veränderter Stimme, indem er des Greises Hand faßte, »was sagen Sie? Soll ich meine Wohnung bei Ihnen aufschlagen? Ich habe ein wenig Geld; ich kann euch Beide beschützen und unterstützen. Ich werde oft fort sein – in London oder anderswo und werde Sie nicht zu viel mit meiner Gegenwart belästigen. Aber Sie sind blind und Sie sollten nicht allein sein. Diese Gegend und jener Kirchhof sind mir theuer. Auch ich habe meine Mutter verloren. Fanny – und jenes Grab –« er hielt inne

und setzte mit bebender Stimme hinzu: »und Du hast das Grab mit Blumen bestreut?«

»Bleiben Sie bei uns,« sagte der blinde Mann, »nicht um unsertwillen, sondern um Ihrer selbst willen. Die Zelt ist ein böser Ort. Ich bin schon längst des Welt überdrüssig gewesen. Ja, kommen Sie und wohnen in der Nähe des Kirchhofes – je näher Sie dem Grabe sind, desto sicherer sind Sie – und Sie haben ein wenig Geld, sagen Sie?«

»Ich will also morgen kommen. Ich muß jetzt zurückkehren. Morgen, Fanny, werden wir uns wiedersehen.«

»Mußt Du gehen?« fragte Fanny zärtlich. »Aber Du wirst wiederkommen. Du weißt, ich glaubte immer, wer mich verließ, stürbe. Ich bin jetzt klüger. Aber dennoch, wenn Du mich verlässest, so ist mir, als wenn Du für Fanny gestorben wärest!«

In diesem Augenblick hatten die drei Personen eine solche Stellung und einen solchen Ausdruck des Gesichts angenommen, die ein Maler von Geist und Geschicklichkeit gern würde studirt haben. Der Fremde hatte die Thür erreicht, und als er dastand, bildete seine edle Höhe – seine Stärke und Gesundheit in der Blüte des Mannesalters zugleich einen seltsamen Gegensatz zu der gespensterartigen Schwäche des Greises und der anmuthigen Zartheit Fanny's, die halb Mädchen, halb noch Kind war. Es lag etwas Fremdes in seiner Miene und in der halb militärischen Kleidung und dem rothen Bande der Ehrenlegion. Seine Gesichtsfarbe war fast so dunkel, wie die eines Mauren, und sein rabenschwarzes Haar lockte sich dicht

um seinen stattlichen Kopf. Der militärische Schnurrbart – dicht, aber glänzend wie Seide – beschattete die feste Lippe, und der Spitzbart, den die verbannten Carlisten angenommen, erhöhte die Wirkung der starken und stolzen Züge und den Ausdruck des kriegerischen Gesichts.

Aber als Fanny's Stimme in seinem Ohr erklang, wendete er sein stolzes Gesicht ab, und die dunklen Augen, fast orientalisches in ihrem Glanz und ihren tiefen Schatten – schienen sanft und feucht. Und da stand Fanny in einer Stellung so unbewußter Traurigkeit und so kindlicher Unschuld; ihre Arme niederhängend – ihr Gesicht lebhaft zu dem seinigen gewendet – und ein halbes Lächeln auf den Lippen, welches die auf den Wangen noch nicht getrockneten Thränen nur um so rührender machte. Während der hagere, schwache alte Mann mit weißem Haar und gefurchten Wangen die blinden Augen in das Leere richtete, wurde sein Gesicht, welches gewöhnlich nur den Geistesschlaf des vorrückenden kindischen Alters ausdrückte, plötzlich ernst und gedankenvoll, als Fanny vom Tode sprach.

#### FÜNFTES KAPITEL.

*Ulysses.* Die Zeit trägt einen Schnappsack mit,  
In den Almosen für Vergessenheit  
Sie steckt. – Beharrlichkeit, mein guter Freund,  
Erhält die Ehre blank.  
*Troilus und Cressida.*

Ich habe mich nicht bestrebt – was zu Anfang dieser Erzählung leicht gewesen wäre – aus dem Geheimniß der Namen und Personen eine Quelle des gemeinen Interesse abzuleiten. Sowie der Leser in Charles Spencer auf einen Blick Sidney Morton erkannt hat, so wird er auch in Philipp de Vaudemont – in dem Fremden, der Fanny rettete – sogleich den Helden meiner Erzählung erkannt haben; doch da keiner von diesen jungen Männern ein besseres Recht an den aufgegebenen als an den angenommenen Namen hat, so wird es einfacher und passender sein, sie mit den Namen zu benennen, unter welchen sie jetzt in der Welt bekannt waren. Philipp de Vaudemont war kaum noch dasselbe Wesen, wie Philipp Morton. Bei dem kurzen Besuche, den er dem ältern Gawtreys abgestattet, als er Fanny seiner Fürsorge übergeben, hatte er keinen Namen genannt; den, welchen er jetzt annahm, als er am nächsten Abend in des Mannes Haus zurückkehrte, hörte der Greis zum erstenmal. Da Simon wieder in seine gewöhnliche Gefühllosigkeit versunken war, so sprach er keine Verwunderung darüber aus, daß ein Franzose so gut mit der englischen Sprache bekannt war – er bemerkte kaum, daß der Name französisch war. Simons Alter schien ihn täglich mehr und mehr jenem Zustande näher zu bringen, wo das Leben ein bloßer Mechanismus ist, und die Seele, die sich zum Scheiden vorbereitet, nicht mehr auf das Gebäude achtet, welches schweigend und vernachlässigt in Staub zerfällt. Vaudemont kam mit wenig Gepäck, denn er hatte noch ein Zimmer in London,

und ohne Diener. Das einzige Pferd, welches er mitbrachte, wurde in dem Stalle eines nahen Gasthauses untergebracht, und wie alle Soldaten, schien er mehr für sein Pferd als für sich selbst zu sorgen. Es war nur eine Magd im Hause, die die gröberen Arbeiten verrichtete, und die frugale Speise war für den einfachen und abgehärteten Abenteurer hinlänglich.

Mit freudestrahlendem Gesicht faßte Fanny seine Hand und führte ihn in sein Zimmer. Mit jenem weiblichen Instinkt, der sie nie verließ, hatte das arme Kind sich den ganzen Tag bemüht, das Zimmer so bequem und zierlich als möglich einzurichten. Von ihrem kleinen Schatze hatte sie so viel genommen, um Einkäufe in der Vorstadt zu machen, und bei den Blumen auf dem Tische und dem Feuer im Kamin sah das Zimmer ganz heiter aus. Sie beobachtete ihn, als er sich umsah und fühlte sich gekränkt, als er nicht die Bewunderung äußerte, die sie erwartete. Endlich aufgebracht über die Gleichgültigkeit, die er stets gegen äußere Bequemlichkeit zu zeigen gewohnt war, zupfte sie ihn am Aermel und sagte: »Warum redest Du nicht? Ist es nicht hübsch? – Fanny hat ihr Möglichstes gethan.«

»Und ich danke Fanny tausendmal! Es ist Alles so, wie ich es nur wünschen konnte.«

»Es ist noch ein anderes Zimmer da, größer als dies, aber das böse Weib, welches uns beraubte, schlief darin, und überdies sagtest Du, Du liebest den Kirchhof. Sieh!« und sie öffnete das Fenster und deutete auf den Kirchturm der dunkel gegen den Abendhimmel abstach.

»Dies ist besser als Alles!« sagte Vaudemont und blickte in stiller Träumerei aus dem Fenster, worin Fanny ihn nicht störte.

Und nun war er eingerichtet. Nach einer so wilden, aufgeregten und wechselnden Laufbahn verweilte der Abenteurer in einem ruhigen und bescheidenen Winkel. Aber Stille ist nicht Ruhe – Einsamkeit ist nicht Zufriedenheit. Oft blickte er Morgens und Abends auf die Stelle hin, wo seiner Mutter Herz, der Liebe und des Wehes unbewußt, moderte, und die unwilligen und bitteren Gefühle des verletzten Ausgestoßenen und des Sohnes, der den Namen seiner Mutter nicht rechtfertigen konnte, verscheuchte die unterdrückte und milde Schwermuth, in welche die Zeit gewöhnlich die Trauer um die Todten verwandelt, und womit die meisten von uns an die ferne Vergangenheit und die einst so freudige Kindheit denken.

In der Brust dieses Mannes lagen, unter seiner äußern Ruhe verborgen, jene Erinnerungen und jene Bestrebungen, die so stark sind, wie die Leidenschaften. In seinen früheren Jahren, wo er sich hatte anstrengen müssen, sein Leben zu fristen, hatte er keine Zeit gefunden, genau und tief über die Beraubung nachzudenken, noch über die Schmach, die auf dem Namen seiner Mutter lastete, und die zuerst seinen Morgen in Nacht verwandelt hatte. Sein Rachegefühl gegen die Beauforts war freilich eine lebhaftere, aber wechselvolle und unregelmäßige Leidenschaft gewesen. Sie stand in genauem Verhältniß zu jenen seltenen und romantischen Ereignissen, welche die Phantasie nicht erfinden kann und welche die Erzählung mit

Mißtrauen aus dem großen Vorrathshause des wirklichen Lebens nimmt. Er war die Leiter des geselligen Lebens hinaufgestiegen – und Alles, was er in seiner Kindheit verloren – Alles, was die Räuber seiner Erbschaft gewonnen – die Größe und Macht des Reichthums – vor allen Dingen das stündliche und ruhige Glück eines makellosen Namens, wurde ihm fühlbar und deutlich. Er hatte Eugenie geliebt, wie ein Knabe zum erstenmal ein vollendetes Weib liebt. Er hielt sie für so gebildet – für so sanft für so reich begabt mit den Gefühlen, die einem höheren Wesen angehören, mit einer ewigen Erinnerung an den Schwengel, der ihm erschienen, als er an dem dunklen Abgrunde gestanden. Sie war die Erste gewesen, die ihn mit seinem Schicksal ausgesöhnt – die Erste, die seine Schritte richtig geleitet – die Erste, die das wilde Thier in seiner Brust gezähmt – es war der junge Löwe durch Una's Augen bezaubert. Seine Geschichte war bei Lord Lilburne kurz und wahr erzählt worden. Ungeacht seines Stolzes, der sich empörte, einer andern Person und noch dazu einem Weibe, solche Verpflichtung schuldig zu sein – der sich gegen eine Verkleidung empörte, die ihn allein und plötzlich vor der Entdeckung der Vergangenheit und vor den Schrecken der Zukunft schützte – hatte er sich ihr, der Sanften und Weisen, hingeeben, in deren Urtheil er keinen Zweifel setzen konnte, und die skandalösen Lügen, die der Bediente verbreitete, dessen Verschwiegenheit Eugenie lieber ihre eigene Ehre, als das Leben eines Andern anvertraut hatte, hatten Philipp,

wie Liancourt richtig bemerkte, keine andere Wahl gelassen, als die, welche Madame de Merville zu ihrem Glück und zur Rettung ihres guten Namens vorzog. Dann war ein kurzer Zeitraum gefolgt – die Feiertage des Lebens – ein Zeitraum der jungen Hoffnung und Leidenschaft, des Glücks und der Wonne, der mit ihrem Tode schloß, und ihn wieder einsam in der Welt zurückließ.

Als er aus dem Kummer erwachte, der auf Eugeniens Tod folgte, sah er sich plötzlich unter den fremden Gesichtern und den aufregenden Scenen eines orientalischen Hofes, und wendete sich mit strenger Verachtung vom Vergnügen ab, als von einer Untreue gegen die Tote. Allmählig bemächtigte sich seiner der Ehrgeiz – sein Geist erstarkte, wie seine Wange sich bräunte unter jener glühenden Sonne – sein abgehärteter Körper, seine früh geweckte Thatkraft, seine Verachtung der Gefahr machten ihn zu einem tapfern und geschickten Soldaten. Er erwarb sich Ruf und Rang. Doch als die Zeit verging, nahm sein Ehrgeiz einen höhern Flug – seine Sphäre war zu beschränkt; sein unruhiges Temperament konnte die langen Zeiträume des Müßigganges nicht ertragen, die zwischen der Handlung eintraten: er kehrte nach Frankreich zurück; sein Ruf, Liancourt's Freundschaft und Eugeniens Verwandte, die ihm dankbar waren, weil er ihnen so großmüthig den größten Theil ihres Vermächtnisses abgetreten, eröffneten ihm eine neue Laufbahn, die aber schmerzlich und peinigend für ihn war. Am indischen Hofe war nicht nach seiner Geburt gefragt worden, ein Abenteurer war dem andern gleich. Aber in Paris

regte ein Mann, der zu steigen versuchte, die Ironie des Witzes und alle Ränke der Parteien an, und was vermögen Muth und Tapferkeit in der feinen Gesellschaft gegen die Waffen des Spottes? In dem civilisirten Lande nagten wieder alle die Leidenschaften an seinem Herzen, die aus gedemüthigter Selbstliebe und vereiteltem Streben hervorgehen. Er sah also, je mehr er aus seiner Dunkelheit hervortreten bemüht war, desto genauer forschte man nach seiner wahren Herkunft, und Stolz und Ehrgeiz wurden beständig verwundet. Sich durch gewöhnliche Mittel emporzuschwingen, war in der That schwierig für diesen Mann. Da ihm der Name, den er führte, widerwärtig war – da er stets die lebhafteste Hoffnung hegte, das wieder zu erlangen, wozu er sich berechtigt hielt – da er jenen Stolz auf sein Vaterland hegte, der nie den verläßt, der einem freien Staate angehört, wie hart sich derselbe auch mag gezeigt haben, und vor allen Dingen, welches auch sein Ehrgeiz und seine Leidenschaften sein mochten, hatte er eben aus dem Mißgeschick, welches ihm widerfahren war, einen unbesiegbaren Glauben an die endliche Gerechtigkeit des Himmels entlehnt – er hatte sich geweigert, die letzten Bande zu zerreißen, die ihn mit seiner verlorenen Erbschaft und mit seinem verlassenen Vaterlande verknüpften – er wollte sich nicht naturalisiren lassen – um den Namen, den er führte, gesetzlich unbestritten zu machen – er war zufrieden, ein Ausländer zu sein. Auch war Vaudemont nicht eigentlich zu jener Krisis in der gesellschaftlichen Welt geeignet, wo die Männer der Journale die Männer der Handlung auf die Seite

drängen. Er hatte die Literatur nicht cultivirt, er hatte keine Bücherkenntniß – die Welt war seine Schule gewesen und das rauhe Leben sein Lehrer. Außerordentlich geschickt in jenen körperlichen Uebungen, welche die Männer, und besonders die Soldaten bewundern, ruhig und gesetzt in seinem Benehmen, von vortheilhafter Persönlichkeit, von großem Talent und geübter Beobachtungsgabe überwand er beständig die Hindernisse, die ihn umgaben, und erlangte die Gunst der Mächtigen. Es war natürlich, daß ein Mann, der so ausgewachsen und unter solchen Verhältnissen war, sich nicht für die Sache des Volks interessirte. Er war kein Bürger des Staats, er war ein Fremder im Lande. Er hatte zuviel von der Menschheit gelitten und litt noch, um jene Menschenliebe zu besitzen, die zuweilen träumerisch ist aber stets edel, kurz, die gewöhnlich aus unseren Studien entspringt, nicht auf dem Markte, sondern im Studirzimmer. Die Menschen verlieren leider nur zu oft den demokratischen Enthusiasmus, im Verhältniß wie sie Grund finden, Argwohn und Verachtung gegen ihr Geschlecht zu empfinden. Und wenn es keine Hoffnungen auf die Zukunft gäbe, welche uns zu lehren dieses harte praktische Alltagsleben nicht ausreicht, da würden die Traumbilder und der Ruhm, die dem Glauben an das Volk angehören, durch die Ungerechtigkeit, durch die Thorheiten und Laster der Welt, wie sie ist, getrübt, in lauwarne Parteisucht übergehen. Ueberdies war Vaudemont's Gedankenrichtung die des Lagers, durch Systeme bestätigt, die im Orient allgemein

sind: er betrachtete das Volk wie ein Soldat es gewöhnlich thut, der an Disciplin und Ordnung gewöhnt ist. Seine Theorien, oder vielmehr seine Unbekanntschaft mit dem, was an der Theorie Gesundes ist, billigten die Ausschweifungen Karls des Zehnten, aber nicht die Schüchternheit und Furchtsamkeit, vermöge welcher diese Ausschweifungen mit Schande und Absetzung endeten. Im Herzen verwundet, von stolzem Kummer gequält, gehorchte er dem königlichen Befehle und folgte dem verbannten Monarchen. Seine Hoffnungen waren gestürzt und seine Laufbahn in Frankreich auf immer vernichtet. Als er aber nach England kam, fand sein Gemüth, dem es nicht an Hülfquellen fehlte, bald neue Nahrung. In dem Lande, wo er keinen Namen hatte, konnte er sein Glück wieder aufbauen. Es war ein kühnes Unternehmen, eine unwahrscheinliche Hoffnung; aber die Worte, die er auf der Brücke in Paris gehört hatte – Worte, die ihn oft in seiner Verbannung bei Mühseligkeiten und Gefahren erheitert hatten, tönnten ihm wieder in die Ohren als er an's Ufer seines Vaterlandes sprang, Zeit, Glauben, Energie.

Während sich sein Charakter in den größeren und umfangreicheren Beziehungen des Lebens so bewährte, wurden in den engeren Kreisen der Gesellschaft viele seltene und edle Eigenschaften sichtbar. Freilich war er strenge, vielleicht gebieterisch – von einem Temperament, welches stets nach Befehl strebte; doch sehr empfänglich für Freundlichkeit, und wenn ihn die fürchteten, die sich ihm widersetzten, so wurde er von denen geliebt, die ihm dienten. Es lag jene Mischung von Zartheit

und Wildheit in seinem Charakter, die einem Krieger des Alterthums angehörte. Obgleich so wenig belesen, hatte das Leben ihm eine gewisse Poesie des Gefühls und Gedankens gelehrt: mehr Poesie vielleicht in den stillen Gedanken, die in glücklicheren Augenblicken seine Einsamkeit erfüllten als in der Hälfte der Blätter lag, die sein Bruder an dem träumerischen See gelesen und beschrieben. Eine gewisse Größe des Gedankens und ein Adel der inneren Antriebe machte, daß er die Gefühle in Handlungen darstellte, die Andere in Büchern niederschrieben. Bei allen seinen Leidenschaften verachtete er die Ausschweifung; bei all seinem Streben nach der Macht des Reichthums hielt er den Luxus seiner unwürdig. Einfach, männlich, strenge, enthaltsam war er von der Form des Charakters die in früheren Zeiten den Männern der erfolgreichen Handlung eigen gewesen. Aber zur erfolgreichen Handlung sind die Umstände nöthiger, als zum triumphirenden Studium.

Es war zu erwarten, daß er im Verhältniß, wie er mit dem reinen und edleren Leben vermutet wurde, mit tiefer Erniedrigung seine frühere Verbindung mit Gawtrey betrachtete. In dieser Hinsicht war er strenger gegen sich als jeder andere, reine und gerecht denkende Geist es würde gewesen sein, wenn er die Armuth, den Hunger und die Verzweiflung betrachtet hätte, die ihn zu Gawtrey getrieben, seine unvollkommene Erziehung, das knabenhafte Vertrauen und die Neigung, die er für seinen Beschützer empfunden, so wie seine eigene Unbekanntschaft mit den schlimmeren Handlungen jenes

unglücklichen Verbrechers. Aber wenn der Mann bei der Erfahrung, die er jetzt erlangt hatte, ruhig zurückblickte, erglühte seine Wange vor reuevoller Scham über seinen rücksichtslosen Vorgang, dessen Gefahr der Knabe zur Zeit nicht eingesehen. Indessen gingen zwei Vortheile aus dem Irrthum und der Reue hervor: erstens demüthigte die daraus hervorgehende Erniedrigung einigermaßen einen Stolz der sonst hochfahrend und unliebenswürdig gewesen sein möchte, und zweitens, wie ich schon früher angedeutet, gewährte die innige Dankbarkeit, die er dem Himmel für die Rettung aus den Schlingen der Jugend sollte, seiner Zukunft einen ernsten und aufrichtigen Glauben zum Führer. Er sah keinen Zufall mehr im Leben. Bei allen seinen Kämpfen, bei seiner Schwermuth, bei seinem Gefühl des ihm widerfahrenen Unrechts verzweifelte er nie, denn nichts konnte jetzt seinen Glauben an eine leitende Vorsehung erschüttern.

Die Lebensweise und Gewohnheiten Vaudemont's waren in Uebereinstimmung mit denen des ruhigen Haushalts, wo er sich als Gast aufhielt. Gleich den meisten Männern von starkem Körperbau, die an geschäftiges Leben gewöhnt sind, stand er früh auf, ritt gewöhnlich nach London und kehrte um Mittag zu der frugalen Mahlzeit zurück. Wenn Fanny und Simon sich zur Ruhe begaben, kehrte er oft noch einmal nach London zurück, und schloß sich selber das Haus auf, ohne den Schlaf der Hausgenossen zu stören. Zuweilen, wenn die Sonne zu

sinken begann, wenn die Luft warm war, schlich der alte Mann, auf seinen starken Arm gestützt, durch die benachbarten Gassen zu dem einsamen Begräbnißplatze; oder wenn der blinde Mann bei seinem Kamin blieb und sich zum Schlaf anschickte, ging Philipp mit Fanny aus und an den Tagen, wo sie ihre Arbeit verkaufte oder ihre Einkäufe besorgte, begleitete er sie stets. Und ihre Wangen röthete sich vor Stolz, wenn sie ihn ihren kleinen Korb tragen und in geduldigem Nachdenken draußen warten sah, während sie ihre Geschäfte in den Läden besorgte. Obgleich Fanny's Verstand in ihrem Innern reifte, so war doch ihre Oberfläche täuschend. Es war immer, als ob etwas ihre Fähigkeiten hemmte, ohne daß es ihr an den Fähigkeiten selber fehlte. Ihre Schwäche war mehr von der Art eines Kindes, als einer Person, die an einer unheilbaren Verstandesschwäche leidet. Z. B. leitete sie den kleinen Haushalt mit Geschicklichkeit und Klugheit; sie konnte so schnell wie Vaudemont selber das, was zu ihren einfachen Beschäftigungen gehörte, im Kopfe ausrechnen, sie kannte den Werth des Geldes, und das ist mehr, als manche von unsern weisen Leuten verstehen. Ihre Geschicklichkeit in verschiedenen weiblichen Handarbeiten, die sie schon als Kind gezeigt, wurde nicht nur durch Beharrlichkeit, sondern auch durch Erfindung und besonderes Talent zu einer wunderbaren Vollkommenheit gebracht. Ihre Blumenstickerei auf Seide, die damals noch seltener war, als jetzt, wurde von den großen Modehändlerinnen Londons sehr gesucht, zu welchen dieselbe durch Miß Semper gelangte. Alles dies hatte sie

seit Jahren in den Stand gesetzt, sich und ihrem blinden Beschützer jede nothwendige Bequemlichkeit des Lebens zu verschaffen, und ihre Sorgfalt für den alten Mann war schön in ihrer Einzelheit und ihrer Wachsamkeit. Beständig, wenn ihr Herz an etwas Antheil nahm, zeigte sich nie der Mangel des Verstandes. Vaudemont war gerührt, zu sehen, wie viel zärtliche und mitleidige Achtung sie in der Nachbarschaft, besonders unter den niedrigeren Klassen, zu genießen schien – selbst der Bettler, der die Uebergänge über die Straße kehrte, bettelte sie nicht an, sondern war froh, sie zu sehen, wenn sie vorüberging; und der rauhe, unzufriedene Handwerker beantwortete mit erheiterter Stirn das Lächeln, womit das harmlose Geschöpf ihn begrüßte. Welchen Reiz ihr auch ihre Jugend, ihre Schönheit, ihr Unglück und ihr rührender Fleiß gewähren mochten, so wurde doch Alles in den Augen der ärmeren Nachbarn durch jene kleinen Züge der Wohlthätigkeit und Freundlichkeit erhöht; manches kranke Kind hatte sie gepflegt und mancher brodlose Tisch hatte etwas von dem Vorrathe hinweggenommen, den sie zu dem Grabmale ihres Vaters aufgespart hatte.

»Glaubst Du nicht,« flüsterte sie einst Vaudemont zu, »daß Gott mehr auf uns achtet, wenn wir gut gegen die sind, welche arm und hungrig sind?«

»Gewiß, so hat man uns zu denken gelehrt.«

»Gut, ich will Dir ein Geheimniß sagen – mußt es aber nicht wiedersagen. Großpapa sagte einst, mein Vater habe böse Dinge gethan; wenn nun Fanny gut ist, gegen die,

denen sie helfen kann, so glaube ich, wird. Gott sie gütiger anhören, wenn sie ihn bittet, daß er verzeihe, was ihr Vater gethan. Denkst Du auch so? Sage es – Du bist doch klug!«

»Fanny, Du bist klüger, als wir Alle; ich fühle mich besser und glücklicher, wenn ich Dich reden höre.«

Es gab in der That Augenblicke, wo Vaudemont glaubte, daß die Mängel ihres Verstandes schon längst durch geschickte Erziehung und Umgang mit Mädchen ihres Alters hätten verbessert werden können; doch hatte sich Fanny selbst in der Schule von diesem Umgange fern gehalten. In andern Augenblicken zeigte sie sich so geistesabwesend, so zerstreut, so phantastisch und unzusammenhängend, daß Vaudemont mit seinem weltlichen Auge nichts weiter als schwermüthige Verwirrung darin lesen konnte. Dennoch, wenn gleich die Gedankenfäden verwickelt waren, so war doch jeder derselben ein Goldfaden, Fanny's großer Zweck – ihr großer Ehrgeiz – ihre einzige Hoffnung – war ein Grabmal für ihren vermeintlichen Vater. Sei es nun aus jener Verehrung des Grabes, die vielleicht in katholischen Ländern am meisten gefühlt wird und die sie im Kloster eingesogen hatte, oder wegen ihres Aufenthalts, so nahe bei dem Begräbnißplatze und wegen der Verehrung, womit dieser Ort betrachtet wurde – welcher auch die Ursache sein mag, so hatte sie seit einigen Jahren, wie andere junge Mädchen vom Altar träumen – nur von Grabsteinen geträumt. Aber der Schatz wurde so langsam gesammelt – bald war der alte Gawtreys krank – bald ging der Miethzins nicht zur

rechten Zeit ein – bald kam der Preis ihrer Arbeit herunter – und bald, was am häufigsten geschah, wurde ein Anspruch an ihre Mildthätigkeit gemacht, der ihren Ersparnissen zu frommem Zweck eine Summe entzog. Dies war ein Gefühl, worin ihr neuer Freund aufrichtig mit ihr übereinstimmte; denn auch er erinnerte sich, daß er für sein erstes Geld jenen bescheidenen Grabstein gekauft, der das Andenken seiner Mutter noch über der Erde bewahrte.

Inzwischen verging ein Tag nach dem andern und Fanny widerfuhr keine neue Gewaltthätigkeit. Nach und nach hörte Vaudemont – und Fanny's Bericht war sehr verwirrt – worin ihre Gefahr eigentlich bestanden.

Eines Tages hatte sich Fanny durch das schöne Wetter verleiten lassen, auf dem Wege fortzugehen, der weiter in's Land führte, und da sei ihr ein Herr in einem Wagen begegnet, der sie, wie sie sagte, sehr freundlich angeredet. Nach mehreren Fragen, die sie alle mit argloser Unschuld beantwortet, habe er ihr Geschäft erfahren und darauf bestanden, einige von ihren Arbeiten zu kaufen, die sie gerade in ihrem Korbe gehabt, und ihr versprochen, ihr einen beständigen Käufer zu verschaffen, der ihr ihre Arbeiten unter viel vortheilhafteren Bedingungen abnehmen würde, als bisher geschehen, wenn sie in das Haus einer Mrs. West kommen wolle, die etwa eine Meile von der Vorstadt nach London zu wohne. Dies versprach sie zu thun und that es auch, in Folge der Adresse, die er ihr gegeben. Sie wurde zu einer Dame geführt, die viel gepflegter war, als Fanny je eine Dame gesehen – der

Herr war auch zugegen – sie überhäuften sie mit Complimenten und kauften ihre Arbeit zu einem Preise, so daß sich alle Hoffnungen des armen Mädchens, in Betreff des Grabsteines für Wilhelm Gawtrej, zu erfüllen schienen – als verfolge jenen wilden Mann sein Schicksal noch bis über das Grab hinaus und als solle selbst sein Grabstein mit dem Gelde des Verführers erkauft werden. Die Dame bestellte sie wieder zu sich; doch inzwischen traf sie Fanny auf der Straße, und während sie sie anredete, ging zum Glück die Putzmacherin Miß Semper vorüber, wendete sich nur, sah die Dame fest an, wendete eine sehr zornige Sprache gegen sie an, ergriff Fanny's Hand und zog sie mit sich fort, während die Dame sich fortschlich. Sie sagte ihr dann, die Dame sei ein sehr schlechtes Weib und Fanny müsse nie wieder mit ihr reden. Fanny versprach dies mit Freuden, und die Dame, die sich entweder vor dem Pöbel oder vor der Obrigkeit fürchtete, kam nie wieder in ihre Nähe.

»Und ich gab Miß Semper das Geld, welches sie mir gegeben,« so schloß Fanny, »und sie sagte, sie wolle es zurückschicken.«

»Du thatest Recht, Fanny, und da Du Miß Semper ein Versprechen ablegtest, so mußt Du mir auch versprechen, niemals ohne mich, oder irgend eine andere Person, aus dem Hause zu gehen. Nein, nicht mit einer andern Person – nur mit mir. Ich will alles Andere bei Seite setzen und mit Dir gehen.«

»Willst Du das? O ja, ich verspreche es! Ich ging sonst so gern allein, aber es war ehe Du kamst, Bruder.«

Und da Fanny ihr Versprechen hielt, hätte es ein kühner Mensch sein müssen, der es gewagt, sie an der Seite dieses stattlichen und starken Beschützers zu belästigen.

## SECHSTES KAPITEL.

*Timon.* Ein Dieb ist jedes Ding;  
Und das Gesetz, Eu'r Zaum und Peitsche, übt  
In rauher Kraft den Diebstahl ungestraft.

*Timon von Athen.*

An dem Tage und zu der bestimmten Stunde, wo der Fremde Herrn Beaufort hatte wieder besuchen wollen, saß Lord Lilburne im Bibliothekzimmer seines Schwagers, und vor dem Lehnssessel, auf dem er nachlässig ruhte, stand unser alter Freund Sharp, der Polizeimann.

»Herr Sharp,« sagte der Pair, »ich habe Sie rufen lassen, um mir einen kleinen Dienst zu erweisen. Ich erwartete hier einen Mann, der meinem Schwager, dem Herrn Beaufort, einige Nachricht über einen Rechtsstreit geben zu wollen versprochen. Es ist nöthig, zu erfahren, ob sein Zeugniß von Wichtigkeit ist oder nicht. Ich wünsche, daß Sie alle Einzelheiten hinsichtlich seiner erforschen mögen. Sein Sie so gut, sich aus dem Vorsaale in den Stuhl des Portiers zu setzen; beobachten Sie ihn, wenn er eintritt, ohne daß er Sie bemerkt – aber da er Ihnen wahrscheinlich fremd ist, so beobachten Sie ihn genauer, wenn er das Haus verläßt, folgen Sie ihm in einiger Entfernung, machen Sie ausfindig, wo er wohnt, mit wem

er umgeht, welche Personen er besucht, ihre Namen, ihren Ruf und ihr Geschäft – mit einem Wort, Alles, was Sie können, und ertheilen Sie mir darüber diesen Abend Bericht. Verfolgen Sie ihn gut, verlieren Sie ihn irgendwie aus dem Gesicht – Sie sollen gut belohnt werden. Sie verstehen mich.«

»Ah! Lassen Sie mich nur machen, Mylord,« sagte Sharp. »Ihr Herr Schwager hat mich schon früher beschäftigt, und er weiß, daß er sich auf mich verlassen kann.«

»Ich bezweifle es nicht. Auf Ihren Posten – ich erwarte ihn jeden Augenblick.«

Kaum hatte sich Sharp in den Stuhl des Portiers gesetzt, als der Fremde schon an die Thür klopfte. Im nächsten Augenblick wurde er zu Lord Lilburne geführt.

»Mein Herr,« sagte Seine Herrlichkeit, ohne aufzusehen, »sein Sie so gut, jenen Stuhl zu nehmen. Herr Beaufort hat die Stadt verlassen müssen und mich gebeten, mit Ihnen zu reden – ich gehöre zu seiner Familie – seine Frau ist meine Schwester – Sie können so offen mit mir reden, wie mit ihm vielleicht noch offener.«

»Darf ich um Ihren Namen bitten, mein Herr,« sagte der Fremde, seine Kravatte in Ordnung bringend.

»Ihren zuerst – Geschäft ist Geschäft.«

»Nun also, Kapitän Smith.«

»Von welchem Regiment?«

»Auf halbem Sold.«

»Ich bin Lord Lilburne. Ihr Name ist Smith, hm!« setzte der Pair hinzu, indem er einige Papiere ansah, die vor ihm

lagen. »Ich sehe, das ist auch der Name des Zeugen, auf den sich Mrs. Morton berufen, hm!«

Bei dieser Bemerkung, und noch mehr bei dem Blicke, wovon dieselbe begleitet war, wurde Kapitän Smith sichtbar verlegen; er räusperte sich und sagte mit einigem Zögern: »Mylord, jener Zeuge ist am Leben!«

»Ohne Zweifel – Zeugen sterben nie, wo ein großes Vermögen auf dem Spiele steht und man einen Betrug beabsichtigt.«

Zu diesem Augenblick trat der Diener ein und überreichte Lord Lilburne ein zierlich zusammengelegtes Papier. Er sah es mit Erstaunen an – öffnete es und las folgende mit Bleistift geschriebene Worte:

»Mylord!

»Ich kenne den Mann; hüten Sie sich vor ihm; er ist ein so arger Schurke, wie nur je einer lebte; er wurde vor drei Jahren deportirt, und obgleich diese Zeit abgekürzt worden ist, so ist er doch ohne Urlaub abwesend. Wir pflegten ihn immer den tollen Jerry zu nennen. Der junge Mensch, den wir auf Herrn Beaufort's Wunsch aufsuchten, war ein Kamerad von ihm. Entschuldigen Sie meine Freiheit.

J. Sharp.«

Während Lord Lilburne diesen Brief an's Licht hielt und ihn mit Mühe las, erlangte Kapitän Smith seine Fassung wieder und begann folgendermaßen:

»Betrug, Mylord! Betrug! Ich verstehe Sie in der That nicht. Eure Herrlichkeit scheinen so argwöhnisch, daß man sich ganz unbehaglich fühlt. Freilich gilt es mir

gleich, und wenn Herr Beaufort es nicht für gut hält, selber mit mir zu reden, so wird es am besten sein, ich mache Ihnen meine Verbeugung.«

Und Kapitän Smith stand auf.

»Warten Sie einen Augenblick, Herr. Was Herr Beaufort noch thun mag, kann ich nicht sagen; aber ich weiß nur so viel, daß Sie eines schweren Vergehens schuldig sind, und wenn Ihr Zeuge oder Ihre Zeugen – Sie mögen deren fünfzig haben, so viel ich weiß – gleich schuldig sind; so ist es um so schlimmer für Sie.«

»Mylord, ich verstehe Sie in der That nicht.«

»Dann will ich mich deutlicher ausdrücken. Ich beschuldige Sie, in der Absicht Geld zu erpressen, eine schmachvolle Lüge erfunden zu haben. Lassen Sie Ihre Zeugen vor Gericht auftreten, und ich verspreche Ihnen, daß Sie, Ihre Zeugen und der junge Mann, Herr Morton, für den Sie zeugen wollen, der schwärzesten Conspiration für schuldig erklärt werden sollen. Herr Smith, ich kenne Sie, und vor morgen früh um zehn Uhr werde ich auch wissen, ob Sie vor Seiner Majestät Erlaubniß hatten, die Colonie zu verlassen! Jetzt, denke ich, habe ich mich deutlich genug ausgesprochen.«

Und Lord Lilburne warf sich in seinen Stuhl zurück und betrachtete kalt das bleiche Gesicht und den erschrockenen Ausdruck des muthlosen Kapitäns. Nach einer Pause der Verwirrung, des Erstaunens und der Furcht machte dieser würdige Mann mit drohender Geberde einen unwillkürlichen Schritt auf Lilburne zu. Der Pair griff ganz ruhig nach der Glocke.

»Noch einen Augenblick,« sagte der Letztere, »wenn ich mit dieser Glocke klinge, so geschieht es nur, Sie in's Gefängniß bringen zu lassen. Lassen Sie sich noch einmal hier bei Herrn Beaufort sehen – ja – lassen Sie ihn nur ein Wort von diesem beabsichtigten Rechtsstreit hören, und Sie kehren in die Colonie zurück. Pah! Sehen Sie mich nicht so finster an, Herr! Ein Polizeimann ist im Vorsaal. Gehen Sie! – Nein, warten Sie noch einen Augenblick und nehmen eine gute Lehre mit. Wagen Sie nicht wieder, Leuten von Stande und Vermögen zu drohen. Jeder reiche Mann ist mit einer Mauer umgeben – rennen Sie lieber nicht mit dem Kopfe dagegen.«

»Aber ich schwöre feierlich,« rief der Schurke mit solchem Nachdruck, der den Anschein der Wahrheit hatte, »daß die Trauung stattgefunden.«

»Und ich sage nicht weniger feierlich, daß jeder, der dies vor einem Gerichtshofe beschwört, als Meineidiger soll bestraft werden. Pah! Sie sind bei alle dem ein trauriger Schurke!oua Und mit einer Miene überlegener und halb mitleidiger Verachtung wendete sich Lord Lilburne um und schürte das Feuer. Kapitän Smith murmelte etwas, beschäftigte sich einen Augenblick mit seinen Handschuhen, zuckte dann die Achseln und schlich sich hinaus.

An demselben Abend empfing Lord Lilburne wieder seine Freunde, und unter seinen Gästen befand sich auch Vaudemont. Lilburne war ein Mann, der das Studium menschlicher Charaktere liebte, besonders von solchen Männern, die mit der Welt kämpften. Gänzlich frei von

jeder Art des Ehrgeizes schien er sich mit seiner Gefühllosigkeit dadurch auszusöhnen, daß er die Unruhe, die Kränkung und die Qualen der Herzens untersuchte, die das Loos der Ehrgeizigen sind. Gleich der Spinne in ihrer Höhle beobachtete er mit hungrigem Vergnügen die Fliegen, die in dem Gewebe zappelten, durch dessen schlüpfri- ges Labyrinth er mit leichter Sicherheit dahinschritt. Ein Grund, warum er das Spiel liebte, war vielleicht weniger die Freude am Gewinne, als die philosophische Behaglichkeit, womit er sich an den Bewegungen derjenigen weidete, die verloren. Statt heiter und leidenschaftslos, außer bei der Ausschweifung, hätte Magendie, der die Experimente der Wissenschaft bis zu der Todesqual eines gefolterten Hundes verfolgte, nicht mehr in seine Wissenschaft versenkt und gleichgültiger gegen den Hund sein können, als Lord Lilburne, wenn er ein Schlachtopfer zugrunde richtete; bei der Prüfung der menschlichen Leidenschaften – gleichgültiger bei den krampfhaften Bewegungen des Unglücklichen, den er folterte. Er wünschte Vaudemont Geld abzugewinnen, um diesen Mann zu Grunde zu richten, der großmüthiger sein wollte, als andere Leute – um einen kühnen Abenteurer dem Glücksrade unterworfen zu sehen, welcher in einem Spiel Karten herrscht – und alles dies natürlich ohne den geringsten Haß gegen den Mann, den er, so viel er wußte, zum erstenmal sah. Im Gegentheil empfand er einen gewissen

Respekt für Vaudemont. Gleich den meisten weltlich gesinnten Männern war Lord Lilburne für die eingenommen, die im Leben zu steigen suchen, und gleich Männern, die sich in männlichen und athletischen Uebungen ausgezeichnet haben, nahm er Antheil an denen, die zu denselben glücklichen Erfolgen geeignet schienen.

Liancourt führte seinen Freund auf die Seite, als Lord Lilburne mit seinen andern Gästen sprach: »Ich darf Sie nicht warnen, da ich selber nie spiele, sich nicht der zarten Großmuth Lord Lilburne's hinzugeben; bedenken Sie, daß er ein bewundernswürdiger Spieler ist.«

»Nun,« antwortete Vaudemont, »ich wünsche diesen Mann kennen zu lernen: ich habe Gründe, die allein mich bewegen, in sein Haus zu treten. Ich kann schon etwas wagen, weil ich zu sehen wünsche, ob ich nicht etwas für Jemand gewinnen kann, der mit theuer ist. Und übrigens,« setzte er leiser hinzu, »kenne ich ihn zu gut, um nicht auf meiner Hut zu sein.«

Mir diesen Worten schloß er sich Lord Lilburne's Gruppe an und setzte sich zum Kartentische. Beim Abendessen sprach Vaudemont mehr, als seine Gewohnheit war, wendete sich besonders an seinen Wirth und hörte mit großer Aufmerksamkeit Lilburne's schlagende Bemerkungen über alle Gegenstände an, die vorgebracht wurden. Und war es nun Vaudemont's Kunst oder Lord Lilburne's Interesse, einen ihm neuen Charakter zu studiren; oder weil beide Männer sich besonders in allen männlichen Fähigkeiten auszeichneten – ihre Unterhaltung war viel anziehender für sie selber als für Andere,

und so geschah es, daß sie sich noch mit einander unterhielten, als schon das Tageslicht durch die Fenstervorhänge zu dringen begann.

»Ich bin länger geblieben, als alle Ihre andern Gäste,« sagte Vaudemont, sich in dem leeren Zimmer umsehend.

»Es ist das beste Compliment, welches Sie mir hätten machen können. An einem andern Abend können er unsere einsame Unterhaltung mit einem Spiel Ecarté beleben, obgleich ich mich wundere, Herr von Vaudemont, daß Sie in Ihrem Alter und bei Ihrem Aeußern das Spiel lieben. Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie in einem Spiel Karten Herzen suchten. Aber vielleicht sind Sie früh des schönen Geschlechts überdrüssig geworden.«

»Ihre Anhänglichkeit scheint noch jetzt so groß wie immer.«

»Die meine? – Nein, nicht wie immer. In verschiedenen Altern herrschen verschiedene Grade. In Ihrem Alter warb ich, in dem meinen kaufe ich. Das letztere ist das beste, denn es kostet nicht halb soviel Zeit.«

»Ihre Ehe war nicht mit Kindern gesegnet, Lord Lilburne? Vielleicht empfinden Sie zuweilen den Mangel derselben?«

»Wenn das wäre, könnte ich sie zu Dutzenden haben. Andere Damen sind in dieser Hinsicht freigebiger gewesen, als die verstorbene Lady Lilburne, der Himmel habe sie selig.«

»Und wenn Sie wirklich überzeugt wären,« sagte Vaudemont, seine Augen mit einigem Ernst auf seinen Wirth richtend, »daß Sie ein Kind hätten oder vielleicht einen

Enkel – dessen Mutter Sie in Ihrer ersten Jugend geliebt – ein zärtliches und schönes Kind, welches Ihrer Sorgfalt und Ihres Schutzes bedürfte, würden Sie nicht gestatten, daß dieses Kind, wenn gleich unrechtmäßig, Ihnen die Mängel der kindlichen Liebe ersetze?oua

»Kindliche Liebe, mein Vortrefflicher,« wiederholte Lord Lilburne. »was meiner Sorge und meiner Schutzes bedarf! Pah! Mit andern Worten, ob ich einem jungen Vagabunden Tisch und Wohnung geben wollte, der gut genug wäre, zu sagen, daß er ein Sohn des Lord Lilburne sei?oua

»Doch wenn Sie *überzeugt* wären, daß das Kind vielleicht Ihr Sohn oder vielleicht Ihre Tochter wäre! Und der letztere Name ist der zärtlichere und die Tochter hilflos.«

»Mein lieber Herr von Vaudemont, Sie sind ohne Zweifel ein Mann der Galanterie und der Welt. Wenn die Kinder, die das Gesetz uns aufdringt, schon neunmal unter zehn verdammte Plagen sind, wie sollte man denn Vater zu denen sein wollen, die das Gesetz uns zu verstoßen erlaubt. Natürliche Kinder sind die Parias in der Welt und ich – ich bin einer von den Brahmanen.«

»Aber,« fuhr Vaudemont fort, »verzeihen Sie mir, wenn ich die Sache noch weiter fortsetzte. Vielleicht suche ich Ihre Weisheit als Führerin meiner eigenen Handlungen zu benutzen. Gesetzt also, ein Mann hätte geliebt und der Mutter Unrecht gethan; gesetzt, er sähe in dem Kinde ein Wesen, welches ohne seine Hülfe jedem Fluch ausgesetzt sein würde, der die Parias dieser Welt nur zu oft verfolgt, und daß sie mit seiner Hülfe im vorgerückten Alter seine

Gesellschafterin, seine Pflegerin, seine Trösterin werden könnte –«

»Still!« fiel Lord Lilburne mit einiger Ungeduld ein; »ich weiß nicht, wie unsere Unterhaltung sich auf einen solchen Gegenstand lenkte – doch wenn Sie wirklich meine Meinung in Betreff irgend eines Falles im praktischen Leben wissen wollen, so will ich Ihnen dieselbe mittheilen. Sehen Sie also. Herr von Vaudemont, kein Mann hat die Kunst des Stücks mehr studirt, als ich, und ich will Ihnen das große Geheimniß sagen: lassen Sie sich durch so wenig Bande als möglich knüpfen. Pflegerin! – Pah! Sie oder ich könnten wöchentlich eine dinge, die tausendmal sorgsamer und nützlicher wären, als ein lästiges Kind. Trösterin! – ein Mann von Verstand bedarf nie des Trostes, und es gibt keinen Kummer, so lange wir Gesundheit und Geld haben und uns um Niemand in der Welt kümmern. Wenn Sie Leute lieben wollen, so können Sie, wenn es mit ihrer Gesundheit und ihren Umständen schlecht steht, Kummer und Verdruß haben, und das öffnet viele Kanäle zum Schmerz. Leben Sie nie allein, aber fühlen Sie stets allein. Sie halten dies für unliebenswürdig: möglich. Ich bin kein Heuchler und affektire nie etwas Anderes zu sein als ich bin – John Lilburne.«

Als der Pair so sprach, lehnte sich Vaudemont an die Thür und betrachtete ihn mit einer seltsamen Mischung von Interesse und Abscheu. »Und John Lilburne wird als ein großer Mann und Wilhelm Gawtreys als ein großer Schurke betrachtet. Verbergen Sie Ihr Herz nicht? – Nein, ich durchschaue es. Reichthum und Macht bedürfen der

Heuchelei nicht: Sie sind der Mann des Lasters – Gawtreys Mann der Verbrechen. Sie sündigen nie gegen das Gesetz, er war nur ein Verbrecher vermöge seines Handwerks. Und der Verbrecher rettete das Kind vom Laster und die Enkelin, die Sie verläugnen – Ihr eigenes Fleisch und Blut vom Mangel – welchen Mann wird der Himmel als den böseren betrachten? Nein, arme Fanny! ich sehe, daß ich Unrecht habe. Wenn er Dich auch anerkennen wollte, so würde ich Dich doch nicht einer so eiskalten Seele überliefern – der blinde Mann ist besser als der herzlose!«

»Nun, Lord Lilburne,« sagte Vaudemont laut als er aus seiner Träumerei erwachte, »ich muß gestehen, daß Ihre Philosophie die weiseste für Sie zu sein scheint. Mit einem armen Manne würde es anders sein – der Arme bedarf der Zärtlichkeit.«

»Ja gewiß, der Arme,« sagte Lord Lilburne mit einer Miene stolzer Aufrichtigkeit.

»Und ich will noch ferner gestehen,« fuhr Vaudemont fort, »daß mir mein verlornes Geld nicht leid ist, da ich so viel Belehrung aus Ihrer Unterhaltung gezogen habe.«

»Sie sind sehr gütig. Kommen Sie am nächsten Donnerstag wieder und nehmen Revanche. Leben Sie wohl.«

Als Lord Lilburne sich auskleidete und sein Diener ihm dabei behülflich war, sagte er zu diesem: »So bist Du also nicht im Stande gewesen, den Namen des Fremden herauszubringen, der dort eingezogen ist?«

»Nein, Mylord. Sie sagen nur, er sei ein sehr schöner Mann.«

»Du hast ihn nicht gesehen?«

»Nein, Mylord. Was soll ich weiter thun?«

»Hm! Nichts für den Augenblick. Du machst Deine Sache so schlecht, daß ich in eine Klemme kommen könnte. Ich thue nie etwas, was das Gesetz, die Polizei oder die Zeitungen rügen konnten. Ich muß auf ein anderes Mittel denken – hm! Ich gebe nie etwas auf. Nicht wahr, Dykeman? es schlägt mir nie etwas fehl, das ich unternehme! Wenn das Leben so viel werth wäre, als sich die Thoren mit Geschäften und Ehrgeiz darum bemühen, so würde ich wahrscheinlich ein großer Mann mit einer sehr schlechten Leber sein – ha ha! Ich allein von aller Welt brachte heraus, wozu die Welt gut ist! Zieh den Vorhang zu, Dykeman.«

### SIEBENTES KAPITEL.

*Org.* Willkommen, Eis, das ihm das Herz umgibt,  
Es kann Dich keine Hitze schmelzen!

-----

*Reach.* O ehrenvolle Schande!

-----

*Amyk.* Und ihre Zärtlichkeit verdient nicht  
So große Strenge.

*Arm.* Ihr mißverstehet mich, Herr,  
Von dem red' ich mit Achtung, was Apollo  
In dunklen Sinn gekleidet! *Ford.:* »Das gebrochene Herz. <

Wenn Vaudemont es in Betracht des Alters und der Armuth des blinden Simon Gawtreys für seine Pflicht gehalten hatte, sich zu überzeugen, ob Fanny's natürlicher Beschützer in der That der unverbesserliche Egoist sei, wofür Gawtreys ihn erklärt, so hatte ihn die Unterredung einer Nacht hinlänglich bestimmt, auf immer von der Absicht abzulassen, ihre Ansprüche an Lord Lilburne geltend zu machen. Aber Philipp hatte noch einen Beweggrund, eine Bekanntschaft mit diesem Manne fortzusetzen. Der Anblick des Grabes seiner Mutter hatte ihm das Bild jenes verlorenen Bruders wieder vor Augen gestellt, den er zu überwachen gelobt. Und ungeachtet des tiefen Gefühls verletzter Zärtlichkeit, womit er sich noch des grausamen Briefes erinnerte, der die letzte Nachricht von Sidney enthalten hatte, hing Philipp's Herz mit unveränderter Zärtlichkeit an jener schönen Gestalt, die mit allen glücklichen Erinnerungen der Kindheit vereint war, und sein Gewissen, sowie seine Liebe fragten ihn jedesmal, wenn er über den Kirchhof ging: willst Du Dich ja nicht bemühen die letzte Bitte der Mutter zu erfüllen, die ihren Liebling deiner Sorgfalt anempfahl. Wäre Philipp in Mangel, oder der Name, den er jetzt führte, durch seine Handlungen entehrt gewesen, so hätte er sich vielleicht gehütet, seinen Bruder aufzusuchen, dem er nur hätte schaden und nicht dienen können. Doch, obgleich nicht reich, besaß er genug, um seine beschränkten Wünsche zu befriedigen. Und mit einem Gefühl gerechten und edlen Stolzes dachte er daran, daß er den Namen, den ihm Eugenie aufgedrungen, fleckenlos wie einen Hermelin

durch die Prüfungen und Wechsel des Schicksals getragen, die er seitdem bestanden. Sidney konnte ihm nichts geben; und daher war es seine Pflicht, Sidney aufzusuchen. Stets hatte er in seinem Herzen geglaubt, daß die Beauforts mit seinem Geheimniß bekannt sein, welche er immer lebhaft zu vollbringen bemüht war. Um Sidney's willen wollte er seinen Haß gegen die Beauforts besänftigen; er Bekanntschaft nicht zurückweisen; ja, da er durch seinen veränderten Namen und sein verändertes Aussehen allem Verdachte von ihrer Seite entging, so wollte er ihre Bekanntschaft aufsuchen, um seinen Bruder zu finden und Katharina's letzte Befehle zu erfüllen. Sein Umgang mit Lilburne mußte ihn nothwendig bald mit Lilburne's Familie in Berührung bringen. Und in seinen Gedanken wies er die Einladungen nicht zurück. Er fühlte auch ein Interesse, einen Mann zu beobachten, der an sich der Typus der Welt war – der Welt der List und Ränke, der Welt, wie der Prediger sie schildert – der hohlen, sinnlichen, scharfsinnigen, selbstsüchtigen Welt – der Welt, der dies Leben Alles ist und die an keine Zukunft und an keinen Gott denkt.

Lord Lilburne war in der That ein Studium für tiefe Betrachtung. Ein Studium, welches den gewöhnlichen Denker in Verwirrung setzte und die Mischung des tieferen Nachdenkens in Anspruch nahm. Wilhelm Gawtreys hatte nicht gewöhnliche Talente besessen; er hatte entdeckt, daß sein Leben ein einziger Irrthum gewesen – Lord Lilburne's Verstand war viel schärfer als Gawtreys

und er würde nie eine ähnliche Entdeckung gemacht haben, und wenn er das Alter des alten Parr erreicht hätte. Er kämpfte nie gegen das Gesetz an, obgleich er durch alle Gesetze hindurch schlüpfte! Und er kannte keine Gewissensbisse, denn er kannte keine Furcht. Lord Lilburne hatte sich früh verheirathet und seine reiche Frau lange überlebt, welche die Tochter des damaligen Premierministers, und zu jener Zeit die beste Partie war. Auf eine sehr kurze Zeit seines Lebens hatte er sich auf Politik eingelassen – der einzige Ehrgeiz, den er mit Männern seines Ranges theilte, er zeigte Talente, die einen Mann, der so von den Umständen begünstigt war, zu der größten Höhe hätte erheben können, zog sich dann sogleich zurück und nahm seine alten Gewohnheiten und sein altes System des Vergnügens wieder an. »Ich wollte versuchen,« sagte er einmal, »ob der Ruhm eines Kopfwehs werth sei, und ich habe mich überzeugt, daß der Mann, der den Knochen in seinem Munde dem Schatten des Knochens im Wasser aufopfern kann, ein Thor ist.« Von der Zeit an ging er nie in das Oberhaus und erklärte, er habe keine politischen Ansichten irgend einer Art. Dennoch glaubte die Welt allgemein an seine großen Fähigkeiten und Vaudemont unterschrieb widerstrebend das Urtheil der Welt. Doch hatte er nichts gethan, hatte wenig gelesen, lachte der Welt in's Gesicht – und das war bei alledem das vorzüglichste Geheimniß seines Uebergewichts bei denen, die in seinen Kreis gezogen wurden. Diese Verachtung der Welt stellte die Welt zu seinen Füßen. Seine iconische und vornehm scheinende Gleichgültigkeit,

seine deutlich ausgesprochene Ansicht, daß kein anderes Leben als sein eigenes der Mühe werth sei, sich darum zu kümmern, seine Freiheit von allen Kunstausrücken, von allem Vorurtheil und Verstellung die kalte Schlüpfrigkeit, womit er dem Herkömmlichen entschlüpfte, ohne jedoch den Anstand zu verletzen, dessen Sinn im Ohr liegt, und der sich nicht über die That, sondern über den Lärm empört, der davon gemacht wird – Alles dies bildete für die gemeinen Menschen das Wesen und die Grundlage eines triumphirenden Systems; denn kleine Geister legen dem Manne Wichtigkeit bei, der selber Nichts Wichtigkeit beilegt. Lord Lilburne's Ansehen nicht nur in Gegenständen des Geschmacks allein, sondern auch in denen, welche die Welt richtiges Urtheil und gesunden Menschenverstand nennt, wurde als ein Orakel betrachtet. Er kümmerte sich keinen Strohalm um die gewöhnlichen Schaumblasen, die für seine Klasse sonst so anziehend sind; er hatte einen höheren Rang in der Pairswürde und den Hosenbandorden ausgeschlagen und dies wurde oft zu seiner Ehre angeführt. Aber man prüft nur die Tugend eines Mannes, wenn man ihm etwas anbietet, wornach er strebt. Der Grafentitel und der Hosenbandorden waren Lord Lilburne nicht lockender, als eine Puppe oder ein Kreisel; aber hätte man ihm ein unfehlbares Heilmittel gegen Gicht oder ein Gegenmittel gegen das Alter gegeben, so hätte man ihn als seinen demüthigen Knecht gebrauchen können. Lord Lilburne's nächster Erbe war

der Sohn seines einzigen Bruders, der gänzlich von seinem Onkel abhängig war. Er gab ihm tausend Pfund jährlich und hatte ihm eine Stelle bei einer auswärtigen Gesandtschaft verschafft. Er betrachtete seinen Nachfolger als einen Mann, dem es nur an der Macht, nicht an der Neigung fehle, sein Mörder zu werden.

Obgleich Lord Lilburne Aufwand machte und sich nichts versagte, so war er doch durchaus kein verschwenderischer Mann, man konnte ihn in der That für karg halten, denn er wußte, wie viel Bequemlichkeit und Einfluß er seinem Gelde verdanke und daher schätzte er es; er wußte, wie er am besten spekuliren und sein Geld am vortheilhaftesten unterbringen könne. Wenn er Aktien auf einen amerikanischen Kanal nahm, so konnte man gewiß sein, daß die Aktien bald den doppelten Werth erhalten würden; wenn er eine Besitzung kaufte, so konnte man gewiß sein, daß es ein guter Handel war. Sein Takt und glücklicher Erfolg in Geldangelegenheiten erhöhte natürlich den Ruf seiner Weisheit.

In seinem früheren Leben war er ein glücklicher Spieler gewesen und man hatte seine Redlichkeit verdächtigt; doch wie wir kürzlich an einem Manne von gleichem Range wie Lilburne gesehen, obgleich vielleicht von weniger scharfsichtigem und gebildetem Geiste, währt es lange, ehe die Taube sich gegen den kühnen Falken zur Wehre setzt. Das Gerücht war in der That so unbestimmt, daß es keinen Einfluß ausübte. Während der Mitte seiner Laufbahn, als er in der vollen Blüte der Gesundheit und des Glücke war, hatte er das Spiel aufgegeben. In den

letztern Jahren, als ihm bei seinem vorgerückten Alter die Zeit lang wurde, begann er, dasselbe wieder mit seinem früheren Glück. Der Geldmarkt, die Tafel, die Weiber bildeten die andern Beschäftigungen und Unterhaltungen, womit Lord Lilburne seine rosige Muße ausfüllte.

Eine andere Art, wie dieser Mann den Ruf großer Fähigkeit erlangt hatte, war dieser – er machte nie auf irgend eine Kenntniß Anspruch, womit er unbekannt war, eben so wenig auf irgend eine Tugend, die ihm nicht eigen war. Die Redlichkeit selber war nie freier von Prahlerei oder Täuschung, als dieses verkörperte Laster. Wenn die Welt ihn achtete, so erkaufte er ihre Meinung nicht durch Betrug. Niemand sah je Lord Lilburne's Namen auf einer öffentlichen Subscription zu einer neuen Kirche, zu einer Bibelgesellschaft oder für eine unglückliche Familie. Niemand hörte je davon, daß er eine großmüthige, wohlwollende oder freundliche Handlung gethan – Keiner wurde je von einer philanthropischen, frommen oder liebenswürdigen Gesinnung überrascht, die diese spöttischen Lippen aussprachen. Dennoch wurde Lord Lilburne nicht nur geachtet, sondern war auch allgemein beliebt und saß auf dem Richterstuhle der Welt. Mit einem Wort, er erschien Vaudemont als ein glänzendes Beispiel der Macht der Umstände – als ein Beispiel, welchen Ruf und Einfluß ein reicher Mann von guter Geburt erlangen kann, für den der Wille ein Königreich ist. Hätte Lord Lilburne ein wenig Genie besessen, so würden seine Laster bekannt und seine Mängel auffallend geworden sein;

hätte er ein Herz besessen, so hätten ihm seine Gewohnheiten zu zahllosen Thorheiten und in unehrenvolle Verlegenheit geführt. Blei und Stein waren es, die er gleich dem schwächlichen Dichter bei einem Sturm mit sich umhertrug, die sein Gleichgewicht erhielten, der Wind mochte blasen, woher er wollte. Doch alle seine Eigenschaften würden ihm nichts geholfen haben, ohne jene Stellung, die ihn in den Stand setzte, es sich in der Welt bequem zu machen – die jeder Entdeckung, daß es ihm an innerem Adel fehle, die unwidersprechliche Achtbarkeit eines hohen Namens entgegensetzte, eine glänzende Wohnung und reichliche Einkünfte. Vaudemont stellte Vergleichen zwischen Lilburne und Gawtrey an und begriff endlich, warum der Eine ein niedriger Schurke und der Andere ein großer Mann war. Obgleich erst wenige Tage nach seiner Einführung, war Vaudemont schon zweimal in Lord Lilburne's Hause gewesen und ihre Bekanntschaft stand schon auf freundschaftlichem Fuße, als der Erstere eines Nachmittags durch die Straßen nach Harritt und ihm der Pair begegnete, der einen starken Hengst von rein englischer Zucht ritt.

»Ei, Herr von Vaudemont, was führt Sie in diesen Theil der Stadt? – Neugierde, oder der Wunsch etwas zu entdecken?«

»Das könnte bei mir sehr natürlich sein; aber da Sie London so genau kennen – was führt Sie hieher?«

»Nun, ich komme von einem weiten Ritt zurück. Ich habe einen Anfall von der Gicht verspürt und versuche, sie durch Anstrengung zu vertreiben. Ich bin in einem

Landhäuschen gewesen, welches mir gehört und einige Meilen von der Stadt entfernt liegt. – Ein ganz hübscher Platz, beiläufig gesagt – Sie müssen mich im nächsten Monat dort besuchen. Ich werde dort eine Jagd halten! Ich habe ein ziemlich großes Jagdrevier – vermuthlich sind Sie ein guter Schütze?«

»Ich habe in den letzten Jahren nur mit der Büchse geschossen.«

»Das ist Schade; denn da ich eine Jagd von einer Woche einmal im Jahre für genug halte, so fürchte ich, wird Ihr Besuch in Fernside nicht lang genug sein, um sich zu üben.«

»Fernside!«

»Ja; ist Ihnen der Name bekannt?«

»Mich dünkt, ich habe schon früher davon gehört. Kauften oder erbten Eure Herrlichkeit das Haus?«

»Ich kaufte es von meinem Schwager. Es gehörte seinem Bruder – einem lustigen, wilden Kerl, der den Hals brach, als er über ein hohes Thor setzte – durch dieses Thor ging mein Freund Robert an demselben Tage zu dem Besitze eines sehr schönen Vermögens ein.«

»Ich habe davon gehört. Hinterließ der verstorbene Herr Beaufort also keine Kinder?«

»Ja, zwei. Aber sie kamen auf die ursprüngliche Weise zur Welt, wie Herr Owen wünscht, daß wir alle in die Welt kommen mochten. Beiläufig gesagt, der eine verschwand in Paris – vermuthlich ist er Ihnen nie vorgekommen?«

»Unter welchem Namen?«

»Morton.«

»Morton! Hm! der Vorname?«

»Philipp.«

»Philipp! Nein. Aber that Herr Beaufort nichts für die jungen Männer? Ich meine gehört zu haben, daß er gegen einen derselben Mitleid gezeigt.«

»Hörten Sie das? Ah, mein Schwager ist einer von jenen vortrefflichen Männern, von denen die Welt stets gut spricht. Nein, er würde gern einem, oder auch beiden Knaben gedient haben, doch die Mutter schlug alle seine Anerbietungen aus und schritt zum Prozeß, meine ich. Der ältere von diesen Bastarden gerieth auf böse Wege und der jüngere – ich weiß nicht genau wo er ist – wird sich ohne Zweifel bei einem von den Verwandten seiner Mutter aufhalten. Sie scheinen sich für natürliche Kinder zu interessiren, mein lieber Vaudemont?«

»Vielleicht haben Sie gehört, daß man mich auch schon für einen natürlichen Sohn gehalten?«

»Aha! jetzt verstehe ich. Aber Sie wollen gehen? Ich hoffte, Sie würden mit mir umkehren und –«

»Sie sind sehr gütig; aber ich habe ein besonderes Geschäft, welches ich nicht versäumen kann. Guten Morgen, Lord Lilburne.«

Sidney bei einem Verwandten seiner Mutter! Vielleicht zu den Mortons zurückgekehrt! Wie kam es, daß ihm früher eine so wahrscheinliche Vermuthung nie eingefallen war? Er wollte sogleich gehen – noch an demselben Abend zu dem Hause eilen, aus dem er seinen Bruder

weggenommen. Wenigstens würde man ihm dort einige Auskunft geben können.

Von dieser Hoffnung und diesem Entschlusse belebt, ritt er hastig nach H\*, um Simon und Fanny mitzutheilen, daß er vielleicht in zwei oder drei Tagen erst wieder zurückkehren werde. Als er in die Vorstadt eintrat, hielt er bei einem Steinhauer an, von dem er den Leichenstein für seine Mutter gekauft.

Der Mann war bei seiner Arbeit. »Heda!« sagte Vaudemont über den niedrigen Zaun des Hofes blickend, »ist der Grabstein bald fertig, den ich bestellte?«

»Ei, Herr, da Sie ihn gerne so bald haben wollten und es lange Zeit währt, ehe ein neuer fertig wird, so habe ich gedacht, wollte ich Ihnen diesen geben, der bis auf die Inschrift fertig ist. Er war für Miß Deborah Primme bestellt; doch gestern war ihr Messe und Erbe bei mir und sagte, da die arme Dame fünftausend Pfund weniger hinterlassen habe, als er erwartet, so meine er, würde ein hübsches hölzernes Kreuz auch gut genug sein, wenn ich diesen Stein da Jemand anders abstehen könnte. Es ist ein hübscher Stein, Herr. Er sieht so heiter aus –«

»Nun, er ist gut, und Sie können ihn an die Stelle bringen, die ich Ihnen bestimmte.«

»In drei Tagen, Herr.«

»So sei es.« Und als er weiterritt, murmelte er: »Fanny, Dein frommer Wunsch soll erfüllt werden. Aber werden Blumen zu jenem Steine passen?« Er hielt sein Pferd an und ging zu Fuß durch die Gasse, worin sich Simons

Haus befand. Als er sich näherte, sah er Fanny's klare Augen am Fenster. Sie wartete auf seine Rückkehr. Sie eilte, ihm die Thür zu öffnen, und der Wanderer fühlte, daß Musik in dem Fußtritt liege und Sommer in dem Lächeln des Willkommens!

»Liebe Fanny,« sagte er, durch ihren freudigen Gruß gerührt, es erwärmt mein Herz, Dich zu sehen, ich habe Dir ein Geschenk aus der Stadt mitgebracht. Ich erinnere mich aus meinen Knabenjahren, daß meine Mutter einige einfache Lieder so gern sang, an die ich mich immer erinnern muß, wenn ich Dich sehe und höre. Ich glaube, Du würdest sie verstehen und sie wenigstens eben so sehr lieben, wie ich – denn der Himmel weiß,« setzte er für sich hinzu, »mein Ohr ist gewöhnlich unempfindlich genug für das Geklingel des Reimes.« Und er überreichte ihr einen kleinen Band, der die vortrefflichen Lieder enthielt, womit Burns die Natur besingen.

»O, Du bist gütig, Bruder,« sagte Fanny mit thränenvollen Augen und küßte das Buch.

Nach ihrer einfachen Mahlzeit theilte Vaudemont Fanny und Simon die Nachricht mit, daß er auf einige Tage verreisen wolle. Simon hörte es ohne Theilnahme an, aber Fanny wendete ihr Gesicht ab und weinte. »Es ist nur auf einen oder zwei Tage, Fanny.«

»Eine Stunde ist oft sehr – sehr lang,« sagte das Mädchen traurig den Kopf schüttelnd.

»Komm, ich habe noch einige Zeit und die Luft ist milde, Du bist heute noch nicht aus gewesen, wollen wir spazieren gehen –«

»Hm!« fiel Simon ein, indem er sich räusperte und plötzlich lebendig zu werden schien; »wäre es nicht besser, Sie bezahlten mich für Tisch und Logis, ehe Sie gehen?«

»O, Großvater!« rief Fanny, indem sie hocherröthend ansprang.

»O nein, Kind,« sagte Vaudemont lachend, »Dein Großvater kommt mir nur zuvor. Aber reden Sie nicht von Tisch und Logis; Fanny ist eine Schwester für mich, und unsere Börse ist gemeinschaftlich –«

»Ich möchte nur wieder einmal ein Goldstück fühlen – nur fühlen,« murmelte Simon in entschuldigendem Tone, der wahrhaft rührend war, und als Vaudemont einige Goldstücke über den Tisch streute, ergriff der alte Mann dieselben, lachte und sprach mit sich selber, dann stand er mit großer Heiterkeit auf und humpelte aus dem Zimmer gleich einem Raben, der einen listigen Diebstahl in sein Nest trägt.

Dies war für Vaudemont so ergötzlich, daß er in ein lautes Lachen ausbrach. Fanny sah ihn gedemüthigt und verwundert an, dann schlich sie sich zu ihm, faßte sanft seinen Arm und sagte:

»Lache nicht – es schmerzt mich. Es war nicht hübsch von Großpapa; aber – aber es hat nichts zu bedeuten. Es – es – lache nicht – Fanny ist so traurig!«

»Nun, Du hast Recht. Komm, setze Deinen Hut auf, wir wollen ausgehen.«

Fanny gehorchte, aber mit geringerem Vergnügen als gewöhnlich. Und sie gingen durch die Baumgänge, wo,

ungeachtet der kalten Luft, die gelben Blätter noch an den Bäumen hingen.

Fanny brach zuerst das Schweigen.

»Weißt Du wohl,« sagte sie schüchtern, »daß die Leute hier mich für sehr einfältig halten? – Denkst Du auch so?«

Vaudemont erschrack über die Einfalt der Frage und zauderte. Fanny blickte ängstlich und fragend zu seinem dunkeln Gesichte auf.

»Nun,« sagte sie, »Du antwortest nicht.«

»Liebe Fanny, in einigen Dingen wünschte ich Dich freilich weniger kindlich und vielleicht weniger reizend zu sehen. Zum Beispiel diese seltsamen Lieder –«

»Was! hörst Du mich nicht gern singen? es ist meine Art zu reden.«

»Ja singe, hübsches Kind! aber singe etwas, was wir auch verstehen können – die Lieder, die ich Dir mitgebracht habe, wenn Du willst. Und darf ich nun fragen, warum Du mir diese Frage vorlegst?«

»Ich habe es vergessen,« sagte Fanny und blickte vor sich nieder.

In dem Augenblick, als Philipp Vaudemont sich über das außerordentlich liebliche Gesicht niederbeugte, durchbebte ein plötzliches und seltsames Gefühl sein Herz, und auch er schwieg und war in Gedanken verloren. War es möglich, daß sich in seine Brust eine innigere Neigung für dieses Geschöpf, als die der Zärtlichkeit und des Mitleids einschleichen könne? Er erschrack, als ihm dieser Gedanke einfiel. Er bebte vor demselben zurück, wie vor einer Entweihung – vor einem Verbrechen – vor einem

Wahnsinn. Er, mit seinem so ungewissen und wechselvollen Schicksal – er sollte sich mit einem so hilflosen Wesen vereinen – er sollte die Poesie entweihen, die dem Temperamente dieses reinen Wesens eigen war, mit den Gefühlen, welches jedes schöne Gesicht in jedem rauhen Herzen hervorbringen kann – und Fanny lieben! Nein, es war unmöglich! denn was konnte er an ihr lieben, als die Schönheit, die der Geist zu bewachen vergessen? Und sie – konnte sie je wissen, was Liebe war? Er verachtete sich selber, weil er einen solchen Gedanken zugelassen, und mit jener eisernen und gehärteten Kraft, die seinem Geiste angehörte, beschloß er, sich vor jeder Empfindung zu hüten, welche die Schranke überschreiten würde, die Fanny von der Welt der Frauen trennte.

Er wurde aus seinem Nachdenken durch einen plötzlichen Ausruf seiner Begleiterin erweckt: »O! jetzt erinnere ich mich, warum ich jene Frage an Dich richtete. Etwas ist mir stets unklar – ich wünsche, daß Du es erklärst. Warum hängt Alles in der Welt vom Gelde ab? Du siehst, selbst mein armer Großvater vergißt, wie gut Du gegen uns Beide bist, wenn – wenn –. O! ich verstehe es nicht – es schmerzt mich – es setzt mich in Verwirrung.«

»Fanny, sieh dorthin – nein, zur Linken – Du siehst jene alte Frau in Lumpen, die mühsam weiterschleicht; wende Dich jetzt zur Rechten – Du siehst jenes schöne Haus durch die Bäume blicken mit dem vierspännigen Wagen vor dem Thor? Der Unterschied zwischen jener alten Frau und dem Besitzer jenes Hauses ist das Geld,

und wer wird Deinen Großvater tadeln, daß er das Geld liebt?«

Fanny verstand ihn, und während der weise Mann so moralisirte, ging das Mädchen, welches selbst sein Mitleid so stolz verurtheilte, zu der alten Frau, um ihr Schärfflein beizutragen, jene Ungleichheiten zu ebnen, die durch Weisheit und Moral nie aufgehoben werden! Vaudemont fühlte dies, als er sie zu der Bettlerin hinschweben sah; aber als sie wieder zu ihm zurückgesprungen kam, hatte sie seine Abneigung gegen ihre Lieder vergessen und sang in der Freude ihres Herzens über die gütige Handlung, die sie gethan, eine von ihren eigenen kleinen Melodien.

Vaudemont wendete sich ab. Die arme Fanny hatte unbewußt seinen Sieg über sich selbst entschieden; sie ahnte nicht, was in ihm vorging, oder plötzlich erinnerte sie sich, was er von ihren Liedern gesagt, und glaubte, er sei ärgerlich.

»O! ich will es nie wieder thun. Bruder, kehre noch nicht um!«

»Aber ich muß nach Hause. Horch! die Glocke schlägt sieben – ich habe keine Zeit zu verlieren. Und Du willst mir versprechen, nie auszugehen, bis ich zurückkehre?«

»Ich werde nicht den Muth haben, auszugehen, und,« setzte sie dann mit heiterer Stimme hinzu, »und ich werde die Lieder singen können, die Du liebst, ehe Du zurückkehrst.«

ACHTES KAPITEL.

Auswendig wußten sie den ganzen Dienst;  
Und Ein'ge sangen laut, als ob sie klagten,  
Und Andre stellten etwas Andres dar.

*Chaucer.*

Noch einmal, liebliches Winandermere, kehren wir an die Ufer deines glücklichen Sees zurück! – Der sanfteste Strahl der sanften und klaren Sonne eines frühen Herbstes bebte auf den frischen Wassern und blickte durch die Blätter der Linden und Weiden, die sich auf der klaren Oberfläche spiegelten. Man hörte in den Büschen die jungen Drosseln ihre ersten Lieder singen und die zierliche Drachenfliege, deren Flügel in dem glänzenden Sonnenschein schimmerten, fuhr über das Rohr hin und her, welches hie und da in kleinen Buchten stand, die den ebenen Rand des grasbewachsenen Ufers unterbrachen.

Und an diesem grünen Ufer und unter diesen schattigen Linden saßen die jungen Liebenden. Es war dieselbe Stelle, wo der junge Spencer Camilla zuerst gesehen. Und jetzt waren sie gekommen, um einander Lebewohl zu sagen.

»O, Camilla!« sagte er mit großer Bewegung, indem seine Augen in Thränen schwammen, »sei fest – sei treu. Du weißt, wie mein ganzes Leben in Deiner Liebe athmet. Du gehst zu Scenen, wo Dich Alles in Versuchung führen wird, mich zu vergessen. Ich bleibe in dieser Umgebung zurück, die durch die Erinnerung an Dich geweiht ist,

und die jede Stunde von Dir zu mir reden wird, Camilla, da Du mich liebst – nicht wahr, Du liebst mich? – da Du es bekannt hast – da Deine Eltern ist Deine Liebe gewilligt haben, vorausgesetzt, daß Deine Liebe – denn an der meinen ist nicht zu zweifeln – ein Jahr – ein ganzes, schreckliches Jahr ausdauert – soll ich Dir nicht vertrauen wie der Wahrheit selbst? und wie finster ist zu Zeiten meine Verzweiflung!«

Camilla faßte unschuldig die Hände, die er zusammengefaltet flehend zu ihr erhob und drückte sie zärtlich in den ihrigen.

»Zweifle nicht an mir – zweifle nicht an meiner Neigung. Hat nicht mein Vater eingewilligt? Bedenke, es ist nur der Aufschub eines Jahres!«

»Ein Jahr! Kannst Du so von einem Jahre reden – von einem ganzen Jahre? Dich nicht zu sehen – Dich nicht zu hören, ein ganzes Jahr lang, außer in meinen Träumen! Und wenn am Ende Deine Eltern dennoch bedenklich sind? Dein Vater – ich hege noch immer Mißtrauen gegen ihn – wenn dieser Aufschub nur dazu dienen soll, Dich von mir zu entwöhnen – wenn am Ende neue Entschuldigungen gefunden werden – wenn sie dann aus irgend einem Grunde, der jetzt nicht vorauszusehen ist, dennoch ihre Einwilligung verweigern! – Darf ich dennoch immer auf Dich bauen?«

Camilla seufzte tief, wendete ihr sanftes Gesicht zu ihrem Geliebten und sagte schüchtern: »Denke nicht, daß eine so kurze Zeit mich untreu machen kann, noch, daß mein Vater sein Wort brechen wird.«

»Aber, wenn er es thut, willst Du dennoch die Meine werden?«

»Ich, Charles, wie könntest Du mich als Weib achten, wenn ich Dir sagte, ich könnte vergessen, daß ich eine Tochter bin?« Dies wurde so rührend und so frei von aller Affektation gesprochen, daß ihr Geliebter nur dadurch antworten konnte, daß er ihre Hand mit seinen Küssen bedeckte. Und erst nach einer Pause fuhr er leidenschaftlich fort: »Du zeigst mir nur, wie viel inniger meine Liebe ist als die Deine, Du kannst nicht träumen, wie sehr ich Dich liebe. Aber ich will nicht fordern, daß Du mich eben so sehr lieben sollst – es wäre unmöglich. Von meiner frühesten Kindheit an habe ich mein Leben in dieser Einsamkeit zugebracht. Ein glückliches Leben war es, obgleich still und einförmig, bis Du mir plötzlich erschienst. Du warst für mich die lebendige Gestalt der Poesie, die ich verehrte – so glänzend – so himmlisch. Ich liebte Dich vom ersten Augenblick an, wo ich Dich sah. Ich gleiche nicht andern Männern meines Alters. Ich habe keinen Beruf – keine Beschäftigung – nichts, was meine Gedanken von Dir abzieht. Und ich liebe Dich so rein – so innig. Ich habe nie auch nur eine vorübergehende Neigung für eine Andere empfunden. Du bist das erste – das einzige Weib, welches mir je zu lieben möglich schien. Du bist meine Eva – Deine Gegenwart mein Paradies! Denke, wie traurig ich sein werde, wenn Du fort bist – wie ich jede Stelle besuchen werde, die Dein Fußtritt geheiligt hat – die ich jeden Augenblick zählen werde, bis das Jahr vorüber ist!«

Während er so sprach, stand er mit der ruhelosen Bewegung auf, die der mächtigen Aufregung eigen ist. Camilla stand auch auf und sagte, indem sie mit zärtlicher und bescheidener Unbefangenheit ihre Hand auf seine Schulter legte: »Und werde ich nicht auch an Dich denken? Ich werde traurig sein, zu fühlen, daß Du so ganz allein bist – ohne Schwester – ohne Bruder!«

»Traure nicht deßhalb. Das Andenken an Dich wird mir theurer sein, als der Trost von irgend einer andern Person. Und Du wirst mir treu sein!«

Camilla antwortete nicht durch Worte, aber ihre Augen und ihre Farbe sprachen. Und in dem Augenblick, während sie einander ewige Treue gelobten, vergaßen sie, daß sie im Begriff waren, sich zu trennen!

Inzwischen saßen Robert Beaufort und Spencer in einem Zimmer des Hauses, welches von der Stelle aus, wo die Liebenden standen, vom Laubwerk geschützt – nur theilweise sichtbar war.

»Ich versichere Ihnen, mein Herr,« sagte der Erstere, daß ich die Verdienste Ihres Neffen und Ihre hübschen Vorschläge selbst wohl erkenne, dennoch kann ich nicht einwilligen, die bestimmte Zeit abzukürzen. Beide sind noch sehr jung, und was ist ein Jahr?«

»Es ist eine lange Zeit, wenn es ein Jahr der Erwartung ist,« sagte der Einsiedler kopfschüttelnd;

»Es ist eine noch längere Zeit, wenn es ein Jahr der häuslichen Uneinigkeit und Reue ist. Und es ist ein sehr wahres Sprichwort: Wer in der Hast heirathet, darf in Muße bereuen. Nein! wenn nach Verlauf des Jahres die

jungen Leute noch desselben Sinnes sind und keine unvorhergesehene Umstände eintreten –«

»Keine unvorhergesehene Umstände, Herr Beaufort? – Das ist eine neue Bedingung und ein sehr unbestimmter Ausdruck.«

»Mein lieber Herr, es ist schwer, Ihnen gefällig zu sein. Unvorhergesehene Umstände,« sagte der vorsichtige Vater mit weisem Blick, »sind Umstände, die man gegenwärtig nicht vorhersieht. Ich versichere Ihnen, daß ich nicht die Absicht habe, mit Ihnen zu scherzen und daß eine so achtbare Verbindung mich sehr glücklich machen wird.«

»Die jungen Leute dürfen doch einander schreiben?«

»Nun, ich will mich mit Mrs. Beaufort darüber besprechen. Auf jeden Fall muß es nicht zu oft geschehen, und Camilla ist wohl erzogen und wird alle Briefe ihrer Mutter zeigen. Ich liebe eine Korrespondenz der Art nicht sehr. Sie hat oft unangenehme Folgen, wenn z. B. –«

»Was?«

»Nun, wenn die jungen Leute ihren Sinn änderten und meine Tochter einen Andern heirathen wollte. Es ist nicht klug, mein lieber Herr, in Geschäftssachen etwas zu Papier zu bringen,« was man vermeiden kann.«

Spencer riß die Augen auf. »Geschäftssachen, Herr Beaufort!«

»Nun, ist nicht eine Heirath eine Geschäftssache, und zwar eine sehr ernste? Worüber kommen mehr Prozesse vor als über Eheversprechen und dergleichen? – Aber

um von etwas Anderem zu reden – Sie haben nie etwas Weiteres von diesen jungen Männern gehört?«

»Nein,« sagte Spencer fast unhörbar, indem er die Augen niederschlug.

»Und ist es Ihre feste Ueberzeugung, daß der ältere Sohn, Philipp, todt ist?«

»Ich bezweifle es nicht.«

»Es war ein sehr ärgerlicher und unbesonnener Prozeß, den ihre Mutter gegen mich austrug. Wissen Sie, daß ein elender Betrüger ein Verbrecher, der vor der bestimmten Zeit entflohen ist, mich von neuem mit einem Prozeß für einen dieser jungen Männer bedroht hat? Sie hörten nie etwas davon, he?«

»Nie, bei meiner Ehre!«

»Und natürlich würden Sie ein so schurkisches Unternehmen nicht begünstigen?«

»Gewiß nicht.«

»Das würde auch unsern Contract sogleich aufheben. Aber dazu sind Sie zu sehr Mann von Ehre. Verzeihen Sie eine so unschickliche Zunge. Gegen den jüngeren Morton hätte ich nichts einzuwenden. Aber der ältere! – O, das ist ein ganz verworfener Mensch! Ein sehr wilder Charakter! Ich konnte nichts mit irgend einem Mitgliede der Familie zu thun haben, so lange der ältere lebte, es hätte mich nur jeder Art der Beleidigung und des Betruges ausgesetzt. Und nun, denke ich, haben wir unsere jungen Freunde lange genug allein gelassen. Aber halt, um künftige Mißverständnisse zu vermeiden, wird es gut sein, die Punkte zu lesen, die Sie mir vorschlagen. Sie willigen ein,

Ihr Vermögen, welches sich auf dreiundzwanzigtausend Pfund beläuft, nebst Ihrem Hause und fünfundzwanzig Morgen eine Ruthe und drei Fuß bei ihrem Tode Ihrem Neffen und meiner Tochter als Heirathsgut für sie und ihre Kinder zu vermachen und ihnen jährlich während Ihres Lebens fünfhundert Pfund auszusetzen. In weltlicher Hinsicht, nehmen Sie mir nicht übel, hätte freilich meine Tochter eine bessere Partie machen können; doch Sie sind ein so respektabler Mann, daß ich den Punkt nicht weiter berühren kann, und ich muß gestehen, obgleich Beaufort-Court dem Namen nach eine große Summe einbringt, so sind doch viele Lasten dabei, und er würde mir unbequem sein, baares Geld auszugeben. Der arme Arthur – ein sehr hübscher junger Mensch, Herr – ist, wie ich Ihnen bereits im Vertrauen mitgetheilt, ein wenig unbesonnen und verschwenderisch; kurz, Ihr Anerbieten, auf eine Mitgift zu verzichten, ist außerordentlich liberal und beweist, daß Ihr Neffe keinen pecuniären Vortheil sucht; ein solches Benehmen nimmt mich sehr für sie und ihn ein.«

Spencer verbeugte sich, der große Mann stand auf, setzte mit steifer Affektation und gütiger Herablassung den Arm des Oheim und ging mit ihm über den Rasenplatz zu den Liebenden. So ist es im Leben – Liebe auf dem grünen Rasenplatze und Ehecontracte im Bibliothekzimmer!

Der Liebende bemerkte zuerst die Annäherung der älteren Personen, und er ging eine Veränderung in seinem

Gesichte vor, an er das trockene Aussehen und die leisen Schritte seines künftigen Schwiegervaters bemerkte; dann erinnerte er sich seiner aus früher Kindheit, wo er an jenem glücklichen Abend diese ernste und unheilvolle Gestalt zuerst mit seinem heitern Vater gesehen. Dann fiel ihm das traurige Begräbniß ein, der Trauerflor bei dem Leichenbegängniß, der Wagen in der Thür, und wie er auch selbst an seinen alten Oheim gehängt und ihn gebeten, der Mutter Wort des Trostes zu sagen, die jetzt in der Ferne schlummerte.

»Nun, mein junger Freund,« sagte Beaufort im Tone eines Beschützers, »Ihr guter Oheim und ich sind völlig einverstanden – ein wenig Zeit zum Rath, das ist Alles. O! ich denke nicht schlimmer von Ihnen, weil Sie wünschen, dieselbe abzukürzen. Aber Väter müssen wie Väter handeln.«

Der gesetzte Mann hatte so wenig Scherzhaftes an sich, das dieser Versuch, heitere Laune zu zeigen, rauh und widerwärtig wurde.

»Kommen Sie, sein Sie nicht muthlos, Herr Charles. Ein muthlosez Herz – Sie kennen das Sprüchwort. Sie müssen dableiben und mit uns zu Mittag speisen. Wir kehren morgen in die Stadt zurück: Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich diesen Morgen einen Brief von meinem Sohne Arthur erhalten habe, worin er mir seine Rückkehr von Baden-Baden meldet, daher müssen wir ihn willkommen heißen, und ein freudiges Wiedersehen wird es sein, wir haben ihn seit drei Jahren nicht gesehen. Der arme Junge! Er sagt, er ist sehr krank gewesen,

und der Brunnen hat auch keine Wirkung gehabt. Aber ein wenig Ruhe und die Luft zu Beaufort-Court werden hoffentlich Alles wieder gut machen.«

Dann sprach er weiter von seinem Sohne, von seiner Jagd, von Beaufort-Court und dem Glanz desselben – vom Parlament und seinen Mühen – der letzten französischen Revolution – von der letzten englischen Wahl – von Mrs. Beaufort und ihren guten Eigenschaften und ihrem schlimmen Gesundheitszustande – kurz von Allen, was ihn selber oder das öffentliche Wesen betraf, aber nichts von den Personen, an die seine Rede gerichtet war. So brachte Robert Beaufort eine halbe Stunde zu, dann nahmen die Spencers Abschied und versprachen zum Mittagessen zurückzukehren.

»Charles,« sagte Spencer, als das Boot, welches der junge Mann ruderte, sie zu ihrer stillen Heimath führte, »Charlea, mir gefallen diese Beauforts nicht.«

»Auch nicht die Tochter?«

»Nun, die ist freilich schön und scheint auch gut zu sein; nicht so schön wie Deine arme Mutter; aber wer war auch je so schön? –« hier seufzte Spencer und recitirte einige Verse von Shenstone.

»Glauben Sie, daß Herr Beaufort im geringsten argwöhnt, wer ich bin?«

»Ja, ich weiß nicht; er scheint fast so.«

»Und das ist die Ursache des Ausschubes? Ich wußte es.«

»Nein, im Gegentheil, ich bin geneigt zu glauben, daß er freundlich gegen Dich gesinnt ist, wenn gleich nicht

gegen Deinen Bruder, und daß es dieses Gefühl war, welches ihn bestimmte, seine Einwilligung zu der Verbindung zu geben. Er fragte mich sehr genau aus, ob ich nichts von dem jungen Morton wußte – bemerkte, daß Du sehr schön seiest und daß er anfangs geglaubt, er habe Dich schon früher gesehen.«

»Wirklich?«

»Ja, und er sah mich sehr scharf an, während er sprach und sagte mehr als einmal bedeutungsvoll: ›So, also sein Name ist Charles?‹ Er sprach von Einem Versuch, einen Prozeß anzufangen, doch das hatte er offenbar nur erfunden, um mich über Deinen Bruder auszuforschen – von dem er natürlich sehr übel sprach und mir drei oder viermal wiederholte, daß er von keinem aus der Familie etwas wissen wolle, solange Philipp lebe.«

»Und Sie sagten ihm,« versetzte der junge Mann und, indem sein Gesicht vor Scham röthete, »daß Sie überzeugt wären – das heißt, das Sie glaubten, Philipp sei – sei –«

»Todt! Ja – und ohne Verlegenheit. Denn, je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr halte ich mich überzeugt, daß er todt sein muß. Auf jeden Fall kannst Du gewiß sein, daß er für uns todt ist, und daß wir nie wieder von ihm hören werden.«

»Der arme Philipp!«

»Deine Gefühle sind natürlich und Deines vortrefflichen Herzens würdig; aber bedenke, was aus Dir würde geworden sein, wenn Du bei ihm geblieben wärest!«

»Ja,« sagte der Bruder mit leichtern Schauer – »eine Laufbahn des Leidens, des Verbrechens hatte ich vor mir, die am Galgen hätte enden können! Oh, was verdanke ich nicht Ihnen!«

Die Mittagsgesellschaft bei Beaufort war förmlich und gezwungen, obgleich der Wirth in ungewöhnlich guter Laune war und sich angenehm zu machen suchte. Mrs. Beaufort, die kränklich war und an Kopfweg litt, sprach wenig, und die beiden Spencers noch weniger. Aber der jüngere saß neben seiner Geliebten, und die beiden Herzen waren voll: und am Abend gelang es ihnen, sich allein in die Vertiefung eines Fensters zu schleichen, durch welches der Sternenhimmel freundlich auf sie niedersah. Sie sprachen leise und in langen Pausen; Camilla's Thränen flossen still ihre Wangen herunter, und dann folgte ein falsches Lächeln, welches ihren Geliebten erheitern sollte. Die Zeit floh nicht dahin, sondern schlich athemlos und schwer fort. Dann kam der letzte Abschied – förmlich, kalt – vor Zeugen. Aber der Liebende konnte seine Bewegung nicht zurückhalten, und der harte Vater hörte sein unterdrücktes Schluchzen, als er die Thür zumachte.

Es wird jetzt an der Zeit sein, die Ursache der guten Laune des Herrn Beaufort zu erklären, sowie die Beweggründe seiner Handlungsweise in Betreff des Geliebten seiner Tochter.

Dies wird vielleicht am besten geschehen, wenn wir dem Leser folgende Briefe verlegen, die zwischen Beaufort und Lord Lilburne gewechselt wurden.

»Lieber Beaufort!

»Ich denke, ich habe Deine Sache mit Deinem unwillkommenen Gaste ziemlich befriedigend abgemacht. Das Erste, was ich für nöthig hielt, war, genau zu erfahren, wer und was er eigentlich war und mit welchen Parteien er in Verbindung stand. Ich ließ den Polizeidiener Sharp kommen und stellte ihn im Vorsaale auf, um unsern neuen Freund zu beobachten und ihm später nachzuspüren. Sobald er eintrat, sah ich sogleich an seinem Wesen und seiner Kleidung, daß er ein Betrüger war, und hielt es für sehr unzweckmäßig, Dich durch eine Geldverhandlung in seine Macht zu begeben. Während ich mit ihm sprach, schickte Sharp ein Billet herein, worin er mir meldete, daß er in unserm Herrn einen deportirten Verbrecher erkenne.«

»Ich handelte darnach, sah bald an dem Benehmen des Menschen, daß er vor der Zeit zurückgekehrt sei, und schickte ihn mit dem Versprechen fort, welches er gewiß glauben wird, daß, wenn er uns noch weiter belästige, er in die Kolonie zurückkehren, und wenn es zu einem Rechtsstreit komme, sein Zeuge wegen Meineid bestraft werden solle. Darüber kannst Du Dich also beruhigen. Uebrigens gestehe ich, daß ich das, was er sagt, für wahrscheinlich genug halte, aber mein Zweck, ihm von Sharp nachspüren zu lassen, ist, zu erfahren, wer noch sonst dabei betheilig ist. Und wenn wirklich etwas Gefährliches in seinen Beweisen oder Zeugnissen liegt, so rathe ich Dir, mit diesen andern Personen zu unterhandeln. Verhandle nie ein Geschäft mit dem Zwischenträger, wenn Du es mit der Hauptperson abmachen kannst. Bedenke,

daß Du es am Ende nur mit den beiden jungen Männern zu thun hast. Sie müssen arm sein und daher ist es leicht, mit ihnen auszukommen. Denn wenn sie arm sind, werden sie einen Vogel in der Hand zweien in dem Busch eines Rechtsstreites vorziehen.

»Wenn Du durch Herrn Spencer etwas von einem der jungen Männer erfahren kannst, so bemühe Dich darum, und versuche einen Kanal zu eröffnen, durch den Du mit ihnen unterhandeln kannst, wenn es nöthig ist. Vielleicht, wenn Du ihre frühere Geschichte erfährst, erhältst Du dadurch das Mittel, sie in Deine Gewalt zu bekommen.

»Ich habe diesen Morgen einen Anfall von der Gicht gehabt, und fürchte, ich werde wohl auf einige Wochen das Haus hüten müssen.

Der Deinige

*Lilburne.*

»*Nachschrift.* Sharp ist eben hier gewesen. Er folgte dem Manne, der sich Kapitän Smith nennt, zu einem Hause in Lambeth, wo er wohnt, und von wo er sich erst um Mitternacht entfernte, als Sharp schon seine Wache eingestellt hatte. Als er diesen Morgen wieder dorthin zurückkehrte, erfuhr er, daß der Kapitän fort sei, wohin, konnte Sharp nicht entdecken.

»Verbrenne diesen Brief sogleich.«

»Lieber Lilburne!

»Meinen wärmsten Dank für Deine Güte; Du hast die Sache bewunderungswürdig beseitigt, und ich glaube nicht, daß ich weiter etwas zu fürchten habe. Ich vermute, daß es nichts weiter als die Erfindung dieses Mannes

war, und Deine Festigkeit hat seine boshafte Absichten vereitelt! Denke nur, ich glaube mit Bestimmtheit, einen von diesen Mortons entdeckt zu haben; er ist der Jüngere, aber wahrscheinlich der einzige, den der Kerl auffinden konnte. Du erinnerst Dich, daß der junge Sidney so geheimnißvoll verschwand – Du erinnerst Dich auch, wie sehr Herr Spencer dabei interessirt war, eben diesen Sidney aufzufinden. Dieser Herr an den Seen ist, wie wir vermutheten, derselbe Herr Spencer, und sein angeblicher Neffe, Camilla's Liebhaber, gewiß kein Anderer, als der verlorne Sidney. Im Augenblicke, als ich den jungen Mann sah, erkannte ich ihn, denn er hat sich sehr wenig verändert und sieht überdies seiner Mutter sehr ähnlich. Indem ich meinen Verdacht verbarg, suchte ich Herrn Spencer auszuforschen, der eine sehr schwache Seele ist, und sein Benehmen war so verlegen, daß ich keinen Zweifel über die Sache hegen konnte; doch als ich ihn nach den jungen Männern fragte, erfuhr ich zu meiner Beruhigung, daß der ältere Bruder aller Wahrscheinlichkeit nach todt ist: davon scheint Herr Spencer überzeugt zu sein. Ich versicherte mich auch, daß weder Spencer, noch der junge Mann die entfernteste Verbindung mit unserm Kapitän Smith haben, noch auch irgend etwas von einem Rechtsstreit wissen. Dies ist sehr beruhigend, wirst Du zugestehen. Und nun hoffe ich, wirst Du billigen, was ich gethan habe. Ich finde, daß der junge Morton, oder Spencer, verzweifelt in Camilla verliebt ist. Er scheint ein sanfter, wohlerzogener, liebenswürdiger junger Mann zu sein und macht Gedichte – kurz er ist eher

von schwachem als starkem Charakter. Ich forderte den Aufschub eines Jahres zu beiderseitiger Prüfung und Bedenken. Dies gibt mir Veranlassung zu beständiger Mittheilung, wozu Du mir räthst, und ich werde Gelegenheit haben zu erfahren, ob der Betrüger ihnen Mittheilungen oder ob man von dem Bruder irgend etwas erfährt. Wenn durch irgend eine Chikane – denn ich glaube nicht, daß je eine Trauung stattgefunden – ein Rechtsstreit entstehen sollte, der bedenklich oder gefährlich werden könnte, so kann ich mit Sidney, vermöge seiner Liebe zu meiner Tochter, solche Bedingungen machen, die mich auf immer von aller weiteren Unruhe und allen Machinationen in Betreff meines Vermögens befreien werden. Und wenn wir uns während der Jahres überzeugen, daß sie nichts haben, worauf sie einen Rechtsstreit gründen können, so kann ich mich immer noch von andern Verhältnissen leiten lassen, ob ich seine Bewerbung annehmen will oder nicht. Es wird davon abhängen, ob wir andere Absichten mit Camilla haben, und ich werde darauf hindeuten, daß diese Verabredung nicht bekannt werden darf. Im schlimmsten Falle ist er als Herrn Spencer's Erbe, da auf alle Mitgift verzichtet wird, keine üble Partie – ein Beweis, wie leicht sie zu leiten sind. Ich habe Herrn Spencer nicht zu erkennen gegeben, daß ich sein Geheimniß entdeckt habe; ich kann es später nach Umständen thun oder lassen. Auch habe ich Mrs. Beaufort und Camilla nichts von meiner Entdeckung gesagt. Für

jetzt ist es ein besten, so wenig als möglich davon zu reden. Ich habe heute Nachricht von Arthur. Er ist auf seinem Heimwege und wir eilen früher, als wie erwarteten, nach London, um ihn zu treffen. Er klagt noch immer über seinen Gesundheitszustand. Wir werden alle nach Beaufort-Court gehen. Ich schreibe dies bei Nacht. Der Oheim und der angebliche Neffe sind eben fort. Doch, obgleich wir morgen aufbrechen, wirst Du diesen Brief einen oder zwei Tage vor unserer Ankunft erhalten, denn Mrs. Beaufort's Gesundheitszustand macht kurze Tagesreisen nothwendig. Ich hoffe, daß Arthur nicht auch leidend sein wird, der arme Junge. *Eine* leidende Person in der Familie ist vollkommen genug, und ich finde Mrs. Beaufort's Schwäche so unbequem, besonders wenn man reisen muß und seine Verbindungen in der Grafschaft aufrecht erhalten will. Eines jungen Mannes Gesundheit ist indeß bald wieder hergestellt. Es thut mir sehr leid, von Deinem Gichtanfall zu hören, doch beseitigt er alle andere Klagen. Ich bin sehr wohl, dem Himmel sei Dank – in der That hat sich meine Gesundheit in den letzten Jahren sehr gebessert. Die Luft in Beaufort-Court bekommt mir sehr gut! Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr erstaune ich über die ungeheure und boshafte Unverschämtheit jenes Kerls – einen Mann um sein Vermögen bringen zu wollen! Du hast ganz Recht – gewiß ist es eine verabredete Sache.

»Der Deinige

*Robert Beaufort.*

»*Nachschrift.* Ich werde diese Spencers stets im Auge behalten. Verbrenne diesen Brief augenblicklich.«

Nachdem Beaufort diesen Brief geschrieben und versiegelt hatte, ging er zu Bette und schlief fest und gesund. Am nächsten Tage war der Ort verlassen, und ein Brett auf dem Rasenplatze besagte, daß das Haus wieder zu vermieten sei. Aber täglich, im Regen oder Sonnenschein, kam ein einsamer Liebender dorthin, gleich dem Vogel, der seine Jungen in dem verlassenen Neste sucht. Immer wieder besuchte er den Ort, wo er mit der Verlorenen gewandelt und immer wieder murmelte er seine leidenschaftlichen Gelübde unter den jetzt blätterlosen Linden. Sollten diese Gelübde erfüllt oder aufgehoben werden? Wird der Abwesende vergessen oder der Zurückbleibende getröstet werden? Sind die Charaktere jener jungen, romantischen Gefühle leicht eingeprägt in die Phantasie, und werden sie bald verwischt sein? Oder sind sie tief eingegraben auf jene Tafeln, wo die Schrift, auch wenn sie unsichtbar ist, dennoch vorhanden bleibt und wieder zum Vorschein kommt, ein lieblicher Buchstabe nach dem andern, wenn das Licht und die Wärme der glänzenden Gegenwart auf die getreue Schrift fällt? Es gibt nur eine Zauberin, die dies Geheimniß, so wie alle andern enträthseln kann – die alle Gräber gräbt auf dem großen Kirchhofe der Erde – deren Geschäft er ist, Begräbnisse zu finden für die Leidenschaften, welche unsterblich schienen – die Asche der längst modernden Erinnerung aufzugraben, das dunkle Beet einer eben untergegangenen Hoffnung auszuhöhlen, sie, die alle Dinge endet und keine prophezeit – denn ihre Orakel sind unverständlich ehe das Urtheil besiegelt ist – sie, die in

der Blüte der zartesten Neigung den Wurm entdeckt, der sie verzehrt, und während die Hochzeitshymne vom Altar ertönt, mit freudlosem Auge das Grab des Trauungsgebüdes bezeichnet. – Wo das Grab ist, da ist dein Tempel, o schwermüthige *Zeit!*

FÜNFTES BUCH.

»Und zu eines Stroms Gestaden  
Kam ich, der nach Morgen floß.«  
*Schiller*, »der Pilgrim.«

ERSTES KAPITEL.

Durch Umwege geführt von der leitenden Hand  
der Götter.

*Petronius.*

Roger Morton saß an einem trüben regnigten Tage hinter seinem Ladentische. Roger Morris, der Alderman, war zweimal Mayor in seiner Geburtsstadt gewesen und ein wohlhabender Mann. Er war korpulent geworden, das Grogtrinken, welches er mit mechanischer Beharrlichkeit jeden Abend Jahr aus Jahr ein fortgesetzt, hatte die Rosen seiner Wangen dunkler geröthet. Roger Morton wurde nie berauscht – er suchte nur seine Stimmung zu verbessern. Seine Constitution war stark, aber seine Verdauung nicht so gut, wie sie wohl hätte sein können. Er hielt sich überzeugt, daß es mit seiner Gesundheit nicht gut stehe. An einem Tage ließ er den Braten und am andern den Pudding vorübergehen. Jetzt vermied er alle Gemüse wie Gift und seufzte, als der Arzt ihm seine Cigarre untersagte. Roger Morton dachte nie daran, das Grogtrinken einzustellen, und er würde es als die größte Beleidigung für einen so nüchternen und respektablen Mann angesehen haben, wenn man die geringste Bemerkung darüber gemacht hätte.

Roger Morton saß – denn seit den letzten vier Jahren, seit er zum zweitenmal Mayor geworden hatte er sich die Würde eines Stuhles angemaaßt. Er empfing nur seine Kunden und bediente sie nicht selber. Das letztere hatte er seinen beiden Söhnen übertragen. Nach langem Nachdenken hatte man Tom zum Apotheker bestimmt. Mrs. Morton bemerkte, daß es ein anständiger Geschäft sei und Tom wäre immer ein leidlicher Bursche gewesen, und Roger bedachte, daß es eine große Beruhigung und eine große Ersparniß sein werde, seinen eigenen Sohn zum ärztlichen Rathgeber zu haben.

Die beiden andern Söhne, und die verschiedenen Gehülfen im Laden, betrieben das lebhaftes Geschäft, während ein Kunde nach dem andern mit Regenschirmen und Ueberschuhen den lockenden Schutz benutzte – als ein ärmlich gekleideter Mann, der das mittlere Alter bereits überschritten und ein sorgenvolles verhungertes Gesicht hatte, schüchtern eintrat. Er wartete geduldig an dem vollen Ladentische, ließ sich von den Ellbogen geschäftiger alter Jungfern in die Seiten stoßen – und wie scharf die Ellbogen alter Jungfern sind, kann Niemand sagen, der sich nicht durch eine lebhaftes Gruppe derselben in einem Sitzladen gedrängt hat! – Der Mann, sage ich, wartete geduldig und traurig, bis der kleinste von den Lehrlingen sich von einer Dame abwendete, die sich nach langem Wählen endlich zu zwei Ellen lilafarbigem Pfennigsband entschlossen, und fragte in dem angewöhnten einschmeichelnden Tone:

»Was soll ich Ihnen zeigen, Herr?«

»Ich wünsche mit Herrn Morton zu reden. Welcher ist er?«

»Herr Morton ist beschäftigt, Herr. Ich kann Ihnen Alles geben, was Sie bedürfen.«

»Nein – es ist – ein Geschäft – ein wichtiges Geschäft.«

Der Knabe sah den abgeschabten, triefenden Hut, die unbedeckten Hände, und das rostfarbige Halstuch des Redenden an, fuhr mit seinen Fingern durch seine vollen hellen Locken und sagte:

»Herr Morton befaßt sich jetzt nicht mehr viel mit dem Geschäft; aber das ist er. Keine Kravatte gefällig, Herr?«

Der Mann antwortete nicht, sondern ging zu der Stelle hin, wo Roger Morton, der mit dem Bankier der Stadt, welcher ein Paar Handschuhe auswählte, am Fenster saß, nachdem er sich gehörigermaßen wegen der Sirene entschuldigt hatte.

Der Alderman senkte seine Brille nieder, während er die ärmliche Erscheinung betrachtete, die vor den Bankier hintrat, und sagte:

»Wünschen Sie etwas von mir, Freund?«

»Ja, Herr, wenn's gefällig ist.« Und der Mann nahm seinen abgeschabten Hut ab und verbeugte sich tief.

»Nun, reden Sie. Hoffentlich kein Unterstützungsgesuch?«

»Nein, Herr! Ihre Neffen –«

Der Bankier wendete sich um und betrachtete ebenfalls den Angekommenen. Der Leinwandhändler stutzte.

»Neffen!« wiederholte er mit verwirrtem Blicke. »Was mag der Mann meinen? Warten Sie ein wenig.«

»O, ich habe nichts weiter zu sagen,« versetzte der Bankier lächelnd. »Es ist mir lieb, daß wir so vollkommen in der Sache übereinstimmen. Ich war davon überzeugt. Unser Parlamentsmitglied wird nicht für uns passen, wenn es nicht thut, wie wir wollen. Der Handel muß für sich selber sorgen. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag!«

»Neffen,« wiederholte Morton aufstehend, und winkte dem Manne, ihm in das Hinterzimmer zu folgen, wo Mrs. Morton saß und Wäschezettel schrieb.

»Nun,« sagte Morton, indem er die Thür zu machte, »was meinen Sie, mein guter Mann?«

»Was ich Sie fragen wollte, mein Herr, ist, ob Sie mir nicht sagen können, was aus den jungen Herren Beau- das heißt aus den Söhnen Ihrer Schwester geworden ist. Ich höre, es waren zwei – und man sagt mir, sie sind Beide todt. Ist es so?«

»Was liegt Ihnen daran, Freund?«

»Verzeihen Sie, mein Herr, aber den jungen Männern liegt viel daran!«

»Ja – ha! ha! – es liegt Jedermann viel daran, ob sie leben oder todt sind!« Seit Morton Mayor gewesen war, machte er zuweilen einen Scherz. »Aber in der That –«

»Roger!« sagte Mrs. Morton leise – »Roger!«

»Ja, meine Liebe.«

»Komm her – ich wünsche mit Dir über diese Rechnung zu sprechen.« Der Mann näherte sich und beugte sich zu seiner Frau nieder.

»Wer ist dieser Mann?«

»Ich weiß es nicht.«

»Verlaß Dich darauf, er hat irgend einen Anspruch zu machen – Rechnungen oder dergleichen. Laß Dich nicht darauf ein – die Knaben sind todt, so viel wir wissen!«

»Hm!« sagte Morton und kehrte zu dem Fremden zurück.

»Um die Wahrheit zu sagen, ich weiß nicht, was aus den jungen Männern geworden ist.«

»Dann sind sie nicht todt – ich dachte er mir!« rief der Mann freudig.

»Das ist mehr, als ich sagen kann. Es ist viele Jahre her, seit ich den einzigen, den ich je sah, aus den Augen verlor; und sie können ebenso gut Beide todt sein.«

»Wirklich!« sagte der Mann. »So können Sie mir also gar keinen Wink geben, wie ich sie auffinden kann?«

»Nein. Sind sie Ihnen etwas schuldig?«

»Es liegt für jetzt nichts daran. Ich bitte um Verzeihung.«

»Halt – wer sind Sie?«

»Ich bin ein sehr armer Mann, Herr.«

Morton trat zurück.

»Arm! O sehr gut – sehr gut. Jetzt bin ich mit Ihnen fertig. Guten Tag – guten Tag. Ich bin beschäftigt.«

Der Fremde zupfte einen Augenblick an seinem Hut – drehte den Thürdrücker um – blickte unter seinen grauen Augenbraunen hervor auf den stattlichen Kaufmann, der beide Hände in die Taschen steckte, den Mund zusammenzog, wie ein Mann, der im Begriff ist, Nein zu

sagen, und sich unruhig hinter Mrs. Morton's Stuhl bewegte. Der Unbekannte seufzte, schüttelte den Kopf und verschwand.

Mrs. Morton klingelte – die Magd trat ein.

»Wische den Teppich ab, Jenny – schmutzige Füße! Morton, es ist ein brüsseler Teppich!«

»Es war nicht meine Schuld, meine Liebe. Ich konnte doch nicht vor dem ganzen Laden von Familienangelegenheiten sprechen. Denke Dir, ich hatte diese armen Knaben ganz vergessen. Dies macht mich unruhig. Die arme Katharina! Sie liebte sie so sehr. Der Sidney war auch ein hübscher Knabe. Was kann aus ihnen geworden sein? Mein Herz macht mir Vorwürfe. Ich wollte, ich hätte den Mann mehr gefragt.«

»Mehr! – Er war ja gerade im Begriff zu betteln.«

»Betteln, ja – sehr wahr!« sagte Morton, unentschlossen stehen bleibend. Dann rief er, in lebhafterem Tone: »Und wenn er auch gebettelt hätte, so bitte ich ihm ja einen Schilling geben können! Ich will ihm nachgehen.«

Mit diesen Worten eilte er durch den Laden, aber der Mann war fort – es regnete stark – Morton hatte seine dünnen Schuhe an – blies durch die Nase und kehrte hinter den Ladentisch zurück. Aber vor seiner Erinnerung erhob sich das bleiche Gesicht seiner verstorbenen Schwester und eine Stimme flüsterte ihm in's Ohr: »Bruder, wo ist mein Kind?«

»Pah! es ist nicht meine Schuld, daß er davon lief. Bob, geh und hole mir die Zeitung.«

Morton hatte sich wieder gesetzt und las eben die Untersuchung einer Mordgeschichte, als ein anderer Fremder stolz in den Laden schritt. Er trug einen Pelz, hatte einen dichten Schnurrbart und sein Auge überschaute mit einem Blicke den ganzen Laden vom Herrn bis zum Lehrling, von der Decke bis zum Fußboden und er hatte zugleich das Aussehen eines Ausländers und eines Soldaten. Alle Blicke richteten sich auf ihn, als er einen Augenblick stehen blieb; dann ging er auf den Alderman an und sagte: »Sie sind ohne Zweifel Herr Morton.«

»Zu Ihrem Befehl, mein Herr,« sagte Morton, unwillkürlich aufstehend.

»Ein Wort mit Ihnen von Geschäften.«

»Von Geschäften!« wiederholte Morton, blaß werdend, denn er begann schon zu denken, daß er von Geistern verfolgt werde, »Alles, womit ich Ihnen dienen kann. Es würde mich –«

Der Fremde beugte seine hohe Gestalt nieder und flüsterte Morton in's Ohr: »Ihre Neffen!«

Morton war wie versteinert. Ja, er wurde gewiß von Geistern verfolgt. Er starrte den zweiten Frager an und meinte, er habe etwas sehr Uebernatürliches und Ueberirdisches an sich. Er war so groß, so dunkel, so strenge und so fremd. War es der Unaussprechliche selber, der den Leinwandhändler abholen wollte? Schon wieder seine Neffen!

»Herr,« sagte Morton endlich etwas ärgerlich, indem er seine Würde wieder erlangte, »Herr – ich weiß nicht,

warum sich die Leute um meine Familienangelegenheiten kümmern. Ich frage andere Leute auch nicht nach ihren Neffen. Ich habe keine Neffen, so viel ich weiß.«

»Erlauben Sie mir einen Augenblick mit Ihnen allein zu reden.«

Morton seufzte, zupfte an seiner Weste und führte den Fremden in das Hinterzimmer, wo Mrs. Morton, die ihre Wäschezettel beendet hatte, jetzt beschäftigt war, einige Töpfe mit eingemachten Früchten mit einer Blase zuzubinden. Die älteste Miß Morton, ein junges Frauenzimmer von fünf- oder sechsundzwanzig Jahren, die im Begriffe stand, eine sehr vortheilhafte Verbindung mit einem jungen Herrn zu schließen, der mit Kohlen handelte und die Violine spielte – denn N\* war eine sehr musikalische Stadt – war eben zu ihr gekommen, um aus dem klimpernden Klavier den Schweizerbuben mit Variationen herauszuquälen, welches unter den erweckenden Fingern der Miß Margaretha Morton ein klägliches Schreien hören ließ.

Morton riß murrend die Thür auf, und als der Fremde auf der Schwelle stehen blieb, kam ihm die volle Flut des *C Dur*-Akkordes, worauf der Schweizerbube mit Kühen und Allen auf Leben und Tod schwamm, plötzlich entgegen.

»Sei doch still!« rief der Vater, indem er eine Hand an's Ohr hielt, während er mit der andern auf einen Stuhl

deutete, und als Mrs. Morton mit unwilliger Miene, womit die weibliche Milde die Beleidigung des Gatten tadelt, von ihren Töpfen aufblickte, setzte Roger achselzuckend hinzu: »schon wieder meine Neffen, Mrs. Morton!«

Miß Margaretha wendete sich um und machte eine tiefe Verbeugung, Mrs. Morton ließ ein Tuch auf die Töpfe fallen und murmelte eine Art von Gruß, als der Fremde seinen Hut abnahm und zu der Mutter und Tochter eins von den edlen Gesichtern wendete, worauf die Natur ihren Vollmachtsbrief auf die Herrschaft der Schöpfung geschrieben.

»Verzeihen Sie, wenn ich störe,« sagte er. »Aber mein Geschäft wird kurz sein. Ich komme wie Einer, der ein Recht dazu hat, zu fragen, welche Nachricht Sie mir von Sidney Morton geben können?«

»Mein Herr, ich weiß durchaus nichts von ihm. Er wurde vor etwa zwölf Jahren von seinem Bruder aus meinem Hause entfernt. Ich selber und die beiden Herrn Beauforts und noch ein Freund der Familie machten uns auf den Weg, Beide aufzusuchen. Mein Suchen war vergebens.«

»Und das der Andern?«

»Ich hörte von Herrn Beaufort, daß sie auch nicht glücklicher gewesen. Ich habe seitdem keinen Verkehr mit diesen Herren gehabt. Doch das gehört nicht zur Sache. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat der ältere von den Knaben, der leider ein verworfener Charakter war, seinen

Bruder verführt und zu Grunde gerichtet, und jetzt mag der Himmel wissen, was und wo sie sind.«

»Und seitdem hat Sie Niemand gefragt – Niemand den Bruder Katharina Morton, oder vielmehr Katharina Beaufort's gefragt, wo das Kind sei, welches Ihrer Sorgfalt anvertraut worden?«

Diese Frage, die der so ähnlich war, welche sein Gewissen ihm zugeflüstert, erschreckte den würdigen Alderman. Er taumelte zurück – starrte das ausdrucksvolle und strenge Gesicht an, welches ihn finster anblickte – und rief endlich: »Um des Himmels willen, Herr, sein Sie gerecht! Was konnte ich für einen jungen Menschen thun, der mich von selber verließ?«

»An dem Tage, wo Sie ihn wie einen Hund geschlagen. Sie sehen, Herr Morton, ich weiß Alles!«

»Und wer sind Sie?« sagte Morton, der seinen englischen Muth wieder erlangte und sich in seinem eigenen Hause beleidigt sah – »wer und was sind Sie, der Sie sich die Freiheit nehmen, einen Mann von meinem Ruf und Ansehen zu katechisiren?«

»Der zweimal Mayor gewesen –« begann Morton.

»Still, Mutter!« flüsterte Miß Margaretha, »bringe ihn nicht noch mehr auf.«

»Ich wiederhole, Herr, wer sind sie?«

»Wer ich bin? Ihr Neffe! Wer ich bin? Vor den Menschen führe ich einen Namen, den ich angenommen und nicht entweiht habe – vor dem Himmel bin ich Philipp Beaufort!«

Mrs. Morton sank auf ihren Stuhl zurück. Margaretha murmelte: »Mein Vetter!« in einem Tone, der dem Ohr des musikalischen Kohlenhändlers nicht sehr würde gefallen haben, und nach einer langen Pause trat ihm Morton mit einem freien und männlichen Ausdruck der Freude näher und sagte:

»Da danke ich dem Himmel von Herzen, daß einer von den Söhnen meiner Schwester lebendig vor mir steht!«

»Und ich – ich, den Sie beschuldigen, ihn verführt und zu Grunde gerichtet zu haben – ihn, für den ich gearbeitet und mich angestrengt habe – ihn, der mir damals war, was der letzte überlebende Sohn für einen ängstlichen Vater ist – ich, dem er geraubt wurde – ich frage Sie noch einmal nach Sidney, – nach meinem Bruder.«

»Und ich sage noch einmal, daß ich Ihnen keine Auskunft geben kann – daß – doch warten Sie noch einen Augenblick. Sie müssen mir verzeihen, was ich von Ihnen sagte, ehe Sie sich zu erkennen gaben. Ich ging nur nach den Berichten, die mir Herr Beaufort ertheilte. Lassen Sie mich offen reden. Jener Herr glaubte, ob mit Recht oder mit Unrecht, weiß ich nicht, daß es sehr gut sein werde, Ihren Bruder von Ihnen zu trennen: Vielleicht hat er ihn gefunden und verheimlicht uns seinen Namen und seine Lage, damit Sie ihn nicht entdecken möchten. Mrs. Morton, meinst Du es nicht auch?«

»Ich bin in der That so erschreckt, daß ich nicht weiß, war ich denken soll,« sagte Mrs. Morton, indem sie mit der Hand über die Stirn fuhr und auf ihrem Stuhl hin und herrückte.

»Aber da sie Ihnen Unrecht thaten – und da Sie ein so sehr – so sehr –«

»Feiner Herr zu sein scheinen,« fiel Miss Margaretha ein.

»Ja, ein feiner Herr, und wohlhabend, hoffe ich,« fuhr Morton fort, indem er mit erfahrenem Auge seinen kostbaren Pelz betrachtete – »so kann es nicht schwer sein, von Herrn Beaufort Alles zu erfahren was Sie zu wissen wünschen. Und sagen Sie mir doch, Herr, schickten Sie heute Jemand her, um dieselbe Frage an mich zu richten?«

»Ich? – Nein. Was meinen Sie?«

»Nun, nun – setzen Sie sich nieder – es mag vielleicht hierin etwas liegen, was Sie besser herausbringen werden, als ich.«

Und als Philipp sich setzte, erzählte ihm Morton, der sich aufrichtig freute, den Sohn seiner Schwester am Leben und dem Anscheine nach im Wohlstande zu sehen, ziemlich genau die Unterredung, die er mit dem andern Fremden geführt, Philipp hörte lebhaft und mit Aufmerksamkeit zu. Wer konnte der Mann sein? Jemand, der um seine Geburt wußte – Jemand, der ihn aufsuchte? – Jemand, der –. Guter Himmel! sollte es der so lange vermißte Zeuge der Trauung sein?

Sobald ihm dies einfiel, sprang er von seinem Sitze auf und bat Morton, ihn zu begleiten, um den Fremden aufzusuchen. »Sie wissen nicht,« sagte er in dem Tone, der die Energie des Willens ausdrückte, worin das Talent seines Geistes bestand – »Sie wissen nicht, von welcher

Wichtigkeit dies für meine Aussichten – für den guten Namen Ihrer verstorbenen Schwester sein kann. Sollte der verlorene Zeuge endlich zurückgekehrt sein? Wer sonst von dem Stande, wie Sie ihn beschreiben, würde sich für die Sache interessiren? Kommen Sie!«

»Welcher Zeuge?« sagte Mrs. Morton ärgerlich. »Sie wollen doch nicht die alte Geschichte vor der Trauung aufwärmen?«

»Soll Ihre Frau Ihre eigene Schwester lästern? Die Trauung hat stattgefunden – Gott wird das Recht an den Tag bringen – und es soll noch der Name Beaufort auf den Grabstein meiner Mutter gesetzt werden. Kommen Sie!«

»Hier sind Deine Schuhe und Dein Regenschirm, Vater,« rief Miß Margaretha, die Philipp's Lebhaftigkeit theilte.

»Meine schöne Cousine, vermuthe ich,« und als der Krieger ihre Hand nahm, küßte er ihre nicht widerstrebende Wange und wendete sich zur Thür. Morton faßte seinen Arm, und im nächsten Augenblick waren sie auf der Straße.

Als Katharina in ihren sanften Tönen gesagt hatte: »Philipp Beaufort war mein Gatte,« hatte ihr Roger Morton nicht geglaubt. Und nun hatte ein Wort von dem Sohne, der doch verhältnißmäßig wenig von der Sache wissen konnte, beinahe hingereicht, den Zweifler zu bekehren und zu überzeugen. Wie kam dies? Weil der Mensch dem Starken glaubt!

ZWEITES KAPITEL.

Was die Tugend vermag und die Weisheit,  
Stellt das nützliche Beispiel uns dar am edlen  
Ulysses.

*Horaz.*

Inzwischen war der Gegenstand ihres Suchens, nachdem er Morton's Laden verlassen, langsam und traurig durch die nassen Straßen gegangen, bis er ein Gasthaus in der Vorstadt auf der Straße nach London erreichte. Hier trat er auf eine kurze Zeit ein und trocknete seine Kleider am Kamin im Gastzimmer, welche Erlaubniß er sich dadurch erkaufte, daß er sich für vier Pence Gin geben ließ; und als er erfahren, daß die nächste Kutsche nach London erst in mehreren Stunden vorüberkommen werde, setzte er sich nieder, um ein wenig zu schlummern, bis das Horn des Postillons ihn wecken würde. Derselbe Omnibus, mit dem Philipp am Abend zuvor nach N\* gekommen war, hatte auch den Mann, welchen er suchte, dorthin gebracht. Der arme Mann war kränklich und ermüdet, und eben ein wenig eingeschlummert, als er plötzlich durch, das Rollen eines Wagens und das Stampfen von Pferden erweckt wurde. Da er nicht wußte, wie lange er geschlafen, und meinte, der Wagen, den er erwartete, sei vor der Ihm-, so eilte er hinaus. Es war ein Omnibus, der von London kam, und der Postillon scherzte mit der hübschen Kellnerin, die ziemlich kurze Röcke trug und ihm das gewohnte Glas reichte. Als der Mann sich überzeugt hatte, daß seine Zeit noch nicht da sei,

war er im Begriff, grunend zurückzukehren, als sich ein Kopf aus dem Fenster hervorstreckte und eine Stimme rief: »Sterne und Strumpfbänder! Will – bist Du es?« Bei dem Tone dieser Stimme stand der Mann plötzlich still wurde sehr blaß und seine Glieder zitterten. Der Passagier öffnete die Thür, sprang mit einem kleinen Reisesack in der Hand heraus, zog eine lange lederne Dorse hervor, aus welcher er großthuend einige Münzen auswählte, womit er den Kutscher bezahlte; dann nahm er den Arm des Bekannten, den er entdeckt hatte, und führte ihn in das Haus zurück.

»Will – Will,« flüsterte er, »Du bist bei den Mortons gewesen. Sei nicht bedenklich – laß mich Alles hören. Jenny oder Dolly oder wie Dein hübscher Name sein mag – ein besonderes Zimmer, ein Nösel Rum, meine Liebe, und heißes Wasser und Zucker. So ist's recht.«

Sobald die Beiden in einem kleinen Zimmer, den Rum vor sich, an einem guten Feuer saßen, ging der zuletzt Gekommene zur Thür und verriegelte sie vorsichtig, warf seinen Reisesack unter den Tisch, legte seine Handschuhe ab und breitete sich weiter und weiter vor dem Feuer aus, bis er jeden Strahl von seinem Freunde ausgeschlossen hatte; dann drehte er sich plötzlich herum, damit sein Rücken auch erwärmt werde, und rief:

»Verdamm' mich, Will, Du bist eine hübsche Art von Bruder, daß Du mir den Vorsprung abgewonnen hast. Doch, in dieser Welt denkt Jeder nur an sich selber.«

»Ich sage Dir,« sagte Wilhelm mit einiger Entschiedenheit in seiner Stimme, »daß ich diesen jungen Männern kein Unrecht zufügen will, wenn sie leben.«

»Wer verlangt denn von Dir, daß Du ihnen Unrecht thun sollst – Du Tölpel! Vielleicht werde ich der beste Freund sein, den sie haben – ja, oder auch Du, obgleich Du der undankbarste, grillenhafteste Mensch bist, der mir je über den Weg gelaufen. Komm und trink und rolle Deine Augen nicht so wie ein Schuhu!« Hier hielt der Redende einen Augenblick inne und fuhr in ernsterem und nachdrücklicherem Tone fort. »So glaubtest Du mir also nicht, als ich Dir sagte, daß diese Brüder todt wären, und Du gingst zu den Mortons um mehr zu erfahren.«

»Ja.«

»Nun, und was hast Du erfahren?«

»Nichts. Morton erklärt, er weiß nicht, daß sie leben. Aber er weiß auch nicht, daß sie todt sind.«

»Ei,« sagte der Andere mit großer Aufmerksamkeit zuhörend, »und glaubst Du wirklich, daß er nichts von ihnen weiß?«

»Ja, das glaube ich in der That.«

»Hm! Ist er ein Mann, der Geld hergeben würde, um bei der Nachsuchung zu helfen?«

»Er sah aus, als hätte er das gelbe Fieber, als ich sagte, ich sei arm,« entgegnete Wilhelm, indem er sich umwendete, um auch einen Schimmer von dem Feuer zu erhaschen, als er seinen Grog hinuntergoß.

»Dann will ich verdammt sein, wenn ich mich der Gefahr aussetze, zu ihm zu gehen. Ich habe einige kleine

Geschäfte in dieser Stadt gemacht, und obgleich es eine lange Zeit her ist, so vergessen doch die Leute einen hübschen Mann nicht so bald – besonders wenn er ihnen eine Nase gedreht hat! Nun höre mich an. Du siehst, ich habe dieser Sache alle meine Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn die Knaben todt sind, sagte ich Dir, so ist es nicht der Mühe werth, sich die Finger zu verbrennen, indem man für Gebeine im Sarge ein Licht hält. Aber Herr Beaufort braucht nicht zu wissen, daß sie todt sind, und mir wollen sehen, war wir von ihm herausbringen können; und wenn es gelingt, woran ich nicht zweife, so können wir für unser übriges Leben unsere Köpfe aufrecht halten. Wie ich Dir sagte, ging ich zu Herrn Beaufort – und wahrhaftig, ich glaubte, wir hätten die Sache schon gewonnen. Doch seit sich Dich zuletzt sah, hat mir der Teufel das Spiel verdorben. Als ich wiederkam, Will, wurde ich zu einem alten Herrn geführt, so scharf wie ein Bohrer. Ich will gehängt sein, Wilhelm, wenn er mich nicht aus allen meinen sieben Sinnen herausschreckte!« Hier that Kapitän Smith – denn der Leser wird bereits entdeckt haben, daß der Redende keine geringere Person war – drei oder vier große Schritte durchs Zimmer, kehrte zum Tische zurück, warf sich auf einen Stuhl, stellte seine Füße an den Kamin, legte seinen Finger an die Nase und sagte leise und mit bedeutungsvollem Blinzeln: »Will, er wußte, daß ich deportirt gewesen! Er weigerte sich nicht nur, das anzuhören, was ich zu sagen hatte, sondern drohte uns Beide verfolgen, hängen, rädern und viertheilen zu

lassen, wenn wir je wagten, mit der Wahrheit herauszukommen.«

»Aber was kann die Wahrheit nutzen, wenn die Knaben todt sind?« sagte Wilhelm schüchtern.

Ohne auf diese Frage zu achten, fuhr der Kapitän fort, indem er den Zucker in seinem Glase umrührte: »Ich schlich mich also hinaus, und als ich meine Thür erreicht hatte und mich umsah, bemerkte ich den Polizeidiener Sharp auf der andern Seite der Straße und fühlte mich verdammt unbehaglich. Ich ging indeß hinein, setzte mich nieder und begann nachzudenken. Ich sah, daß mit den Alten nichts anzufangen sei, und jetzt möchte es der Mühe werth sein, ausfindig zu machen, ob die Jungen wirklich todt seien.«

»So wußtest Du das doch nicht! Ich dächte es wohl. O Jerry!«

»Nun sieh nur, Mann; es war nicht unser Vortheil, ihre Partei zu ergreifen, wenn wir mit den Andern unsern Handel machen konnten. Der Grund ist dieser. Du bist nur ein einziger Zeuge – Du bist ein guter Mensch, aber arm und hast etwas schwache Nerven, Will. Du weißt nicht, was es mit den Perrücken auf sich hat, wenn man im Zeugenstand eingesperrt ist, sie kommen von der einen Seite und von der andern, sie drohen und verwirren, bis man einem Pferde gleicht, welches auf heißem Eisen tanzt. Wenn Dein Zeugniß umgestoßen würde, so wäre die Sache zu Ende, und was würde dann aus uns werden? Ueberdies,« setzte der Kapitän mit würdevoller Aufrichtigkeit hinzu, »bin ich deportirt worden – es ist vergebens

es zu läugnen – und bin vor meiner Zeit zurückgekehrt. Wenn man Untersuchungen über Deine Glaubwürdigkeit anstellte, so würden mir die Häscher bald auf die Spur kommen. Und Du würdest doch nicht wollen, daß der arme Jerry zu dem garstigen Orte auf der anderen Seite des großen Häringsteiches zurückgeschickt würde?«

»Ach, Jerry!« sagte Wilhelm, indem er freundlich seine Hand in die seine Bruders legte, »Du weißt, daß ich Dir bei der Flucht behülflich war. Ich ließ Alles zurück, um mit Dir herüberzukommen.«

»Das thatest Du, und Du bist ein guter Kerl, doch was das Zurücklassen betrifft – Du verlorst ja Alles vorher. Und als Du mir von der Heirath erzähltest, sagte ich Dir nicht, daß wir unser Glück machen könnten; auf unsre Lebenszeit? Doch um zu meiner Geschichte zurückzukehren. Es ist gefährlich, sich mit den jungen Leuten einzulassen. Aber da auf der andern Seite nur harte Worte zu erhalten sind, so wollen wir unsere Pflicht thun und ich will sie ausfindig machen und das Beste für uns thun – das heißt, wenn sie noch über der Erde sind. Und nun will ich Dir gestehen, ich weiß, daß der Jüngere am Leben ist.«

»Wirklich?«

»Ja, doch da er sich auf die Sache nicht wird einlassen wollen, wenn sein Bruder nicht todt ist, so müssen wir den Erben aufsuchen. Nun sagte ich Dir schon, daß vor vielen Jahren ein junger Bursche bei mir war, der, wenn ich Alles berücksichtige, wie die Beauforts hinter ihm her waren und er zu der Zeit verschiedene Worte fallen ließ –

kein Anderer sein kann, als der hoffnungsvolle Erbe Deines alten Herrn. Ich weiß, daß der arme Will Gawtreys diesem Burschen die Adresse des alten Gregg gab, der ein Freund von mir ist. Als ich gewartet, bis Sharp sich entfernt hatte, ging ich noch in derselben Nacht, oder vielmehr um zwei Uhr Morgens, in Gregg's Haus, und nachdem ich sein Gedächtniß ein wenig aufgekratzt, erfuhr ich, daß der Bursche bei ihm gewesen, und später nach Paris gegangen sei, um Gawtreys aufzusuchen, der dort ein Heirathsbüreau gehabt. Da ich nicht reich genug war, um auf angenehme und anständige Art nach Paris zu gehen, so ließ ich mich von Gregg zu einem hübschen, stillen, kleinen Geschäft anwerben. Schüttele nicht den Kopf – Alles sicher – ein ländliches Geschäft. Das währte einige Tage. Du siehst, es hat mir dazu verhelfen, mich neu aufzutakeln.« Und der Kapitän sah wohlgefällig seine sehr zierliche Kleidung an. »Nun, bei meiner Rückkehr ging ich, um Dich aufzusuchen, aber Du warst ausgeflogen. Ich argwöhnte, Du möchtest zu den Verwandten der Mutter hierher gegangen sein, und dachte, auf jeden Fall könnte ich nicht besser thun, als selber gehen und zu sehen, was sie von der Sache wüßten. Nach dem, was Du sagst, halte ich es für besser, nicht zu ihnen zu gehen und sogleich nach Paris zu reisen. Ueberlaß es mir, ihn ausfindig zu machen. Und wahrlich, da Sharp und der alte Lord mich verfolgen, so wird es besser sein, ich verlasse England so bald als möglich.«

»Und Du denkst wirklich, daß Du sie noch auffinden wirst? O, fürchte nicht meine Nerven, wenn ich einmal

auf dem rechten Wege bin; es macht mich nur zittern, wenn ich mit Dir leben, Dich unrecht handeln sehen und schlecht reden hören muß.«

»Bruder,« sagte der Kapitän, »halte mir keine Predigten. Steh auf, Will, und sieh uns Beide im Spiegel zu! Ungeachtet meiner Mühseligkeiten sehe ich zehn Jahre jünger aus als Du. Ich kleide mich wie ein Mann von Stande, was ich auch bin; ich habe Geld in der Tasche; ich gab Dir Geld; ohne mich wärest Du verhungert. Sieh nur, Du brachtest ein kleines Vermögen mit nach Australien – Du verheirathetest Dich – Du triebst Landwirthschaft – Du lebstest ehrlich, und doch ließest Du Dich durch Deine verdammt schwankende Gemüthsart heute zu einer Spekulation verleiten und morgen wieder davon abbringen, und gingst zu Grunde!«

»Jerry! Jerry!« rief Wilhelm bebend, »thu es nicht – thu es nicht!«

»Doch es ist Alles wahr und ich will Dich vom Predigen heilen. Und dann, als Du beinahe zu Ende warst, gabst Du nach, anstatt ein kühnes Gesicht anzunehmen und Deine Schulter an das Rad zu setzen – Du verkauftest, was Du hattest – gingst mit Weib und Allem nach Boston hinüber, weil Dir Jemand gesagt, daß Du in Amerika besser Dein Glück machen könntest – Du warst nicht zu finden, als man Dich vor Jahren aufsuchte, wo Du Dir und der Familie Deines Herrn hättest nützen können, ohne Dich oder mich in Gefahr zu bringen – da konnte Dich Niemand finden, weil Du nicht wolltest, daß Deine alten Freunde in England oder in der Colonie erfahren sollten,

daß Du ein Sklaventreiber in Kentucky geworden. Du erregtest einen Aufstand unter den Negern, indem Du sie beklagtest, anstatt sie zu ihrer Arbeit anzuhalten – Du wirst selber ausgestoßen – Dein Weib bittet Dich, nach Australien zurückzukehren, wo sie hofft, daß ihre Verwandten etwas für Dich thun werden – Du bewerkstelligst Deine Ueberfahrt und siehst so lumpig aus, wie ein Füllen, welches vom Grase kommt – Deines Weibes Onkel liebt keine lumpigen Verwandten – Dein Weib stirbt an gebrochenem Herzen – und Du hättest mit den Sträflingen an den Wegen Steine klopfen können, hätte nicht ich, selber ein Sträfling, Mitleid mit Dir gehabt. Greine nicht, Wilhelm, es ist Alles zu Deinem Besten – ich hasse das unsinnige Geschwätz! Dagegen ließ ich, mein eigener Herr vom achtzehnten Jahre an, mich nie herab, einem Andern zu dienen – kleidete mich wie ein feiner Herr – küßte die hübschen Mädchen – fuhr im Phaeton – wurde in allen Zeitungen als der berühmte ›tolle Jerry‹ genannt – mir fehlte es nie an einer Guinee in der Tasche, und als ich endlich deportirt wurde, hatte ich eine hübsche Summe in der Bank der Colonie um mein Unglück zu erleichtern. Ich entfliehe, ich bringe Dich mit herüber – und hier bin ich, unterstütze Dich und bin höchst wahrscheinlich der Einzige, von dem das Schicksal einer der ersten Familien des Landes abhängt. Und Du willst mir Moral predigen? Siehst Du, Will – in dieser Welt ist Ehrlichkeit nichts ohne Stärke des Charakters! Nun, Deine Gesundheit!«

Hier goß der Kapitän den noch übrigen Rum in sein Glas und leerte es auf einen Zug, und während der arme Wilhelm mit einem zerlumpten blauen Taschentuch seine Augen trocknete, klingelte er und fragte, welche Kutschen nach B\*, einer Seestadt in einiger Entfernung, vorüberkommen würden. Als er erfuhr, daß um sechs Uhr eine abgehen würde, so bestellte der Kapitän das beste Mittagessen, welches die Speisekammer nur liefern könne, und zwar sobald es fertig sei, und als sie dann allein waren, redete er so seinen Bruder an: »Nun gehst Du in die Stadt zurück – hier sind vier Guineen für Dich. Halte Dich ruhig – sprich mit keiner Seele – lasse Dich nicht auf das Geschäft ein, das ist Alles, warum ich Dich bitte, und ich will Alles ausfindig machen, was nur zu entdecken ist. Es ist mir verdammt aus dem Wege, mich zu B\* einzuschiffen; doch es wird das Beste sein, wenn ich mich aus London entferne. Und ich will Dir etwas sagen, wenn diese jungen Burschen davongelaufen sind, so gibt es noch einen andern Vogel aus dem Busch, der sich vielleicht als ein Goldfink ausweisen wird – ich meine den jungen Arthur Beaufort. Ich höre, er ist ein wilder, verschwenderischer Bursche, der nicht ohne viel Geld leben kann. Nun ist es leicht, einen Mann von der Art zu erschrecken – und der alte Lord wird ihm nicht zur Seite stehen.«

»Aber ich sage Dir, daß ich nur für die Kinder meines armen Herrn besorgt bin.«

»Ja, aber wenn sie todt sind, und man dadurch, daß man sagt, sie sind am Leben, für sein Alter sorgen kann, so liegt kein Unrecht darin – he?«

»Ich weiß es nicht,« sagte Wilhelm unentschlossen. »Aber gewiß ist es hart, in meinem Alter so arm zu sein, und so ehrlich und so arbeitsam, wie ich gewesen bin.« Und es lag ein Ausdruck des Neides in dem Blicke, den der hülflose Redliche auf das sorglose Gesicht und die rüstige Gestalt des entschlossenen Schurken warf.

### DRITTES KAPITEL.

*Mitis.* Dieser Macilenke, Signor beginnt plötzlich geselliger zu werden. –

*Punt.* Signor, Ihr seid gehörig instruiert.

*Fast.* Wer? Ich, Herr?

*Ben Jonson.*

Nachdem Philipp und Morton den größten Theils des Tages mit vergeblichen Nachforschungen zugebracht hatten, kehrten sie in das Haus des Letzteren zurück.

»Alles, was jetzt zu thun ist, ist dies,« sagte Philipp; »für's Erste geben Sie der Polizei der Stadt eine genaue Beschreibung des Mannes, und zweitens lassen wir eine Aufforderung in die Zeitung der Grafschaft und in einige londoner Blätter einrücken, daß, wenn die Person, die bei Ihnen gewesen, sich die Mühe geben wolle, entweder persönlich wiederzukommen oder zu schreiben, so könne er die gewünschte Auskunft erhalten. Wenn das

geschieht, so muß ich Sie bitten, ihn an – ja, an Herrn von Vaudemont zu verweisen. Hier ist die Adresse.«

»Also nicht an Sie?«

»Es ist dasselbe,« versetzte Philipp trocken, »Sie haben meinen Verdacht bestätigt, daß die Beauforts etwas von meinem Bruder wissen. Was sagten Sie von einem andern Freunde der Familie, der bei der Nachforschung behülflich war?«

»O, es war ein gewisser Herr Spencer! ein alter Bekannter Ihrer Mutter.« Hier lächelte Morton, doch da er zu dem Scherze nicht ermuthigt wurde, fuhr er fort: »Indessen, das gehört hier nicht zur Sache; er fand gewiß Ihren Bruder nicht auf, denn ich habe zu verschiedenen Zeiten mehre Briefe von ihm erhalten, worin er fragt, ob ich keine Nachricht von Ihnen Beiden habe.«

Spencer hatte in der That Sorge getragen, die Mortons zu täuschen, denn er fürchtete ihren Einspruch nicht viel weniger als den der Beauforts.

»Dann kann es von keinem Nutzen sein, sich an ihn zu wenden,« sagte Philipp nachlässig, da er sich des Namens Spencer nicht erinnerte und daher wenig Wichtigkeit auf ihn legte.

»Gewiß nicht. Verlassen Sie sich darauf, daß Herr Beaufort es weiß!«

»Es ist wahr,« sagte Philipp. »Und ich habe Ihnen nur für Ihre Güte zu danken und in die Stadt zurückzukehren.«

»Bleiben Sie doch heute bei uns – thun Sie es – und lassen mich fühlen, daß wir Freunde sind. Ich versichere

Ihnen, das Schicksal des armen Sidney hat mir die ganze Zeit, seit er uns verlassen, schwer auf dem Herzen gelegen. Sie sollen das Bett haben, worin er schlief, und über welches sich Ihre Mutter beugte, als sie ihn und mich zum letztenmal verließ.«

Diese Worte wurden mit so viel Gefühl ausgesprochen, daß der Abenteurer seines Oheims Hand drückte und sagte: »Verzeihen Sie mir, ich that Ihnen Unrecht – ich will Ihr Gast sein.«

Seltsam genug, Mrs. Morton zeigte keine üble Laune bei der Nachricht von der angebotenen Gastfreundschaft. Miß Margaretha war während Philipp's Abwesenheit so beredt zu seinem Lobe gewesen, daß sie sich einem günstigen Eindrucke hingab. Ihre Tochter hatte in der That eine Art von Uebergewicht über Mrs. Morton und das ganze Haus erlangt, seit sie einen so vortrefflichen Antrag erhalten. Und überdies gleichen einige Leute den Hunden – sie knurren die Zerlumpten und wedeln die Wohlgekleideten an. Mrs. Morton hatte nichts gegen einen Neffen überhaupt, nur gegen einen *armen* Neffen einzuwenden. Der Abend verging daher heiterer, als man hätte erwarten sollen, obgleich Philipp einige Mühe hatte, die verschiedenen Fragen abzupariren, die über die Vergangenheit an ihn gerichtet wurden. Er begnügte sich damit, so kurz als möglich zu sagen, daß er in einem fremden Lande in Militärdiensten gewesen sei und so viel erworben hade, als zu seinem Auskommen hinreiche, und dann lenkte er, mit der Gewandtheit, die

man sich in der großen Welt aneignet, die Unterhaltung auf die Aussichten der Familie, deren Gast er war.

Nachdem er mit schuldiger Aufmerksamkeit die Lobeserhebungen der Mrs. Morton auf ihren Sohn Tom angehört, den man hatte holen lassen, und der die Lobpreisungen seiner Artigkeit in ein Paar großer erröthender Ohren einsog – ferner ihre Selbstglückwünsche zu Miß Margaretha's Verheirathung – so wie auch zu den Diensten, die Morton der Stadt geleistet, der, während er zum erstenmal Mayor gewesen, auf eigene Kosten den Rathhaussaal hatte ausbessern lassen – ferner eine lange Chronik ihrer eigenen Genealogie, wie sie einen Geistlichen zum Vetter habe und ihr Großvater zum Ritter geschlagen worden sei – ferner die häuslichen Tugenden aller ihrer Kinder – ferner eine undeutliche Erklärung der Züchtigung, die Sidney widerfahren, die Philipp in der Mitte unterbrach und lächelnd fragte, was aus den Plaskwiths geworden sei. »O!« sagte Mr. Morton, mein Bruder hat das Geschäft niedergelegt und seinem Schwiegersohne, dem Herrn Plimmins, übergeben.«

»O, so hat Plimmins also eine von den jungen Damen geheirathet?«

»Ja, Johanna – sie schielte gar arg! – Tom, dabei ist nichts zu lachen – wir sind alle, wie uns Gott geschaffen – schön ist, wer schön handelt – sie hat schon drei Kleine.«

»Schielen die auch?« fragte Philipp; Miß Margaretha kicherte, Tom lachte laut und die andern jungen Männer lachten auch laut. Philipp hatte gewiß etwas sehr Witziges gesagt.

Diesmal theilte Mrs. Morton keinen Verweis aus, sondern antwortete nachdenkend: »Die Natur ist sehr geheimnißvoll – sie schielen alle!«

Morton führte Philipp in sein Schlafzimmer. Da war es frisch, reinlich und unverändert – mit denselben weißen Vorhängen, denselben Geißblatttapeten, wie damals, als Katharina über die Schwelle geschlichen war.

»Hat Ihnen Sidney je gesagt, daß ihm seine Mutter in jener Nacht einen Ring um den Halt hing?« fragte Morton.

»Ja, und der liebe Knabe weinte, als er mir erzählte, daß er zu fest geschlafen, um zu merken, daß sie an seiner Seite gestanden – jenes letztemal. Der Ring – wie gut erinnere ich mich seiner! – sie legte ihn bis dahin nie ab – und oft auf dem Felde – denn wir waren damals unstäte Wanderer mit einander – oft, wenn sein Kopf an meiner Schulter lag, fühlte ich, daß dieser Ring stets an seinem Herzen war, und bildete mir ein, es sei ein Talisman – ein Segen. Nun – gute Nacht!« Er machte die Thür hinter seinem Oheim zu und war allein.

#### VIERTES KAPITEL.

Der Mann des Rechts –

Es wird 'nen Rechtsstreit zwischen ihnen geben.

*Ben Jonson.*

Als Philipp in London ankam, begab er sich zuerst in die Wohnung, die er noch daselbst hatte und wohin seine

Briefe adressirt wurden, und unter verschiedenen Mittheilungen aus Frankreich, voll von der Politik und den Hoffnungen der Karlisten, fand er auch folgender Billet von Lord Lilburne:

»Lieber Herr!

»Als ich Sie vor einigen Tagen traf, sagte ich Ihnen, daß ich vom Podagra bedroht werde. Der Feind hat jetzt das Feld wirklich in Besitz genommen. Ich bin zu strenger Diät und zu dem Sopha verurtheilt. Aber da er mein Grundsatz im Leben ist, die Leiden so leicht als möglich zu machen, so habe ich einige Freunde gebeten, sich meiner zu erbarmen und mir zu helfen, diese tödtliche Langeweile zu vertreiben, indem sie mir, wenn möglich, vier Honneurs zutheilen. Zu jeder Zeit zwischen neun und zwölf Uhr diesen Abend oder morgen werden Sie mich zu Hause finden, und wenn Sie nicht besser beschäftigt sind, wie wäre es, wenn Sie heute mit mir – oder viele mehr mir gegenüber – zu Mittag speisten und meine spartanische Suppe entschuldigten? Außer zwei oder drei Freunden, die vielleicht nicht versagt sind, werden Sie meine Schwester, Mrs. Beaufort, nebst Gemahl und Tochter, bei mir treffen; sie kamen erst diesen Morgen in London an und sind gütig genug, mich zu *pflügen*, wie sie es nennen – nämlich ihr Koch ist krank geworden!

Der Ihrige

*Lilburne.*«

Park-Lane, September, 18–

»Die Beauforts! Das Schicksal begünstigt mich – ich will gehen. Das Billet ist von heute.«

Er schickte rasch einige Zeilen ab und nahm die Einladung an, und da er fand, daß er noch einige Stunden übrig habe, so beschloß er dieselben dazu anzuwenden, mit einem Rechtsgelehrten über die Möglichkeit zu berathen, endlich sein Erbe wiederzugewinnen – eine Hoffnung, die zwar sehr kühn war, aber die er sich seit seiner Rückkehr in seine Heimath und besonders seit er von dem sonderbaren Besuch bei Roger Morton gehört, zu hegen gestattete. Mit diesem Gedanken ging er aus, um sich zuerst mit Liancourt zu besprechen, der unter den Engländern eine große Bekanntschaft hatte und daher am geeignetsten schien, ihm bei der Wahl eines thätigen und zugleich redlichen Sachwalte zu rathen, als er plötzlich diesem Herrn selber begegnete.

»Dies trifft sich glücklich, mein lieber Liancourt; ich wollte eben in Ihre Wohnung.«

»Und ich wollte zu Ihnen, um zu hören, ob Sie bei Lord Lilburne speisen. Er sagte mir, er habe Sie eingeladen. Ich habe ihn eben verlassen. Und an dem Sopha des Mephistopheles war die schönste Margaretha, die Sie je gesehen.«

»Ei – wer denn?«

»Er nannte sie seine Nichte; aber ich möchte Zweifeln, ob er diesseits des Styx eine so menschliche Nichte hat.«

»Sie scheinen keine große Vorliebe für unsern Wirth zu haben.«

»Mein lieber Vaudemont, zwischen unsern biedern, kriegerischen Naturen und jenen listigen, eisigen, höhnischen Verstandesmenschen herrscht die Antipathie eines Hundes gegen eine Katze.«

»Vielleicht auf unserer Seite, doch nicht auf der seinigem – warum sollte er uns sonst einladen?«

»London ist leer, er kann sonst Niemand einladen. Wir sind ihm neue Gesichter, neue Geister. Wir unterhalten ihn mehr, als die alltäglichen Kameraden, deren er überdrüssig geworden ist. Ueberdies spielt er – und Sie auch. Pfui über Sie!«

»Liancourt, ich hatte einen zweifachen Zweck, diesen Mann kennen zu lernen, und ich bezahle den Brückenzoll. Wenn mir an dem Uebergange nichts mehr liegt, zahle ich auch den Zoll nicht mehr.«

»Aber die Brücke könnte eine Zugbrücke sein und der Graben ist verdammt tief. Ohne Metapher, der Mann kann Sie zu Grunde richten, ehe Sie wissen, wie Sie daran sind.«

»Pah! ich habe meine Augen offen. Ich weiß, wie viel ich an den Schurken wenden kann, dessen Dienst ich dingte, wie den eines Bedienten; und ich weiß auch, wo ich aufhören muß. Liancourt,« fuhr er nach einer Pause im tiefen Tone unterdrückter Leidenschaft fort, »als ich diesen Mann zuerst sah, dachte ich sein Herz in Anspruch zu nehmen und zu rühren für ein Wesen, welches Rechte daran hat. Das war eine vergebliche Hoffnung. Und dann kam ein Gedanke, finsterer und tödtlicher – ein Plan des Rächers! Dieser Lilburne – dieser Schurke, den die Welt

verehrt – hat mit Leib und Seele einen Mann zu Grunde gerichtet, dessen Namen die Welt mit Verachtung brandmarkt! Nun, diesen Mann wollte ich rächen. In seinem eigenen Hause – mitten unter Euch allen – wollte ich den Gauner entlarven und den Betrüger brandmarken.«

»Sie machen mich staunen! – freilich hat man schon geflüstert, daß Lord Lilburne gefährlich sei – aber schon Geschicklichkeit ist gefährlich. Betrüger! – ein englischer Edelmann von Rang und Bildung! – unmöglich!«

»Ob er es nun thut oder nicht,« entgegnete Vaudemont in ruhigerem Tone, ich habe der Rache entsagt, denn er ist –«

»Was?«

»Einerlei,« sagte Vaudemont laut; aber bei sich selber setzte er hinzu: »denn er ist Fanny's Großvater!«

»Sie sind heute sehr räthselhaft.«

»Geduld, Liancourt; vielleicht löse ich noch alle die Räthsel, die mein Leben bilden. Haben Sie nur noch ein wenig Geduld. Und nun, können Sie mit zu einem Sachwalt verhelfen – zu einem Manne von Erfahrung, von Ruf, aber jung, thätig und nicht zu sehr mit Geschäften überladen? Ich bedarf seines Eifers und seiner Zeit für eine Möglichkeit, die den großen Advokaten, bei ihrer überhäuftten Praxis, kaum ihrer Aufmerksamkeit und Bemühung werth erscheinen möchte.«

»Da kann ich Ihnen gerade einen Mann empfehlen, wie Sie ihn wünschen. Ich hatte vor einigen Jahren einen Prozeß in Paris, wozu englische Zeugen nöthig waren. Mein Advokat wendete sich hier an einen Sachwalt, der

durch seine Thätigkeit in Herbeischaffung der Beweismittel meine Sache gewann. Ich will für seinen Fleiß und seine Redlichkeit einstehen.«

»Seine Adresse?«

»Barlow – irgendwo am Strand – lassen Sie mich sehen – Essex – ja, Essex-Street.

»Dann leben Sie wohl für jetzt. – Sie speisen auch bei Lord Lilburne?«

»Ja. Leben Sie wohl bis dahin.«

Vaudemont kam bald bei Barlow's Hause an; ein messingnes Schild zeigte ihm das Haus. Er wurde sogleich in ein Zimmer geführt, wo er einen Mann sah, den Advokaten jung, und alte Jungfern von mittlern Alter nennen würden, nämlich zweiundvierzig, mit einem kühnen, entschlossenen, verständigen Gesicht und einem festen, ruhigen und verschlagenen Auge, welches zugleich Vertrauen und Achtung einflößt. Vaudemont beobachtete ihn mit dem Blick eines Mannes, der gewohnt ist, die Menschen zu beurtheilen – wie ein Gelehrter die Bücher beurtheilt – mit Schnelligkeit, weil mit Erfahrung. Er hatte anfangs beschlossen, ihm die Hauptpunkte seiner Sache mitzutheilen, ohne die Namen zu nennen, und so begann er auch wirklich die Erzählung; nach und nach aber bemerkte er, wie sein eigener Ernst das Interesse des Zuhörers fesselte, er wurde zu vollerm Vertrauen erwärmt und endete mit einer ausführlichen Eröffnung und der Warnung, das tiefste Schweigen über die Sache zu beobachten, wenn keine Hoffnung vorhanden sein sollte, seinen rechtmäßigen Namen wieder annehmen zu können

und wenn er wünschen möchte, ohne Neugierde und Verdacht den beizubehalten, der nicht unrühmlich bekannt war.

»Mein Herr,« sagte Barlow, nachdem er ihm die gewissenhafteste Verschwiegenheit zugesichert, »ich erinnere mich dunkel des Prozesses Ihrer Mutter, der Mrs. *Beaufort*« – und der geringe Nachdruck, den er auf das Wort legte, war das angenehmste Compliment, welches er der Wahrheit von Philipp's Erzählung hätte beilegen können. »Meine Ansicht ist, daß die Sache von ihrem Advokaten auf sehr nachlässige Weise betrieben wurde, und einige von den Fehlern, die derselbe begangen, können wir in dem von Ihnen angestellten Prozesse verbessern. Doch es würde thöricht sein, Ihnen die großen Schwierigkeiten verbergen zu wollen, die uns bevorstehen. – Ihrer Mutter Prozeß, der ihre eigenen Rechte beweisen und geltend machen sollte, war weit leichter und günstiger als derjenige, der jetzt beginnen muß, nämlich eine Klage auf Ersatz, gegen einen Mann, der eine Reihe von Jahren im ungestörten Besitze war. Natürlich wäre es Wahnsinn, so lange nicht der fehlende Zeuge aufgefunden ist, den Prozeß anzufangen. Und dann wird die Frage sein, wie weit jener Zeuge genügt? Freilich wird ein einziger Zeuge einer Trauung, wenn die andern todt sind, vom Gesetz als genügend betrachtet, doch ich darf nicht erst hinzufügen, daß dieser Zeuge durchaus glaubwürdig sein muß. Bei Prozessen um wirkliches Eigenthum, werden sehr wenig documentarische oder secundäre Zeugnisse zugelassen. Ich zweifle sogar, ob der Trauungsschein, worauf Sie,

da das Trauungsregister verloren gegangen oder vernichtet ist, so großes Gewicht legen, an und für sich schon von Bedeutung wäre. Aber wenn es eine beglaubigte Abschrift ist, so hat dieselbe die äußerste Wichtigkeit, denn dann wird es uns den Namen der Person nennen, welche den Auszug machte und beglaubigte. Gebe der Himmel, daß es nicht derselbe Geistliche sei, der die Trauung vollzogen hat, und, wie Sie sagen, todt ist; wäre es ein anderer, so hätten wir dann einen zweiten, ohne Zweifel glaubwürdigen und höchst schätzbaren Zeugen. Das Document würde so als Beweis werthvoll, und ich glaube, es würde uns dann nicht fehlen, unsere Sache durchzuführen.«

»Aber dieser Trauungsschein, wie sollte man ihn je finden? Ich habe gesagt, daß wir vergebens Alles durchsucht haben.«

»Wahr; aber Sie erwähnen, Ihre Mutter habe immer gesagt, der verstorbene Herr Beaufort habe sie so feierlich noch kurz vor seinem Tode versichert, daß er vorhanden sei, und ich habe deßhalb keinen Zweifel. Es wäre möglich, aber es ist eine entsetzliche Vermuthung, daß, wenn Herr Robert Beaufort, bei Untersuchung der Papiere des Verstorbenen, ein für ihn so wichtiges Document fand, es wegnahm oder vernichtete. Wenn dies nicht sollte geschehen sein – und Herrn Robert Beaufort's moralischer Ruf ist makellos und wir haben kein Recht zu der Vermuthung – so ist es entweder wahrscheinlich, daß der Schein einer dritten Person anvertraut ward, oder daß er in irgend einer verborgenen Schublade verwahrt wurde,

was Ihr Vater Niemanden sagte. Wer hat das Haus gekauft, worin Sie wohnten?«

»Fernside? Lord Lilburne, Mrs. Robert Beaufort's Bruder.«

»Hm! – wahrscheinlich erstand er auch das Mobiliar und Alles. Mein Herr, das ist eine Sache, die einige Zeit zur genauen Ueberlegung erfordert. Mit Ihrer Erlaubniß will ich nicht nur in die londoner Zeitungen eine Aufforderung des Inhalts einrücken lassen, wie Sie Herrn Roger Morton angegeben – für den Fall, daß Ihre Vermuthung wegen der Absicht des Mannes, der sich an ihn wendete, gegründet sein sollte – sondern ich will auch den Zeugen selbst mit Namen auffordern. Wilhelm Smith, sagen Sie, ist sein Name. Ließ der Advokat, dessen sich Mrs. Beaufort bediente, in der Colonie nach ihm fragen?«

»Nein; ich fürchte, die Zeit war dazu zu kurz. Meine Mutter war so ängstlich und heftig und so überzeugt von der Gerechtigkeit ihrer Sache –«

»Das ist Schade: ihr Sachwalt muß ein trauriger Pflücker gewesen sein.«

»Jetzt erinnere ich mich auch, daß man bei seinen Verwandten in England nachfragte. Sein Vater, ein Landmann, lebte damals noch; die Antwort war, daß er gewiß Australien verlassen habe. Sein letzter Brief, zwei Jahre vor jener Zeit geschrieben, eine Bitte um Geld enthaltend, welches ihm der Vater, der selber durch Unglücksfälle zurückgekommen war, nicht schicken konnte, hatte gemeldet, er sei im Begriff, sein Glück anderswo zu suchen – seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört.«

»Hm! Nun, Sie werden mir vielleicht mittheilen, wo einige Verwandte von ihm zu finden sind, und ich will den früheren Prozeß durchgehen und sogleich die Sache beginnen. Inzwischen thun Sie wohl, mein Herr – erlauben Sie mir, es zu sagen – wenn Sie weder sich selbst noch Ihre Absichten zu erkennen geben. Es ist nicht nöthig, den Verdacht rege zu machen. Und mein Suchen nach dem Trauungsschein muß mit der größten Vorsicht geschehen. Aber beiläufig gesagt – da wir vom wahren Namen reden – ich hoffe, es wird keine Schwierigkeit haben, zu beweisen, daß Sie dieselbe Person sind?«

Philipp stutzte. »Nun, ich bin sehr verändert.«

»Aber vermuthlich trägt zu dieser Veränderung Ihr Bart und Schnurrbart viel bei, und ohne Zweifel sind in dem Dorfe, wo Sie gewohnt, Viele, mit denen Sie bekannt genug waren, und dem Gedächtniß, wenn Sie sie an kleine Ereignisse und Anekdoten erinnerten, womit außer Ihnen Niemand bekannt sein kann, durch den Anblick Ihrer Züge würde geweckt werden; zugleich mit der moralischen Ueberzeugung, daß der Mann, der mit ihnen rede, kein Anderer sein könnte, als Philipp Morton – oder vielmehr Philipp Beaufort.«

»Sie haben Recht; deren muß es Viele geben. Es gab keine Hütte im Ort, wo ich und meine Hunde nicht bekannt und einheimisch waren.«

»So weit ist also Alles recht. Aber ich wiederhole, wir dürfen nicht zu voreilig sein. Das Gesetz ist nicht Gerechtigkeit –«

»Aber Gott ist gerecht,« sagte Philipp und verließ das Zimmer.

FÜNFTES KAPITEL.

*Valpone.* Ein Weniges im Düster, nicht im Kummer;

Niemals – doch stets ich selber.

-----

*Peregrine.* Bin ich genug verkleidet?

*Mer.* Ja, gewiß.

*Per.* Gott schütz' Euch, schöne Dame.

*Ben Jonson.*

Es ist ein böser Wind, der Niemanden wohlthut. Der böse Wind, der dem Lord Lilburne das Podagra zugeht, hatte ihn von der Begehung des beabsichtigten Unrechts gegen den Gegenstand seiner Neigung, wie er sich ausdrückte, abgebracht. Wie vollkommen Lord Lilburne's Gefühle von seinem Gesundheitszustande abhingen, kann man aus der Antwort sehen, die er seinem Kammerdiener gab, als am Morgen nach dem ersten Anfall der Gicht dieser würdige Mann zur Aufheiterung seines Herrn ihm den Vorschlag machte, sich nach einer Person zu erkundigen, in die Lord Lilburne heftig verliebt zu sein vorgab. »Zum Henker mit Dir, Dykeman!« rief der Kranke, »was schwatzest Du mir von Weibern vor, wenn ich in diesem Zustande bin? Mir ist es gleich, und wenn sie alle am Grunde des Meeres lägen! Gib mir das Colchicum; ich muß meinen Geist ruhig erhalten.«

Wenn Lord Lilburne erträglich wohl war, so kümmerte er sich wenig um seine Gesundheit; sowie er aber krank war, widmete er derselben die größte Aufmerksamkeit. Wenn gleich ein Mann von festen Nerven, in seiner Jugend von ausgezeichneter Keckheit und noch immer, obgleich nicht mehr tollkühn, ein Mann von hinlänglichem persönlichem Muth, liebte er durchaus nicht den Gedanken an den Tod – das heißt an seinen eigenen Tod. Nicht, als hätten ihn religiöse Befürchtungen wegen des furchtbaren Unbekannten gequält, sondern nur darum, weil dasjenige Leben, von dem er allein eine erfahrungsmäßige Kenntniß hatte, ihm ganz vorzüglich angenehm erschien. Er hatte eine Art instinctmäßiger Ueberzeugung, daß es dem Lord John Lilburne nirgend anders besser ergehen werde. Stets der Einsamkeit abgeneigt, haßte er sie noch mehr als sonst, wenn er krank war, und er hieß daher den Besuch seiner Schwester und die zarte Hand seiner Nichte willkommen. Beaufort dagegen war dem Kranken langweilig und lästig, und als dieser bei seiner Ankunft, Frau und Tochter ausschließend, Lilburne zuflüsterte: »Keine weiteren Nachrichten von dem Betrüger?« antwortete Lilburne mürrisch: »Ich rede nie von Geschäften, wenn ich an der Gicht leide! Ich habe Sharp aufgetragen, ein wachsames Auge auf ihn zu haben; aber er hat bisher noch nichts von ihm erfahren. Und jetzt geh in Deinen Club. Du bist ein würdiger Mann, aber in diesem Augenblick zu feierlich für meine Laune. Es kommen einige Herren zum Mittagessen zu mir, Deine Frau wird

die Honneurs machen – und Du kannst auf den Abend kommen.«

Obgleich Robert Beaufort's Gefühl von seiner eigenen Wichtigkeit durch diesen unceremoniösen Abschied verletzt wurde, erzwang er doch ein Lächeln und sagte: »Nun, es ist kein Wunder, wenn Du ein wenig wunderbar bist beim Podagra. Ich habe genug in der Stadt zu thun, und Mrs. Beaufort und Camilla können nach Hause fahren, ohne auf mich zu warten.«

»Dein Koch ist ja krank, und da sie nicht im Club speisen können, so kannst Du sie eben so gut hier lassen, bis ich ein wenig besser bin; nicht, als läge nie etwas daran, denn ich kann eine bessere Wärterin finden als Beide sind.«

»Mein lieber Lilburne, sprich doch nicht davon, Wärterinnen zu dingen, es macht mich in der That nur zu unglücklich, wenn sie Dir einige Erleichterung verschaffen können.«

»Nein! wenn ich es genauer überlege, Du kannst Deine Frau wieder mitnehmen, sie schwatzt immer von ihren eigenen Leiden, und mir Camilla lassen; Du wirst sie auf ein paar Tage nicht sehr vermissen.«

»Wie Du willst. Und Du meinst wirklich, ich habe die Sache mit dem jungen Manne so gut ich konnte eingeleitet – he?«

»Ja – ja! Und Du gehst also in wenigen Tagen nach Beaufort-Court?«

»Ich beabsichtige es. Ich wünschte, Du wärest wohl genug, uns zu begleiten.«

»Hm! Chambers sagt, es wäre eine sehr zuträgliche Luft für mich – besser als Fernside, und was mein Schloß im Norden betrifft, so ginge ich lieber nach Sibirien. Gut, wenn ich besser werde, will ich Euch einen Besuch abstatten, nur hast Du immer einen solchen stupiden Schwarm von respektablen Leuten um Dich. Ich erschrecke sie und sie erdrücken mich!«

»Nun, da ich Arthur bald zu sehen hoffe, so werde ich es ihm so angenehm als möglich machen und Dir sehr verbunden sein, wenn Du einige von Deinen Freunden einladen wolltest.«

»Nun, Du bist ein guter Kerl, Beaufort, und ich will Dich beim Wort nehmen, und da ein Dienst des andern werth ist, so trage ich kein Bedenken, Dir zu erklären, daß Du nach meiner festen Ueberzeugung keine weitere Belästigung von diesem Zeugen zu erwarten hast.«

»In dem Falle,« sagte Beaufort, »kann ich vielleicht eine bessere Partie für Camilla auffinden! Lebe wohl, lieber Lilburne!«

»Form und Ceremonie der Welt!« murrte der Pair, als die Thür sich hinter seinem Schwager schloß, »ihr macht kleine Menschen sehr moralisch, doch darum nicht im geringsten besser!« Vaudemont kam an diesem Tage zufällig früher als alle anderen Gäste, und während der halben Stunde, die Doktor Chambers seinem vornehmen Patienten widmete, so daß, als er eintrat, nur Mrs. Beaufort und Camilla im Gesellschaftszimmer waren.

Vaudemont trat unwillkürlich zurück, als er in dem verwelkten Gesichte der älteren Dame Züge erkannte,

die mit einem der dunkelsten Punkte seines früheren Lebens in Verbindung standen; aber das anmuthige Lächeln der Mrs. Beaufort, ihr freundlicher, obgleich etwas matter Willkommen versicherte ihm, daß das Erkennen nicht beiderseitig war. Er näherte sich ihr und blieb dann wieder stehen, als sein Auge auf die schöne und noch immer kindliche Gestalt fiel, die einst neben ihm gekniet und mit dem Waisen um die Zurückgabe seines Bruders gebeten hatte. Während er mit ihr sprach, durchbebten mancherlei Erinnerungen, manche trübe und herbe – aber die auf Camilla bezüglichen sanft und heiter – sein Herz. So sehr ihre eigenen Gedanken und Gefühle nothwendig mit Sidney beschäftigt waren – lag doch etwas in Vaudemont's Erscheinen, in seinem Wesen, seiner Stimme, was in Camilla ein seltsames, unerklärliches Interesse erregte und selbst Mrs. Beaufort wurde aus ihrer gewohnten Gefühllosigkeit erweckt, als sie dieses dunkle und gebieterische Gesicht mit einer Mischung von Bewunderung und Furcht betrachtete. Vaudemont hatte indeß kaum zehn Worte gesprochen, als andere Gäste gemeldet wurden, und bald darauf rollte man Lord Lilburne auf seinem Sopha herein. Vaudemont blieb indeß neben Camilla sitzen und die Verlegenheit verschwand, die er anfangs empfunden. Er besaß, wenn er wollte, jene Art von Beredsamkeit, die Männern eigen ist, die viel gesehen und tief gefühlt haben, und deren Gespräch nicht zu dem alltäglichen Tone des Welt zerrieben ist. Selbst seine Ausdrücke waren scharf und eigenthümlich, und er besaß jenen seltensten aller Reize im feinen Leben, Originalität

des Gedankens und Benehmens. Camilla erröthete, als er sich bei der Tafel zu ihr setzte. Vaudemont nahm diesen Abend keinen Antheil am Spiel, aber der Tisch wurde auch ohne ihn leicht besetzt, und er unterhielt sich fortwährend mit der Tochter des Mannes, den er als seinen ärgsten Feind ansah. Allmählig gab er dem Gespräche eine Richtung, die ihn zu der gewünschten Auskunft führen konnte.

»Es war mein Schicksal,« sagte er, »einst mit einem vertrauten Freunde des verstorbenen Herrn Beaufort bekannt zu werden. Werden Sie mir verzeihen, wenn ich wage, ein Versprechen zu erfüllen, welches ich ihm gab, und Sie um Auskunft bitte, was aus einem – einem – das heißt, aus Sidney Morton geworden ist?«

»Sidney Morton! Ich erinnere mich nicht einmal des Namens. O ja! ich habe ihn doch gehört,« setzte Camilla unschuldig und mit einer Offenheit hinzu, die zeigte, wie wenig sie von den Geheimnissen der Familie wußte; »er war einer von den beiden armen Knaben, an welchen mein Bruder so lebhaften Antheil nahm – Verwandte meines Oheims. Ja – ja! Jetzt erinnere ich mich. Ich kenne Sidney nicht, aber seinen Bruder sah ich einst.«

»Wirklich! Und Sie erinnern sich –«

»Ja, ich war damals noch sehr jung. Ich besinne mich kaum, was vorging; es war Alles so verwirrt und seltsam; aber ich weiß, daß ich Papa sehr zornig machte und man mir verbot, je wieder den Namen Morton zu nennen. Ich glaube, sie betrugten sich sehr schlecht gegen Papa.«

»Und Sie erfuhren nie – nie – das Schicksal von einem derselben – von Sidney?«

»Nie!«

»Aber Ihr Vater muß es wissen?«

»Ich denke nicht; aber sagen Sie mir doch,« sagte Camilla mit mädchenhafter unverstellter Unschuld, »ich bin immer so begierig gewesen, es zu erfahren, wer und was waren diese armen Knaben?«

Wer und was waren sie? So schwarz war also der auf ihrem Namen haftende Makel, daß die sittsame Mutter und der auf Anstand haltende Vater nie diesem Mädchen gesagt hatten: »Es sind Deine Vettern – die Kinder des Mannes, in dessen Gold wir schwelgen!«

Philipp biß sich in die Lippen, und der Zauber von Camilla's Gegenwart schien verschwunden zu sein. Er murmelte eine unverständliche Antwort, wendete sich zu dem Spieltische und Liancourt nahm den leeren Stuhl ein.

»Und wie gefällt Ihnen mein Freund Vaudemont, Miß Beaufort? Ich kann Ihnen versichern, ich habe ihn selten so empfänglich für den Zauber weiblicher Schönheit gesehen.«

»O!« sagte Camilla mit ihrem silberhellen Lachen.

»Ihre Nation verwöhnt uns unsern Landsleuten gegenüber. Sie vergessen, wie wenig wir an Schmeichelei gewöhnt sind.«

»Schmeichelei? Welche Wahrheit vermöchte zu schmeicheln aus den Lippen eines Verbannten? Aber Sie beantworten meine Frage nicht – was halten Sie von Vaudemont? Wenige werden mehr bewundert. Er ist schön!«

»Ist er's?« sagte Camilla und warf einen Blick auf Vaudemont, der gedankenvoll und zerstreut in einiger Entfernung stand. Jedes Mädchen bildet sich einen unausgesprochenen Traum von dem, was sie für das Schönste hält. Und Vaudemont besaß nicht die zarte, fehlerlose Schönheit Sidney's. In seinem ausdrucksvollen Zügen und seiner gebieterischen Gestalt war nichts, was ihrem Ideal entsprach! Aber sie gestand sich mit Widerstreben, daß sie unter den geputzten, eleganten Herren des Alltagslebens selten eine so auffallende und ansprechende Gestalt gesehen habe. Seine Haltung war die eines bestimmten Berufs – der flüchtigste Blick entdeckte in ihm den Soldaten. Aber er schien der Krieger einer früheren Zeit oder aus einem wilderen Klima zu sein. Er, erinnerte sie an jene Köpfe, die sie in des Familiengallerie und andern noch berühmteren Sammlungen gesehen – an Titians Portraits von jenen kriegerischen Staatsmännern, die in den alten Republiken Italiens in beständigem Kampfe mit ihrem Geschlecht lebten – an die Bilder finsterer, entschlossener, ernster Männer, selbst was in seinem Gesichte Geistiges lag, verrieth wie bei jenen Bildern, einen Geist, der mehr durch das innige Leben als durch Studien geschätzt war; denn keine blasse Farbe, keine abgemattete Erschöpfung, und keine hohle Wange verrieth die Intelligenz des Büchermannes und Träumers,

sondern in der strengen Ruhe, in der stillen Tiefe, die unter dem Feuer der Augen lag, zeigte sich sein Geist, und der starke Wille in den geschlossenen, vollen Lippen und der hohen sber nicht wolkenfreien Stirn.

Und als sie auf ihn blickte, wendete sich Vaudemont um – ihr Auge senkte sich vor seinem Blicke und sie ärgerte sich über sich selbst, daß sie erröthete; Vaudemont sah das niedergeschlagene Auge, sah das Erröthen, und der Zauber von Camilla's Erscheinung war wieder hergestellt. Er wollte sich ihr nähern, aber in diesem Augenblick trat Beaufort selber ein und seine Gedanken nahmen wieder eine finstere Richtung.

»Ja,« sagte Liancourt, »Sie müssen gestehen, Vaudemont erscheint euch, was er ist – als ein edler Mann und tapferer Soldat. Hörten Sie nie von seinem Kampfe mit der Tigerin? Er machte Aufsehen in Indien. Ich muß Ihnen die Geschichte erzählen, wie ich sie gehört habe.«

Und während Liancourt das erwähnte Abenteuer, welches es auch sein mochte, erzählte, war das Spiel beendet und Lord Lilburne, noch immer aus seinem Sopha ruhend, stellte seinen Schwager denjenigen von seinen Gästen vor, die ihm noch fremd waren, – und unter diesen auch Vaudemont. Beaufort hatte Philipp Morton nie mehr als dreimal gesehen; einmal zu Fernside und die andern beiden Male bei unvollkommener Beleuchtung, wo sein Gesicht von Leidenschaft verzerrt und seine Gestalt durch seine Kleidung entstellt war. Und hätte auch Robert Beaufort jenes Gedächtniß besessen, welches man Königen und Fürsten beilegt, und vermöge dessen man

sich jedes einmal gesehenen Gesichtes erinnert, so hätte ihm doch diese Gabe im höchsten Grade eigen sein müssen, um in dem gebräunten, mit Orden geschmückten Ausländer, dem er jetzt vorgestellt wurde, die Züge des wilden, längst verlorenen Knaben zu entdecken. Dennoch war ein unbestimmtes, ahnungsvolles Vorgefühl, oder ein ringendes, unangenehmes Bestreben der Erinnerung in seiner Seele, als er mit Vaudemont sprach und dem kalten, ruhigen Tone seiner Antwort horchte.

»Wer, sagst Du, daß dieser Franzose sei?« flüsterte er seinem Schwager zu, als Vaudemont sich von ihm entfernte.

»O, ein gewandter Abenteurer – ein feiner Mann – er spielt Whist – er hat viel von der Welt gesehen – er unterhält mich sehr – ganz verschieden von anderen Leuten. Ich denke ihn auch nach Beaufort-Court einzuladen.«

Beaufort hustete trocken, da er aber keinen vernünftigen Einwurf dagegen zu machen hatte, und die schlummernde Hyäne von Lord Lilburne's Sarkasmus nicht wecken wollte, so sagte er nur: »Wie Du willst.« Und indem er sich nach Jemand umsah, an dem er seinen Unmuth auslassen konnte, bemerkte er Camilla, die noch Liancourt's Erzählung zuhörte. Er schritt auf sie zu, und als Liancourt, wie er sie aufstehen sah, auch aufstand und sich entfernte, sagte er ärgerlich: »Du lernst doch nie, Dich schicklich zu betragen, Du sollst hier bleiben, um Deinen Oheim zu pflegen und aufzuheitern und nicht,

um dem Geplauder jedes französischen Abenteurers zuzuhören. Nun, der Himmel sei gelobt, daß ich einen Sohn habe! – Mädchen sind eine große Plage!«

»Das sind sie, Beaufort,« seufzte seine Frau, die eben zu ihm gekommen und eifersüchtig war, daß Liancourt ihrer Tochter den Vorzug vor ihr gegeben.

»Und so selbstsüchtig,« setzte sie hinzu; »sie kümmern sich nur um ihre Unterhaltung und kümmern sich nicht darum, wie viel ihren Eltern fehlt, wenn sie sie entbehren müssen.«

»O, liebe Mama, reden Sie nicht so! lassen Sie mich mit Ihnen nach Hause gehen – ich will mit meinem Oheim reden!«

«Unsinn, Kind! – Komm, Beaufort!« Und die göttlichen Eltern entfernten sich Arm in Arm. Sie bemerkten nicht, daß Vaudemont dicht hinter ihnen stand; aber Camilla, die jetzt mit thränenvollen Augen aufblickte, begegnete wieder seinem Blicke: er hatte Alles gehört.

»Und sie mißhandeln sie,« murmelte er; »*das unterscheidet sie von ihnen!* – Sie bleibt hier – ich werde sie wiedersehen.«

Als er gehen wollte, winkte ihm Lilburne. »Sie wollen doch unsern Tisch nicht verlassen?«

»Nein; aber ich bin diesen Abend nicht ganz woh!« – morgen, wenn Sie es mir erlauben

»Ja, morgen; und wenn Sie Vormittags eine Stunde übrig haben, so wird es eine Barmherzigkeit sein. Sie sehen,« fuhr er leise fort, »ich habe eine Wärterin, wenn

gleich keine Kinder. Meinen Sie, das sei Liebe? Pah! mein Herr – ein Vermächtniß! Gute Nacht!«

»Nein – nein – nein!« sagte Vaudemont bei sich selber, als er durch die mondhellen Straßen ging, »nein, obgleich mein Herz glüht – armer, ermordeter Verbrecher – das Dir widerfahrene Unrecht und Deine Verbrechen zu rächen, so kann doch von mir die Rache nicht ausgehen – er ist Fanny's Großvater und Camilla's Oheim!«

Und als der Oheim Camilla für die Nacht entlassen hatte, setzte sie sich gedankenvoll in ihrem Zimmer nieder. Vaudemont's dunkle Augen schienen ihr noch zu leuchten; seine Stimme klang noch in ihrem Ohr; die wilden Erzählungen von Kühnheit und Gefahr, mit welchen Linncourt seinen Namen in Verbindung gesetzt, schwebten noch vor ihrer aufgeregten Phantasie – sie fuhr auf, über ihre eigenen Gedanken erschrocken. Sie nahm aus ihrem Busen einige Zeilen, die Sidney an sie gerichtet, und als sie dieselben las und wieder las, wurde ihr Geist wieder ruhig und nahm seine gewohnte getreue Melancholie wieder an. Vaudemont war vergessen und Spencer's Name schwebte noch auf ihren Lippen, als der Schlaf Inn-, das Bild des Abwesenden wieder aufzufrischen und ihr im Traume das Feenland einer glücklichen Zukunft vor die Augen ihres Geistes zu stellen.

## SECHSTES KAPITEL.

Tönt nur, ihr Glocken – lieblich ist Eu'r Läuten.

-----

O Feenkind! was wünsche ich für Dich!  
*Wilson, Palmeninsel.*

Vaudemont blieb sechs Tage in London, ohne nach H\* zu gehen, und an jedem dieser Tage stattete er Lord Lilburne einen Besuch ab. Am siebenten, als der Kranke viel besser war, doch ohne noch sein Zimmer verlassen zu können, kehrte Camilla nach Berkeley-Square zurück. An demselben Tage besuchte Vaudemont Simon und die arme Fanny wieder.

Als er sich der Thür näherte, hörte er durch das Fenster, welches halb geöffnet war, denn es war klares und schönes Wetter, Fanny's liebliche Stimme. Sie sang eines von den einfachen Liedern, die sie auswendig zu lernen versprochen; und Vaudemont, obgleich kein besonderer Kunstkenner, wurde von der Musik, von der Stimme und der Innigkeit des Gefühls ergriffen. Er blieb vor dem Fenster stehen und rief ihren Namen. Fanny sah freudig heraus und lief dann, wie gewöhnlich, ihm die Thür zu öffnen.

»Du bist so lange fort gewesen; aber ich weiß so viele von den Liedern; sie sagen so viel, was ich schon immer aussprechen wollte!«

Vaudemont lächelte matt.

»Wie seltsam ist es,« sagte Fanny sinnend, »daß so viel in einem Stück Papier sein kann! denn am Ende ist dies« sie deutete auf das offene Buch – »nur ein Stück Papier – nur daß Leben darin ist.«

»Ja,« sagte Vaudemont finster und weit entfernt, Fanny's zarte Gedanken aufzufassen – denn ihr Geist dachte an Poesie und er an Gesetz und Recht – »ja, und weißt Du, daß von einem Fetzen Papier, wenn ich ihn nur finden könnte, mein ganzes Vermögen, mein ganzes Glück, Alles abhängt, was mir im Leben theuer ist?«

»Von einem Stück Papier? O! wie wünschte ich das zu finden! Ach! Du siehst aus, als dächtest Du, ich würde nie klug genug dazu sein!«

Vaudemont hörte nicht auf sie und stieß einen Seufzer aus. Fanny näherte sich ihm schüchtern.

»Seufze nicht, Bruder – ich kann es nicht ertragen, Dich seufzen zu hören. Du bist so verändert. Bist auch Du nicht glücklich gewesen?«

»Glücklich, Fanny! ja, in der letzten Zeit sehr glücklich – zu glücklich!«

»Glücklich, Du? und ich – ich –« Das Mädchen hielt inne – ihr Ton war der der Traurigkeit und des Vorwurfs gewesen, und sie hielt inne – warum, wußte sie nicht; aber sie fühlte ihr Herz sinken. Fanny ließ ihn an sich vorübergehen und er begab sich geradezu auf sein Zimmer. Ihre Augen folgten ihm traurig; es war nicht seine Gewohnheit, sie so plötzlich zu verlassen. Das Familienmahl des Tages war schon vorüber, und es währte eine Stunde, ehe Vaudemont in das Wohnzimmer herunterkam. Fanny hatte die Lieder weggelegt, sie hatte kein Herz dazu, diese schönen Studien wieder anzufangen, die ihr so lieb gewesen – sie hatte ihm kein Vergnügen, kein Lob abgenöthigt. Sie saß müßig und zerstreut neben

dem stillen alten Manne, der jeden Tag noch schweigsamer wurde. Sie wendete ihr Gesicht, als Vaudemont eintrat, und ihre schönen Lippen schmolten wie die eines vernachlässigten Kindes. Aber er beachtete es nicht und das Schmollen verschwand, und es traten ihr Thränen in die Augen. Vaudemont war wirklich verändert. Sein Gesicht war gedankenvoll und umwölkt. Sein Benehmen zerstreut. Er richtete einige Worte an Simon, setzte sich dann an's Fenster, stützte die Wange auf die Hand und war bald in Träumerei versunken. Als Fanny bemerkte, daß er nicht redete, stand sie, nachdem sie manchen verstohlenen Blick auf seine regungslose Haltung und seine düstere Stirn geworfen hatte, leise an, ging mit leisem Schritte zu ihm hin und sagte mit bebender Stimme: »Empfindest Du Schmerz, Bruder?«

»Nein, hübsches Kind!«

»Und warum redest Du denn nicht mit Fanny? Willst Du nicht mit ihr spazieren gehen? Vielleicht geht mein Großvater auch mit.«

»Nicht heute Abend. Ich werde ausgehen, aber allein.«

»Wohin? ist Fanny nicht gut gewesen? Ich bin nicht aus gewesen, seit Du uns verlassen. Und das Grab – Bruder! – Ich schickte zwar Sarah mit den Blumen hin – aber –« Vaudemont stand plötzlich auf. Die Erwähnung des Grabes rief seine Gedanken von ihrer träumerischen Richtung zurück, die sie angenommen hatten. Fanny, deren kindliches Wesen ihn sonst getröstet und erheitert, störte ihn jetzt; er fühlte den Mangel jener vollkommenen

Einsamkeit, welche die Atmosphäre keimender Leidenschaft ausmacht. Er murmelte eine kaum hörbare Entschuldigung und verließ das Zimmer. Fanny sah ihn an dem Abend nicht wieder. Er kehrte erst um Mitternacht zurück. Aber Fanny schlief nicht eher ein, als bis sie seine Schritte auf der Treppe und seine Thür hatte schließen hören, und als sie einschlief, waren ihre Träume unruhig und peinlich. Am nächsten Morgen, als sie sich beim Frühstück trafen – denn Vaudemont kehrte nicht nach London zurück – waren ihre Augen roth und schwer und ihre Wange blaß. Und Vaudemont's Auge, sonst so wachsam und freundlich, entdeckte, noch immer in Betrachtungen verloren, jene Zeichen eines Kammers nicht, den Fanny nicht hätte erklären können. Nach dem Frühstück aber forderte er sie zum Spaziergange auf, und ihr Gesicht glänzte, als sie eilte, ihren Hut aufzusetzen und ihren kleinen Korb voll frischer Blumen mitzunehmen, die sie schon durch Sarah hatte kaufen lassen.

»Fanny!« sagte Vaudemont, als sie aus dem Hause gingen und er das Körbchen an ihrem Arme sah; heute kannst Du einige dieser Blumen auf einen andern Grabstein streuen! Armes Kind, welche natürliche Güte ist in diesem Herzen! – Wie Schade, daß –«

Er hielt inne. Fanny sah ihm mit Entzücken in's Gesicht. »Du hast mich gelobt – Du! – Und was ist schade, Bruder?«

Während sie sprach, hörte man ganz in der Nähe das freudige Läuten der Glocken.

»Horch!« sagte Vaudemont, ihre Frage vergessend und fast heiter – »horch! – Ich nehme die Vorbedeutung an. Es ist ein Hochzeitgeläute!« Er beschleunigte seine Schritte und sie erreichten den Kirchplatz. Hier war schon eine Menge versammelt und Vaudemont und Fanny blieben stehen, lehnten sich über das kleine Thor und sahen zu.

»Warum sind diese Leute hier und warum tönt die Glocke so lustig?«

»Es wird hier eine Hochzeit sein, Fanny.«

»Ich habe oft von Hochzeiten gehört, sagte Fanny mit einem lieblichen Ausdruck der Verwirrung und des Zweifels, »aber ich weiß nicht, was es eigentlich bedeutet. Willst Du es mir erklären, und auch die Glocken?«

»Ja, Fanny, »diese Glocken erschallen nur dreimal für den Menschen! Zuerst, wenn er in die Welt: kommt, das letztmal, wenn er sie verläßt, und dazwischen einmal, wenn er eine Genossin für alle Sorgen, für alle Freuden, die seiner noch harren, an seine Seite nimmt – und die, wenn die letzte Glocke seinen Tod für diese Erde verkündet, in alle Ewigkeit seine Genossin sein muß in jener künftigen Welt, in jenem Himmel, wohin die, die so unschuldig sind wie Du, Fanny, hoffen können zu leben und einander zu lieben, in einem Lande, wo es keine Gräber gibt!«

»Und *diese* Glocke?«

»Läutet zu einer solchen Verbindung – zur Hochzeit!«

»Ich denke, ich verstehe Dich – und die sich verheirathen, sind glücklich?«

»Glücklich, Fanny, wenn sie einander lieben und ihre Liebe von Dauer ist. O! denke Dir das Glück, einen Menschen zu haben, der Einem theurer ist als das eigene Selbst – eine Brust, in die man jeden Gedanken, jeden Kummer, jede Freude ausschütten kann! Einen Menschen, der, wenn die ganze übrige Welt uns verleumdete oder verließ, uns nie verletzte durch einen rauhen Gedanken oder ein ungerechtes Wort – der in Krankheit, Armuth und Sorge uns nur noch inniger anhing – der uns Alles opfern, und dem wir selbst Alles opfern würden – von dem man Tag und Nacht nicht geschieden werden durch den Tod – dessen Lächeln stets unsern Heerd erheitert – der keine Thränen hat, so lange wir wohl und glücklich und unsere Liebe unverändert ist. Fanny, so ist die Ehe, wenn die, welche sich heirathen, ein Herz und eine Seele haben, um zu fühlen, daß kein irdisches Band so zart und erhaben ist. Es gibt auch ein Gemälde verschiedener Art – das will ich Dir nicht schildern! – Und schon dies kannst Du nicht verstehen, Fanny!«

Er wendete sich ab und Fanny's Thränen fielen wie Regen auf das Gras; er sah sie nicht! Er trat auf den Kirchhof, denn die Glocke hatte jetzt aufgehört zu läuten. Die Trauung sollte beginnen, er folgte dem Brautzuge in die Kirche, und Fanny, die ihren Schleier herunterließ, schlich ihm erschrocken und bebend nach. Sie standen in geringer Entfernung unbeobachtet da und hörten der Rede zu. Das Brautpaar war aus der Mittelklasse, jung, beide hübsch und ihr Benehmen so, wie es für das Heilige und Ehrwürdige der Handlung paßte. Vaudemont stand

mit untergeschlagenen Armen da und sah aufmerksam und gedankenvoll zu. Fanny lehnte sich hinter ihm, von Allen getrennt, an einen der Beichtstühle. Und noch hielt sie, während der Pfarrer die Trauung vollzog, die für das *Grab* bestimmten Blumen in der Hand. Selbst zu *jenem Morgen* – still, ruhig und ernst, mit einem so geheimnißvollen und unerforschten Herzen – fügte ihre Gestalt einen Schatten der *Nacht!* Als die Trauung geendet war, als die Braut ihrer Mutter an die Brust sank und weinte, und als sie sich dann von ihr wendete und ihre Augen den Blicken des Bräutigams begegneten, und alle Thränen in ein Lächeln übergingen – als in diesem einen raschen Wechsel der Blicke sich Alles aussprach, was heilige Liebe der Liebe sagen kann, und sie mit schüchterner Zutraulichkeit ihre Hand in die Hand dessen legte, dem sie so eben ihr Leben zu weihen gelobt hatte – da durchzuckte ein tiefes Gefühl die Herzen der Anwesenden. Vaudemont seufzte tief. Er hörte ein Echo seines Seufzers, der aber keinen Anflug von Kummer hatte. Er wendete sich um; Fanny hatte ihren Schleier erhoben; ihre Augen begegneten den seinigen, feucht, aber glänzend und sanft, und ihre Wangen rosenroth. Vaudemont bebte vor diesem Blicke zurück und ging aus der Kirche. Die beteiligten Personen begaben sich in die Sakristei, um ihre Namen in das Trauungsregister einzutragen; die Menge zerstreute sich und Vaudemont und Fanny standen allein auf dem Kirchhofe.

»Sieh, Fanny,« sagte der Erstere, indem er auf einen Grabstein deutete, etwas entfernt von dem seiner Mutter

denn ihre Asche war zu heilig für eine solche Nähe – »sieh dorthin, es ist ein neuer Grabstein, Fanny, wir wollen näher treten. Kannst Du die Inschrift lesen?« Die Inschrift war einfach folgende:

W. G.

*Der Mensch sieht die That – Gott die Umstände. Richtet nicht, damit Ihr auch nicht gerichtet werdet.*

»Fanny, dieser Grabstein erfüllt Deinen frommen Wunsch er ist dem Andenken dessen geweiht, den Du Deinen Vater nanntest. Wie auch sein Leben hier auf Erden war – welches Urtheil er auch mag empfangen haben, so wird der Himmel wenigstens Deine fromme Liebe nicht verdammen, wenn Du einen Mann ehrst, der gegen Dich gut war, und selbst auf dieses Grab Blumen wirfst, die vergänglich sind.«

»Es ist sein – meines Vaters Grab – und Du hast für mich daran gedacht,« sagte Fanny, indem sie schluchzend seine Hand ergriff. »Und ich konnte glauben, Du seiest nicht so freundlich gegen mich, wie sonst!«

»Bin ich es nicht gewesen? so verzeih mir, ich bin nicht glücklich.«

»Nicht? – Du sagtest doch gestern, Du seiest zu glücklich gewesen.«

»Erinnerung an Glück ist nicht Glück, Fanny.«

»Das ist wahr – und –«

Fanny hielt inne, und als sie sich sinnend über das Grab neigte, trat Vaudemont einige Schritte zurück, um sie ungestört zu lassen, und mit Bitterkeit empfindend,

wie wenig sein Gewissen im Stande war, den Mann des Verbrechens zu rechtfertigen, der dort *nicht* ruhte, obgleich es einige Entschuldigungen für ihn fand. In diesem Augenblick kam das neuvermählte Paar nebst den Zeugen, dem Geistlichen u. s. w. aus der Sakristei und ging über den Weg. Als Fanny sich von dem Grabsteine abwandte, erblickte sie, stand still und sah die Braut ernst und aufmerksam an. »Welch ein liebliches Gesicht!« sagte die Mutter; »es ist – ja, es ist das arme, blödsinnige Mädchen.«

»O!« sagte der Bräutigam zärtlich, »und sie, Marie, so schön sie auch ist, kann sie doch nie einen Andern so glücklich machen, wie Du mich gemacht hast.«

Vaudemont hörte es und sein Herz wurde traurig. »Arme Fanny! – Und doch, ohne dieses Leiden hätte ich sie lieben können, ehe ich das unheilvolle Gesicht der Tochter meines Feindes gesehen!« Und mit innigem Mitleid, mit unaussprechlicher und heiliger Zärtlichkeit näherte er sich Fanny.

»Komm, mein Kind; laß uns nach Hause gehen.«

»Warte,« sagte Fanny, »Du hast vergessen.« Und sie ging, die noch übrigen Blumen auf Katharinens Grab zu streuen.

»Wird meine Mutter mir verzeihen,« dachte Vaudemont, »wenn ich andere Gedanken als Haß und Rache gegen das Haus hege, welches seine Größe über ihrem verleumdeten Namen aufbaute.« Er seufzte tief. – Und jenes Grab hatte seinen schwermüthigen Reiz verloren.

SIEBENTES KAPITEL.

Von allen Männern, sage ich,  
Die wagen, denn's ist eine kühne That,  
Der Weiber Joch auf freiem Hals zu tragen,  
Wähl' ich mir den Soldaten.

*Der Maltheserritter.*

So leicht schwebt dieses kleine Boot  
Auf kaum berührter Woge hin;  
So sorglos scheint es zu sein,  
Allein auf heimathloser See;  
Und legt sein kleines Segel an,  
Bis günst'gen Wind der Himmel sendet.

*Wilson.* ›Die Palmeninsel.‹

Vaudemont kehrte an dem Abend nach London zurück und fand in seiner Wohnung einen Brief von Lord Lilburne, worin er ihm meldete, daß sein Podagra etwas nachgelassen und sein Arzt ihm Luftveränderung angerathen – Beaufort-Court liege in einer der westlichen Grafschaften, in einer gesunden Gegend – er reise daher am nächsten Tage auf kurze Zeit dorthin – er habe einige von Vaudemont's Landsleuten und einige andere Freunde eingeladen, die Gesellschaft des langweiligen Landhauses zu beleben – Herr und Mrs. Beaufort würden sich fernem, Herrn von Vaudemont zu sehen – und seine Annahme der Einladung würde ein Werk der Barmherzigkeit sein für Herrn von Vaudemont's treuen und verpflichteten Lilburne.

Die erste Empfindung Vaudemont's beim Lesen dieses Ergusses war Entzücken. »Ich werde sie sehen,« rief er; »ich werde unter demselben Dache mit ihr sein!« Aber dann entschwand die Glut von seiner Wange. »Unter einem Dache – unter welchem Dache? Dort der Gast sein, wo er sich als Herr ansah! – Robert Beaufort's Gast sein – War das Alles? Sann er nicht auf den tödtlichsten Krieg, den das moralische Leben gestattet – auf den Krieg des Prozesses – einen Krieg um Namen, Besitzthum, ja um eben diesen Heerd mit allen jenen Hausgöttern, gegen diesen Mann – konnte er seine Gastfreundschaft annehmen? »Und wie?« rief er, als er im Zimmer auf und abschnitt – »weil ihr Vater mir Unrecht that, und weil ich das Meinige zurückverlange – muß ich darum aus meinem Gedanken, aus meinem Gesicht ein so schönes und holdes Bild verbannen – sie, die als Kind an meiner Seite kniete vor jenem harten Manne? – Ist Haß eine so edle Leidenschaft, daß er keinen Schimmer von Liebe zulassen darf? – Liebe! – welches Wort? Ich muß bei Zeiten auf meiner Hut sein!« Er schwieg in heftigem Kampfe mit sich selbst, riß das Fenster auf und schnappte nach Luft. Die Straße, wo er wohnte, lag in der Nähe des St. Jamespalastes, und eben in dem Augenblick fuhr, als sollte aller Widerstand dadurch vereitelt und der Kampf beendet werden, Mrs. Beaufort im offenen Wagen, Camilla an ihrer Seite, vorüber. Mrs. Beaufort sah hinauf und verbeugte sich matt; auch Camilla bemerkte ihn, und er sah sie erröthen, als sie mit dem Kopfe nickte. Er blickte ihnen fast athemlos nach, bis ihm der Wagen aus den

Augen verschwand, und dann, als er das Fenster wieder zugemacht, setzte er sich, um seine Gedanken zu sammeln und wieder mit sich selber zu berathen. Aber während dieser Ueberlegung sah er beständig jenes Erröthen und jenes Lächeln vor sich. Endlich sprang er auf und ein edler und erhabener Ausdruck hob den Charakter seines Gesichts. – »Ja, wenn ich jenes Haus betrete, wenn ich jenes Mannes Brod esse und aus seinem Becher trinke, muß ich – nicht der Gerechtigkeit – nicht dem, was dem Namen meiner Mutter gebührt – aber allem, was dem Haß und der Rache angehört, entsagen! Wenn ich jenes Haus betrete und die Vorsehung mir die Mittel gewährt, meine Rechte wieder zu erlangen: nun dann mag sie, die Unschuldige, das Mittel sein, ihren Vater vom Untergange zu retten, und wie ein Engel an der Grenze stehen, wo die Gerechtigkeit zur Rache wird! – Ueberdies, ist es nicht meine Pflicht, Sidney zu entdecken? Dort allein kann ich die Spur finden?« Nach diesen Gedanken zauderte er nicht länger – er entschied sich: er wollte diese Gastfreundschaft nicht zurückweisen, da es später leicht in seiner Macht stehen konnte, sie zehntausendfach zu vergelten. »Und wer weiß,« murmelte er weiter, »ob nicht der Himmel, indem er mir dieses holde Wesen auf meinem Wege begegnen ließ, dabei die Absicht hatte, die zornigen, ungestümen Leidenschaften, die ich so lange nährte, in mir zu dämpfen und zu sänftigen. Ich habe sie gesehen – kann ich jetzt noch ihren Vater hassen?«

Er schickte ein Billet ab, worin er die Einladung annahm. Als er das gethan, war er mit sich zufrieden. Er

hatte die ihm dadurch auferlegten Pflichten aus einem edlen und großartigen Gesichtspunkte aufgefaßt; doch es flüsterte etwas in seinem Herzen: »Es liegt Schwäche in deiner Großmuth – wagst du Robert Beaufort's Tochter zu lieben?« Und sein Herz hatte keine Antwort auf diese Stimme.

Die Schnelligkeit, womit die Liebe reift, ist weniger von der wirklichen Zahl der Jahre abhängig, die über den Boden hingegangen sind, in den der Same gestreut worden, als von der Frische des Bodens selbst. Ein junger Mann, der sich in das gewöhnliche Leben der Welt mischt, und der seine Gefühle mehr zerstückelt als erschöpft durch die Abwechslung der rasch auf einander folgenden Gegenstände – mit dem Cynthias der Minute – ist nicht fähig, eine wirkliche Leidenschaft auf den ersten Anblick zu fassen. Die Jugend ist nur empfänglich, wenn das *Herz* jung ist!

Es gibt gewisse Zeiten im Leben, wo bei beiden Geschlechtern die sittlichen Regungen gleichsam vorbereitet sind durch das erste schöne Gesicht, welches die Phantasie anzieht und das Auge entzückt, eingenommen zu werden. Solche Zeiten sind, wenn das Herz lange einsam gewesen ist, und wenn eine Frist der Ruhe und Muße auf Zeiträume ungestümerer und stürmischerer Aufregung folgt. Dies war gerade ein solcher Zeitraum in Vaudemont's Leben. Obgleich sein Ehrgeiz viele Jahre lang sein Traum, und sein Schwert seine Geliebte gewesen, hatte er doch, von Natur zärtlich und mächtigen Regungen fähig, oft über sein einsames Loos geseufzt. Nach

und nach ging die phantastische Verehrung, die der Jüngling für Eugenien empfunden, in jene sanfte und zarte Melancholie über, die vielleicht, indem sie die Kraft der strengeren Gedanken schwächt, uns geneigt macht, eine neue Neigung eher in uns aufzunehmen, als ihr zu widerstehen, und an der Grenze der süßen Erinnerung schwebt bebend die süße Hoffnung. Die Unterbrechung seines Berufs, seiner Pläne, seiner Kämpfe, seiner Laufbahn, ließ seine Leidenschaft unbeschäftigt. Vaudemont war so unbewußt zur Liebe vorbereitet. Wie wir gesehen, richteten sich seine ersten und frühesten Gefühle auf Fanny, aber er hatte so im Augenblick die Gefahr entdeckt, und bebte sogleich davor zurück, diese Gedanken und Phantasien, ohne welche die Liebe aus Mangel an Nahrung stirbt, für eine Person zu nähren, der er eine solche Verstandesschwäche zuschrieb, wodurch ein solches Gefühl ganz den Charakter der schwächsten Unbesonnenheit oder der schmachvollsten Ehrlosigkeit erhalten mußte – daß der flüchtige Gott in dem Augenblick hinweggescheucht werden mußte, wo der Schatten seiner Flügel auf seinen Geist fiel. Und so war, als Camilla vor ihm erschien, sein Herz frei, ihr Bild aufzunehmen. Ihre Anmuth, ihre Bildung und Talente, ein gewisser namenloser Reiz, der sie umgab, entzückten ihn noch mehr, als ihre Schönheit; die Erinnerungen, die sich das erstemal knüpften, wo er sie gesehen, erweckten ebenfalls Dankbarkeit und Neigung; Härte, die ihre Eltern gegen sie anwendeten, erregte sein Mitleid und wirkte nicht wenig auf sein Gemüth, das besonders für jene Großmuth

empfänglich war, die sich auf die Seite der Schwachen und Gemüßhandelten neigt; die einnehmende Mischung von Milde und Heiterkeit, womit sie ihren mürrischen Oheim pflegte, überzeugte ihn von ihren bessern und dauerndern Eigenschaften des Gemüths und ihres wahrhaft weiblichen Herzens. Und selbst – so seltsam und widersprechend sind unsere Gefühle – eben der Gedanke, daß sie mit einer ihm so verhaßten Familie verwandt war, machte, daß ihr Bild um so glänzender aus der sie umgebenden Dunkelheit hervortrat. Denn war es nicht die Tochter seiner Feindes, in die sich Romeo auf den ersten Anblick verliebte? Und ist nicht das ein Typus von uns allen – als gefiele sich diese Leidenschaft in Widersprüchen? Wie der Taucher in Schiller's herrlicher Ballade mitten in der grausigen Tiefe sich an das Korallenriff anklammert, so klammern wir uns um so dankbarer an jeden schönen Gedanken und an jedes süße Obdach, die uns in den Tiefen des Hasses und Kampfes zulächeln.

Aber vielleicht hätte Vaudemont sich nicht so plötzlich und so gänzlich einer Leidenschaft hingegen, die schon seinen starken Geist völlig zu beherrschen begann, hätte er nicht durch Camilla's Verlegenheit, Schüchternheit und Erröthen den berausenden Glauben bekommen, daß seine Gefühle nicht unerwidert seien. Und wer weiß nicht, daß ein solcher Glaube, wenn man sich einmal ihm hingibt, unsere eigene Liebe zu einer Entwicklung reift, wo Stunden gleich Jahren sind? Mit solchen Regungen, die ihn fast blind machten für jeden andern Gedanken, als für die Wonne, dieselbe Luft mit seiner

Cousine zu athmen, und die Vergangenheit so wie die Zukunft aus seinem Geiste verbannten und nichts zurückließen, als eine freudige, athemlose Gegenwart, ging er nach Beaufort-Court. Er kehrte nicht erst nach H\* zurück, ehe er ging, sondern schrieb einige kurze und hastige Zeilen an Fanny, um ihr mitzuthemen, daß er wenigstens einige Tage abwesend sein werde, und versprach, wieder zu schreiben, wenn er länger sollte zurückgehalten werden, als er erwarte.

Inzwischen datirte sich eine von jenen nacheinander folgenden Revolutionen, welche die Zeiträume in Fanny's moralischem Dasein bezeichneten, von der Zeit an, wo sie zuletzt mit einander ausgegangen waren und sich unterredet hatten. An demselben Abend des Tages, einige Stunden nachdem sich Philipp entfernt und Simon zur Ruhe begeben hatte, saß Fanny vor dem verlöschenden Feuer in dem kleinen Wohnzimmer in einer Stellung tiefer und sinnender Träumerei. Die alte Magd Sarah, die, sehr verschieden von Mrs. Boxer, Fanny von ganzem Herzen liebte, kam in's Zimmer, wie sie zu thun pflegte, ehe sie zu Bette ging, um zu sehen, ob das Feuer aus und Alles sicher sei, und stutzte, als sie sich dem Kamin näherte und Fanny noch auf sah.

»Liebes Herz – noch auf?« sagte sie; »wie, Miß Fanny, Sie werden sich erkälten – woran denken Sie?«

»Setze Dich nieder, Sarah; ich wünsche mit Dir zu reden.« Obgleich Fanny außerordentlich freundlich und Sarah sehr ergeben war, so zeigte sie sich doch selten mittheilend gegen sie, und überhaupt gegen Niemand. Jenes

liebenswürdige Gemüth beseitigte seine Zweifel gewöhnlich in seinem Schweigen und in seiner Dunkelheit.

»Ei, wirklich, meine liebe junge Dame? Gewiß, alles, was ich thun kann.« – Und Sarah setzte sich auf den Lehnstuhl ihren Herrn und rückte dicht zu Fanny hin. Es war kein Licht im Zimmer, außer dem erlöschenden Feuer, und es warf einen bleichen Schimmer auf die beiden Gesichter, die sich über dasselbe beugten – das eine so auffallend schön, so lieblich, so blühend, so köstlich in seiner Jugend und Unschuld – das andere verwelkt, runzlich, mager und listig. Es war, als saßen die Fee und die Hexe bei einander.

»Nun, Miß,« sagte die Alte, als Fanny nach einer beträchtlichen Pause noch immer schwieg »nun, Miß?«

»Sarah, ich habe eine Trauung gesehen!«

»Ei, das wäre!« rief die alte Frau lachend. »O! ich hörte, daß sie heute sein sollte – die Hochzeit des jungen Waldron! – Ja, sie sind lange Brautleute gewesen.«

»Warest Du je verheirathet, Sarah?«

»Ei – ja! und einen sehr guten Mann hatte ich! Aber er ist seit vielen Jahren todt, und hätten Sie mich nicht zu sich genommen, so hätte ich in's Arbeitshaus müssen.«

»Er ist todt! – war es nicht sehr hart, nachher zu leben, Sarah?«

»Der Herr stärkt die Herzen der Wittwen,« sagte Sarah frömmelnd.

»Heirathetest Du Deinen Bruder, Satahi« sagte Fanny mit ihrer Schürze spielend.

»Meinen Bruder!« rief die alte Frau erschrocken. »Ei, Miß, Sie müssen nicht so reden – es ist sehr böse und heidnisch! – Man darf nicht seinen Bruder heirathen!«

»Nicht!« sagte Fanny zitternd und so blaß werdend, daß es selbst bei dem matten Licht zu sehen war, »nicht! – bist Du dessen gewiß?«

»Er ist das Schrecklichste, auch nur davon zu reden, meine liebe junge Dame – aber Sie sind wie ein ungebornes Kind.«

Fanny schwieg einige Augenblicke. Endlich sagte sie ohne zu wissen, daß sie laut redete: »Aber er ist doch eigentlich nicht mein Bruder.«

»O Pfui, Miß! – ist Ihr hübsches Köpfchen mit dem schönen Herrn beschäftigt? – Sie auch – o je! Ich sehe, wir sind einander alle gleich, wir armen weiblichen Geschöpfe! – Sie! wer hätte es gedacht? O, Miß Fanny! – Ihr Herz wird noch brechen, wenn Sie solchen Dingen noch weiter nachdenken.«

»Was denn für Dingen?«

»Nun, daß der Herr Sie heirathen werde! – ich glaube gewiß, obgleich er sich so einfach stellt, daß er doch ein vornehmer Herr ist! Man sagt, sein Pferd sei hundert Pfund werth! O Jemine! warum dachte ich nicht früher daran? Er muß ein sehr böser Mann sein. Jetzt sehe ich, warum er herkommt. Ich will mir ihm reden, ja, das will ich! – Ein *sehr* böser Mann!«

Sarah wurde aus ihrem Unwillen aufgeschreckt, als Fanny plötzlich aufsprang und in dem flackernden Zwi-licht fast in veränderter Gestalt dastand – so groß, so stattlich, so würdevoll erschien sie.

»Redest Du von *ihm!*« sagte sie in einem Tone ruhiger, aber tiefer Bitterkeit, »von ihm! – Wenn das ist, Sarah, so können wir Beide nicht mehr in demselben Hause leben.«

Diese Worte sprach sie mit einer Festigkeit und einem Anstande, die Sarah bei all ihrem Schrecken zeigten, wie sehr diejenigen Fanny Unrecht gethan hatten, die noch jetzt in das Papageiengeschrei ›das blödsinnige Mädchen‹ einstimmten!

»O gütiger Himmel! – Miß – Fräulein – es thut mir so leid – ich wollte mir lieber die Zunge abbeißen, als ein Wort sagen, was Sie beleidigen konnte; es geschah nur aus Liebe zu Ihnen, liebes, unschuldiges Geschöpf!« Und das ehrliche Weib schluchzte mit wahrer Leidenschaft, als sie Fanny's Hand faßte. »So viele junge, gute und harmlose Wesen, ja selbst solche, wie Sie, sind schon in's Verderben gerathen. Aber Sie verstehen mich nicht. Miß Fanny, hören Sie mich an; ich muß versuchen, Ihnen verständlich zu machen, was ich sagen wollte. Dieser Mann – dieser Herr – so stolz, so schön gekleidet, so vornehm, wird *Sie* nie heirathen, nie – nie. Und wenn er je sagt, er liebe sie, und Sie sagen, sie lieben ihn, und sie Beide heirathen einander nicht, werden Sie zu Grunde gehen und elend werden und sterben – am gebrochenen Herzen!«

Sarah's ernstes Wesen besänftigte und erschreckte Fanny. Sie sank wieder auf ihren Stuhl nieder, ließ die alte

Frau einige Augenblicke ihre Hand streicheln und darüber weinen, und in ihrem Schweigen bargen sich die dunkelsten und aufgeregtesten Gefühle, die Fanny bisher empfunden. Endlich sagte sie: »Warum kann er mich nicht heirathen, wenn er mich liebt? Er ist nicht mein Bruder – wirklich, er ist es nicht! – Ich will ihn nie mehr so nennen.«

»Er kann Sie nicht heirathen,« sagte Sarah, mit einer Art rohem Edelmuth entschlossen, bei dem zu beharren, was sie für ihre Pflicht hielt, »ich will nichts vom Gelde sagen, weil es darauf nicht immer ankommt. Aber er kann Sie nicht heirathen, weil Leute, die so erzogen sind, nie solche heirathen, die anders erzogen sind. Ein feiner Herr verlangt eine Frau, die so viel – so viel wissen muß, und Sie –«

»Sarah,« fiel Fanny ein, wieder aufstehend, aber diesmal mit einem Lächeln, »sprich nicht mehr davon; ich verzeihe Dir, wenn Du mir versprichst, nie mehr unfreundlich von ihm zu reden – nie – nie – nie, Sarah!«

»Aber ich darf ihm doch sagen, daß – daß –«

»Was denn?«

»Daß Sie so jung und unschuldig sind, und keinen Beschützer wollen und daß, wenn Sie ihn lieben würden, es eine Schande für ihn wäre – ja, das wäre es!«

Und nun – o nein, Fanny, *jetzt* war nichts Umwölktes in deiner Vernunft! – und nun ergriff sie die Unruhe, die Bescheidenheit, der Instinkt und der Schrecken des Weibes. »Nimmer, nimmer!« rief sie, »ich will ihn nicht lieben – ich liebe ihn nicht, in der That nicht, Sarah. Wenn Du mit

ihm redest, will ich Dir nie wieder in's Gesicht blicken. Es ist Alles vorüber – Alles, liebe Sarah!«

Sie küßte die alte Frau, und Sarah, die sich einbildete, daß ihre Klugheit und ihr Rath den Sieg davon getragen, versprach Alles, was sie forderte; so gingen sie zusammen die Treppe hinauf, und waren Freunde.

### ACHTES KAPITEL.

– Wenn seufzt der Wind,  
Kommt süßer Duft aus dem Orangenbaum.

-----

Steh auf, Olympia. – Sie schlummert sanft!  
Ha! endlich regt sie sich.

*Barry Cornwall.*

Am folgenden Tage sah Sarah Fanny den kleinen Schatz zählen, den sie lange und so peinlich zu dem Grabsteine ihres Wohlthäters zusammengespart. Das Geld war nicht mehr zu dem Zwecke nöthig – Fanny hatte einen andern gefunden; sie sagte aber Sarah und Simon nichts davon. Aber es war ein eigenthümliches, selbstgefälliges Lächeln um ihren Mund zu bemerken, welches die Alte betroffen machte. Spät am Mittag hörte man das ungewohnte Klopfen des Briefträgers an der Thür. Ein Brief! – ein Brief an Miß Fanny. Ein Brief! – der erste, den sie je in ihrem Leben erhalten! Und er war von *ihm*! – Und er begann: »Liebe Fanny.« Vaudemont hatte sie hundertmal ›liebe Fanny‹ genannt, und der Ausdruck

war ganz gewöhnlich geworden. Aber ›Liebe Fanny‹ erschien ihr *geschrieben* ganz anders. Der Brief konnte nicht leicht kürzer und, Alles berücksichtigt, nicht leicht kälter sein. Aber das Mädchen fand keinen Fehler daran. Er begann mit ›liebe Fanny‹ Und endete mit ›wahrhaft der Deine.‹ ›Wahrhaft der Deine – wahrhaft der *Meine* – und wie gütig, überhaupt zu schreiben!« Nun traf es sich, daß Vaudemont, der die Kunst des Schreibens nie zu jenem hastigen Sudeln entwickelt hatte, wozu Leute, die genöthigt sind, beständig und schnell zu schreiben, so leicht kommen – eine ausgezeichnet gute Hand schrieb – kühn, klar, symmetrisch – fast zu gut für einen Mann, der nicht mit Schönschreiben seinen Unterhalt verdient. Und nachdem Fanny die Worte auswendig gelernt, schlich sie leise zu einem Schranke und nahm einige Proben ihrer eigenen Handschrift in Gestalt von Haushaltungs- und Arbeitsrechnungen und Auszüge, die sie sich die Hülfe des Gedächtnisses aus den ihr von Vaudemont geschenkten Gedichten gemacht hatte. Sie legte ernsthaft seinen Brief neben die Proben hin und erröthete über den Abstand, und doch war ihre Handschrift, obgleich zitternd und ungleich, doch durchaus nicht schlecht oder gemein. Aber die Nacheiferung war jetzt in ihr erweckt. Vaudemont durch für ihn wichtigere Gedanken in Anspruch genommen und in der That eine Gefahr vergessend, die so gänzlich verschwunden zu sein schien, warnte Fanny nicht, allein auszugehen. Sie bemerkte dies, und da sie ihren Schreck über den Angriff, den man auf ihre Freiheit gemacht, fast vergessen hatte, so glaubte sie jetzt

von einem Versprechen entbunden zu sein, sich vor einer vergangenen und eingebildeten Gefahr zu hüten. Nach dem Mittagessen schlüpfte sie daher allein aus dem Hause und ging zu der Lehrerin, wo sie ihren ersten Unterricht erhalten hatte. Sie hatte seit dem ihre Bekanntschaft mit der Dame beständig fortgesetzt, die, von gutem Herzen und ihre Lage bemitleidend, ihr oft ihre Handarbeiten abgekauft hatte und durchaus nicht blind war für die Entwicklung der Geisteskräfte ihrer ehemaligen Schülerin, die seit einiger Zeit schweigend und still in ihr vorgegangen war.

Fanny hatte eine lange Unterredung mit dieser Dame und brachte ein Bündel Bücher mit zurück. In jenem Abend und viele Abende nachher hatte man noch spät in ihrem Fenster Licht brennen sehen können. Und da sie ihre alten freien Gewohnheiten wieder annahm, die der arme alte Simon nicht bemerkte, und wogegen Sarah, die Alles für besser hielt, als zu Hause zu sitzen, keine Vorstellungen machte, ging Fanny regelmäßig jeden Abend, während der alte Simon zwischen dem Mittagessen und dem Thee sein Schläfchen hielt, zwei Stunden und oft noch länger aus.

In sehr kurzer Zeit – in einer Zeit, die andern Schülerinnen wunderbar kurz erschienen sein würde, hatte Fanny's Handschrift sich sehr gebessert: ihre Art, zu reden war eine ganz andere; sie nannte sich nicht mehr ›Fanny‹, wenn sie von sich selber sprach; die Musik ihrer Stimme war ruhiger und gesetzter; der, liebliche Ausdruck ihres

Gesichts gedankenvoller; die Augen schienen eine dunklere Farbe angenommen zu haben; sie sang nicht mehr, wenn sie auf der Straße ging. Die Bücher, womit sie sich Nachts beschäftigte, waren in ihren Geist übergegangen; die Poesie, die unbewußt ihre jungen Jahre umschwebt hatte, begann, in ihr selber Poesie in erschaffen. Ja, es hätte fast scheinen können, als wäre jene ruhelose Verwirrung des Verstandes, welche die gewöhnlichen Menschen Blödsinn genannt hatten, die wilde Anstrengung nicht der Narrheit, sondern des Genies gewesen war, welches seinen Weg und Ausgang aus der kalten und öden Einsamkeit suchte, wozu die Verhältnisse ihres frühen Lebens sie genöthigt hatten.

Tage, ja Wochen vergingen – sie sprach nie von Vaudemont. Und einst, als Sarah, erstaunt und verlegen über die Veränderung ihrer jungen Herrin, fragte: »Wann kommt der Herr zurück?« Da antwortete Fanny mit geheimnißvollem Lächeln: »Noch nicht, hoffe ich – noch nicht.«

#### NEUNTES KAPITEL.

*Thierry.* Ich beginn' zu spüren  
Eine Veränderung in meinem Wesen,  
Und plötzlich fiel in seinem vollen Zutrau'n  
Ein leichter Regenschauer auf das Feuer  
Und löscht' es aus.

-----

Wie ist mein Herz getheilt  
Zwischen des Sohnes Pflichten und der Liebe!

*Beaumont* und *Fletcher*.  
›*Thierry* und *Theodoret*.‹

Vaudemont war jetzt einen Monat in Beaufort-Court gewesen. Der Aufenthalt in einem Landhause mit den Belustigungen, die ihn erheitern, und den Fertigkeiten und Talenten, die er in Thätigkeit setzt, war ganz für ihn geeignet, zu glänzen. Er war als Knabe ein vortrefflicher Schütze gewesen, und obgleich lange nicht mehr an die leichte Jagdflinte gewöhnt, hatte er sich doch in Indien eine todbringende Fertigkeit im Schießen mit der Büchse erworben, so daß er in wenigen Tagen der Uebung aus den Stoppeln und in den Gebüschchen, in der Umgebung von Beaufort-Court, der Gegenstand des Gesprächs der Gäste und die Bewunderung der Jäger war. Die Jagd zu Pferde begann, und dies war eine Uebung, worin er sich noch mehr auszuzeichnen geeignet war, denn wenn dieselbe schon für jeden thätigen und kräftigen Mann eine Leidenschaft ist, so war sie es noch mehr für die stürmische Aufregung seiner halbgezähmten Brust und den Wahnsinn der Hoffnung und Furcht, sich darin austoben konnten und Erleichterung fanden. Seine Kunst im Reiten, seine Kühnheit, womit er über Steinmauern setzte und sein Pferd durch Bäche schwimmen ließ, lieferte seinen Begleitern bei ihrer Rückkehr Stoff zu Erzählungen und Bemerkungen der Verwunderung. Marsden, der nebst einigen andern von Arthur's ehemaligen Freunden nach Beaufort-Court war eingeladen worden, um den erwarteten Erben willkommen zu heißen, und

der noch alle die Klugheit zeigte, die ihn früher ausgezeichnet hatte, wo er den alten Simon überritt und abstieg, um die Kniee seines Pferdes zu untersuchen – Marsden, kein geschickter Reiter, der die geübtesten Pferde ritt und der es gewöhnlich so einzurichten wußte, bei dem Tode des Wildes zugegen zu sein, ohne daß er über etwas Höheres als eine Hürde gesetzt wäre, da er das kühnere Thier – im Fall ihn die Kenntniß des Landes, das heißt die Kenntniß der Oeffnungen und Thore im Stiche ließ – die gefährlicheren Sprünge allein ausführen ließ, selbst ruhig hinüber- oder hindurchkletterte und das gutgeschulte Thier nach Vollendung des Unternehmens gesund und wohl wieder bestieg – Marsden erklärte, er habe nie einen Reiter mit so wenig Ueberlegung gesehen, als Herrn von Vaudemont, und gewiß habe er den Teufel im Leibe.

Diese Art des Rufs, obgleich sich derselbe nur auf körperliche Eigenschaften gründete, und an sich von nicht eben hohem Werth, übte doch einen gewissen Einfluß auf Camilla; vielleicht den der Furcht. Ich sage es nicht, denn ich weiß es nicht, von welcher Art ihre Gefühle gegen Vaudemont eigentlich waren. Da die ruhigsten Naturen oft von den entgegengesetzten Charakteren hingerissen werden, blendete und erschreckte er sie vielleicht mehr, als er ihr gefiel; gewiß ist es wenigstens, daß er ihr Interesse fesselte. Dennoch würde sie erschrocken zurückgebebt sein, wenn Jemand zu ihr gesagt hätte: »Liebst Du Deinen Verlobten weniger, als da Ihr an dem glücklichen

See verweiltet?« – und ihr Herz wäre über die Frage ent-rüstet gewesen. Die Briefe ihres Geliebten waren noch immer lang und häufig; die ihrigen kürzer und gemä-ßiger. Die Correspondenz war auch mit einem Zwange verbunden – sie mußte ihrer Mutter vorgelegt werden.

Welches auch Vaudemont's Benehmen gegen Camilla sein mochte, wenn der Zufall sie allein zusammenführte – so ist doch gewiß, daß er seine Aufmerksamkeit nicht so auffallend machte, daß sie bemerkt wurde. Sein Auge beobachtete sie mehr als seine Lippe sie anredete. Er hielt sich von den übrigen Mitgliedern ihrer Familie so fern als möglich, und sein gewöhnliches Wesen war schweigsam, fast düster. Doch gab es Augenblicke, wo er sich dem Ue-bermaß der guten Laune hingab, die etwas gezwungenes und Unnatürliches an sich hatte. Er hatte Lord Lilburne's kurzes Gefallen überlebt; denn seit er beschlossen hatte, das Spiel jenes vornehmen Spielers nicht mehr zu beob-achten, spielte er selber nur sehr wenig, und da Lord Lilburne sah, daß er nicht das Mittel in Händen habe, ihn zu Grunde richten, so war auch keine Ursache vorhan- den, freundschaftlich gegen ihn zu sein. Aber dies war noch nicht Alles. Als Vaudemont etwas über vierzehn Tage im Hause war, hinkte Lilburne ungeduldig und ärgerlich, entweder über seine Weigerung mitzuspielen, oder über die Mäßigung, wenn er es that, sein Unglück auf kleine Verluste beschränkte, eines Tages auf ihn zu, als er in einer Fenstervertiefung stand und die weite Landschaft betrachtete, und sagte: »Vaudemont, Sie sind kühner auf der Jagd, als beim Whistspiel.«

»Die Honneurs springen Einem nicht über die Hecke entgegen!«

»Was meinen Sie damit?« sagte Lilburne stolz. Vaudemont war in dem Augenblick in einer bitteren Stimmung, wo er seine Lage tief empfand und der Anblick des Räubers seines Vermögens die milderen Gedanken verscheuchte, die seine unheilvolle Leidenschaft ihm einflößte. Und Lord Lilburne's Ton und sein Widerwillen gegen den Mann waren ihm zu viel, bei seiner jetzigen Stimmung.

»Lord Lilburne,« sagte er, und seine Lippe verzog sich, »wären Sie arm geboren, so hätten Sie sich ein großes Vermögen erwerben können – Sie spielen sehr glücklich!«

»Wie soll ich dies nehmen, Herr?«

»Wie Sie wollen,« antwortete Vaudemont kalt, aber mit feuersprühendem Auge. Und er wendete sich ab.

Lilburne blieb sehr nachdenkend stehen. »Hm! er hegt Verdacht gegen mich. Ich kann deßhalb keinen Streit anfangen – schon der Verdacht entehrt mich – ich muß eine andere Veranlassung suchen.«

Am folgenden Tage fragte Lilburne, der mit Marsden sehr vertraut war – obgleich der Letztere nie an demselben Tische mit ihm spielte – diesen Herrn nach dem Frühstück, ob er vielleicht Pistolen bei sich habe?

»Ja; ich nehme sie immer mit auf's Land – man darf sich wohl üben, wenn man die Gelegenheit dazu hat. Ueberdies sind die Jagdliebhaber oft handelsüchtig, und wenn er bekannt ist, daß man gut schießt, so erspart man sich Händel!«

»Sehr wahr,« sagte Lilburne mit fast bewunderndem Ausdruck; »als ich jünger war, habe ich dieselbe Bemerkung gemacht. Ich habe seit mehren Jahren nicht mit Pistolen geschossen. Ich bin jetzt wohl genug, um am Stock auszugehen. Wie wäre es, wenn wir uns eine halbe Stunde übten?«

»Von Herzen gern,« sagte Marsden.

Die Pistolen wurden gebracht und sie gingen aus, Lord Lilburne fand, daß er aus der Uebung gekommen sei.

»Da ich jetzt nie zu Pferde auf die Jagd gehe,« sagte der Pair zähneknirschend und auf seine verwundete Hüfte niedersehend, »denn obgleich mich die Lähmung nicht hindern würde, fest im Sattel zu sitzen, so schadet doch die heftige Bewegung meinem Bein, und Brodin sagt, jeder neue Unfall könnte sehr schmerzlich sein – und da mein Podagra mir nicht erlaubt, an der Jagd Theil zu nehmen, so würden Sie mir eine große Gefälligkeit erweisen, wenn Sie mir Ihre Pistolen borgen wollten – ich würde mir damit zuweilen eine Stunde die Zeit vertreiben können; obgleich, dem Himmel sei Dank, das Duelliren für mich vorüber ist!«

»Sehr gern,« sagte Marsden, und die Pistolen wurden Lord Lilburne übergeben.

Vier Tage später trafen Marsden, Vaudemont und einige andere Herren, als sie in den Wald gingen, Lord Lilburne, der in einem Theile des Parte, der vom Hause entfernt war, sich mit Marsden's Pistolen die Zeit vertrieb, während Dykeman bei ihm war, um sie wieder zu laden.

Er wendete sich um, durch die Störung nicht aus der Fassung gebracht.

»Sie haben keinen Begriff, welche Fortschritte ich gemacht habe, Marsden – sehen Sie nur!« und er deutete auf einen an einen Baum genagelten Handschuh. »Ich habe dieses Ziel in fünfmal zweimal getroffen, und jedesmal bin ich in der geraden Linie geblieben, um meinen Mann zu tödten.«

»Ja, das Ziel selbst hat nicht viel zu sagen,« entgegnete Marsden, »wenigstens nicht beim wirklichen Duell – die Hauptsache ist, in der Linie zu bleiben.«

Während er sprach, traf Lord Lilburne's Kugel zum drittenmal den Handschuh. Sein kaltes, klares Auge richtete sich auf Vaudemont und er sagte lächelnd: »Man sagt mir, Sie schießen gut mit der Jagdflinte, mein lieber Vaudemont – sind Sie ebenso geschickt mit der Pistole?«

»Sie können es sehen, wenn Sie wollen; aber Sie *zielen*, Lord Lilburne; das würde bei einem englischen Duell nicht nützen. Erlauben Sie.«

Er ging zu dem Handschuh und riß einen Finger davon ab, den er besonders an den Baum befestigte, nahm im Vorübergehen Dykeman die Pistole ab, trat auf den Platz, von wo Lilburne geschossen, drehte sich rasch um, scheinbar ohne zu zielen, und der Finger fiel auf den Boden.

Lilburne stand erschrocken da.

»Das ist wunderbar,« sagte Marsden – »wunderbar! Wo, zum Teufel, lernten Sie einen solchen Kunstgriff – denn, eigentlich ist es doch nur ein Kunstgriff!«

»Ich lebte manche Jahre in einem Lande, wo ich beständige Uebung hatte, und wo das Schießen eine nothwendige Fertigkeit war – in einem Lande, wo der Mensch oft mit den wilden Bestien kämpfen muß. In civilisirten Staaten vertritt der Mensch selber die Stelle der wilden Bestien – aber auf *ihn* machen wir nicht Jagd. Lord Lilburne –« setzte er mit verächtlichem und lächelndem Flüstern hinzu, »Sie müssen sich noch ein wenig mehr üben.«

Aber Lord Lilburne befolgte diesen Rath nicht, sondern stellte seine Morgenbeschäftigung ein. Er dachte nicht mehr an ein Duell mit Vaudemont. Sobald die Jäger ihn verlassen hatten, befahl er Dykeman die Pistolen fortzutragen und ging geradezu nach Hause in das Bibliothekzimmer, wo Robert Beaufort, der die Jagd nicht liebte, gewöhnlich seine Morgenstunden zubrachte.

Er warf sich in einen Lehnstuhl und sagte, indem er mit ungewöhnlicher Heftigkeit das Feuer schürte: »Beaufort, es thut mir sehr leid, daß ich Dich gebeten, Vaudemont einzuladen. Er ist ein sehr unangenehmer Mensch ohne Erziehung.«

Beaufort ließ das Rechnungsbuch seines Hausmeisters fallen, womit er sich beschäftigte, und erwiderte: »Lilburne, ich habe keinen ruhigen Augenblick gehabt, seit der Mensch im Hause ist. Da Du ihn eingeladen, wollte ich bisher nicht sagen, aber bemerkst Du nicht – Du *mußt* es bemerkt haben – wie ähnlich er den alten Familienbildern ist. Je mehr ich ihn angesehen, desto klarer wird mir noch eine andere Aehnlichkeit. Mit einem Wort,« sagte

Robert, indem er inne hielt und schwerer athmete, wäre sein Name nicht Vaudemont – wäre seine Geschichte nicht allem Anscheine nach so bekannt – so würde ich sagen – ja ich würde schwören, daß er Philipp Morton ist, der unter diesem Dache schläft.«

»Ha!« sagte Lilburne mit einem Ernst, der Beaufort in Erstaunen setzte, da er vorbereitet war, von seinem Schwager spöttische Bemerkungen über seine Furcht zu hören; »die Aehnlichkeit mit den alten Familienbildern, wovon Du sprichst, fiel mir auch auf; auch Marsden bemerkte sie in diesen Tagen, als wir durch die Gemäldegalerie gingen; und Marsden machte laut eine Bemerkung darüber gegen Vaudemont. Mir fällt jetzt ein, daß er die Farbe veränderte und nicht antwortete. Still! still! erwähne nichts davon – laß mich nachdenken. Dieser Philipp – ja – ja – ich und Arthur sahen ihn mit – mit – Gawtreys – in Paris –«

»Gawtreys! war das der Name des Schurken, mit dem er, wie man sagt –«

»Ja – ja – ja. Ha! nun errathe ich die Bedeutung jener Blicke – jener Worte,« murmelte Lilburne zwischen den Zähnen. »Sein Anspruch an den Namen Vaudemont war immer zweifelhaft – die Geschichte wurde immer nur halb geglaubt – die Erfindung einer in ihn verliebten Frau – der Anspruch an Dein Vermögen, der zu derselben Zeit gemacht wird, wo er in England ankommt. – Ha! hast Du eine Zeitung hier? gib sie mir. Nein! es ist nicht dieses Blatt. Klingele und laß die älteren Nummern bringen.«

»Was ist! Du erschreckst mich!« stöhnte Beaufort, indem er klingelte.

»Hast Du nicht die Aufforderung gelesen, die im letzten Monat mehrmals wiederholt wurde?«

»Ich lese nie Anzeigen, außer in der Zeitung der Grafschaft, wenn Güter zu verkaufen sind.«

»Ich auch nicht oft; aber diese fiel mir auf. John« – hier trat der Bediente ein – »bringe die Zeitungen vom letzten Monat. Der Name des Zeugen, auf den sich Mrs. Morton berief, war Smith, derselbe Name des Kapitäns; welches war der Vorname?«

»Ich erinnere mich nicht.«

»Hier sind die Zeitungen – schließe die Thür – und hier ist die Aufforderung: ›Wenn Herr William Smith, Sohn des Jeremias Smith, der früher Shipdale-Bury unter dem sehr ehrenwerthen Charles Leopold Beaufort (das ist Dein Oheim) gepachtet hatte, und der im Jahre 18.. nach Australien auswanderte, sich an den Advokaten Barlow, Essex-Street, Strand, wenden will, so wird er etwas für ihn Vortheilhaftes erfahren.«

»Guter Himmel! warum sagtest Du mir dies nicht früher?«

»Weil ich es nicht für wichtig hielt. Es konnte ja dem Manne ein Legat vermacht sein, welches nichts mit Deiner Sache zu thun hatte. In der That, das war die wahrscheinlichste Vermuthung – oder selbst, wenn sie mit jenen Ansprüchen in Verbindung stand, konnte diese Aufforderung nur ein verächtlicher Versuch sein, Dich zu schrecken. Nimm es Dir nicht zu Herzen – werde nicht

so blaß – am Ende ist es doch nur ein Beweis, daß der Zeuge nicht aufgefunden worden – daß Kapitän Smith weder *jener* Smith ist, noch entdeckt hat, wo *jener* Smith ist!«

»Wahr!« sagte Beaufort: »wahr – sehr wahr!«

»Hm!« sagte Lord Lilburne, der noch immer rasch die Zeitungen überblickte – »hier ist noch eine Aufforderung, die ich nie zuvor sah: dies sieht verdächtig aus: ›Wenn der Mann, der am . . . September zu Herrn Morton, Leinwandhändler in N\*, kam sich wieder persönlich oder schriftlich an ihn wenden will, so kann er die gewünschte Auskunft erhalten.«

»Morton! – des Weibes Bruder! ihr Oheim! Es ist zu klar!«

»Aber was führt diesen Mann hieher, wenn er wirklich Philipp Morton ist? – Will er spionieren oder drohen?«

»Ich will ihn noch heute aus dem Hause schaffen.«

»Nein – nein! wir wollen ihn beobachten. Ich sehe es jetzt – Deine Tochter zieht ihn an. Forche sie aus, sage ihr, sie soll sein Vertrauen nicht zurückweisen; mache ausfindig, ob er je von diesen Mortons spricht. Ha! ich erinnere mich – er hat schon mit mir von den Mortons gesprochen – ich habe aber vergessen, was es war. Ha! dies ist ein Mann von Geist und Kühnheit – beobachte ihn, sage ich – beobachte ihn! Wann kommt Arthur zurück?«

»Er ist so langsam gereist, denn er klagt noch immer über seinen Gesundheitszustand und hat Verzögerungen gehabt; aber er wollte diese Woche in Paris sein, vielleicht

ist er jetzt dort. Guter Himmel! er darf diesen Mann nicht treffen!«

»Thu was Du willst, bringe Alles von Deiner Tochter heraus. Fürchte nichts: er kann nichts gegen Dich ausrichten, als durch das Gesetz. Aber wenn er Camilla wirklich liebt –«

»Er! Philipp Morton – der Abenteurer – der –«

»Er ist der älteste Sohn; bedenke, Du wolltest schon den jüngeren annehmen. Er kann den Zeugen finden – er kann den Prozeß gewinnen – wenn er Camilla liebt, könnte es zu einem Vergleich kommen.«

Herrn Beaufort war es, als würde er zu Eis.

»Du hältst es also für wahrscheinlich, daß er diesen schmachvollen Prozeß gewinnen wird;« stotterte er.

»Wolltest Du Dich nicht schon gegen den Bruder sichern? Um so mehr ist es der Mühe werth, es mit diesem Manne in versuchen. Höre! die Politik des Privatlebens ist der des öffentlichen gleich – wenn der Staat einen Demagogen nicht vernichten kann, so sollte er suchen, ihn für sich zu gewinnen. Wenn Du diesen Hund zu Grunde richten kannst –« und Lilburne stampfte heftig mit dem Fuße auf den Boden, ohne an seine Gicht zu denken – »so vernichte ihn! Bringe ihn an den Galgen! Wenn Du es nicht kannst,« und hier streichelte er mit verzogenem Gesicht seinen verletzten Fuß – »wenn Du es nicht kannst – Teufel, welch ein Schmerz! – und er Dich zu Grunde richten kann – so bringe ihn in die Familie und mache *seine* Geheimnisse zu den *unsern*! Ich muß gehen und mich niederlegen, ich habe mich zu sehr aufgereggt.«

In großer Verwirrung ging Beaufort sogleich zu Camilla, seine nervöse Aufregung verrieth sich, obgleich er ein gräßliches Lächeln erzwang und außerordentlich kalt und gefaßt zu sein sich bestrebte. Seine Fragen, die sie verwirrten und beunruhigten, brachten bald die Thatsache von ihr heraus, daß Vaudemont, gleich das erstemal, als er ihr vorgestellt worden, von den Mortons gesprochen, später oft den Gegenstand wieder berührt habe und anfangs der festen Ueberzeugung zu sein geschienen habe, daß der jüngere Bruder unter Beaufort's Schutze sei, obgleich er sich endlich widerstrebend von dem Gegentheil überzeugt zu haben schien. So aufgeregt Robert auch war, so besaß er doch genug von seiner natürlichen Schlaueit, um zu erkennen zu geben, daß er den Argwohn hege, Vaudemont sei Philipp Morton selber, denn er fürchtete, seine Tochter möchte diesem seinen Verdacht verrathen.

»Aber,« sagte er mit einem Blicke, der Vertrauen einflößen sollte, »ich vermuthete, er kennt diese jungen Leute. Ich möchte gern selber mehr von ihnen wissen. Suche Alles, was Du kannst, von ihm zu erfahren, und sage es mir, Camilla – hi! hi! hi! – Du hast eine Eroberung gemacht, Du kleine Närrin! sagte dieser Vaudemont je, wie sehr er Dich bewundere?«

»Er! – nimmer!« sagte Camilla erröthend und dann sehr blaß werdend.

»Aber er zeigt es durch seine Blicke. Ach! Du, sagst also nichts. Gut, gut, entmuthige ihn nicht, das heißt – ja, entmuthige ihn nicht. Sprich so viel mit ihm als Du kannst

– frage ihn nach seinem früheren Leben. Ich wünsche es besonders zu wissen – es ist mir von großer Wichtigkeit.«

»Aber, mein lieber Vater,« sagte Camilla zitternd und verwirrt, »ich fürchte diesen Mann – ich fürchte – ich fürchte –«

Wollte sie hinzusetzen: »Ich fürchte mich selber?« Ich weiß es nicht! aber sie hielt inne und brach in Thränen aus.

»Zum Henker mit diesen Mädchen,« murmelte Beaufort. »stets greinen sie, wenn sie uns von Nutzen sein sollten. Geh hinunter, trockne Deine Augen, thue wie ich Dir sage – suche Alles, was Du kannst, von ihm zu erfahren. Ihn fürchten! – ja ich glaube wohl, daß sie ihn fürchtet!« murmelte der arme Mann, als er die That schloß.

Ist es zu verwundern, daß Camilla's Benehmen gegen Vaudemont von der Zeit an noch verlegener war als je; ist er zu verwundern, daß er diese Verlegenheit nach seiner eigenen Art erklärte? Beaufort trug Sorge, sie mehr als sonst in seine Nähe zu bringen; er nahm plötzlich eine kriechende, schmeichelnde Höflichkeit gegen Vaudemont an; Er sei gewiß, daß er die Musik liebe; wie möchte ihm wohl die neue Arie gefallen, die Camilla so sehr liebte! Er müsse ein Urtheil über Landschaften haben, da er so viel gesehen: er seien schöne Aussichten in der Umgegend, und wenn er seine Jagd einstellen wolle, so zeichne Camilla ganz hübsch, habe ein Auge für dergleichen Dinge und reite so gern.

Vaudemont erstaunte über diese Veränderung, aber sein Entzücken war größer als sein Erstaunen. Er begann

zu bemerken, daß man entdeckt habe, wer er sei; vielleicht wollte Beaufort, großmüthiger, als er ihn gehalten, jedes Unrecht und jede Härte, die er ihm in früheren Jahren zugefügt, durch jenen unschätzbaren Segen vergelten. Die Edelmüthigen erklären die Beweggründe Anderer stets im äußersten Sinne – stets zu milde oder zu strenge. Vaudemont war es, als habe er den Beleidiger beleidigt; er begann sogar seinen Widerwillen gegen Robert Beaufort zu überwinden. Einige Tage lang war er viel in Camilla's Nähe; die Fragen, die sie ihm auf Befehl ihres Vaters vorlegen mußte, wurden bebend und furchtsam ausgesprochen und schienen ihm ihr Interesse an seinem Schicksal zu beweisen. Seine Gefühle für Camilla, so plötzlich in ihrem Entstehen – so gereift und so begünstigt durch die untergeordneten Beherrscher der Welt – die Verhältnisse – hatten vielleicht nicht die Tiefe und ruhige Vollkommenheit jener einzig wahren Liebe – von der es so viele Nachbildungen gibt – und die bei dem Manne wenigstens, wenn nicht durch die Zeit, doch durch viele Erinnerungen reifen muß – die der vollkommenen und erprobten überzeugt von der Treue, dem Werthe und der Schönheit des Herzent bedarf, an welches er sich hängt – aber jene Gefühle waren dennoch stark, glühend und innig. Er glaubte geliebt zu sein – er war im Elysium. Aber er erklärte die Liebe noch nicht, die aus seinen Augen strahlte. Nein! er wollte Camilla Beaufort's Hand noch nicht fordern, denn er glaubte, die Zeit werde bald kommen, wo er sie nicht als untergeordnete

Person oder als Bittender, sondern als Herr des Schicksals ihres Vaters fordern könne.

## ZEHNTES KAPITEL.

Es ist, als ob was untrn uns geschehen!

*Der Maltheserritter.*

Zwei oder drei Abende nach dieser denkwürdigen Unterredung mit Robert Beaufort, sagte Lord Lilburne, während des Umkleidens zu seinem Kammerdiener: »Dyke-man, es wird besser mit mir.«

»In der That, Mylord, ich bemerkte nicht, daß Eure Herrlichkeit je besser aussahen.«

»Da lügst Du. Ich sah im letzten Jahre besser aus – ich sah im Jahre vorher besser aus – und ich sah jedes Jahr zurück immer besser aus, bis zum Alter von einundzwanzig! Aber ich rede nicht vom Aussehen, ein Mann, der Geld hat, braucht nicht gut auszusehen. Ich rede vom Befinden. Ich befinde mich besser. Das Podagra ist fast verschwunden. Ich bin jetzt einen Monat ruhig gewesen – das ist eine lange Zeit – verschwendete Zeit, und in meinem Alter habe ich so wenig Zeit zu verschwenden. Ueberdies, wie Du weißt, bin ich gar sehr verliebt!«

»Verliebt, Mylord? Ich meine, Sie sagten mir, ich solle nie von Liebe reden?«

»Dummkopf, wozu, zum Henker war es gut, davon zu reden, während ich in Flanell eingewickelt war? Ich bin nie verliebt, wenn ich krank bin – wer ist es auch? Ich bin jetzt wohl, oder doch beinahe wohl. Manche Dinge haben

mich geärgert und mir diesen Ort sehr unangenehm gemacht; ich werde in die Stadt gehen, und in einer Woche wird jenes liebliche Gesicht vielleicht meine Einsamkeit zu Fernside erheitern. Ich werde selber dafür sorgen. Ich sehe, Du bist im Begriff, etwas zu sagen. Erspare Dir die Mühe! Alles geht seinen rechten Gang, wenn ich es selber unternehme.«

Lord Lilburne, der sich in der That in Vaudemont's Nähe unbehaglich und genirt fühlte, der den Gästen zu Beaufort-Court so viel abgewonnen hatte, als sie verlieren zu wollen geneigt schienen und es zu seiner Lebensregel gemacht hatte, sein eigenes Vermögen und seine Unterhaltung vor allen andern Dingen zu befragen, bestellte am folgenden Tage Postpferde und benachrichtigte seinen Schwager von seiner Abreise.

»Und Du willst mich mit diesem Manne allein lassen, gerade da ich überzeugt bin, daß er die Person ist, die wir in ihm vermutheten? Mein lieber Lilburne, bleibe doch, bis er geht.«

»Unmöglich! ich bin zwischen fünfzig und sechszig – jeder Augenblick ist kostbar zu dieser Zeit. Ueberdies habe ich Alles gesagt, was ich sagen kann; halte Dich ruhig – ergreife die Defensive – verwickle diesen verdammten Vaudemont, oder Morton, oder wer er auch sein mag, in das Netz der Reize Deiner Tochter, und dann schaffe ihn Dir vom Halse, aber nicht eher. Dies kann nicht schaden, die Sache mag ausfallen, wie sie will. Lies die Zeitungen und laß Blackwell kommen, wenn Du Rath oder Vorschläge bedarfst. Ich wüßte nicht, was man für jetzt mehr

thun könnte. Du kannst an mich schreiben; ich werde in ParK-Lane oder Fernside sein. Sei vorsichtig. Du bist ein glücklicher Kerl – Du leidest nie am Podagra! Lebe wohl.«

Und in einer halben Stunde war Lord Lilburne auf dem Wege nach London. Lilburne's Abreise war für viele Andere ein Signal, sich auch zu entfernen, besonders und ganz natürlich für die, welche er selber eingeladen hatte. Er kündigte diesen Gästen seine Reise nicht eher an, als bis der Wagen vor der Thür stand. Dies konnte Delikatesse oder Nachlässigkeit sein, wie man es nehmen wollte; und wie man es nahm, darum kümmerte sich Lord Lilburne keinen Strohhalm, denn er war viel zu selbstsüchtig, um rücksichtsvoll zu sein. Am nächsten Tage war wenigstens die Hälfte der Gäste fort, und selbst Marsden, der besonders Arthurs wegen eingeladen war, kündigte an, daß er nach dem Mittagessen abreisen werde. Er reiste stets bei Nacht – er schlief gut unterwegs und so ging ihm kein Tag verloren.

»Es ist so lange, daß Sie Arthur nicht sahen,« sagte Beaufort, indem er ihn dazubleiben bat, »und ich erwarte ihn jeden Tag.«

»Thut mir sehr leid – der beste Mensch von der Welt – aber ich bin selber nicht recht wohl. Ich bedarf ein wenig Seeluft; ich werde nach Dover oder Brighton gehen. Aber ich vermuthe, Sie werden zu Weihnachten wieder das Haus voll haben; und in dem Falle wird es mich freuen, meinen Besuch wiederholen zu dürfen.«

Einerseits ohne Lilburne's Verstand und andererseits ohne seine Laster, war Marsden, gleich jenem großen

Sensualisten, eins von den gebrochenen Stücken des großen Spiegels ›Ich‹ genannt. Man bemerkte, daß er stets die Gesellschaften aufsuchte, wo Lord Lilburne Karten spielte, indem er sorgfältig einen andern Tisch wählte und stets auf Lilburne's Seite wettete. Die Kartentische waren jetzt aufgehoben, Vaudemont's Ueberlegenheit im Schießen und die Art, wie er die alleinige Unterhaltung der Jäger bildete, mißfiel ihm. Er fühlte sich gelangweilt – er wollte fort – und fort ging er. Vaudemont fühlte, daß auch für ihn die Zeit zur Abreise gekommen sei; aber Robert Beaufort, der in seiner Gesellschaft den schmerzlichen Zauber empfand, den die Riesenschlange auf den Vogel ausübt, dem es verhaßt war, ihn dort zu sehen, und der sich fürchtete, ihn abreisen zu lassen, der noch nicht die vollkommene Bestätigung seiner Ueberzeugung von ihm erlangt hatte – denn Vandemont wich leicht Camilla's kunstlosen Fragen aus – bat ihn dringend, dazubleiben, und bewog Camilla, gegen ihren Willen und selbst ungeachtet ihrer Vorstellungen – sie hatte noch nie zuvor gewagt, ihren Eltern Vorstellungen zu machen – die Worte hervorstottern: »Könnten Sie nicht noch einige Tage dableiben?« so daß Vaudemont nur zu gern seiner eigenen Neigung nachgab und sich noch eine kurze Zeit länger – finster, unheimlich, schweigsam und geheimnißvoll – gleich einem von den Familienportraits, welches von seinem Rahmen niedergestiegen – vor Beaufort's Augen bewegte. Vaudemont schrieb indeß an Fanny, um sein Ausbleiben zu entschuldigen, und da er Nachrichten von ihrem und Simon's Befinden zu erhalten wünschte, so bat

er sie, ihre Briefe zu seiner Wohnung in London zu senden, die er ihr angab, und von wo ihr Brief, wenn er noch länger ausbleiben sollte, an ihn würde befördert werden. Er that dies indeß nicht eher, als bis er mehrere Tage nach Lilburne's Abreise in Beaufort-Court geblieben war, und erst zwei Tage vor den wichtigen Ereignissen, die seiner Abreise vorhergegangen.

Die jetzt sehr verringerte Gesellschaft, war beim Frühstück, als der Bediente, wie gewöhnlich, mit der Brieftasche hereintrat. Beaufort, der selbst in den gewöhnlichen Geschäften des Lebens ein wichtiges und pomphaftes Wesen annahm, öffnete mit langsamer Würde das kostbare Behältniß und zog die Zeitungen hervor, die er auf den Tisch legte, und die ein Herr von der Gesellschaft begierig ergriff, brachte dann nach einander zuerst einen Brief an Camilla, dann einen Brief an Vaudemont und endlich einen Brief an ihn selber zum Vorschein.

»Ich bitte keine Umstände zu machen, Herr von Vaudemont; entschuldigen Sie mich und folgen Sie meinem Beispiel; ich sehe, dieser Brief ist von meinem Sohne.« Und erbrach das Siegel. Der Brief lautete wie folgt:

»Mein lieber Vater!

»Fast eben so bald, als Sie diesen Brief erhalten, werde ich bei Ihnen sein. So krank ich bin, habe ich keine Ruhe, bis ich Sie sehe und mit Ihnen zu Rathe geht. Ich habe eben die erschütterndste – die schmerzlichste Nachricht erhalten. Sie ist wie ein Traum und von der Art, daß sie nur eine persönliche Mittheilung gestattet. Ihr zärtlicher Sohn

Boulogne.

*Arthur Beaufort.*«

»*Nachschrift.* Dieser Brief wird mit demselben Paketboot abgehen, mit dem ich fahre, und kann nur wenige Stunden vor mir ankommen.«

Beaufort's Hand zitterte, er ließ den Brief fallen und ergriff die Seitenlehne des Stuhls, um nicht umzusinken. Es war klar, daß derselbe Fremde, der ihn verfolgt hatte, jetzt auch bei seinem Sohne gewesen war. Er erschreckte bei dem Gedanken, daß sein Sohn den Zeugen angehört habe – daß er überzeugt sein möge. Sein eigener Sohn erschien ihm jetzt als ein Feind – denn der Vater fürchtete das Ehrgefühl des Sohnes! Er sah sich verstohlen am Tische um, bis sein Auge auf Vaudemont ruhte, und sein Schrecken verdoppelte sich, denn Vaudemont's gewöhnlich so ruhiges Gesicht war im höchsten Grade belebt, als er es von dem Briefe erhob, den er eben gelesen. Robert Beaufort sah ihn an, wie der Angeklagte vor Gericht den Kronanwalt ansieht, wenn derselbe seine Anklage beginnt.

»Herr Beaufort,« sagte der Gast, »der Brief, den Sie mir gegeben haben,« ruft mich sogleich in wichtigen Geschäften nach London. Erlauben Sie mir, so bald als möglich Pferde zu bestellen.«

»Was ist geschehen!« sagte die matte und selten gehörte Stimme der Mrs. Beaufort »Was ist geschehen, Robert! – Kommt Arthur?«

»Er kommt heute,« sagte der Vater mit tiefem Seufzer, und Vaudemont, der in diesem Augenblick von seinem halb beendeten Frühstück aufstand, machte der ganzen

Gruppe eine Verbeugung und Camilla einen Blick zuwerfend, die sich über ihren noch nicht geöffneten Brief neigte – einen Brief, der von Winandermere war und dessen Siegel sie noch nicht zu brechen wagte – verließ er das Zimmer. Er eilte auf sein Zimmer und ging mit stattlichem Schritte – mit dem Schritte des *Herrn* auf und ab. Dann nahm er den Brief und las ihn rasch noch einmal. Er lautete so:

»Werther Herr!

»Endlich hat sich der fehlende Zeuge bei mir gemeldet. Es ist, wie Sie vermutheten, derselbe Mann, der bei Herrn Roger Morton gewesen; doch da ich über einige Punkte, ohne einen Augenblick zu verlieren, Ihre Instruktionen zu haben wünsche, so werde ich mit der Post London verlassen und Sie im ersten Gasthofe zu D\* erwarten, welches, wie ich höre, zwanzig Meilen von Beaufort-Court entfernt ist.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Essex-Street,

John Barlow.«

Vaudemont war noch mit den Gedanken beschäftigt, die dieser Brief erregte, als man ihm meldete, daß seine Chaise angekommen sei. Als er die Treppe hinunterging, begegnete ihm Camilla, die auf dem Wege zu ihrem Zimmer war.

»Miß Beaufort,« sagte er mit leiser und bebender Stimme, »indem ich Ihnen Lebewohl wünsche, kann ich jetzt nicht mehr sagen. Ich verlasse Sie, doch seltsam genug,

bedauere ich es nicht, denn ich habe ein Geschäft vor, welches mich vielleicht berechtigen wird, zu Ihnen zurückzukehren und die Gedanken auszusprechen, die selbst in diesem Augenblick die erste Stelle in meiner Seele einnehmen.«

Während er sprach, erhob er ihre Hand zu seinen Lippen, und in dem Augenblick sah Beaufort aus der Thür seines Zimmers und rief: »Camilla!« Sie war nur zu froh, zu entkommen. Philipp sah einen Augenblick ihrer leichten Gestalt nach und eilte dann die Treppe hinunter.

#### EILFTES KAPITEL.

*Longueville.* Ei, Beaufort, seid Ihr denn vermählt?

*Beaufort.* Gewiß,

So fest, wie Worte, Hände, Herzen, Priester  
Uns vermählen konnten.

*Baumont und Fletcher.*

›Der edle Herr.«

Im Gastzimmer des Hotels zu D\* saß John Barlow. Er hatte eben sein Frühstück beendet, schrieb Briefe und sah Papiere durch, die zu verschiedenen Rechtsgeschäften gehörten, während er dazu seine Pinte Xeres leerte, als die Thür aufgerissen wurde und ein Herr plötzlich eintrat.

»Herr Beaufort,« sagte der Advokat aufstehend – »Herr Philipp Beaufort – denn ich fühle jetzt, daß Sie es von Rechtswegen sind – obgleich noch nicht von Gesetzeswegen,« setzte er mit seinem angewöhnten förmlichen und

ruhigen Lachen hinzu; »denn es bleibt noch viel – sehr viel zu thun übrig, um zu machen, daß Böses und Recht eins werden. Ich wünsche Ihnen indessen Glück, daß Sie etwas haben, worauf Sie fußen können. Ich verzweifelte schon daran, den Zeugen aufzufinden, da die Aufforderung schon vor einem Monat geschehen war, und hatte bereits andere Nachforschungen begonnen, wovon ich sogleich mit Ihnen reden will, als ich gestern bei meiner Rückkehr nach London von einer Geschäftsreise für Sie das Vergnügen hatte, einen Besuch von Wilhelm Smith selber zu erhalten. – Geben Sie sich indeß nicht zu sehr der Hoffnung hin, mein lieber Herr. – Dieser arme Mann, der viel Unglück erfahren hat, war in Amerika, als die erste fruchtlose Nachforschung angestellt wurde. Lange Zeit darauf kehrte er in die Colonie zurück und fand dort seinen Bruder, der, wie er von ihm herausbrachte, dorthin deportirt war. Er verhalf seinem Bruder zur Flucht und Beide kehrten nach England zurück. Von einem entfernten Verwandten, der ihm ein wenig Geld borgte, erfuhr Wilhelm, daß er früher aufgesucht worden, und fragte seinen Bruder um Rath, welcher wollte, daß er ihm die ganze Leitung der Sache überlassen solle. Dieser Bruder versicherte ihn später, daß Sie und Herr Sidney beide todt seien, und wie es scheint, ging er dann zu Herrn Beaufort, um ihm mit einem Rechtsstreit zu drohen und ihm den Kauf des noch vorhandenen Zeugen anzubieten

–«

»Und Herr Beaufort?«

»Scheint das Anerbieten zurückgewiesen zu haben. Inzwischen ging Wilhelm, der seines Bruders Bericht nicht glaubte, nach N\*, erfuhr nichts von Herrn Morton, traf seinen Bruder wieder, der ihm eingestand, daß er ihn in der Behauptung, daß Sie und Ihr Bruder todt seien, getäuscht habe, und sagte, er habe Sie früher gekannt und sei dann nach Paris abgereist, um Sie aufzusuchen –«

»Mich gekannt? – Nach Paris?«

»Sogleich mehr davon. Wilhelm kehrte nach London zurück und lebte dürftig von dem Wenigen, welches sein Bruder ihm gegeben, zu schwermüthig und zu arm, um eine Zeitung zu Gesichte zu bekommen, und sah unsere Aufforderung nicht, bis ihm zum Glück das Geld ausging. Er hatte nichts weiter von seinem Bruder gehört und ging zu demselben Verwandten, der ihm schon früher beigestanden, und bat ihn um eine neue Unterstützung. Zu seiner Ueberraschung empfing dieser Verwandte den armen Mann sehr freundlich, borgte ihm so viel er wollte und fragte dann, ob er unsere Aufforderung gelesen. Die Zeitung, die man ihm zeigte, enthielt beide Aufforderungen – die, worin der Fremde erwähnt wurde, der Herrn Morton besucht hatte, sowie die, welche seinen eigenen Namen enthielt. Er ging sogleich in mein Haus; doch ich war auf einer Geschäftsreise. Er kehrte in seine Wohnung zurück. Am nächsten Morgen (gestern) kam ein Brief von seinem Bruder, den er mir endlich gab, nachdem ich ihm versprochen, daß dem Schreiber desselben nichts zu Leide geschehen solle.«

Vaudemont nahm den Brief und las wie folgt:

»Lieber Wilhelm!

»Suche den jungen Menschen nicht auf, dem ich nachging, alles Suchen vergebens. Paris verteufelt kostspielig. Thut nichts, ich habe den Andern gesprochen – den jungen B\* – ein ganz anderer Kerl als sein Vater – sehr krank – sehr erschrocken über meine Nachricht – nahm mich mit bis nach Bullone. Ich denke, jetzt wird sich die Sache schon machen. Bedenke, was ich Dir vorher sagte – thue Du keinen Schritt darin. Ich schicke Dir eingesiegelt einen Napoleon – Alles, was ich entbehren kann.

Der Deinige.

*Jeremias Smith.*«

»Schreibe direkt an mich: Monsieur Smith – stets ein sicherer Name – im Gasthof zum Schiff in Bullone.«

»Jeremias – Smith – Jeremias!«

»Kennen Sie also den Namen?« sagte Barlow. »Nun, der arme Mann gesteht, daß er sich vor seinem – Bruder fürchtet – daß er zu thun wünscht, war recht ist – daß er fürchtet, sein Bruder werde ihn davon abhalten – daß Ihr Vater sehr gütig gegen ihn gewesen – und so sei er sogleich zu mir gekommen, und glücklicherweise war ich zu Hause, um ihn zu versichern, daß der Erbe am Leben und bereit sei, seine Rechte zu behaupten. Nun also hätten wir den Zeugen, Herr Beaufort; aber wird uns das genügen? Ich fürchte nicht. Wird das Geschwornengericht ihm glauben, ohne daß er durch weiteres Zeugniß unterstützt wird? Bedenken Sie das! – Als er fort war, setzte ich mich mit den Polizeibeamten zu Bow-Street in Verbindung, um etwas über seinen Bruder zu erfahren, der

ein sehr berüchtigter Charakter ist und dem die Polizei den Namen ›der tolle Jerry‹ gegeben hat –«

»Ah! nun, fahren Sie fort!«

»Ihr einziger Zeuge ist also ein sehr armer Mann in den dürftigsten Umständen – sein Bruder, ein Schurke, ein Sträfling; dieser Zeuge selber ist der schüchternste, schwankendste und unentschlossenste Mensch, den ich je gesehen. Sein Zeugniß würde gegen einen scharfen, polternden Rechtsgelehrten nicht lange Stich halten. Und das ist für jetzt Alles, worauf wir uns stützen können.«

»Ich sehe – ich sehe. Es ist gefährlich – es ist waglich. Aber Wahrheit ist Wahrheit, Gerechtigkeit – Gerechtigkeit! Ich will es wagen.«

»Verzeihen Sie mir die Frage, kannten Sie je diesen Bruder? – Waren Sie je mit ihm bekannt – oder in demselben Hause?«

»Von vielen Jahren – wo ich viel Mühseligkeiten und Beschwerden zu erdulden hatte – war ich freilich mit ihm bekannt – und was weiter?«

»Es thut mir leid, dies zu hören,« antwortete der Advokat mit ernstem Gesichte. »Sehen Sie nicht ein, daß, wenn dieser Zeuge in Verwirrung gebracht und ihm nicht geglaubt wird, und wenn man nachweisen kann, daß Sie, der Kläger – verzeihen sie mir, daß ich es ausspreche – mit einem Bruder von solchem Ruf in vertrautem Verhältniß waren, man die ganze Sache so darstellen könnte, daß sie wie Meineid und Conspiration aussieht? Wenn wir hier stehen bleiben, ist es eine schlimme Sache!«

»Und ist dies Alles, was Sie mir zu sagen haben? Der Zeuge ist gefunden – der einzige lebende Zeuge – der einzige Beweis, den ich je erhalten kann, und – Sie suchen mich – ja selbst mich – abzuschrecken; die Mittel zur Abhülfe anzuwenden, welche die Vorsehung mir sendet. Herr, ich will Sie nicht anhören.«

»Herr Beaufort, Sie sind ungeduldig – es ist sehr natürlich. Aber wenn wir vor Gericht gehen – das heißt, wenn ich etwas damit sollte zu thun haben, so warten Sie – warten Sie, bis Ihre Sache klar ist. Und hören Sie mich dennoch an. Dies ist nicht der einzige Beweis – dies ist nicht das einzige Zeugniß; Sie vergessen, daß eine beglaubigte Abschrift von dem Trauungsregister existirt; wir können noch diese Abschrift finden, und vielleicht ist der Pfarrer noch am Leben, der die Abschrift machte, um sie zu bezeugen. Mit diesen Gedanken beschäftigt und da ich den Erfolg unserer Aufforderung nicht erst abwarten wollte, so beschloß ich in die Nähe von Fernside zu gehen, und zum Glück war ein Landhäuschen im Dorfe zu verkaufen. Ich stellte mich, als sei es bloß meine Absicht, dieses Haus zu besehen. Nachdem ich es in Augenschein genommen, sprach ich davon, ob man nicht einige Veränderungen anbringen könne, damit er der Villa des Lord Lilburne ähnlicher werde. Dies führte mich zu der Bitte, die Villa ansehen zu dürfen – und eine Krone, die ich der

Haushälterin gab, verschaffte mir Eintritt. Die Haushälterin war schon bei Ihrem Vater gewesen und Seine Herrlichkeit hatte sie behalten. Ich erfuhr daher bald, welche Zimmer der verstorbene Herr Beaufort besonders bewohnt habe und wurde in sein Studirzimmer geführt, wo er wahrscheinlich seine Papiere aufbewahrte. Ich fragte, ob es noch dasselbe Mobiliar sei, wie zu Ihres Vaters Zeit, was nach dem Alter und der Form wahrscheinlich schien. Es war so; Lord Lilburne hatte das Haus gekauft so wie es war, und außer einigen Veränderungen im Gesellschaftszimmer sei die ganze Einrichtung der Villa dieselbe geblieben. Sie scheinen ungeduldig! – Ich komme zur Sache. Mein Auge fiel auf ein altmodisches Bureau –«

»\*Aber wir durchsuchten jede Schublade in dem Bureau!«

»Auch verborgene Schubladen?«

»Verborgene Schubladen! Nein! Ich hörte von keinen verborgenen Schubladen!«

Barlow rieb die Hände und leerte seine Pinte, ehe er fortfuhr: »Jenes Bureau fiel mir auf, denn mein Vater hatte ein ganz ähnliches! Es ist nicht in England, sondern in Holland gemacht.«

»Ja, ich hörte, daß mein Vater es drei oder vier Jahre nach seiner Verheirathung in einer Auktion kaufte.«

»Ich hörte dies von der Haushälterin, die sich geschmeichelt fühlte, weil ich es bewunderte. Ich konnte nicht von ihr erfahren, in welcher Auktion es gekauft worden, doch sei sie gewiß, daß es in der Nähe gewesen. Ich hatte jetzt einen Fingerzeig und erfuhr durch

nachlässige Fragen, welche Auktionen in einem gewissen Jahre in der Nähe von Fernside stattgefunden. Ein Herr war in dem Jahre gestorben und sein Mobiliar verauktionirt worden. Mit großer Schwierigkeit brachte ich heraus, daß seine Wittwe noch am Leben sei und in einiger Entfernung wohne. Ich machte ihr einen Besuch; doch will ich Sie nicht mit einer zu langen Erzählung ermüden und nur sagen, daß sie jetzt mir die Versicherung gab, sie erinnere sich vollkommen des Büreaus und es habe verschiedene geheime Schubladen, die sehr künstlich angebracht seien; ja, sie zeigte mir sogar das Verzeichniß, worin die erwähnten Schubladen mit großen Buchstaben bezeichnet waren, um das Auge der Käufer zu fesseln und den Preis zu erhöhen. Daß Ihr Vater, so lange sein Oheim lebte, nicht sagte, wo er dieses Dokument verwahrte, ist sehr natürlich, und er lebte nicht lange genug, um später Gelegenheit zu einer solchen Erklärung zu haben; doch ich halte mich vollkommen überzeugt, daß, wenn Herr Robert Beaufort es nicht unter den andern Papieren entdeckte, die er durchsuchte, in einer von diesen Schubladen Alles wird gefunden werden, was wir bedürfen, um Ihre Ansprüche zu begründen. Dies ist um so wahrscheinlicher, da Ihr Vater vielleicht selbst Ihre Mutter nicht von den geheimen Fächern in dem Büreau in Kenntniß setzte. Warum sonst ein solches Geheimniß? Es ist wahrscheinlich, daß er das Dokument entweder vor oder zu der Zeit erhielt, wo er das Büreau kaufte, oder daß er es gerade zu dem Zwecke erstand, und da er einmal das Papier an einem Orte verwahrt hatte, den er für sicher ansah,

hielt ihn Zufall, Nachlässigkeit, Klugheit, vielleicht wohl gar Scham (verzeihen Sie mir), weil er an der Vorsicht Ihrer Mutter gezweifelt, denn darauf deutet seine Heimlichkeit hin, von der Erwähnung des Umstandes ab, selbst als ihn die Vertraulichkeit späterer Jahre von der aufopfernden Hingebung Ihrer Mutter überzeugt hatte. Bei seines Oheims Tode dachte er alles wieder gut zu machen!«

»Und wie, wenn dies wahr ist – wenn der Himmel, der mich bisher aus so vielen Gefahren errettete, eben durch die Heimlichkeit meines armen Vaters für ein Geburtsrecht vor den Klauen des Räubers bewahrte – wie, sage ich, soll –«

»Das Bureau in unsern Besitz übergehen? das ist freilich die Schwierigkeit. Aber wir müssen es auf die eine oder die andere Weise zu erreichen suchen, wenn uns alles andere fehlschlägt; inzwischen, da ich mich jetzt überzeugt hatte, daß eine Abschrift aus dem Trauungsregister ist gemacht worden, wünsche ich zu wissen, ob ich nicht sogleich nach Wales reisen sollte und sehen, ob ich nicht die Person in der Nachbarschaft von A\* finden kann, welche die Abschrift machte; denn Sie müssen bemerken, daß die erwähnte Abschrift nur in so weit von Wichtigkeit ist, als sie uns zu dem Zeugniß dessen führt, der die Abschrift verfertigte.«

»Mein Herr,« sagte Vaudemont, indem er Barlow herzlich die Hand drückte, »verzeihen Sie mir meinen Unge- stüm von vorhin. Ich sehe in Ihnen gerade den Mann,

dessen ich bedarf und wünschte – Ihr Scharfsinn überrascht und ermuthigt mich. Gehen Sie nach Wales und Gott geleite Sie!«

»Sehr wohl! – In fünf Minuten werde ich auf dem Wege sein. Inzwischen reden Sie selber mit dem Zeugen; der Anblick des Sohnes seines Wohlthäters wird mehr als alles Andere dazu beitragen, ihn in seinem Entschlusse zu bestärken. Hier ist seine Adresse, und hüten Sie sich, ihm Geld zu geben. Und nun will ich meinen Wagen bestellen – die Sache scheint der Mühe werth, sich Kosten deßhalb zu machen. O! ich vergaß zu sagen, daß Herr Liancourt gestern in seinen eigenen Angelegenheiten bei mir war. Er wünscht sehr, sich mit Ihnen zu berathen. Ich sagte ihm, Sie würden höchst wahrscheinlich diesen Abend in London sein, und er sagte, er wolle Sie in Ihrer Wohnung aufsuchen.«

»Ja – ich will keinen Augenblick verlieren, nach London zu gehen und unsern Zeugen zu besuchen. Und er sah meine arme Mutter am Altar! – Meine arme Mutter – ach! wie konnte mein Vater Zweifel gegen sie hegen!« Und während er sprach, erröthete er zum erstenmal vor Scham bei der Erinnerung an seinen Vater, er konnte noch nicht begreifen, daß ein so biederer und gewöhnlich so kühner und offener Mann vor dem Weibe, welches ihm alles geopfert, ein für sie so wichtiges Geheimniß habe verbergen können! Das war der einzige Makel an seines Vaters Ehre – und ein arger Makel war es. Schwer war die Strafe auf die gefallen, die sein Vater am meisten geliebt! Ach, Philipp hatte noch nicht

erfahren, wie Hoffnung und Furcht wegen großen Reichtums selbst Männer bestechen und verleiten können, die für höchst ehrenvoll gehalten werden, wenn sie in dem Glauben erzogen sind, daß Reichthum der höchste Segen des Lebens ist! Aus dem rechten Lichte betrachtet, lag in Philipp Beaufort's einsamer Engherzigkeit die ungeheure Moral der dunkelsten Wahrheit dieser Welt!

Barlow war abgereist. Philipp war im Begriff, in seine Chaise zu steigen, als ein vierspänniger Wagen vor die Thür des Gasthauses fuhr, um die Pferde zu wechseln. Ein junger Mann lag der Länge nach im Wagen – er war in Mäntel gehüllt und trug die Blässe langer und schwerer Krankheit auf der Wange. Er richtete sein trübes Auge vielleicht mit dem Blicke des Neides, der den Kranken eigen ist, auf jene starke und athletische Gestalt, majestätisch in ihrer Gesundheit und Kraft, die neben dem bescheideneren Fuhrwerk stand. Philipp beachtete indeß den Ankommenden nicht, sondern sprang in seine Chaise und rasselte fort. Und so waren Arthur Beaufort und sein Vetter einander unbewußt wieder begegnet! Auf wessen Seite war jetzt die Nacht – und auf wessen der Morgen?

#### ZWÖLFTES KAPITEL.

*Bakam.* Laßt meine Leute unsre Mauern schützen.

*Syana.* Die meinigen den Tempel.

*Die Inselprinzessin.*

Diese für Philipp so ereignißreichen Wochen waren für Fanny, hinsichtlich des innern Lebens, nicht weniger ereignißreich. Sie hatte sich stillen und wonnevollen Gedanken hingeeben bei dem Bewußtsein, daß sie an Kenntniß zunehme – daß sie seiner würdiger werde – daß er es bei seiner Rückkehr bemerken müsse. Ihr Wesen war gedankenvoller und gesammelter – kurz, weniger kindisch als früher. Und dennoch, bei aller Regsamkeit des neu erweckten Verstandes war der Reiz ihrer auffallenden Unschuld nicht hinweggescheucht. Sie erfreute sich ihrer alten Freiheit, auszugehen und zurückzukehren wann es ihr gefiel, und da das Wetter zu kalt war, um Simon von seinem Kamin zu locken, außer vielleicht auf eine halbe Stunde Vormittags, so benutzte sie besonders die Stunden der Dämmerung, um sich zu ihrer guten Lehrerin zu schleichen und jeden Tag weiser und weiser zu werden in den Wegen Gottes und in der Gelehrsamkeit seiner Geschöpfe. Die Lehrerin war keine geistreiche Frau. Auch bedurfte Fanny nicht so sehr des Wissens, als vielmehr der Entwicklung ihrer Gedanken und ihres Geistes durch nützliche Bücher und verständige Unterredung. Da alle ihre natürlichen Gefühle so schön waren, so machte es der Lehrerin wenig Schwierigkeit, ihre Gefühle zu der Würde der Grundsätze zu erziehen.

Geduldig bei der Abwesenheit dessen, der nie aus ihren Gedanken abwesend war, erhielt Fanny endlich den Brief von ihm, den er zwei Tage vorher, ehe er Beaufort-Court verließ, an sie schrieb – noch einen zweiten Brief, worin er sich entschuldigte, daß er nicht früher komme,

worin er ihr seine Adresse mittheilte und um eine Antwort bat. Es war ein Morgen unvergleichlicher Freude, die an Entzücken grenzte. Und dann kam die Aufregung, die sie beim Beantworten desselben empfand – der Stolz, zu zeigen, wie sehr sie sich gebessert, welch eine vortreffliche Hand sie jetzt schrieb! Sie schloß sich auf ihrem Zimmer ein; sie ging an dem Tage nicht aus. Sie legte das Papier vor sich hin, und zu ihrem Erstaunen verschwand auf einmal alles aus ihrem Geiste, was sie zu sagen hatte. Wie sollte sie auch nur beginnen? Sie hatte ihn sonst immer ›Bruder‹ genannt. Seit ihrer Unterredung mit Sarah fühlte sie aber, daß sie ihn um die Welt nicht mehr so nennen könne – nein, nimmer! Aber wie *sollte* sie ihn nennen – wie *konnte* sie ihn nennen? Er unterschrieb sich ›Philipp‹. Sie wußte, daß das sein Name war. Sie hielt ihn für einen musikalischen Namen, ihn auszusprechen, aber ihn zu schreiben! Nein! ein Instinkt, von dem sie sich keine Rechenschaft ablegen konnte, schien ihr zuzuflüstern, daß es unschicklich und vermessen sein würde, ihn ›lieber Philipp‹ zu nennen. Hatten die Lieder von Burns, die er ihr unbedachtsam in die Hände gegeben und ihr zu lesen anempfohlen – eine Sammlung, welche die schönsten Liebeslieder in der Welt enthält – hatten diese dazu beigetragen, sie mit einigen von den Geheimnissen ihres Herzens bekannt zu machen? Und war Furchtsamkeit mit der Kenntniß gekommen? Wer kann sagen – wer kann errathen, was in ihr vorging? Auch kannte Fanny vielleicht selber nicht ihre Gefühle: aber die Worte ›lieber Philipp‹ schreiben konnte sie nicht. Und den ganzen

Tag, obgleich sie an sonst nichts dachte, konnte sie nicht einmal die erste Zeite zu ihrer Zufriedenheit zu Stande bringen. Am nächsten Morgen setzte sie sich wieder nieder. Es wäre so unfreundlich gewesen, wenn sie nicht sogleich geantwortet hätte; sie mußte antworten. Sie legte seinen Brief vor sich hin und begann entschlossen. Aber eine Abschrift nach der andern wurde gemacht und zerissen. Simon bedurfte ihrer – Sarah bedurfte ihrer – und es waren Rechnungen zu zahlen, und das Mittagessen vorüber, ehe ihre Arbeit noch eigentlich begonnen hatte. Aber nach dem Mittagessen ging sie allen Ernstes daran.

»Wie freundlich ist es von Dir, an mich zu schreiben« (die Schwierigkeit der Ueberschrift wurde dadurch beseitigt, daß sie sie ganz wegließ) »und nach dem Befinden meines lieben Großvaters zu fragen! Er ist noch derselbe, doch geht er jetzt fast nie aus, und ich habe viel Zeit für mich. Ich denke, etwas wird Dich überraschen und Dich zum Lächeln bringen, wie Du anfangs thatest, als Du zurückkehrtest. Du mußt nicht böse auf mich sein, daß ich sehr oft allein ausgegangen bin – ja, in der That jeden Tag. Ich bin so sicher gewesen. Niemand ist je rauh gegen Fanny gewesen.« (Das Wort ›Fanny‹ war sorgfältig mit einem Federmesser ausgekratzt und ›mich‹ an die Stelle gesetzt.) »Aber Du sollst Alles erfahren, wenn Du kommst. Und bist Du auch gewiß *wohl* – ganz – ganz wohl? Hast Du nie das f Kopfweh, worüber Du zuweilen klagtest? Sage mir dies! Gehst Du aus – jeden Tag? Hast Du jetzt auch einen hübschen Kirchhof in der Nähe? Mit wem gehst Du aus?

»Es hat mich so glücklich gemacht, die Blumen auf die beiden Gräber zu streuen. Aber dem Deinigen gebe ich immer die schönsten, obgleich das andere mir so lieb ist. Ich fühle mich traurig, wenn ich das letztere ansehe, aber nicht so, wenn ich das ansehe, welches ich so lange angesehen habe. O, wie gut Du warest! Aber Du willst nicht, daß ich Dir danken soll.«

»Dies ist sehr dumm!« rief Fanny, indem sie plötzlich ihre Feder niederwarf; »und ich glaube am Ende gar nicht, daß ich mich gebessert habe.« Und sie weinte fast vor Aerger. Plötzlich fiel ihr ein Gedanke ein. In dem kleinen Zimmer, wo die Lehrerin sie empfing, hatte sie unter den Büchern auch eine unter dem Titel: ›Der vollkommene Briefsteller‹ gesehen und sogleich gedacht, wie nützlich ihr dasselbe sein werde, wenn sie je an Philipp schreiben müsse. Aus dem Titel hatte sie gesehen, daß er Musterbriefe jeder Art enthielt – und ohne Zweifel war auch ein solcher Brief darin, wie er für die gegenwärtige Gelegenheit paßte. Bei diesem Gedanken sprang sie auf. Sie wollte gehen – sie konnte zurück sein und den Brief vor Abgang der Post vollenden, wenn sie Sixpence dafür zahlte. Sie setzte ihren Hut auf – ließ den Brief in der Hast offen auf dem Tische liegen – warf auf dem Wege zur Hausthür einen Blick in das Wohnzimmer, um sich zu überzeugen, ob Simon schlafe und das Drahtgitter vor dem Feuer sei, und eilte dann zu der freundlichen Lehrerin.

Der Nebel, der im Herbste sich über London und die Vorstädte lagert, machte den Abend vor der Zeit trüb. Es

wurde dunkler und dunkler, als sie weiterging, aber sie erreichte sicher das Haus. Sie brachte eine Viertelstunde in schüchterner Berathung mit ihrer Freundin über alle Arten von Briefen zu, mit Ausnahme dessen, den sie zu schreiben beabsichtigte, und nachdem sie sich fest eingepägt hatte, daß sie, wenn der Brief an einen einigermaßen vornehmen Herrn sei, mit ›werther Herr‹ beginnen und mit den Worten enden müsse: ›ich habe die Ehre, mich zu nennen‹, und daß es eine unversöhnliche Beleidigung sein werde, zu dem Namen auf der Aufschrift nicht ›Esquire‹ hinzuzufügen (das war eine große Entdeckung!) – nahm sie das kostbare Buch mit und verließ das Haus. Eine Mauer, die den Bezirk des Schulhauses begrenzte, lief eine kurze Strecke in der Hauptstraße fort. Der zunehmende Nebel kämpfte hier mit dem Schimmer einer einzelnen Laterne in einiger Entfernung. Gerade in diesem Augenblick bemerkte sie auf der Straße einen Gegenstand, den sie eben für einen Wagen erkannte, als ihre Hand ergriffen wurde und eine Stimme ihr in's Ohr sagte:

»Ah! Sie werden hoffentlich gegen mich nicht so grausam sein, wie Sie es gegen meinen Boten waren. Ich bin selber zu Ihnen gekommen.«

Sie wendete sich in großer Bestürzung um, doch die Dunkelheit verhinderte sie, das Gesicht des Mannes zu erkennen, der sie anhielt.

»Lassen Sie mich gehen!« rief sie – lassen Sie mich gehen.«

»Still! still! Nein – nein! Kommen Sie mit mir. Sie sollen ein Haus, Wagen und Diener haben! Sie sollen seidene Kleider und Juwelen tragen! Sie sollen eine große Dame werden!«

Als diese verschiedenen Lockungen rasch jeder neuen Anstrengung Janny's folgten, sagte eine leise Stimme; von dem Bock der Kutsche: »Nehmen Sie sich in Acht, Mylord, ich sehe Jemand kommen – vielleicht ist es der Polizeimann!«

Fanny hörte diese Warnung und schrie um Hülfe.

»Ist es so?« murmelte der Mann. Und plötzlich wurde Fanny der Mund zugehalten – ein Mantel über ihren Kopf geworfen – ihre leichte Gestalt vom Boden erhoben. Sie rang und kämpfte vergebens. Es war die Sache eines Augenblicks – sie wurde zum Wagen getragen – die Thür zugemacht – der Fremde war an ihrer Seite und seine Stimme rief: »Fahre zu, Dykeman. Schnell, schnell!«

Zwei oder drei Minuten vergingen, die ihr in ihrem Schrecken wie Jahre erschienen, als das Tuch und der Mantel leise weggenommen wurden, und dieselbe Stimme (denn sie konnte ihren Begleiter noch nicht sehen) sagte in sehr mildem Tone:

»Beunruhigen Sie sich nicht – Sie haben keine Ursache dazu – in der That nicht. Ich würde dieses Mittel nicht angewendet haben, wenn irgend ein milderes möglich gewesen wäre. Aber ich konnte nicht in Ihr Haus gehen und wußte kein anderes, wo ich Sie treffen sollte. Dies war in der That das einzige Mittel, welches mir übrig blieb. Ich machte mich mit Ihren Gängen bekannt. Tadeln Sie mich

nicht, daß ich Ihren Schritten nachspürte. Ich wartete gestern die ganze Nacht auf Sie; doch Sie kamen nicht heraus. Ich war in Verzweiflung. Endlich habe ich Sie gefunden. Sein Sie nicht so erschrocken: ich will nicht einmal Ihre Hand berühren, wenn Sie es nicht wünschen?«

Während er sprach, versuchte er sie dennoch zu berühren und wurde mit einer Heftigkeit zurückgestoßen, die ihn aus der Fassung brachte. Das arme Mädchen wich in sprachlosem Entsetzen und in der finstersten Verwirrung ihrer Gedanken in den fernsten Winkel dieses Gefängnisses zurück. Sie weinte nicht – sie schluchzte nicht – aber ihr Zittern schien selbst den Wagen zu erschüttern. Der Mann fuhr fort, sie anzureden, machte ihr Vorstellungen, bat und versuchte, sie zu besänftigen. Sein Benehmen war respektvoll. Seine Versicherungen endlos, daß er ihr um die Welt nichts zu Leide thun wolle.

»Sehen Sie nur die Wohnung, die ich Ihnen geben kann – auf zwei Tage – ja nur auf einen Tag. Hören Sie nur, wie reich ich Sie und Ihren Großvater machen kann, und wenn Sie mich dann verlassen wollen, so mögen Sie es thun.«

Noch viel mehr dieses Inhalts sprach er, ohne einen Ton von Fanny hervorzubringen als Schnappen nach Luft und von Zeit zu Zeit ein leises Gemurmel. »Lassen Sie mich gehen – lassen Sie mich gehen! Mein Großvater – mein blinder Großvater!«

Und endlich fand sie in Thränen Erleichterung, und sie schluchzte mit einer Leidenschaft, die ihren Begleiter, so hart und eisig er auch war, beunruhigte, und vielleicht

sogar rührte. Inzwischen schien der Wagen dahin zu fliegen. So schnell, wie zwei gut eingefahrene Pferde laufen konnten, ging es weiter, bis der Wagen etwa nach einer Stunde, oder in noch kürzerer Zeit, anhielt.

»Sind wir schon da?« sagte der Mann, den Kopf aus dem Fenster streckend. »Thue, wie ich Dir befahl. Nicht vor die Hauptthür – vor mein Studirzimmer.«

In noch zwei Minuten hielt der Wagen wieder vor einem Gebäude, welches weiß und geisterhaft durch den Nebel hervorschaute. Der Kutscher stieg ab, öffnete eine Glasthür mit einem Schlüssel – trat einen Augenblick ein, um die Lichter in dem einsamen Zimmer bei dem Feuer auf dem Herde anzuzünden – erschien dann wieder und öffnete die Thür des Wagens. Es verursachte eine Schwierigkeit, worauf sie kaum vorbereitet waren, Fanny aus dem Wagen zu bringen. Keine sanften Worte – keine leisen Bitten konnten sie herausbringen; und mit nicht geringer Geschicklichkeit, denn ihr Begleiter suchte so sanft mit ihr umzugehn, als die nothwendige Kraft, die er anwenden mußte, es nur immer gestattete, brachte er ihre Hände von den Fensterrahmen – von der Einfassung – von den Kissen los woran sie sich hielt, und trug sie in's Haus. Der Kutscher machte die Glasthür wieder zu, als er sich entfernte, und sie waren allein. Fanny warf dann einen wilden, halb unbewußten Blick durch das Zimmer. Es war klein und einfach möblirt. Ihr gegenüber befand sich ein altmodisches Bureau, über welchem das Portrait eines Frauenzimmers in der Blüte des Lebens hing – ein so schönes Gesicht, eine so helle Stirn, ein so

klares Auge, eine Lippe voll Jugend und Freude, daß Fanny sich getröstet fühlte und es ihr war, als sei eine lebendige Beschützerin in ihrer Nähe, indem ihr Blick auf den Zügen ruhte. Die Wände waren mit Kupferstichen von Pferden und Jagden bedeckt, und die Vorhänge von farbigem, aber etwas verblichenem Zitz. Das Feuer brannte hell und lustig; ein gedeckter Tisch stand in der Nähe desselben. Jedem andern Auge wäre das Zimmer als ein Bild englischer Bequemlichkeit erschienen. Endlich ruhten ihre Blicke auf ihrem Begleiter. Er hatte sich mit einem Seufzer, theils der Ermüdung, theils der Freude über das Gelingen seines Planes, auf einen der Stühle geworfen und betrachtete sie, wie sie dastand und ihn ansah, mit einem Ausdruck gemischter Neugierde und Bewunderung. Sie erkannte sogleich ihren ersten und einzigen Verfolger, wich zurück und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Der Mann näherte sich ihr: »Hassen Sie mich nicht, Fanny – wenden Sie sich nicht ab. Glauben Sie mir, obgleich ich so gewaltsam gehandelt habe, so wird doch hier alle Gewaltthätigkeit aufhören. Ich liebe Sie, doch will ich mich nicht eher zufrieden geben, als bis Sie mich wieder lieben. Ich bin nicht jung, ich bin nicht schön, aber ich bin reich und groß und kann die, welche mich lieben, glücklich – sehr glücklich machen, Fanny!«

Aber Fanny hatte sich abgewendet und war jetzt eifrig beschäftigt, die Thür zu öffnen, durch die sie eingetreten war. Da ihr dies nicht gelang, eilte sie plötzlich nach der andern Seite, öffnete die innere Thür und stürzte mit lautem Geschrei in den Gang. Ihr Verfolger unterdrückte

einen Fluch, sprang ihr nach und hielt sie auf. Er sprach jetzt strenge und zeigte zugleich ein Lächeln und einen finstern Blick.

»Dies ist Thorheit – kommen Sie zurück, oder Sie werden es bereuen! Ich habe Ihnen als Edelmann – wenn Sie wissen, was das ist – versprochen, Sie zu achten. Aber ich lasse nicht mit mir scherzen, noch mich beleidigen. Hier darf nicht geschrien werden!«

Sein Blick und seine Stimme, machten, ungeachtet ihrer Aufregung und ihres Abscheues, Eindruck auf Fanny, und sie ließ sich ohne Widerstand in's Zimmer zurückziehen. Er verschloß und verriegelte die Thür. Sie warf sich in einer Ecke auf den Boden und stöhnte leise und kläglich. Er sah sie einige Augenblicke nachdenkend an, als er neben dem Feuer stand, ging endlich zur Thür und rief leise: »Harriet!« Sogleich erschien ein junges Frauenzimmer von etwa dreißig Jahren, zierlich aber einfach gekleidet und mit einem Gesichte, welches, wenn auch nicht sehr einnehmend, doch gewiß sehr schön konnte genannt werden. Er zog sie einige Augenblicke auf die Seite und sprach leise mit ihr. Dann ging er ernsthaft auf Fanny zu.

»Meine junge Freundin,« sage er, »ich sehe, sie können diesen Abend meine Gegenwart nicht ertragen. Dieses junge Frauenzimmer wird Ihnen aufwarten und Ihnen Alles verschaffen, was Sie bedürfen. Sie kann Ihnen auch sagen, daß ich nicht der schreckliche Mann bin, wofür sie mich zu halten scheinen. Ich werde Sie morgen wiedersehen.«

Mit diesen Worten wendete er sich um und ging hinauf.

Fanny hatte wieder eine Empfindung, die der Freiheit und der Freude glich. Sie stand auf und sah dem Frauenzimmer so lebhaft flehend in's Gesicht, daß Harriet ihre forschenden Augen beschämt abwendete, und in diesem Augenblick sah Dykeman in's Zimmer.

»Sie sollen uns selber das Mittagessen hieherbringen, Onkel, und dann zu Mylord in's Gesellschaftszimmer kommen.«

Dykeman sah erfreut aus und verschwand. Dann näherte sich Harriet, nahm Fanny's Hand und sagte freundlich: »Fürchten Sie nichts. Ich versichere Ihnen, die Hälfte des Londoner Mädchen würden ich weiß nicht was, darum geben, an Ihrer Stelle zu sein. Mylord Sie nicht zwingen, etwas zu thun, was Sie nicht wollen – es ist nicht seine Art und es ist der gütigste und beste Mann – und so reich; er weiß nicht, was er mit seinem Gelde anfangen soll!«

Auf dies Alles gab Fanny nur *eine* Antwort sie warf sich plötzlich an die Brust des Frauenzimmers und schluchzte heraus: »Mein Großvater ist blind, er kann nicht ohne mich leben – er wird sterben – sterben! Haben Sie nicht auch Jemand, den Sie lieben? Lassen Sie mich gehen – lassen Sie mich hinaus! Was mag man von mir wollen? – Ich that nie Jemanden etwas zu Leide.«

»Und es wird *Ihnen* auch Niemand etwas zu Leide thun – ich schwöre es!« sagte Harriet lebhaft. »Ich sehe, Sie

kennen Mylord nicht. Aber hier ist das Mittagessen, kommen Sie und nehmen etwas zu sich und auch ein Glas Wein. Nun gehen sie, Onkel, wir bedürfen Ihrer nicht.«

Fanny konnte nichts hinunterbringen als ein Glas Wasser, und auch daran erstickte sie beinahe. Endlich aber, als sie ihre Sinne wiedererlangte, beruhigte sie einigermaßen die Abwesenheit ihrer Quälerin – die Gegenwart eines Frauenzimmers – so wie Harriets feierliche Versicherung, daß sie nach einem oder zwei Tagen zurückkehren solle, wenn es ihr nicht gefalle, dazubleiben. Sie achtete nicht auf die langen und künstlichen Lobreden, womit die Versucherin sich über die Tugenden, die Liebe und Großmuth und vor allen Dingen über den Reichthum ihres Herrn verbreitete. Sie wiederholte nur bei sich selber: »Ich werde in einem oder zwei Tagen zurückkehren.« Endlich, nachdem Harriet so viel gegessen und getrunken hatte, als sie für ihre einzelne Person vermochte und ihrer Bemühungen überdrüssig wurde, die so wenig Erfolg hatten, machte sie Fanny den Vorschlag, sich zur Ruhe zu begeben. Sie öffnete eine Thür auf der rechten Seite des Kamins und leuchtete ihr eine Wendeltreppe hinauf zu einem hübschen und bequemen Zimmer, wo sie sich erbot, ihr beim Auskleiden zu helfen. Fanny's Unschuld und ihre gänzliche Unbekanntschaft mit der Gefahr, die ihrer wartete, obgleich sie sich einbildete, daß sie sehr groß und schrecklich sein werde, verhinderten sie zu begreifen, was Harriet mit ihren feierlichen Versicherungen sagen wollte, daß sie nicht werde gestört werden. Aber

sie verstand wenigstens, daß sie ihren verhafteten Kerkermeister nicht vor dem nächsten Morgen sehen werde, und als Harriet ihr, indem sie ihr gute Nacht wünschte, einen Riegel an ihrer Thüre zeigte, war sie weniger erschrocken über den Gedanken an einem fremden Orte zu sein. Sie horchte, bis Harriets Fußstritte nicht mehr zu hören waren, und dann faßte sie mit klopfendem Herzen die Thüre an – sie war von außen verschlossen. Sie seufzte schwer. Das Fenster? – Ach, als sie den Fensterladen geöffnet hatte, war noch einer da, der von außen verriegelt war, was auch dort alle Hoffnung ausschloß; es blieb ihr nichts weiter übrig, als die Thür zu verriegeln, verzweiflungsvoll über ihre Lage dazustehen und endlich auf die Knie zu fallen und auf ihre eigene einfache Weise, die indeß, seit ihren Besuchen bei der Lehrerin, verständiger und ernster geworden war, zu Ihm zu beten, von dem weder Schlösser noch Riegel die Stimme des menschlichen Herzens ausschließen können.

### DREIZEHNTE KAPITEL.

Auf dich stürzt zusammen die Last des schwankenden Hauses.

*Virgil.*

Lord Lilburne saß bei seinem einsamen Mittagessen und Dykeman stand in großer Aufregung dicht hinter ihm. Das Vertrauen vieler Jahre zwischen dem Herrn und dem Diener – der eigenthümliche Geist Lilburne's,

der ihn von aller Freundschaft mit Seinesgleichen ausschloß – hatte zwischen den Beiden die Art von Vertraulichkeit herbeigeführt, die zwischen dem Edelmann und dem Kammerdiener des alten Regime in Frankreich gewöhnlich war; und in der That glich Lilburne mehr den Männern jener Zeit und jenes Landes, als dem edleren und stattlicheren Wesen, welches unserm Lande angehört. Aber zu allen Zeiten werden die Lasterhaften, die zugleich gebildet und geistreich sind, stets eine gewisse Aehnlichkeit mit einander haben.

»Aber, Mylord,« sagte Dykeman, »bedenken Sie doch nur, dieses Mädchen ist an dem Orte so wohl bekannt, und wenn ihr Gewalt angethan wird, so ist es ein schweres Verbrechen, Mylord – ein schweres Verbrechen. Ich weiß, man kann einen so großen Herrn, wie Sie sind, nicht hängen, aber alle, die dabei betheiligt sind, können –«

Lord Lilburne unterbrach den Redenden mit den Worten: »Gib mir etwas Wein und halte den Mund!« Als er dann sein Glas geleert hatte, näherte er sich dem Feuer, wärmte seine Hände, sann einen Augenblick nach und wendete sich zu seinem Vertrauten: »Dykeman,« sagte er, »obgleich Du ein Esel und ein Feigling bist und nicht verdienst, daß ich so herablassend bin, so will ich Dich doch sogleich von Deiner Furcht befreien. Ich kenne das Gesetz besser, als Du erkennen kannst, denn ich habe mein ganzes Leben damit zugebracht, zu thun, was ich eben will, ohne mich je unter die Macht des *Gesetzes* zu stellen, welches dem Vergnügen anderer Leute in den Weg tritt.

Du hast Recht, wenn Du sagst, daß Gewaltthätigkeit ein schweres Verbrechen sein würde. Der Unterschied zwischen Laster und Verbrechen ist dieser: Laster ist das, wogegen die Pfarrer predigen – Verbrechen das, wogegen wir Gesetze geben. Ich beging in meinem Leben kein Verbrechen – und im Alter zwischen fünfzig und sechzig will ich nicht erst damit beginnen. Laster sind sichere Dinge; ich kann so gut Laster haben, wie andere Leute: aber Verbrechen sind gefährliche Dinge – ungesetzliche Dinge – Dinge, die man sorgfältig vermeiden muß. Sieh' einmal,« – und hier sah der Redende den Zuhörer fest an und ging in eine scherzhafte Darstellung über – »wir wollen annehmen, Du wärest die Welt – jener kriechende Diener aller Diener, die *Welt!* Und ich würde so zu Dir sprechen: »Mein lieber Herr Welt, wir Beide verstehen einander sehr wohl – wir sind für einander geschaffen – ich trete Dir nie in den Weg, und Du mir nicht. Wenn ich mich jeden Tag in meinem Zimmer betrinke, so ist dies ein Laster, aber Du kannst mir nichts anhaben; wenn ich zum erstenmal in meinem Leben ein Glas zu viel trinke und den Nachtwächter niederschlage, so ist dies ein Verbrechen, welches, wenn ich reich bin, mich ein Pfund, oder vielleicht auch fünf Pfund kostet; und wenn ich arm bin, schickt man mich in die Tretmühle. Wenn ich fünfhundert alten Vätern die Herzen breche, indem ich mir durch Gold oder Schmeicheleien die Umarmungen von fünfhundert jungen Töchtern erkaufe, so

ist das ein Laster – Ihr Diener, Herr Welt! Wenn eine wilde Dirne mir das Gesicht zerkratzt, Lärm macht, mit kühner Stirn nach Old-Bailley geht und schwört, daß ich ihr Gewalt angethan, so ist das ein Verbrechen, und mein Freund, Herr Welt, zieht eine Hanfschnur aus der Tasche!« Verstehst Du mich jetzt? Ja, ich wiederhole,« setzte er mit veränderter Stimme hinzu, »ich beging in meinem Leben kein Verbrechen, ich bin auch sogar nie eines Verbrechens beschuldigt worden – und nie wurde eine Klage wegen Verführung gegen mich vorgebracht, ich weiß besser, wie man mit solchen Dingen umgeht. Ich war genöthigt, dieses Mädchen zu entführen, weil ich kein anderes Mittel hatte, ihr den Hof zu machen. Ihr den Hof in machen, ist Alles, was ich jetzt zu thun denke. Ich weiß sehr wohl, daß seine Klage wegen Gewaltthätigkeit, wie Du es nennst, um so unangenehmer sein würde, weil das Mädchen verstandesschwach sein soll, wovon ich übrigens kein Wort glaube. Ich werde gewiß den entferntesten Schein vermeiden, daß es so ausgelegt werden könnte. Aus dem Grunde soll dem Mädchen Niemand aufwarten als Du und Deine Nichte. Ich weiß, auf Deine Nichte kann ich mich verlassen; ich bin gütig gegen sie gewesen; ich habe ihr einen guten Mann verschafft; ich werde auch ihrem Manne eine gute Stelle verschaffen und der Pathe ihres ersten Kindes sein. Gewiß werden die andern Diener wissen, daß eine Dame im Hause ist, aber daran sind sie gewöhnt: ich gab mich nie für einen Joseph aus. Mehr brauchen sie nicht zu wissen, wenn Du es nicht ausplauderst. Gesetzt also, es entschließt sich ein junges

Frauenzimmer nach Verlauf von einigen Tagen ohne Gewaltthätigkeit von meiner Seite, nachdem es einige Juwelen, schöne Kleider und ein hübsches Haus gesehen, nachdem man es ihr sehr bequem gemacht und sie überzeugt hat, daß für ihren Großvater gesorgt werden soll, ohne daß sie sich zu Tode arbeitet, aus eigenem Antriebe bei mir zu bleiben – wo liegt da das Verbrechen und wer kann etwas dagegen einwenden?«

»Das ändert freilich die Sache, Mylord,« sagte Dykeman sehr beruhigt. Aber doch,« setzte er ängstlich hinzu, wenn die Untersuchung angestellt wird – wenn man auffindig macht, wo sie ist, ehe dies Alles eingeleitet ist?«

»Nun, dann ist ihr kein Unrecht, keine Gewaltthätigkeit widerfahren. Ihr Großvater, der kindisch und ein Geizhals ist, wie Du sagst, kann durch ein wenig Geld besänftigt werden, und Niemand hat sich darum zu kümmern, und es kann nicht gerichtlich gemacht werden. Still, Mann! Ich sehe immer erst zu, ehe ich springe. Die Leute in dieser Welt sind nicht so menschenfreundlich, wie Du glaubst. Was ist natürlicher, als daß ein armes und hübsches Mädchen – welches nicht so weise ist, wie Königin Elisabeth – sich verleiten läßt, einem reichen Liebhaber einen Besuch in machen! Alles, was man von dem Liebhaber sagen kann, ist, daß er ein sehr lustiger, oder ein schlechter Mensch ist, und da sagt man nichts Neues von mir. Aber ich denke nicht, daß es herauskommen wird. – Bringe mir den Schemel dort; dies ist ein sehr lästiges Geschäft gewesen und hat mich ermüdet – auch bin ich nicht mehr so jung wie ich war. Ja, Dykeman, was

der Franzose Vaudemont oder Vautrien, wie nun sein Name sein mag, mir einst sagte, hat etwas Wahres. Ich empfand es beim letzten Anfall des Podagra, als meine hübsche Nichte mir die Kissen zurechtlegte. Wenn man älter wird, ist eine Wärterin immerhin nützlich. Ich wollte, ich könnte dieses Mädchen dahin bringen, mich zu lieben oder mir dankbar zu sein. Ich denke an ein längeres und ernsteres Verhältniß als gewöhnlich – und sie soll meine Gesellschafterin sein!«

»Eine Gesellschafterin, Mylord – jenes arme Geschöpf – so unwissend – so ungebildet!«

»Um so besser. Diese Welt wird mir zum Ekel,« sagte Lord Lilburne finster. »Ich werde der elenden Charlatanerie – jener jämmerlichen Täuschungen überdrüssig, welche Männer, Weiber und Kinder Kenntniß nennen. Ich wünsche einen Schimmer von Natur zu erhaschen, ehe ich sterbe. Dieses Geschöpf interessirt mich, und das ist etwas in diesem Leben. Räume diese Dinge hier ab und verlaß mich. – Ja,« murmelte Lilburne, als er allein war und sich über das Feuer neigte – »als ich zuerst hörte, daß das Mädchen die Enkelin Simon Cawtreys sei – und daher die Tochter des Mannes, dem ich es zu danken habe, daß ich ein Krüppel bin – da war es mir, als sei Liebe zu ihr ein Theil jenes Hasses, den ich ihm schuldig bin – ein Abschnitt von dem Kreise meiner Rache. Aber jetzt, armes Kind, vergesse ich dies Alles. Ich empfinde für sie keine Leidenschaft, aber, was ich nie zuvor empfand – Zärtlichkeit. Ich fühle, wenn ich ein solches Kind hätte, so könnte ich begreifen, was die Menschen meinen,

wenn sie von der Zärtlichkeit eines Vaters reden. Ich habe keinen unreinen Gedanken für dieses Mädchen – nicht einen. Aber ich würde Tausende darum geben, wenn sie mich lieben könnte. Seltsam – seltsam! – in diesem Allen erkenne ich mich selbst nicht wieder!«

Lord Lilburne begab sich an jenem Abend früh zur Ruhe; er schlief gesund, stand früher als gewöhnlich auf, und der Anfall von übler Laune, der ihn am Abend zuvor angewandelt, war verschwunden. Er sah mit lebhafter Erwartung einer Unterredung mit Fanny entgegen. Da er stolz auf seine Geistesfähigkeiten war und die seltsamen Uebungen derselben liebte, die er sich bei seiner Lebensart so lange gestattet hatte, betrachtete er die Eroberung seiner schönen Gegnerin mit dem Interesse eines wissenschaftlichen Spiels. Harriet ging auf Fanny's Zimmer, um sie auf den Besuch ihres Wirths vorzubereiten. Lord Lilburne wollte seine Gegenwart weniger unwillkommen machen und ihr ein kleines Geschenk mitbringen, wie er es zu ähnlichen Zwecken anzuwenden pflegte. Er erinnerte sich, daß diese Schmucksachen in dem Bureau in seinem Studirzimmer aufbewahrt seien, denn es hatte ein fremdes und sehr künstliches Schloß, und dort schloß er gewöhnlich die Gegenstände ein, welche die Habsucht der beiden Dienerinnen reizen konnten, die während seiner häufigen Abwesenheit im Hause waren. Da er fand, daß Fanny ihr Zimmer noch nicht verlassen habe, während Harriet zu ihr gegangen war, um ihr aufzuwarten und ihr zuzureden, hinkte er selber in sein Studirzimmer hinunter, schloß das Bureau auf und

suchte in den Schubladen, als er Fanny's Stimme oben hörte, die bei ihren Vorstellungen und Bitten lauter als gewöhnlich sprach. Er hielt inne, um zu horchen, doch konnte er nicht verstehen, was gesprochen wurde, und inzwischen, ohne viel darauf zu achten, was er that, waren seine Hände beschäftigt, die Schubladen zu öffnen und zu schließen, um eine Broche mit einem Topas zu suchen, die er für Fanny bestimmte. Eine von den Vertiefungen war größer als die andern, und da er glaubte, die Broche sei darin, so steckte er seine Hand hinein, und da das Zimmer noch ziemlich dunkel war, denn die Fensterläden waren noch geschlossen, um die Flucht der Gefangenen zu verhindern, so konnte er sich nur auf seinen Tastsinn verlassen. Da er die Brosche nicht fand, so streckte er seine Hand bis an's Ende der Vertiefung, als er plötzlich einen Schmerz empfand und seine Finger wie von einer Falle ergriffen wurden. Er zog die Hand plötzlich mit einem unterdrückten Ausruf zurück und bemerkte, daß der Boden der Oeffnung zurückwich. Seine Neugierde war erregt; er fühlte noch einmal vorsichtig hinein und entdeckte eine geringe Unebenheit am äußersten Ende der Vertiefung. Er bemerkte sogleich, daß dort eine verborgene Feder sei, drückte mit einiger Anstrengung an die Stelle und fühlte, daß das Brett nachgab; er schob es zu sich hin, zog es mit einem schwirrenden Geräusch zurück und entdeckte eine Höhlung. Er fühlte hinein und zog ein Papier heraus. Anfangs öffnete er es nachlässig, denn er horchte noch immer auf Fanny. Sein

Blick schweifte rasch über einige einleitende Zeilen dahin, bis er bei folgenden Worten verweilte:

»Trauung im Jahre 18\*\*

»Nr. 83, Seite 21.

»Philipp Beaufort von dieser Gemeinde A\* und Katharina Morton von der Gemeinde St. Botolph, Aldgata, London, wurden heute den 12. November, im Jahre eintausend achthundert und – nach vorausgegangener Proklamation – in dieser Kirche von mir copulirt.

*Caleb Price, Vikar.*

»Diese Trauung wurde zwischen uns vollzogen:

*Philipp Beaufort.*

*Katharina Morton.*

»In Gegenwart von

*David Apreece.*

*Wilhelm Smith.*

»Das Vorstehende ist ein getreuer Auszug aus dem Trauungsregister der Gemeinde A\*. Am 19. März 18\*\* von mir angefertigt.

*Morgan Jones, Pfarrer zu C\*.*«

Lord Lilburne überblickte die diesem wichtigen Dokument vorausgehenden Zeilen, und es wird unnötig sein, sie hier nochmals zu wiederholen, da es dieselben waren, die der Pfarrer Jones auf Caleb's Wunsch an Philipp Beaufort geschrieben. In diesem Augenblick kam Harriet die Treppe herunter und trat in das Zimmer – sie schlich sich auf den Zehen zu Lord Lilburne hin und flüsterte ihm zu: »Sie kommt herunter, glaube ich, und weiß nicht, daß Sie hier sind.«

»Sehr gut – Geh!« sagte Lord Lilburne. Und kaum hatte Harriet das Zimmer verlassen, als ein Wagen in stürmischer Eile vor die Thüre gefahren kam und Robert Beaufort in das Vorzimmer stürzte.

#### VIERZEHNTE KAPITEL.

Fort, ohne daß es Jemand weiß. –

-----

Und nun? – was gibt es Neues, welche Hoffnung?  
*Beaumont* und *Fletcher*. ›Der Pilger‹.

Als Philipp in seiner Wohnung in London ankam, war es sehr spät, dennoch aber fand er Liancourt seiner wartend. Der Franzose war voll von seinen eigenen Plänen und Aussichten. Er war ein Mann von hohem Rufe und ausgebreiteten Verbindungen, und es waren Verhandlungen wegen seiner Zurückberufung nach Paris eingeleitet worden; er war zwischen übertriebener Unterthanentreue und verständiger Klugheit getheilt und setzte Vaudemont von seinen Zweifeln in Kenntniß. So sehr auch Philipp mit eigenen Gedanken von solcher Wichtigkeit beschäftigt war, konnte er doch seinen Freund geduldig anhören und die Gründe seiner Handlungen abwägen. Und nachdem Beide darin hineingekommen waren, daß Unterthanenpflicht und Klugheit riethen, ein wenig zu warten, um zu sehen, ob die Nation, wie die Carlisten thörichterweise hofften, bald nach ihrem ersten Fieber den Thron und er den Purpur dem Abkömmling Ludwig des Heiligen wieder anbieten würden, zündete Liancourt

seine Cigarre an, um nach Hause zu gehen, und sagte: »Ich danke Ihnen tausendmal, mein lieber Freund, und wie haben Sie sich bei Ihrem Besuch unterhalten? Ich bin nicht überrascht und auch nicht eifersüchtig, daß Lilburne mich nicht einlud, da ich nicht Karten spiele und ihm einige bittere Wahrheiten sagte.«

»Ich denke, ich werde auch zu einer zweiten Einladung nicht geeignet gefunden werden,« sagte Vaudemont mit strengem Lächeln. »Ich werde Ihnen in wenigen Tagen viel mitzuteilen haben. Für jetzt ist meine Nachricht noch nicht reif. Haben Sie vielleicht Lilburne gesehen? Er verließ uns vor einigen Tagen. Ist er in London?«

»Ja; ich ritt mit unserem Freunde Henri, der ein neues Pferd auf weicherem Boden vor der Stadt probiren wollte, gestern eine kurze Strecke auf's Land. Wir kamen durch N\* und H\*. Es sind hübsche Oerter! Kennen Sie sie?«

»Ja, ich kenne H\*.«

»Und gerade in der Dämmerung, als wir zur Stadt zurückkehrten, begegnete uns Lord Lilburne selber, der auf dem Nebenwege der Landstraße zu Fuß ging! Ich konnte kaum meinen Augen trauen. Ich hielt mein Pferd an, und nachdem ich ihn nach Ihnen gefragt hatte, konnte ich nicht umhin, mein Erstaunen auszusprechen, ihn zu Fuß an einem solchen Orte zu sehen. Sie kennen die spöttischen Bemerkungen des Mannes. »Ein so galanter Franzose, wie Herr von Liancourt,« sagte er, »darf auch über größere Wunder nicht erstaunen; der Magnet zieht

das Eisen an: ich habe hier ein kleines Abenteuer. Verzeihen Sie, wenn ich Sie bitte, weiter zu reiten!« Natürlich wünschte ich ihm einen guten Tag; nur etwas weiter den Wege hinauf sah ich einen dunklen, einfachen Wagen ohne Wappen oder Bedienten, nur ein einziger Mann auf dem Bock; aber die Schönheit der Pferde überzeugten mich, daß er Lord Lilburne gehören müsse. Können Sie sich eine solche Tollheit von einem Manne seines Alters denken, der noch dazu nicht ohne Geist ist? Doch wie kommt es, daß man Lord Lilburne deßhalb nicht lächerlich macht, was man doch bei jedem anderen Manne zwischen fünfzig und sechszig thun würde?«

»Weil man ihn nicht belächelt – sondern verachtet.«

»Nein, das ist es nicht. Der Grund liegt darin, daß man Lilburne nicht für alt halten kann. Sein Wesen ist jung – sein Auge ist jung. Ich sah nie einen Mann mit so viel Lebenskraft. Das Herz und die gute Verdauung sind die beiden Geheimnisse, sich wohl zu befinden – he?«

»Wo trafen Sie ihn, – doch nicht in der Nähe von H\*?«

»Ja, dicht dabei. Ei, haben Sie auch ein Abenteuer dort? Nein, verzeihen Sie, es war nur Scherz. Gute Nacht!«

Vaudemont versank in eine unruhige Träumerei; er wußte sich selber keine Rechenschaft zu geben, warum er unruhig war; aber er war unruhig, weil man Lilburne in der Nähe von H\* gesehen hatte. Der Fuß des Gottlosen hatte das Heiligthum entweiht. Ein unerklärlicher Schreck durchzuckte ihn, als er sich Lilburne in Fanny's Nähe vorstellte; aber es war kein Grund zur Furcht.

Fanny ging nicht allein aus. Es war überdies von einem Abenteuer die Rede gewesen. Lord Lilburne mußte einer willigen Zusammenkunft höchst wahrscheinlich mit einer schönen aber auf Anstand haltenden Schwachen aus London entgegensehen. Man sagte, daß Lord Lilburne's neuesten Eroberungen unter Damen seines Ranges waren, und Vorstädte sind zu solchen Bestellungen sehr geeignet. Jeder andere Gedanke war zu schrecklich, um ihn weiter zu verfolgen, er sah nach der Uhr, es war drei Uhr Morgens. Er wollte in aller Frühe nach H\* gehen – ja, selbst ehe er Wilhelm Smith aufsuchte. Mit diesem Entschlusse warf er sich auf sein Bett und schlief ein, denn selbst sein rüstiger Körper war von der Aufregung des Tages ermüdet. Er erwachte erst gegen neun Uhr, und hatte sich eben angekleidet und sein frugales Frühstück zu sich genommen, als der Diener des Hauses ihm sagte, daß eine alte Frau, die in großer Aufregung zu sein scheine, ihn zu sprechen wünsche. Sein Kopf war noch voll von Zeugen und Prozessen, und er erwartete irgend einen Besuch, der mit seinen Zwecken in Verbindung stand, als Sarah in's Zimmer stürzte. Sie sah sich mit raschem und argwöhnischem Blicke um und warf sich dann vor ihm auf die Knie.

»O,« rief sie, »wenn Sie das arme junge Ding mit fortgenommen haben, so möge es Ihnen Gott verzeihen. Lassen Sie sie nur zurückkehren. Es soll vertuscht werden. Richten Sie sie nicht zu Grunde! – Thun Sie es nicht! – Sie sind ein lieber guter Herr!«

»Reden Sie deutlich, Frau – was meinen Sie?« rief Philipp blaß werdend.

Wenige Worte reichten zur Erklärung hin: Fanny's Verschwinden am letzten Abend – Sarah's Unruhe bei ihrem Nichterscheinen – die Gefühllosigkeit des alten Simon, der nicht begriffen, was geschehen, und ruhig zu Bette gegangen sei – die Nachsuchung, die Sarah während der halben Nacht angestellt – die Nachricht, die sie von dem Polizeidiener erhalten, der die Runde gemacht, daß er ein Frauenzimmer in der Nähe der Schule habe schreien hören und bei dem Nebel weiter nichts bemerkt habe, als einen Wagen, der rasch an ihm vorübergefahren – wie Sarah in ihrem Verdacht gegen Vaudemont an dem Morgen bestärkt worden, als sie in Fanny's Zimmer getreten und den unvollendeten Brief des armen Mädchens nebst seinem eigenen auf dem Tische befunden und auf dem letzteren seine Adresse ersehen – und ehe er noch genau verstand, was sie sagte, wurde ihm durch das Nachdenken eines Augenblicks wie ein Blitz Alles klar – der Wagen – Lord Lilburne in der Nachbarschaft am Tage zuvor – der frühere Angriff. Während Sarah noch sprach, stürzte er aus dem Hause – eilte zu Lord Lilburne's Wohnung in Park-Lane – nahm ein gesetztes Wesen an – fragte ruhig nach ihm. Seine Herrlichkeit hatten nicht zu Hause geschlafen – er sei, glaubte man, zu Fernside – Fernside! H\* lag in der geraden Richtung zu jener Villa! Kaum zehn Minuten waren vergangen, seit er die Geschichte gehört hatte, als er auch schon auf dem Wege war und

mit solcher Schnelligkeit forteilte, als das Versprechen einer Guinee für die Meile den Sporen eines Postillons abnöthigen konnte, die er auf die Seiten der londoner Postpferde anwendete.

### FÜNFZEHNTE KAPITEL.

Niedres erhebt der Wille des Gottes zum strahlenden Gipfel.

*Juvenal.*

Als Harriet Fanny verließ, sagte sie ihr, da sie sie zu Lord Lilburne locken wollte, daß das untere Zimmer leer sei, und die Gefangene dachte natürlich sogleich an Flucht. Nach einer kurzen Pause, während welcher sie Athem schöpfte, schlich sie geräuschlos die Treppe hinunter und öffnete leise die Thür.

In demselben Augenblick trat Robert Beaufort durch die andere Thür herein; sie zog sich erschrocken zurück, doch wie groß war ihr Erstaunen, als sie einen Namen aussprechen horte, der sie bezauberte – den Namen, den sie am wenigsten zu hören erwartete; denn sobald Lilburne Beaufort bleich, verstört und aufgeregte in's Zimmer stürzen und die Thür hinter sich zuschlagen sah, konnte er nur vermuthen, daß etwas Außerordentliches in Betreff des gefürchteten Gastes geschehen sei, und rief: »Du kommst wegen Vaudemont! – Es ist etwas mit Vaudemont – mit Philipp geschehen! Was ist es? – Beruhige Dich!«

Als dieser Name so plötzlich ausgesprochen wurde, steckte Fanny ihren Kopf durch die Thür; aber beim Anblick eines Fremden zog sie sich zurück, doch da alle ihre Sinne bei diesem Namen auf's Lebhafteste angeregt wurden, hielt sie die Thür beinahe geschlossen und horchte, indem ihre ganze Seele in ihren Ohren war. Die Gesichter beider Männer waren von ihr abgewendet und sie wurde daher nicht bemerkt.

»Ja,« sagte Robert Beaufort, indem er sich auf Lilburne's Schulter lehnte, um sich aufrecht zu erhalten, »ja, Vaudemont oder Philipp, denn es ist *eine* Person – ja wegen dieses Mannes wollte ich Dich um Rath fragen. Arthur ist angekommen.«

»Nun?«

»Und Arthur hat den Elenden gesprochen, der uns besuchte, und des Schurken Benehmen hat ihm so imponirt und ihn überzeugt, daß Philipp der wahre Erbe unseres ganzen Vermögens ist, und er kommt herüber – krank – krank – ich fürchte,« (setzte Beaufort mit hohler Stimme hinzu) »sterbend, um – um –«

»Um sich vor ihren Machinationen zu sichern?«

»Nein, nein, nein – um zu sagen, daß, wenn das der Fall ist, uns weder Ehre noch Gewissen erlauben, uns seinen Rechten zu widersetzen. Er ist so hartnäckig in dieser Sache; seine Nerven ertragen so wenig den Widerspruch, daß ich nicht weiß, was zu thun ist –«

»Schöpfe Athem und fahre fort.«

»Nun, es scheint, dieser Mann hat Arthur gleich bei seiner Ankunft in Paris aufgefunden – ihn überredet, daß

es in seiner Macht stehe, die Heirath zu beweisen – daß er vorgegeben, er erwarte mit großer Ungeduld eine Entscheidung – daß Arthur, um Zeit zu gewinnen, mit mir zu sprechen, sich unentschlossen gestellt – ihn mit nach Boulogne genommen, denn der Schurke wagt nicht nach England zurückzukehren und ihn dort zurückgelassen. Und nun kommt mein eigener Sohn als mein ärgster Feind zurück, um sich wegen meines Vermögens gegen mich zu verschwören! Ich hätte nicht meine ruhige Fassung behaupten können, wenn ich noch länger geblieben wäre. Aber das ist noch nicht alles – das ist noch nicht das Schlimmste! Vaudemont verließ mich plötzlich bei Empfang eines Briefes. Als er von Camilla Abschied nahm, ließ er Winke fallen, die mich mit Furcht erfüllten. Ich erkundigte mich nach seinen Handlungen, als ich hieherkam; er hatte sich in D\* aufgehalten und sich länger als eine Stunde mit einem Manne eingeschlossen, dessen Namen der Wirth wußte, denn auf seinem Reise-sack hatte der Name *Barlow* gestanden. Du erinnerst Dich der Aufforderungen. Guter Himmel! was ist zu thun? Ich möchte nichts Unredliches oder Unschönes thun. Aber es hat nie eine Trauung stattgefunden. Ich will nimmer glauben, daß eine Trauung stattgefunden hat!«

»Es hat allerdings eine Trauung stattgefunden, Robert Beaufort,« sagte Lord Lilburne, der sich fast der Qual erfreute, die er seinem Schwager aufzuerlegen im Begriff war, »und ich habe hier ein Papier, wofür Philipp Vaudemont – denn so wollen wir ihn noch nennen – seine

rechte Hand geben würde, wenn er es nur einen Augenblick in seinem Besitz haben könnte. Ich habe es erst eben in einer verborgenen Höhlung des Bureau gefunden. Robert, von diesem Papier hängt das Schicksal, das Vermögen, das Glück, die Größe Philipp Vaudemonts ab – oder seine Armuth, seine Verbannung, sein Untergang. Sieh!«

Robert Beaufort überblickte das Papier, welches Lilburne ihm reichte, ließ es auf den Boden fallen und schwankte zu einem Sitze. Lilburne legte das Dokument ruhig wieder in das Bureau, hinkte zu seinem Schwager hin und sagte lächelnd:

»Aber das Papier ist in meinem Besitz – ich will es nicht vernichten. Nein! ich habe kein Recht, es zu vernichten. Ueberdies würde es ein Verbrechen sein; aber wenn ich es Dir gebe, so kannst Du damit thun, was Du willst.«

»O, Lilburne, schone meiner – schone meiner. Ich wollte ein ehrlicher Mann sein. Ich – ich –« Und Robert Beaufort schluchzte. Lilburne sah ihn mit verächtlichem Erstaunen an.

»Fürchte nicht, daß *ich* je schlimmer von Dir denken werde; und wer wird es denn sonst erfahren? Fürchte mich nicht. Nein – auch ich habe Gründe, diesen Philipp Vaudemont zu hassen und zu fürchten; denn Vaudemont soll sein Name sein, und nicht Beaufort, trotz fünfzig solcher Fetzen Papier! Er hat einen Mann gekannt, der mein ärgster Feind war, er besitzt Geheimnisse von mir, von meiner Vergangenheit, vielleicht auch von meiner Gegenwart; aber ich lache über seine Geheimnisse, so lange er ein wandernder Abenteurer ist – doch würde

ich zittern, wenn er sie als Philipp Beaufort von Beaufort-Court vor der Welt herausdonnerte! Du siehst, daß ich aufrichtig gegen Dich bin. Nun, höre meinen Plan. Beweise Arthur, daß der Mensch, der mit ihm gesprochen, ein überführter Verbrecher ist, indem Du ihm augenblicklich Polizeidiener nachschickst und ihn wieder in die Colonie bringen lässest. Biete einem einzelnen Zeugen Trotz – locke Vaudemont wieder nach Frankreich und beweise, denn ich denke, mit ein wenig Zeit und Mühe kann ich es beweisen, daß er der Mitschuldige Wilhelm Gaw-trey's, eines Falschmünzers und Mörders ist! Pah! nimm jenes Papier. – Thue damit, was Du willst, behalte es, gib es Arthur, laß es in Philipp Vaudemont's Besitz kommen, und Philipp Vaudemont wird reich und groß werden und der glücklichste Mensch zwischen der Erde und dem Paradiese! Oder im andern Falle komme zu mir und sage mir, daß Du es verloren hast oder daß ich Dir nie ein solches Papier gab, oder daß ein solches Papier nie existirte, und Philipp Vaudemont wird in Dürftigkeit leben und vielleicht als Sklave auf der Galeere sterben! Verliere es, sage ich, *verliere es*, und laß Dir im übrigen von mir rathen.«

Verwirrt und von Entsetzen ergriffen sah der schwache Mann in das ruhige Gesicht des überlegenen Schurken, wie der Gelehrte in der alten Fabel den Teufel mag angesehen haben, der ihm hier weltliches Glück und jenseits den Verlust seiner Seele vor Augen stellte. Er hatte Lilburne bisher noch nie in seinem wahren Lichte betrachtet. Er

erschrock vor dem schwarzen Herzen, welches offen vor ihm lag.

»Ich kann es nicht vernichten, ich kann es nicht,« stotterte er; »und wenn ich es aus Liebe zu Arthur thäte, so rede mir nicht von Galeeren – von Rache – ich – ich –«

»Die Rückstände der Einkünfte, die Du genossen hast, werden Dich auf Dein Lebelang in's Gefängniß bringen. Nein, nein, vernichte das Papier nicht!«

Beaufort stand mit verzweifelttem Entschlusse auf und ging zu dem Bureau. Fanny's Herz war auf ihren Lippen – von dieser langen Unterredung sie nur den einen hellen Punkt verstanden, wobei Lilburne mit einem Nachdruck verweilte, der einem Kinde hätte verständlich sein müssen, und er betrachtete Beaufort in dem Augenblick als ein Kind: *Von diesem Papier hing Philipp Vaudemont's Schicksal ab – sein Glück, wenn es gerettet, sein Untergang, wenn es vernichtet wurde – Philipp's – ihres Philipp's!* Und Philipp selber hatte ihr einst gesagt – wann hatte sie je seine Worte vergessen? – und wie lebhaft traten ihr jetzt diese Worte vor die Seele! – Philipp selber hatte ihr einst gesagt: »Von einem Fetzen Papier, wenn er nur aufzufinden wäre, hängt vielleicht mein ganzes Vermögen, mein ganzes Glück und Alles ab, woran mir im Leben etwas liegt.« – Robert Beaufort ging auf das Bureau zu – ergriff das Dokument, überblickte es noch einmal flüchtig und eilte, ehe Lilburne seine Absicht bemerkte, der durchaus nicht wünschte, daß es in seiner Gegenwart vernichtet

werde, mit schwankenden Schritten zum Kamin, wendete seine Augen ab und warf es in's Feuer. In dem Augenblick fuhr etwas Weißes – er wußte selber nicht, was es war, es schien ihm ein Geist zu sein – an ihm vorüber und riß das Papier von den glühenden Kohlen weg! Es trat eine Pause ein von dem hundertsten Theil eines Augenblicks – ein gurgelnder Ton des Erstaunens und Entsetzens von Beaufort – ein Ausruf von Lilburne – ein Lachen von Fanny, als sie mit funkelnden Augen, mit stolzer Erhebung ihrer Gestalt, das Papier fest an ihre Brust gedrückt, ihre triumphirenden Blicke von Einem zum Andern wendete. Die beiden Männer waren in dem Augenblick zu bestürzt um rasche Maßregeln zu ergreifen. Aber Lilburne faßte sich zuerst und eilte auf sie zu. Sie wich ihm aus, eilte auf die Thür zu, die zum Gange führte, als Lilburne, wirklich beunruhigt, ihren Arm ergriff und rief: »Thörichtes Kind! – gib mir das Papier!«

»Nur mit meinem Leben!« Und Fanny's Hülfesruf tönte durch das Haus.

»Dann –« die Worte erstarben auf seinen Lippen, denn in dem Augenblick hörte man draußen einen raschen Schritt – einen augenblicklichen Kampf – zankende Stimmen – die Thür ging auf als werde sie von einem Mauerbrecher gesprengt, Dykeman fiel wie ein Todter zu Lord Lilburne's Füßen, und Philipp Vaudemont stand in der Thür!

Lilburne ließ Fanny's Arm los und das Mädchen warf sich mit einem Sprunge an Philipp's Brust. »Hier, hier!« rief sie, »nimm es – nimm es!« und sie gab ihm das Papier

in die Hand. »Daß es Jene nicht haben – lies es – sieh es an – und achte nicht auf mich.«

Aber Philipp achtete nicht auf Fanny, obgleich seine Hand unbewußt das kostbare Dokument faßte und in dem Augenblick war ihre Sache für ihn die einzige in der Welt.

»Gemeiner Schurke!« sagte er, indem er auf Lilburne zuschritt und Fanny noch an seiner Brust hing: »Reden Sie! – ist – sie – ist sie? – Mann – Mann – reden Sie! Sie wissen, was ich sagen will! – Sie ist das Kind Ihrer eigenen Tochter – die Enkelin jener Marie, die Sie entehrten – das Kind des Weibes, welches Wilhelm Gawtreys vom Verderben errettete! Ehe Gawtreys starb, empfahl er sie meiner Sorgfalt! – O Gott des Himmels! – reden Sie! – Ich komme doch nicht zu spät?«

Das Wesen, die Worte, das Gesicht Philipp's machten einen solchen Eindruck auf Lilburne, daß er (denn er war doch immer ein Mensch) von Schrecken ergriffen dastand. Aber die listige Gewandtheit des verworfenen Mannes siegte selbst über die Reue wegen des beabsichtigten Verbrechens – so wie über die Dankbarkeit, daß ihm ein solches Verbrechen erspart worden. Er sah Beaufort – Dykeman an, der sich jetzt langsam faßte und ihn mit Augen anstarrte, die aus ihren Kreisen zu treten schienen – und richtete endlich seinen Blick auf Philipp selber. Es waren drei Zeugen da – und folglich Geistesgegenwart sehr nöthig.

»Und wenn ich wußte, Herr von Vaudemont, oder wenigstens die festeste Überzeugung hatte, daß Fanny meine Enkelin sei, was dann? Warum sollte sie sonst hier sein? – Pah, Herr! ich bin ein alter Mann.«

Philipp trat verwundert einen Schritt zurück; sein einfacher Verstand war durch diese ruhige Lüge geschlagen. Er blickte auf Fanny nieder, die nichts von dem verstand, was gesprochen wurde, denn alle ihre Fähigkeiten, selbst ihre Sinne des Gesichts und Gehörs, gingen in der ängstlichen Besorgniß für ihn unter – und sie rief: »Es ist Fanny nichts zu Leide geschehen – nichts; nur erschreckt. Lies! – Lies! – Rette das Papier! Komm, komm – bringe mich fort!«

Jetzt warf er seine Blicke auf das Papier, welches er in der Hand hielt. Dies war ein schrecklicher Augenblick für Robert Beaufort, selbst für Lilburne! – Das unheilvolle Dokument aus jener Hand zu nehmen! – Eher hätten sie es den Klauen eines Tigers entreißen können! Er erhob seine Augen – sie ruhten auf dem Bilde seiner Mutter! – Ihre Lippen lächelten ihm zu! – Er wendete sich zu Beaufort in einer Aufregung, die zu frohlockend, zu heilig war für gemeine Rache, für gemeinen Triumph – ja fast für Worte.

»Sehen Sie dorthin, Robert Beaufort – sehen Sie dorthin!« und er deutete auf das Porträt; »*ihr* Name ist makellos! Ich stehe wieder unter meines Vaters Dache als der Erbe von Beaufort! Wir werden uns vor dem Gerichte unseres Vaterlandes wiedersehen. Was Sie betrifft, Lord

Lilburne, so will ich Ihnen glauben – es wäre zu schrecklich, an Ihren Absichten zu zweifeln. Wenn ihr Leid widerfahren wäre, hätte ich Sie Glied für Glied zerrissen. Und danken Sie es *ihr*« – denn Lilburne hatte bei dieser Sprache die Kühnheit seiner Jugend wiedererlangt, wie er war, ehe Berechnung, Müßiggang und Ausschweifung seine Nerven abgestumpft hatten, und nicht erschreckt durch die Größe und Stärke seines drohenden Gegners, schritt er stolz auf ihn zu – »und Ihrer Verwandtschaft mit *ihr*,« sagte Philipp mit leiser Stimme, »daß ich Sie nicht als Dieb und Betrüger brandmarke! Still, Schurke! – still, Zögling George Gawtreys! – Ich duellire mich nur mit Männern von Ehre!«

Lilburne wurde jetzt todtensblaß, und das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Im nächsten Augenblick hatten Fanny und ihr Beschützer das Haus verlassen.

»Dykeman,« sagte Lord Lilburne nach langem Schweigen, »ich werde Dich ein andermal fragen, wie es kam, daß Du diesen unverschämten Menschen einließest. Jetzt geh und bestelle ein Frühstück für Herrn Beaufort.«

Sobald Dykeman, mehr erstaunt vielleicht über die Kälte seines Herrn als über die vorhergehenden Ereignisse, das Studirzimmer verlassen hatte, ging Lilburne auf Beaufort zu, der wie vom Schlage gelähmt zu sein schien, berührte ihn ungeduldig und rauh und sagte: »Zum Henker, Mann – fasse Dich! Es ist kein Augenblick zu verlieren! Ich habe mich schon bedacht, was Du zu thun hast. Dieses Papier ist keinen Strohalm werth, wenn der

Pfarrer, der es schrieb, es nicht bestätigt. Er ist ein armer Pfarrer – ein walisischer Pfarrer – Du bist noch Robert Beaufort, – ein reicher und großer Mann. Wenn man den Pfarrer gehörig bearbeitet, so kann er das Gegenteil aussagen, und dann sollen Alle wegen Fälschung und Conspiration verurtheilt werden. Im schlimmsten Falle kannst Du den Pfarrer dahin bringen, alles zu vergessen und nicht als Zeuge aufzutreten. Er wohnt zu C\*, wie auf dem Trauungsscheine stand. Geh selber nach Wales ohne einen Augenblick zu verlieren. Wenn Du die Sache mit Herrn Jones abgemacht hast, eile zurück, geh nach Boulogne hinüber und erkaufe diesen Verbrecher und sein Zeugniß – ja, *kaufe* sie! Das ist jetzt das einzige, was Du thun kannst. Schnell! – schnell! – schnell! Zum Henker, Mann, wenn es meine Sache wäre und *mein* Vermögen, so würde ich mich nicht viel um dieses Stück Papier kümmern; ich würde mich vielmehr darüber freuen. Ich sehe, wie man es gegen sie wenden kann! Geh!«

»Nein, nein; ich bin nicht dazu fähig. Willst Du die Sache für mich besorgen? – willst Du? Mein halbes Vermögen – Alles! Nimm es – aber rette –«

»Pah!« fiel Lord Lilburne mit großer Verachtung ein. »Ich bin so reich, wie ich zu sein wünsche. Geld kann mich nicht bestechen. Ich, diese Sache besorgen – ich – Lord Lilburne – ich! Wenn es herauskommt, so ist es ja Bestechung von Zeugen – Schande – Untergang. Du solltest auch die Gefahr übernehmen – denn Du mußt zu Grunde gehen, wenn Du es nicht thust. Ich kann es nicht, denn ich habe nichts zu gewinnen!«

»Ich wage es nicht! – Ich wage es nicht!« murmelte Beaufort völlig muthlos. »Bestechung, Schande, Untergang! Und mein Ruf war so respektabel! Und mein Sohn auch gegen mich! – Mein Sohn, in dem ich noch einmal lebte! Nein, nein, sie mögen Alles nehmen! – Sie mögen Alles nehmen! Ha! ha! sie mögen es nehmen! Guten Tag!«

»Wohin gehst Du?«

»Ich will Herrn Blackwell um Rath fragen und Dich von meinem Entschlusse in Kenntniß setzen.« Und Beaufort kehrte zitternd zu seinem Wagen zurück.

»Er geht zu seinem Advokaten!« brummte Lilburne. »Ja, wenn sein Advokat ihm helfen kann, die Leute auf gesetzliche Weise zu betrügen, so wird er sie schnell genug betrügen. Das ist die respektable Art, es zu thun! Hm! – dies könnte eine schlechte Geschichte für mich werden, da das Papier hier gefunden ist, wenn das Mädchen aussagt, was sie gehört hat, und sie muß etwas gehört haben. – Nein, ich denke die Gesetze der Schicklichkeit werden ihr Zeugniß nicht zulassen, und wenn sie es thun – hm! – meine Enkelin! – ist es möglich? – Und Gawtreyschützte ihre Mutter, mein Kind, vor den Lastern ihrer eigenen Mutter. Meine Neigung für dieses Mädchen war verschieden von jeder andern, die ich je empfand – sie war rein – es war – es war Mitleid – Zärtlichkeit. Und ich darf sie nie wieder sehen – muß die ganze Sache vergessen! Und ich werde alt – bin kinderlos – und allein! Er schwieg mit einem Seufzer, und dann ging der Ausdruck seines Gesichts in Wuth über, und er rief: »Der Mann drohte mir und ich war ein Feigling! Was ist zu

thun? – Nichts! Ich habe mich nur zu vertheidigen. Ich werde nicht mehr spielen. – Ich greife Niemand an. – Wer wird Lord Lilburne anklagen? Doch Robert ist ein Thor. Ich darf ihn nicht sich selber überlassen. Heda, Dykeman! – den Wagen! Ich werde nach London fahren.«

Ohne Zweifel hatte Philipp es für ein großes Stück anzusehen, daß Beaufort nicht Lord Lilburne war; denn jede Geschichte lehrt uns – die öffentliche wie die Privatgeschichte – Eroberer – Staatsmänner – schlaue Heuchler und kühne Ränkemacher – ja, alle lehren uns, wie mächtig ein Mann von großem Verstande und ohne Gewissensskrupel gegen diese Gerechtigkeit von Millionen ist! Der eine Mann bewegt sich – die Masse ist träge. Die Gerechtigkeit sitzt auf einem Throne. – Die Schurkerei ruht nie – Thätigkeit ist der Hebel des Archimedes.

## SECHSZEHNTE KAPITEL.

Wie vieles Ungerechte und Böse bewirken die Sitten.

*Tull.*

Mit doppelten schwingen

Fliegt die bewegliche Stunde. *Seneca.*

Robert Beaufort suchte Blackwell auf, und lang und unzusammenhängend war seine Erzählung. Nach einiger Ueberlegung machte Blackwell den Vorschlag dasselbe zu thun, was Lilburne sogleich angerathen hatte. Aber der Advokat sprach sich verdeckt und in juristischen Ausdrücken aus, so daß es Beaufort's nüchternem Verstande

gar nicht derselbe Plan zu sein schien. Er wurde durchaus nicht beunruhigt durch das, was Blackwell vorschlug, obgleich er über Lilburne's Rath erschrack. Blackwell wollte am nächsten Tage nach Wales abreisen – Herrn Jones aufsuchen und ihn bestechen! Nichts sei gewöhnlicher bei Leuten von Ehre, als einen Zeugen aus dem Wege zu schaffen! Bei Wahlen z. B. geschehe es täglich.

»Es ist wahr,« sagte Beaufort sehr beruhigt.

Nachdem dies geschehen war, wollte Blackwell nach London zurückkehren und nach Boulogne hinüberfahren, um mit dem unverschämten Menschen zu sprechen, dem Arthur wirklich geglaubt hatte – denn junge Männer seien so leicht zu täuschen. Er zweifle nicht, er könne Alles abmachen, und Robert Beaufort kehrte in sehr guter Laune nach Berkeley-Square zurück. Dort fand er Lilburne, der nach einigem Nachdenken, da er sah, daß Blackwell auf jeden Fall mehr zu dem Geschäft geeignet sei als sein Schwager, seine Einwilligung zu der Anordnung gab. Blackwell reiste demnach am nächsten Tage ab. Jener *nächste Tag* machte vielleicht allen Unterschied. Innerhalb zwei Stunden, nachdem Philipp ein so wichtiges Dokument in seinen Besitz bekommen hatte, war er, ohne die Anwendung eines größeren Scharfsinnes als den eines einfachen und kühnen Verstandes, dem Pair und dem Advokaten zuvorgekommen. Er hatte Barlow's ersten Schreiber mit dem Dokument und einem kurzen Berichte, wie er es entdeckt, nach Wales geschickt. Und in

der That war es ein Glück, daß man die Abschrift aufgefunden, denn alle Nachfragen Barlow's in A\*, den Geistlichen ausfindig zu machen, der während Caleb Price's Krankheit sein Amt verwaltet, waren fehlgeschlagen. Der Vorsprung von sechszehn Stunden, den Barlow Blackwell abgewonnen, setzte den Ersteren in den Stand, den Pfarrer Jones aufzusuchen, ihm seine eigene Handschrift zu zeigen und eine schriftliche Beglaubigung von dem Pfarrer zu erhalten, daß er sich deutlich erinnere, auf Caleb's Wunsch einen Auszug aus dem Trauungsregister gemacht zu haben, obgleich er gestand, daß er die abgeschriebenen Namen gänzlich vergessen, bis sie ihm wieder vorgelegt worden, so daß er nicht hätte ausweichen können, auch wenn er hätte unredlich sein wollen, was er nicht war. Barlow trug Sorge, das Interesse des Herrn Jones für die Sache zu erregen – verließ Wales – eilte nach Boulogne hinüber – sprach mit Kapitän Smith, und ohne Bestechungen, und Drohungen, sondern einfach dadurch, daß er dieser würdigen Person bewies, daß er nicht nach England zurückkehren, noch seinen Bruder besuchen könne, ohne sogleich arretirt zu werden, daß sein Bruder bereits versprochen, sein Zeugniß auf der Seite der Wahrheit abzulegen, und daß man bei Erlangung neues Zeugnisses nicht zweifeln könne, daß der Prozeß von günstigem Erfolge begleitet sein werde – brachte er den Kapitän von aller Neigung zum Betrüge ab, überzeugte ihn, auf welcher Seite sein Vortheil liege, und sah ihn nach Paris zurückkehren, wo er sehr bald darauf auf immer aus dieser Welt verschwand, denn er wurde von einem Franzosen,

den er zu betrügen versucht hatte, zum Duell gezwungen und durch die Lungen geschossen, indem er dadurch eine Lieblingsmaxime des Lord Lilburne bestätigte; nämlich: daß kleine Männer auf die Länge, nicht das große Spiel spielen können!

An demselben Tage, als Blackwell zurückkehrte, dem sein halber Versuch mißlungen war, Herrn Jones zu bestechen, und der nicht einmal im Stande gewesen war, Herrn Smith zu entdecken, erhielt Robert Beaufort die Ankündigung, daß Philipp Beaufort bei den nächsten Assisen den Antrag auf Vermögens-Entsetzung vorbringen werde. Um seine Trostlosigkeit noch zu erhöhen, wurde Arthur's Gesundheitszustand, den er bisher durch eine zweideutige Correspondenz hinzuhalten gesucht hatte, so beunruhigend, daß seine Mutter ihn nach London brachte, um Aerzte zu Rathe zu ziehen. Natürlich ließ man auch Lord Lilburne kommen, und als er Alles erfahren hatte, war sein Rath sehr bestimmt.

»Ich sagte Dir schon vorher, daß dieser Mann Deine Tochter liebt. Sieh zu, ob Du keinen Vergleich zu Stande bringen kannst. Der Prozeß wird unangenehm und wahrscheinlich verderblich ausfallen. Er hat das Recht, sechsjährige Rückzahlungen zu fordern – und das ist über 100,000 Pfund. Mache Dich zu seinem Schwiegervater, und wenn wir die Wespe nicht tödten können, so können wir doch das Gift ihres Stachels mildern.«

Noch unentschlossen und in Verlegenheit suchte Beaufort seinen Sohn auf und sprach zum erstenmal offen mit ihm – das heißt, so offen wie ein Robert Beaufort sein konnte! Er gestand, daß Lilburne den Trauungsschein in einer geheimen Schublade gefunden habe. Er erzählte die Geschichte von Fanny's Entführung und Dazwischenkunft, wie Lilburne sie ihm erzählt und gegen Philipp behauptet hatte; er sagte nichts von seinem Versuche, das Papier zu vernichten. Warum sollte er es auch? Wenn die Abschrift bei Gericht vorgelegt werde, könne man Fanny's Zeugniß gänzlich umgehen. Er gestand ein, daß er den Zeugen fürchte, der die Abschrift aus dem Trauungsregister gemacht, sowie auch den Zeugen der Trauung, der noch am Leben sei. Dann sprach er pathetisch von seinem Wunsche, zu thun, was recht sei, von seiner Furcht vor Scandal und böser Aufregung. Er sagte nichts von Sidney und seinem Glauben, daß Sidney und Charles Spencer dieselbe Person seien; weil, wenn seine Tochter das Werkzeug sein sollte, einen Vertrag zu Stande zu bringen, ihre Verlobung mit Spencer nothwendig aufgehoben und verheimlicht werden mußte. Und glücklicherweise verhinderten Arthur's Krankheit und Camilla's Schüchternheit, vereint mit ihres Vaters Warnung, Arthur in seinem gegenwärtigen Zustande nicht aufzuregen, das Geständniß, welches sonst zwischen Bruder und Schwester würde erfolgt sein. Camilla hatte auch in der That kein Herz zu einer solchen Unterredung. Wie konnte sie, wenn sie Arthur's gläsernes Auge ansah und seinen hektischen Husten hörte, mit ihm von Liebe und Ehe reden?

Der Verschwiegenheit des Automaten Mrs. Beaufort hielt sich Robert gewiß. Arthur hörte aufmerksam seines Vaters Mittheilung an, und die Folge davon war folgender Brief Arthur's an seinen Vetter:

»Ich schreibe an Dich ohne Besorgniß einer Mißdeutung, denn ich schreibe ohne Wissen meiner ganzen Familie, und ich bin der Einzige, der kein Interesse bei dem bevorstehenden Streite zwischen meinem Vater und Dir haben kann. Ehe das Gesetz zwischen Euch entscheiden kann, werde ich im Grabe sein. Ich schreibe dies auf meinem Sterbebette. Philipp, ich schreibe dies – ich, der neben einem Sterbebette stand, welches Dir heiliger war, als das meine – ich, der ich der Zeuge des letzten Seufzers Deiner Mutter war! Und mit diesem Seufzer war ein Lächeln vereint, welches noch fort dauerte, als der Seufzer schon vorüber war; denn ich versprach ihr, für ihre Kinder zu sorgen. Der Himmel weiß, wie besorgt ich war, dieses feierliche Gelübde zu erfüllen! Selbst schwach, und krank, folgte ich Dir und Deinem Bruder, ohne weiteren Zweck und Wunsch, als Dich zu umarmen und zu sagen: »Nimm in mir einen neuen Bruder an.« Ich erspare Dir die Demüthigung (denn sie ist ja auf Deiner, nicht auf meiner Seite), Dich an das zu erinnern, was zwischen uns vorging, als wir uns zuletzt sahen. Doch ich suchte noch wenigstens Sidney zu retten, den seine sterbende Mutter ganz besonders meiner Sorgfalt anempfahl. Er entging uns auf geheimnißvolle Weise; doch nach einem Gesetze von unbekannter Hand hatten wir Grund, zu glauben,

daß er gerettet und wohl versorgt sei. Ich traf Dich wieder in Paris; ich sah, daß Du arm warst. Nach Deinem Gefährten zu urtheilen, konnte ich mit Recht schließen, daß Du auf bösen Wegen seiest. Da ich mich Deiner Erklärung erinnerte, nie ein Geschenk von einem Beaufort anzunehmen, und da ich mich natürlich mit verletztem Gefühl der Beleidigung erinnerte, die mir früher von Dir widerfahren war, hielt ich es für vergebens, Dich aufzusuchen und Dir Vorstellungen zu machen; doch hielt ich es nicht für vergebens, Dir beizustehen. Ich schickte Dir ohne Angabe meines Namens so viel, als wenigstens hinreichend war, wenn die Armuth Dich auf böse Wege sollte gebracht haben, Dich davon frei zu machen, wenn Dein Herz dazu geneigt wäre. Vielleicht hat diese Summe, so unbedeutend sie auch war, Deinen Weg geebnet und Dich auf Deiner Laufbahn unterstützt. Und warum sage ich Dir dies Alles jetzt? Dich abzuhalten, Rechte zu behaupten, die Du zu haben glaubst? – Verhüte der Himmel! Wenn die Gerechtigkeit auf Deiner Seite ist, so ist es auch eine Pflicht, die Du dem Namen Deiner Mutter schuldig bist. Vielmehr darum, daß Du, indem Du diese Rechte behauptest, Dich mit der Gerechtigkeit begnügst und nicht nach Rache strebst – daß Du, indem Du Dich rechtfertigst, nicht Andern Unrecht thust. Wenn das Gesetz für Dich entscheiden sollte, so würden die Rückzahlungen, die Du fordern könntest, meine Eltern und meine Schwester in die dürftigste Armuth stürzen. Dies mag gesetzlich sein – aber es wäre keine Gerechtigkeit; denn mein Vater

glaubte fest, und hatte jede scheinbare Wahrscheinlichkeit für sich, daß er der rechtmäßige Erbe des auf ihn gekommenen Reichthums sei. Dies ist noch nicht Alles. Es können Umstände mit der Entdeckung eines gewissen Dokuments verbunden sein, die, wenn es echt ist, und ich will es nicht in Frage ziehen, den Streit entscheiden werden, so weit es sich um die Wahrheit handelt – Umstände, die dem guten Namen meines Vaters schaden könnten. Ich bin nicht hinlänglich mit den Gesetzen bekannt, um sagen zu können, wie weit diese öffentlich können angeführt, oder wenn das ist, durch die Verleumdung eines Advokaten, könnten übertrieben werden. Aber ich wiederhole noch einmal, Gerechtigkeit ist nicht Rache! Hie-mit schließe ich und lege Dir diese Zeilen bei, die Du geschrieben, und überlasse es Dir, den Werth derselben zu beurtheilen.

*Arthur Beaufort.*

Die beigeschlossenen Zeilen waren folgende, die wir dem Leser noch einmal vorlegen:

»Ich kann nicht errathen, wer Sie sind; man sagt mir, daß Sie sich einen Verwandten nennen; das muß ein Irrthum sein. Ich weiß nicht, daß meine Mutter so gütige Verwandte hat. Aber wer Sie auch sein mögen, Sie trösteten sie in ihren letzten Stunden – sie starb in Ihren Armen; und wenn wir uns je nach langen Jahren wiedersehen sollten und ich etwas thun kann, einem Andern zu helfen, so sollen mein Blut, mein Leben, mein Herz und meine Seele Sklaven Ihres Willens sein. Wenn Sie

wirklich ein Verwandter sind, so empfehle ich Ihnen meinen Bruder, er ist in N\* bei Herrn Morton. Wenn Sie ihm dienen können, so wird meiner Mutter Seele Sie wie ein Schutzengel überwachen. Was mich betrifft, ich verlange von Niemanden Hülfe; ich gehe in die Welt und will mir meinen eigenen Weg bahnen. So sehr verabscheue ich den Gedanken der Unterstützung von Anderen, daß ich glaube, ich könnte Sie nicht segnen, wie ich er jetzt thue, wenn Ihre Sitte gegen mich sich nicht mit dem Steine auf dem Grabe meiner Mutter schlösse.

*Philipp.*«

Dieser Brief wurde an die Adresse des Herrn von Vaudemont, die einzige, welche die Beauforts wußten, abgeschickt, nämlich zu seiner Wohnung in der Stadt, und er erhielt ihn nicht mehr an dem Tage. Inzwischen nahm Arthur Beaufort's Krankheit immer mehr überhand. Sein Vater, in seine eigene selbstsüchtige Furcht versenkt – obgleich er beim ersten Anblick Arthur's über sein inneres Aussehen erschrack – hielt seine Krankheit nicht mehr für gefährlich. In der That war seine Neigung für Arthur mehr die des Stolzes, als der Liebe, und lange Abwesenheit hatte die Bande der frühen Gewohnheit lockerer gemacht. Er schätzte ihn mehr als einen Erben, denn als einen Sohn. Da die Erbschaft in Gefahr gerieth, so schien es fast, als wäre der Erbe weniger theuer – dies geschah nur, weil weniger an ihn gedacht wurde. Die arme Mrs. Beaufort, bis dahin nur theilweise mit der Furcht ihres Gemahls bekannt, gab ihre Hoffnung für Arthur noch nicht auf. Ihre Zärtlichkeit für ihn brachte aus den Tiefen

ihres kalten und unbedeutenden Charakters Eigenschaften an's Licht, die nie zuvor sichtbar geworden waren. Sie überwachte und pflegte ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt. Die feine Dame war verschwunden, und nur die Mutter übrig geblieben.

Bei einer zarten Körperconstitution und einem leichten Temperamente, welche sich dem Einflusse ihm sonst in jeder Hinsicht, nur nicht in Körperkraft und festem Willen, untergeordneter Kameraden hingab, war Arthur Beaufort durch das Glück zu Grunde gerichtet worden. Seine Talente und Fähigkeiten, die zwar nicht von hohem Grade waren, aber doch weit über das Mittelmäßige hinausgingen, hatten nur dazu gedient, seinen Geschmack zu verfeinern, nicht aber seinen Geist zu stärken. Seine liebenswürdigen Gesinnungen, seine angenehme Gemüthsart und sein liebliches Temperament waren nur die Ursachen gewesen, daß Schmarotzer den verschwenderischen Erben benutzt hatten. Sein Herz, welches sich bei den gewöhnlichen, leichtfertigen Intriguen und hohlen Vergnügungen zersplittert hatte, war zu übersättigt und erschöpft worden, um den Segen einer innigen und edlen Liebe zu empfinden. Er hatte so sehr für das Vergnügen gelebt, daß er nie das Glück kennen lernte; Ausschweifungen, woran seine bessere Natur keine Freude empfunden, hatten seinen Körper geschwächt, und so kam er heim, um nur von Untergang zu hören und zu sterben!

Es war Abend im Krankenzimmer. Arthur war von dem Bette aufgestanden, welches er seit einigen Tagen freiwillig gewählt und lag vor dem Kamin auf dem Sopha ausgestreckt. Camilla lehnte sich über ihn und hielt sich im Schatten, damit er die Thränen nicht sehen möge, die sie nicht unterdrücken konnte. Seine Mutter hatte versucht, ihn zu unterhalten, wie sie sich in unterhalten pflegte, indem sie laut aus einem von den leichten Romanen der Stunde vorlas – Romane, die das Leben der höheren Klassen wie einen prächtigen Feiertag schildern.

»Liebe Mutter,« sagte der Patient ärgerlich, »ich finde kein Interesse an diesen falschen Beschreibungen des Lebens, welches ich geführt. Ich kenne den Werth jenes Lebens. – Ach! hätte man mich zu irgend einer Beschäftigung, zu einem Gewerbe angehalten, hätte ich – doch es ist Schwäche, zu bereuen. Sage mir, Mutter, Du hast doch Herrn von Vaudemont gesehen – ist er stark und gesund?«

»Ja, nur zu sehr. Er hat nicht Deine Eleganz, lieber Arthur?«

»Und bewunderst Du ihn, Camilla? – Hat kein Anderer Dein Herz oder Deine Phantasie eingenommen?«

»Mein lieber Arthur,« fiel Mrs. Beaufort ein, »Du vergisst, daß Camilla kaum in die Welt hinausgekommen ist, und natürlich richtet sich die Neigung eines jungen Mädchens, wenn sie gut erzogen ist, nach der Erfahrung ihrer Eltern. Es ist Zeit, die Arznei zu nehmen, sie bekommt Dir gewiß sehr gut – Du hast heute mehr Farbe, mein lieber Sohn.« Während Mrs. Beaufort die Arznei eingoß, ging

die Thür leise auf und Robert Beaufort erschien; hinter ihm erhob sich eine höhere und stattlichere Gestalt, doch schien sie gebeugter, gedemüthigter und bewegter. Beaufort näherte sich. Camilla blickte auf und wurde blaß. Der Fremde machte sich von Beaufort's Armen los, trat zitternd vor und fiel neben Arthur auf die Kniee, ergriff seine Hand und neigte sich schweigend' über dieselbe; aber welch ein stürmisches Schweigen! – ein Schweigen, welches ausdrucksvoller war als alle Worte – seine Brust hob sich, seine ganze Gestalt erbebte. Arthur errieth du sogleich, wen er vor sich sah, und beugte sich sanft nieder, als wollte er deuIremden vom Boden erheben.

»O Arthur, Arthur!« rief Philipp dann, »verzeihe mir! – Tröster meiner Mutter – mein Vetter – mein Bruder! O *Bruder*, verzeihe mir!«

Und als er sich halb erhob, streckte Arthur seine Arme aus und Philipp drückte ihn an seine Brust. Es ist vergebens, die verschiedenen Gefühle der Zuschauer zu beschreiben – die eigennützigcn Glückwünsche Robert's, vereint mit besseren und reineren Gefühlen – die Bestürzung der Mutter – die Bewegungen, die sie sich selber nicht erklären konnte, und die Camilla an den Boden fesselten, wo sie stand. »Du erkennst mich also an – Du erkennst mich an!« rief Philipp. »Nimmst die Brüderschaft an, sie meine tolle Leidenschaft einst verwarf! Und Sie, auch – Sie, Camilla, Sie, die Sie einst an meiner Seite knieten, unter eben diesem Dache – erinnern Sie sich meiner jetzt? O Arthur! – Jener Brief! – jener Brief! – Ja, in der That, jene Hülfe, die ich lieber Verbrechern und

Bösewichtern als Dir zuschrieb – war der Anfang einer glücklicheren Zeit für mich. Jener Hülfe habe ich es zu danken, daß das Schicksal mich bis jetzt erhalten hat, ja selbst den Namen, den ich nicht entweiht habe. Nein, nein, glaube nicht, daß Du eine Gunst von mir fordern kannst – Du kannst nur fordern, was ich Dir schuldig bin. Bruder! – lieber Bruder!«

### SIEBENZEHNTES KAPITEL.

*Warwick.* Vortrefflich; seinen Sorgen sind zu Ende.

*Heinrich der Vierte.*

Die Aufregung, welche diese Unterredung hervorbrachte, überwältigte Arthur bald, und als Philipp mit Beaufort das Zimmer verließ, bat er diesen um eine Unterredung und sie gingen in dasselbe Zimmer, aus dem der reiche Mann einst den zerlumpten Bittenden hatte hinaustreiben wollen. Philipp sah sich in dem Zimmer um und die ganze Scene stand ihm wieder vor Augen. Er winkte Beaufort, sich zu setzen, und begann nach einer Pause folgendermaßen:

»Herr Beaufort, lassen Sie das Vergangene vergessen sein. Wir bedürfen vielleicht Beide der gegenseitigen Verzeihung, und ich, der ich Ihrem edlen Sohne Unrecht gethan habe, hin bereit, anzunehmen, daß ich Sie unrichtig beurtheilt habe. Diesen Rechtsstreit kann ich freilich nicht aufgeben.«

Beaufort's Gesicht verlängerte sich.

»Ich habe kein Recht dazu. Ich muß die Ehre meines Vaters und den guten Namen meiner Mutter rechtfertigen – ich kann diesen Rechtsstreit nicht aufgeben. Doch wenn ich mich einst herabließ, in Ihr Haus einzutreten – damals nur mit der Hoffnung; wo ich jetzt Gewißheit habe, meine Erbschaft zu erlangen – so geschah es mit dem Entschlusse, jedes Gefühl in Vergessenheit zu begraben, welches die mäßiger Gerechtigkeit überschreiten würde. Auch jetzt will ich nicht mehr thun. Wenn das Gesetz gegen mich entscheidet, so stehen wir wie früher – wenn für mich – hören Sie mich an – so will ich Ihnen die Besetzung der Beauforts auf Ihre und Ihres Sohnes Lebenszeit lassen. Ich forderte für mich und die Meinen nur so viel von Ihrem Reichthum, als mich in den Stand setzen wird, für meinen Bruder zu sorgen, wenn er noch am Leben sein sollte; und wenn Sie die Wahl billigen, die mein größter Wunsch auf Erden ist, der, die ich mein Weib nennen mochte, so viel in geben, als zu einem galanteren Leben, woran mir wenig liegt, nöthig ist.« Robert Beaufort, in diesem Zimmer bat ich Sie einst, mir das einzige Wesen wiederzugeben, welches ich damals liebte: ich bitte jetzt wieder, und diesmal steht es in Ihrer Macht, meine Bitte zu erfüllen. Lassen Sie Arthur in Wahrheit meinen Bruder sein: geben Sie mir, wenn ich beweise, daß ich berechtigt bin, den Namen zu führen, den mein Vater führte, geben Sie mir Ihre Tochter zur Gattin; geben Sie mir Camilla, und ich will Sie um die Besetzung nicht beneiden, der ich meinerseits gern entsage – und wenn sie auf meine Kinder übergeht, so sind diese Kinder die Ihrer Tochter!«

Beaufort's erste Bewegung war, die ihm dargebotene Hand zu ergreifen, sich in einem unzusammenhängenden Strom des Lobes, der Betheurungen und Versicherungen zu ergießen, daß er nichts von einer solchen Großmuth hören könne, daß Recht Recht bleiben müsse, daß er stolz auf einen solchen Schwiegersohn sein werde und noch vielmehr dergleichen. Doch plötzlich fiel Beaufort ein, daß, wenn Philipp's Sache wirklich so gut stehe, wie er sagte, er unmöglich so kalt davon reden könne, die Besetzung, die ihm dadurch zufallen werde, auf den Zeitraum eines so ungewöhnlich sicheren Lebens (Beaufort dachte an sein eigenes) aufzugeben – um nichts von Arthurs Leben zu sagen. Bei diesem Gedanken hielt er es für das Beste, sich nicht unweit einzulassen, – und beschränkte sich so gut er konnte, bis er Lord Lilburne und seinen Advokaten um Rath gefragt, und da er sich auch erinnerte, daß er hinsichtlich Camilla's und ihrer früheren Neigung noch Manches zu beseitigen habe, begann er von seiner Bekümmerniß um Arthur zu reden, von der Nothwendigkeit, noch ein wenig zu warten, ehe er mit Camilla reden könne, während sie um ihren Bruder so besorgt sei, wie sein Advokat ihm sage, daß seine Sache sehr gut stehe – nicht als wolle er sie lieber dem Gesetze als der Gerechtigkeit anheimstellen – denn, wenn das Gesetz für ihn entscheiden sollte, so werde er nicht weniger glücklich sein, Camilla's Hand dem Sohne seines Bruders zu geben, nebst einer solchen Mitgift, die Jeder für sehr

hübsch erklären müsse – vorausgesetzt, daß er die Neigung seiner Tochter nicht zwingen dürfe, was übrigens nicht zu befürchten sei.

Es begegnet uns oft in dieser Welt, wenn wir einer Person mit unserm Herzen in der Hand entgegenkommen – wenn wir unsere Gefühle in so enthusiastischem und aufopferndem Ergüsse aussprechen, daß ein Zuschauer uns einen Thoren und Don Quixote nennen würde – es geschieht oft, sage ich, daß unser warmes Ich auf unser kaltes Ich zurückgeworfen wird – daß wir entdecken, wie gänzlich man uns mißversteht, und daß das Schwein, welches die Eicheln zerkaut haben würde, nicht weiß, was es mit der Perle anfangen soll. Jenes plötzliche Eis, das über uns hinfriert, jene äußerste Verachtung und – jener Ekel an der Welt, die wir in dem Augenblick mit dem einen Weltling verwechseln – wer dies gefühlt hat, wird solche Empfindung mit Recht Philipp zuschreiben. Er hörte Beaufort in verächtlichem Schweigen an und erwiderte dann nur: »Mein Herr, auf jeden Fall ist dies eine Frage, die das Gesetz zu entscheiden hat. Wenn es entscheidet, wie Sie glauben, so ist es an Ihnen, zu handeln; wenn, wie ich denke, so ist es an mir. Bis dahin will ich nicht weiter mit Ihnen von Ihrer Tochter, noch von meinen Absichten reden. Alles, warum ich Sie inzwischen bitte, ist die Erlaubniß, Ihren Sohn besuchen zu dürfen. Ich wünschte nicht aus seinem Krankenzimmer verbannt zu sein!«

»Mein lieber Neffe!« rief Beaufort, wieder beunruhigt werdend, betrachten Sie das Haus als das Ihre.«

Philipp verbeugte sich, ging zur Thür und sein Oheim folgte ihm unterwürfig. Es traf sich, daß Lord Lilburne und Blackwell hinsichtlich der Handlungsweise, die Beaufort zu befolgen habe, derselben Meinung waren. Lord Lilburne suchte nur einen feindseligen Prozeß mit einem freundschaftlichen Rechtsgange zu vertauschen, doch er war eben so begierig, rücksichtlich seiner selbst das Siegel der Verwandtschaft auf ein Geheimniß zu sehen, welches ein Mann, der 20,000 Pfund jährlich erben konnte, bekannt zu machen für gut halten möchte. Dies war der Grund, sich eifriger in die Angelegenheiten anderer Leute zu mischen, als sonst der Fall gewesen sein möchte. Er sprach wie ein Weltmann mit Beaufort – Blackwell wie ein Rechtsgelehrter.

»Fessele den Mann durch seine Großmuth, ehe er sein Vermögen erlangt,« sagte Lilburne. »Der Besitz macht einen großen Unterschied in der Schätzung des Geldes. Bei alledem kannst Du das Vermögen nicht genießen, wenn Du todt bist, er gibt es zunächst Arthur, der nicht verheirathet ist; und wenn dem armen Arthur etwas Menschlichen begegnen sollte, fällt es an den Gemahl und die Kinder Deiner Tochter und geht in die rechte Linie über. Fessele ihn durch seine Großmuth, gib Dir vor der Welt das Ansehen des edelsten und uneigennützigsten Benehmens, indem Du Deinen Sachwalt sagen läßt, sobald Du das verlorne Dokument entdeckt, habest Du der gesetzlichen Bestätigung der Ehe kein Hinderniß in den Weg legen wollen und es sei nur zu untersuchen, ob

die Trauung wirklich bewiesen sei; wenn das sich bestätige, so würdest Du der Erste sein, der sich freue u. s. w. Du weißt so gut wie jeder Andere die gewöhnlichen Redensarten!«

Blackwall gab denselben Rath, doch in verschiedenen Worten und machte den Vorschlag, daß die Prüfung der Thatsachen einem aus drei der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten bestehenden Schiedsgericht übergeben und nach deren Urtheil die Vertheidigung entweder muthig begonnen, oder auf edle Weise niedergeschlagen werden solle. Dieser Gedanke gefiel Beaufort. Man theilte Philipp diesen Vorschlag mit und Barlow billigte ihn nach einigem Zögern. Die Schiedsrichter wurden gewählt und sie kamen bald zu dem einmüthigen Entschlusse, daß die Ehe könne bewiesen und Philipp Beaufort's Ansprüche geltend gemacht werden. Sobald dieser Bericht ertheilt wurde, sprach Beaufort mit Philipp. Es wurde beschlossen, daß der Rechtsstreit nur der Form wegen stattfinden solle; kurz, er gab Philipp zu verstehen, daß er seine Großmuth erkenne und nicht abgeneigt sei, Vortheil aus derselben zu ziehen.

Während dies geschah, verschlimmerte sich Arthur's Gesundheitszustand immer mehr. Philipp war stets bei ihm. Der Leidende empfand eine lebhaftere Neigung für seinen so lange gefürchteten Verwandten, für diesen Mann von eisernen Muskeln und Sehnen. Es war so viel

Leben in Philipp, daß es Arthur vorkam, als liege in seiner Gegenwart ein Gegenmittel gegen den Tod. Und Camilla sah ihren Vetter täglich und stündlich im Krankenzimmer, wie er sich mit der sanften Zärtlichkeit eines Weibes bemühte, die Qual zu lindern, die Mattigkeit zu heben, die Niedergeschlagenheit zu erheitern. Philipp sprach nie mit ihr von Liebe; bei einer solchen Scene wäre es unmöglich gewesen. Bei ihrer wechselseitigen Sorgfalt überwand sie die Verlegenheit, die sie früher in seiner Gegenwart empfunden hatte; welches auch ihre andern Gefühle sein mochten, sie konnte wenigstens nicht umhin, einem Manne dankbar zu sein, der so zärtlich gegen ihren Bruder war. Drei Briefe von Charles Spencer hatte sie in ihrer Betrübniß nur mit wenigen Zeilen beantwortet. Seht benutzte sie eine augenblickliche und täuschen- de Besserung Arthurs, um ihm einen längeren Brief zu schreiben. Sie brachte, wie gewöhnlich, den Brief ihrer Mutter, als Beaufort ihr begegnete und ihr den Brief aus der Hand nahm. Er erschien einen Augenblick verlegen und befahl ihr dann, ihm in sein Studirzimmer zu folgen. Erst jetzt erfuhr Camilla deutlich die Rechte und Ansprüche ihrer Veters; jetzt erfuhr sie auch, um welchen Preis der schätzbare Theil jener Rechte sollte aufgeopfert werden. Beaufort stellte ihr den Fall natürlich in lebhaften Farben vor Augen. Er sei ruinirt – gänzlich ruinirt; ein Armer – ein Bettler – wenn Camilla ihn nicht rette. Der Herr seines Schicksals fordere seiner Tochter Hand. Gewohnt,

jeder Laune ihrer Eltern zu gehorchen, wurde sie von dieser Nachricht, von der Bitte und dem Befehl, wovon dieselbe begleitet war, überwältigt. Sie antwortete nur mit Thränen, und Beaufort, von ihrer Unterwürfigkeit versichert, verließ sie, um über den Brief nachzudenken, den er selbst an Herrn Spencer schreiben wollte. Er hatte sich eben zu diesem Geschäft niedergesetzt, als er in Arthur's Zimmer gerufen wurde. Es war plötzlich mit seinem Sohne schlimmer geworden: Krämpfe, die Gefahr drohten, quälten und erschöpften ihn, und als sie vorüber waren, blieb er drei Tage lang so schwach, daß Beaufort, der den Verlust, welcher seiner wartete, sehr klar vor Augen sah, nicht einmal an seine weltlichen Interessen denken konnte.

Am Abend des dritten Tages standen Philipp, Robert Beaufort, nebst Frau und Tochter um Arthurs Sterbebette. Der Leidende war eben vom Schläfe erwacht und winkte Philipp, ihn aufzurichten. Beaufort erschreck, als er bei dem dunkeln Lichte seinen Sohn in den Armen von Katharinens Sohne erblickte! Und ein anderes, früher gesehenes Sterbezimmer stand ihm vor Augen. Vor langer Zeit ausgesprochene Worte tönnten ihm in die Ohren: »Es wird noch ein Sterbebette kommen, wo Sie ihre Gestalt, die jetzt so ruhig ist, sich zur Vergeltung aus dem Grabe werden erheben sehen!« Sein Blut gefror in ihm – sein Haar richtete sich empor – er sah sich hastig und scheu in dem Dämmerlicht des verdunkelten Zimmers um und hielt mit mattem Schrei seine bebenden

Hände vor das bleiche Gesicht! Aber Arthurs Lippen umschwebte ein heiterer Lächeln; er wendete seine Augen von Philipp zu Camilla und murmelte: »Sie wird Dir vergelten!« Eine Pause und das Geschrei der Mutter hallte durch das Zimmer! Robert Beaufort erhob das Gesicht von seinen Händen – sein Sohn war todt!

#### ACHTZEHNTE KAPITEL.

Und welchen Lohn gedenket Ihr zu geben?

Es muß wohl meine Liebe sein.

*Die Doppelhochzeit.*

Während diese düstern und stürmischen Ereignisse die Familie seiner Verlobten betroffen, hatte Sidney Beaufort (wie wir ihn nennen können) sein ruhiges Leben an den Ufern des lieblichen Sees fortgesetzt. Nach wenigen Wochen überwand sein Vertrauen auf Camilla's Treue alle seine Befürchtungen und schlimmen Ahnungen Ihre Briefe, obgleich gezwungen vermöge der Durchsicht, der sie unterworfen waren, gewährten ihm unaussprechlichen Trost und Entzücken. Er bemerkte indessen bald, daß eine Veränderung in dem Tone derselben vorging. Die Briefe waren von derselben Länge, doch schienen sie einen Gegenstand zu vermeiden, gegen den alle andern nichts waren. Sie handelten meistens von den zu Beaufort-Court versammelten Gästen und die kurzen Worte, die dem Herrn von Vaudemont gewidmet waren, erfüllten ihn mit unruhigem und schrecklichem Verdacht, obgleich eigentlich nichts darin lag, was zur Eifersucht

Anlaß geben konnte. Er gab sich diesen Gefühlen so weit hin, als er es zu thun wagte, da er wußte, daß sein Brief vor fremde Augen kommen würde, und Camilla erwähnte den Namen Vaudemont nicht wieder. Dann trat eine lange Pause ein – dann wurde ihm ihres Bruders Ankunft und Krankheit gemeldet – dann erhielt er von Zeit zu Zeit einige flüchtige Zeilen – dann folgte ein langes und schreckliches Schweigen – und endlich erhielt er folgenden Brief mit breitem schwarzen Rande und schwarzem Siegel von Herrn Beaufort.

Mein lieber Herr!

Ich habe den unaussprechlichen Schmerz, Ihnen und Ihrem würdigen Oheim den unersetzlichen Verlust zu melden, den ich durch den Tod meines einzigen Sohnes erfahren habe. Vor einem Monat schied er aus dieser Welt. Er starb, wie ein Christ sterben sollte – demüthig, reuevoll – und übertrieb die wenigen Fehler seines kurzen Leben, doch – ich kann diesen Gegenstand nicht fortsetzen.« – Hier wich die Heuchelei des Schreibenden, die ihm so natürlich war, daß er nicht wußte, daß es Heuchelei sei, der wirklichen und menschlichen Qual, wofür es keine Worte gibt. – »Da ich mich jetzt nach und nach der Pflichten erinnere, die ich zu vollführen habe, kann ich nicht umhin, den wesentlichen Unterschied der Aussichten meines noch übrigen Kindes zu bemerken. Miß Beaufort ist jetzt die Erbin eines alten Namens und eines großen Vermögens. Sie stimmt mit mir in der Nothwendigkeit überein, diese neuen Rücksichten zu

bedenken, welche ein so trauriges Ereigniß ihrem Geiste aufdrängt. Die unbedeutende Neigung, die durch eine kurze Bekanntschaft veranlaßt wurde und zwischen zwei liebenswürdigen jungen Personen, die sich auf dem Sande trafen, ganz natürlich entstehen konnte, muß nun aus unsern Gedanken verbannt werden. Als Freund wird es mir stets lieb sein, von Ihrem Wohlergehen zu hören, und sollten Sie je einen Stand wählen, wobei ich Ihnen dienen kann, so dürfen Sie auf meinen Einfluß und meine lebhaftesten Bemühungen mit Sicherheit rechnen. Ich weiß, mein junger Freund, was Sie anfangs empfinden werden und wie bereit Sie sein werden, mich wankelmüthig und selbstsüchtig zu nennen. Der Himmel weiß, ob das wirklich mein Charakter ist! Aber in Ihrem Alter werden die Eindrücke leicht verwischt, und jeder welterfahrene Freund kann Ihnen sagen, daß ich unter diesen veränderten Umständen keine andere Wahl habe. Allen Verkehr und alle Correspondenz hören natürlich mit diesem Briefe auf – wenigstens so lange, bis wir Alle und mit keinen anderen Gefühlen als denen der Freundschaft und Achtung wiedersehen können. Ich bitte, mich Ihrem würdigen Oheim zu empfehlen, worin Mrs. und Miß Beaufort einstimmen; und ich bin überzeugt, daß es Sie freuen wird, zu hören, daß meine Frau und Tochter, obgleich noch in großer Betrübniß, hinsichtlich ihrer Gesundheit wenigen gelitten haben, als man hätte erwarten können. Ich verbleibe, lieber Herr,

Ihr aufrichtiger,

*Robert Beaufort.*

Als Sidney diesen Brief erhielt, war er bei Herrn Spencer und der Letztere las ihn über des jungen Mannes Schulter, auf welche er sich zärtlich stützte. Als sie in den Schlußworten kamen, wendete sich Sidney mit leerem Blicke und mattem Lächeln und sagte: »Sie sehen, Herr, Sie sehen –«

»Mein lieber Sohn – Du erträgst dies, wie Du solltest. Verachtung wird bald jede Spur erlöschen –«

Sidney sprang auf und sein ganzes Gesicht ward verändert.

»Verachtung! – Ja, für ihn! aber für sie – sie weiß es nicht – sie hat keinen Theil daran – ich kann und will es nicht glauben! Ich – ich –« und er stürzte aus dem Zimmer. Er war bis zum Anbruch der Nacht abwesend und als er zurückkehrte, versuchte er ruhig zu erscheinen – doch es war vergebens.

Der nächste Tag brachte einen Brief von Camilla, den sie ohne Wissen ihrer Eltern geschrieben; er war kurz und bestätigte das Urtheil der Trennung, welches ihr Vater ihm bereits mitgetheilt hatte. Sie bat ihn, nicht darauf zu antworten, und sprach dabei so viel mildes und trauervolles Gefühl aus, daß er dadurch nicht nur beruhigt, sondern auch zu einer Hoffnung veranlaßt wurde.

Als Robert Beaufort seine gewohnte Stimmung soweit wieder erlangt hatte, um den eben gelesenen Brief an Sidney schreiben zu können, sah er zugleich vollkommen die Nothwendigkeit ein, die Verbindung zwischen Philipp und Camilla vor der Oeffentlichkeit des Rechtsstreites zu schließen. Die Verhandlung wegen Entsetzung konnte

nicht vor dem folgenden März oder April stattfinden. Er wollte die gewöhnliche Trauerzeit bei Seite setzen und Alles vorher anordnen. Für's Erste konnte er so vermöge der Vermächtnisse sogleich alle Bedingungen sichern, die am meisten zu seinem Vortheil waren; zweitens schwebte er in stündlicher Furcht, Philipp möchte entdecken, daß er einen Nebenbuhler an seinem Bruder habe und die Heirath nebst den damit verbundenen Vortheilen aufheben. Die erste Ankündigung eines solchen Rechtsstreites in den Zeitungen konnte zu den Spencers gelangen, und wenn der junge Mann, wie er nicht zweifelte, Sidney Beaufort war, so würde er natürlich zum Vorschein kommen und die gefürchtete Erklärung erfolgen. In Folge dieser Furcht sprach Robert Beaufort mit Philipp und mit so lebhaftem Gefühl von seinem Wunsche, sobald als möglich den letzten Wunsch seines Sohnes durch die jetzt bestimmte Verbindung zu erfüllen – er sprach mit so viel scheinbarer Rücksicht und gesundem Verstande von der Vermeidung alles Skandals und aller Mißdeutung bei dem Rechtsstreite selbst, der sich als ein freundschaftlicher darstellen werde, wenn die Verbindung zwischen dem Klagen und seiner Tochter vorher stattfinde, so daß Philipp, der Camilla innig liebte, nicht umhin konnte, in die Beschleunigung seines unerwarteten Glücks zu willigen, in so weit sie mit dem Anstande verträglich war. Er kam mit Beaufort überein, die frühere Bekanntmachung durch die Zeitung zu widerrufen. Dann kam aber die Frage, welchen Namen sollte er inzwischen führen?

»Was das betrifft,« sagte Philipp etwas stolz, »so überredete ich meine Mutter nach dem unglücklichen Ausgang ihres Prozesses, nicht den Namen Beaufort zu führen, obgleich er ihr mit Recht zukam, und schätzte meinerseits ihren eigenen bescheidenen Namen, der unter so finsterem Anscheine in der That makellos war, eben so sehr wie den höheren, den Sie führen und mein Vater führte, und ich werde den Namen, den das Gesetz mir verweigert, nicht eher wieder annehmen, als bis das Gesetz ihn mir wiedergibt. Das Gesetz allein kann das Unrecht wieder gut machen, welches das Gesetz mir gethan hat. Beaufort war mit diesen Gründen zufrieden, so irrthümlich sie auch waren, und hoffte jetzt, daß alles mit Sicherheit würde zu Stande gebracht werden. Daß ein Mädchen in Camilla's Lage und von einem Charakter, der nicht kräftig oder tief, sondern unterwürfig und schüchtern war, sich den Gründen ihres Vaters und dem Wunsche ihres sterbenden Bruders fügte – daß sie nicht wagte, sich zu weigern, das Werkzeug des Friedens für eine getheilte Familie, das rettende Opfer für ihres Vaters gefährdetes Vermögen zu werden – kurz, daß sie, als ihr Vater sie etwa einen Monat nach Arthurs Tode in das Zimmer führte, wo Philipp mit klopfendem Herzen ihre Auftritte erwartete, ihre Hand in die seine legte – und Philipp auf seine Kniee fallend, sagte: »Darf ich hoffen, diese Hand für mein ganzes Leben behalten zu dürfen?« – Worte hervorstotterte, die er für eine widerstrebende Einwilligung halten konnte – daß dies alles geschah, ist so natürlich, daß der Leser bereits darauf vorbereitet ist.

Dennoch dachte sie mit bitteren und reuevollen Gefühlen an ihn, den sie auf vorbedachte und treulose Weise aufgab. Sie fühlte, wie innig er sie geliebt, – sie wußte, wie schrecklich sein Kummer sein würde. Sie sah traurig und gedankenvoll aus, doch ihres Bruders Tod war hinreichend, das zu erklären. Das Lob und die Dankbarkeit ihres Vaters, für den sie plötzlich ein Gegenstand noch größeren Stolzes und innigerer Zärtlichkeit zu werden schien, als selbst Arthur genesen war – die Beruhigung eines edlen Herzens, welches Vergnügen an jedem Opfer empfindet, welches es darbringt – die Freisprechung ihres Gewissens hinsichtlich der Beweggründe ihres Betragens begannen indeß nach und nach ihre Wirkung zu äußern. Und da sie in der letzten Zeit Philipp häufiger gesehen – konnte sie unempfindlich für seine Neigung – für seine vielen edlen Eigenschaften – für den Stolz sein, den die meisten Frauenzimmer bei seiner Annäherung würden empfunden haben, wenn sein Rang einmal rechtlich begründet worden? Und da sie sich vermöge ihres Charakters stets mehr durch Pflicht als durch Leidenschaft hatte leiten lassen, so hätte man sehen können, daß, was in ihrem Geiste vorging, wenig Veranlassung zur Furcht für Philipps künftiger Glück gab – wenig Furcht; daß, wenn sie einmal mit ihm verheirathet sei, ihre Neigungen sich von ihren Pflichten trennen würden, und wenn sie

sich auch ihrer ersten Liebe erinnere, es mit einem Seufzer geschehen würden, sie mehr einer romantischen Erinnerung als einem beständigen Bedauern weihe. Wenige von beiden Geschlechtern werden je mit dem Gegenstande ihrer ersten Liebe vereint; aber verheirathete Leute fügen sich darein und nennen einander nichts destoweniger ›mein Lieber‹, und ›meine Liebe‹. Freilich würde Philipp wohl schwerlich mit der Innigkeit geliebt worden sein, mit der er liebte; aber wenn Camilla's Gefühle fähig waren, den glühenden und leidenschaftlichen Gefühlen, jener starken und heftigen Natur zu entsprechen, so waren wenigstens solche Gefühle noch nicht entwickelt; das Herz des Weibes konnte in dem Schleier der jungfräulichen Unschuld noch halb verborgen sein. Philipp selber war zufrieden – er glaubte geliebt zu sein, denn die Liebe in einem großen und edlen Herzen hat das eigene, daß sie sich reflektirt und ihr eigenes Bild in den Augen sieht, in die sie blickt. So wie der Dichter irgend einem gewöhnlichen Kinde Goa's, idealische Schönheit und Vortrefflichkeit verleiht, in dem er weniger das Wesen, welches ist, als das Wesen, welches seine Phantasie ihm vorstellt, verehrt, so wirft die Liebe, die uns alle auf eine Weile zu Dichtern macht, ihr eigenes, göttliches Licht auf ein Herz, welches in der That vielleicht kalt ist, und läßt sich durch denselben Klang, womit sie ihren Gegenstand blenden, und zu der Wonne eines täuschenden Glaubens verlocken.

Je mehr Camilla Philipp sah, jemehr sie nach und nach ihren früheren geheimnißvollen und abergläubischen Schrecken vor ihm überwand, jemehr sie mit seinem eigenthümlichen Charakter und seiner Denkungsart bekannt wurde, desto mehr begann sie Mißtrauen gegen die Behauptung ihres Vaters zu hegen, daß er ihre Hand als einen Preis – als eine Waare – als einen Ersat für das Aufgeben einer schrecklichen Rache gefordert habe, und mit diesem Gedanken kam ein anderer. War sie dieses Mannes würdig? Mochte sie ihn nicht? – Sollte sie ihm nicht wenigstens sagen, daß sie eine frühere Neigung gehabt, so entschlossen sie auch sein mochte, dieselbe zu überwinden? Oft bebte der Wunsch dieses redlichen und ehrenvollen Bekenntnisses auf ihren Lippen, und ebenso oft wurde es durch irgend einen zufälligen Umstand oder durch mädchenhafte Scheu unterdrückt. Ungeachtet ihres Verhältnisses waltete zwischen ihnen noch nicht jene köstliche Vertraulichkeit, die das Verlöbniß zweier Herzen und Seelen begleiten sollte. Die Trauer im Hause, der Zwang, den ein noch so neuer Todesfall selbst der Sprache der Liebe auferlegt, rechtfertigte gewissermaßen diese Zurückhaltung, und übrigens ließ ihnen Robert Beaufort absichtlich sehr wenige und sehr kurze Gelegenheit, allein zu sein. Philipp, der sich jetzt überzeugt hielt, daß die Beauforts nichts von dem Schicksal seines Bruders wüßten, hatte inzwischen Barlow's Thätigkeit in Anspruch genommen, um Sidney aufzusuchen, und seine schmerzliche Aengstlichkeit einen so theuren und auf so geheimnißvolle Weise verlorren Bruder zu entdecken,

war die einzige Ursache zur Unruhe, welche die aufgehellte Zukunft ihm zu geben schien.

Während diese bisher fruchtlosen Nachsuchungen angestellt wurden, begann London sich wieder zu füllen, das Tagesgespräch belebte sich wieder und es verbreitete sich ein Gerücht, Niemand wußte, woher es kam – wahrscheinlich aber von den Dienern – daß Herr von Vaudemont, ein ausgezeichnete französischer Offizier, bald die Tochter und einzige Erbin des Parlamentsmitgliedes Robert Beaufort zum ehelichen Altar führen werde. Dieses Gerücht fand auch bald seinen Weg in die londoner Zeitungen, ging dann in die Provinzialblätter über und kam so Sidney in seiner düstern und verzweiflungsvollen Einsamkeit vor Augen. An demselben Tage, wo er es las, verschwand er.

## NEUNZEHNTES KAPITEL.

*Julie.* O, liebt ihn, gute Dame!

Ihr habt 'nen redlichen und edlen Herrn.

So habe ich ihn stets gefunden. Liebt ihn

Nicht weniger als ich gethan, und dient ihm.

Der Himmel segne Euch – Ihr meine Asche. –

*Die Doppelhochzeit.*

»Wir haben Fanny zu lange aus den Augen gelassen. Es ist Zeit zu ihr zurückzukehren. Das Entzücken, welches sie empfand, als Philipp sie von all den Wohlthaten

und Segnungen unterrichtete, die ihr Muth und ihr Verstand ihm gewährt – die Wonne, womit sie, als sie an jenem verhängnißvollen Morgen ihrer Befreiung an seiner Seite nach H\* zurückkehrte, wo er ihre Hand in der seinen hielt und häufig an seine dankbaren Lippen drückte, sein Lob, seinen Dank, seine Besorgniß wegen ihrer Sicherheit, seine Freude, sie gerettet zu haben, anhörte – alles dies war eine Seligkeit, die sie bisher von dem Leben nicht erwartet hatte. Und als er sie in H\* verließ, um mit dem aufgefundenen Dokument zu seinem Advokaten zu eilen, war er nur eine Stunde abwesend, er kehrte zurück und verließ sie in mehren Tagen nicht. Und während dieser Zeit bemerkte er ihre erstaunenswerthe und für ihn wunderbare Zunahme in allen Dingen, die den Geist dem Geiste gleich machen – wunderbar, denn er ahnte nicht den Einfluß, der so leicht Wunder hervorbringt. Und jetzt hörte er ihr aufmerksam zu, wenn sie sich mit ihm unterredete – er las mit ihr, obgleich das Lesen nicht eben seine Beschäftigung war – sein nicht allzu wählerisches Ohr wurde von ihrer Stimme entzückt, wenn sie jene einfachen Lieder sang – und sein Benehmen gegen sie, welches zugleich durch Dankbarkeit wegen der ausgezeichneten Dienstes, den sie ihm geleistet, so wie auch durch die Entdeckung bestimmt wurde, daß Fanny nicht mehr, weder an Geist, noch an Jahren ein Kind sei, war, wenn gleich nicht weniger milde als früher, doch weniger vertraut, weniger vornehm, respektvoller und ernster. Es war eine Veränderung, die sie in ihrer Selbstachtung erhob. Ach! dies waren rosige Tage für Fanny!

Ein weniger scharfsichtiger Beurtheiler von Charakteren, als Lilburne, würde vielleicht Zweifel wegen Philipps Interesse für Fanny gehegt haben. Doch er begriff sogleich die brüderliche Theilnahme, die ein Mann, wie Philipp, sehr wohl für ein Geschöpf, wie Fanny, empfinden konnte, wenn es seiner Einfalt von einem Beschützer anvertraut worden, der ein so schrecklicher Ende genommen, wie Wilhelm Gawtreys. Lilburne dachte anfangs dran, sie zurückzufordern, doch da er nicht die Macht hatte, sie zu zwingen, bei ihm zu wohnen, so wollte er nach weiterer Ueberlegung nie wieder mit Philipp auf so gefährlichem Boden in Berührung kommen, der so voll von demüthigenden Erinnerungen war, und wo ihm die Bilder Gawtreys und Mariens beständig entgegentraten. Er begnügte sich damit, einen künstlichen Brief an Simon zu schreiben, worin er angab, daß er aus Fanny's Aufenthalt bei Herrn Gawtreys und aus ihrer Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, die er nur als Kind gesehen, ihre Verwandtschaft mit ihm selbst geschlossen, und da er noch anderes Zeugniß darüber erhalten – er sagte nicht, worin dasselbe bestanden – so habe er kein Bedenken getragen, sie in sein Haus zu bringen, indem er Herrn Simon Gawtreys am nächsten Tage Alles habe erklären wollen. Diesem Briefe war ein anderer von einem Advokaten beigelegt, worin Simon Gawtreys mitgetheilt wurde, daß Lord Lilburne ihm jährlich 200 Pfund in vierteljährlichen Raten auszahlen lassen wolle; auch habe er Auftrag, hinzuzufügen, daß die junge Dame, die er so wohlwollend

erzogen, wenn sie volljährig werde oder sich verheirathe, eine gleiche Versorgung erhalten solle. Als diese letzte Nachricht ihm vorgelesen wurde, erwachte Simon aus seinem Stumpfsinn, obgleich er nicht begriff und auch nicht zu wissen verlangte, warum Lord Lilburne so großmüthig war, noch auch, was sein Brief an ihn eigentlich zu bedeuten habe. Zwei Tage lang war sein Geist wieder lebhaft; als er aber die erste Vorauszahlung in Händen hatte, schien ihn die Berührung des Geldes wieder in seinen Stumpfsinn zurückzusetzen – die Aufregung des Wunsches erstarb in dem Gefühl des Besitzes.

Und gerade um diese Zeit ging auch Fanny's Glück zu Ende. Philipp erhielt Arthur Beaufort's Brief und dann erfolgten lange und häufige Abwesenheiten. Wenn er je auf eine Stunde zurückkehrte, so sprach er nur von Kummer und Tod; die Bücher waren geschlossen und die Lieder verstummt. Alle Furcht wegen Fanny's Sicherheit war natürlich vorüber – sie hatte nicht mehr nöthig, für ihren Unterhalt zu arbeiten – ihr kleiner Haushalt hatte sich vergrößert. Sie ging niemals ohne Sarah aus; doch hätte sie es lieber gesehen, wenn ihr irgend eine Gefahr gedroht hatte, damit er sie davor hätte schützen können, oder irgend eine Bekümmerniß, die sein Lächeln gemildert. Seine langen Abwesenheiten wurden ihr schmerzlich – die Bücher hörten auf, sie zu interessiren – kein Studium füllte die öde Leere aus – ihr Schritt wurde nachlässig – ihre Wange blaß – sie bemerkte endlich, daß seine Gegenwart zu ihrem Leben nothwendig geworden

war. Eines Tages kam er früher als gewöhnlich nach Hause und sein Gesicht zeigte einen glücklichen und heiteren Ausdruck als in der letzten Zeit. Simon schlummerte auf seinem Stuhle, und sein Hund, der jetzt kaum noch so viel Kraft hatte, zu bellen, lag gekrümmt zu seinen Füßen. Weder der Mann, noch der Hund bemerkten mehr, was um sie her vorging, als der lederne Stuhl oder der Herd, worauf sie ruhten. Fanny's seltsames Loos hatte ein Interesse an sich, welches ich dem Leser nicht hinlänglich erklären kann. Dies war ihr Verhältniß zu dem Greise und ihr Aufenthalt bei ihm. Ihr Charakter bildete sich erst, der seine war gänzlich verschwunden – hier füllte sich das leere Blatt – dort erlosch die Schrift auf dem Blatte. Der lebendige Tod Simons – der zwar einen so mächtigen Eindruck hervorbringt, wenn man Zeuge desselben ist, macht es unmöglich, ihn in seinem ausdrucksvollen Contraste zu der jungen Psyche darstellen. Er sprach selten – oft nicht vom Morgen bis zum Abend – und regte sich selten. Es ist vergebens, das Unbeschreibliche beschreiben zu wollen – der Leser wolle sich das Bild selber ausmalen. Und wenn er zuweilen die Idee heraufbeschwört, die er mit dem Namen unserer Heldin verbindet (was er zuweilen thun wird, wie ich denke, wenn er das Buch geschlossen hat), so mag er in ihrer Nähe, wenn sie durch das bescheidene Zimmer dahinschwebt – wenn sie der Stimme des Geliebten horcht – wenn sie nachdenkend am Fenster sitzt, von wo der Kirchthurm gerade sichtbar ist – wenn Tag für Tag die Seele in ihr sich erhellt und entfaltet – so mag der Leser innerhalb

derselben Wände, silberhaarig, blind, alles Gefühls beraubt, bald für das Leben, jenes steinerne Bild der Zeit und des Todes vor sich sehen! Vielleicht wird er dann begreifen, warum die, welche die wirkliche und lebende Fanny blühend unter jener kalten Masse von Schatten ruhen, fühlten, daß ihre Anmuth, ihre Einfalt, ihre reizende Schönheit durch den Contrast erhöht wurde, als sie mit geheimnißvollen und tiefen Gedanken und Bildern vertraut wurden, die nicht mehr dem Liebenswürdigen als dem Erhabenen angehörten.

So saß also der Greis da, und Philipp, der zwar seine Gegenwart bemerkte, sprach, als wäre er mit Fanny allein, und redete sie so an, nachdem er einige unbedeutendere Gegenstände erwähnt hatte: »Meine treue und liebe Freundin, Dir verdanke ich nicht nur die Wiedererlangung meiner Rechte und meines Vermögens, sondern auch die Rechtfertigung des Andenkens an meine Mutter. Du hast nicht nur Blumen auf jenen Grabstein gestreut, sondern zunächst nach der Vorsehung bist Du die Ursache, daß endlich der Name darauf wird geschrieben werden, der aller Verleumdung trotzt. Jung und unschuldig, wie Du bist, meine sanfte und geliebte Wohlthäterin, kannst Du noch nicht wissen, Welch ein Segen es für mich sein wird, den Namen in den einfachen Stein eingraben zu lassen. Später, wenn Du selber Gattin und Mutter bist, wirst Du den Dienst begreifen, den Du den Lebenden und den Todten geleistet hast!«

Er hielt inne und bekämpfte die Flut der Empfindungen, die sein Herz überströmte. Ach, *die Todten!* – welchen Dienst können wir ihnen leisten? – Was half es jetzt dem Staube, der dort unten ruhte, oder dem unsterblichen Geiste droben, ob die Thoren und Schurken dieser Welt den Namen Katharina, deren Leben dahin und deren Ohren taub waren, mit mehr oder weniger Respekt erwähnten? Die Verleumdung hat das an sich, daß, selbst wenn der Charakter sich von der üblen Nachrede freimacht, das Herz bei der derselben krank bleibt. Man sagt, daß die Wahrheit früher oder später an den Tag kommt; aber er geschieht selten, ehe die Seele, die von der Qual zur Verrichtung übergeht, abgehärtet geworden ist gegen die Urtheile der Menschen. Wenn man ein menschliches Wesen in der Jugend verleumdet – demselben Wesen im Alter schmeichelt – was ist in der Zwischenzeit geschehen? Wird die Schmeichelei Ersatz bieten für die Qual oder die Abstumpfung, welche die Qual endlich zurückläßt. Und wenn, wie in Katharinenes Falle, der so gewöhnlich ist, die Wahrheit *zu spät* kommt – wenn das Grab geschlossen ist – wenn das Herz, welches man verwundet, nicht mehr kann verwundet werden – so ist je die Wahrheit so werthlos, wie die Grabschrift für einen vergessenen Namen! Die Ueberzeugung von der Leerheit seiner Worte, als er von einem der Todten geleisteten

Dienste sprach, fiel Philipp schwer auf's Herz und hemmte den Strom seiner Worte. Fanny, die sich um seines Lobes, seines Dankes und der Zärtlichkeit, die seine Stimme ausdrückte, bewußt war, stand mit niedergeschlagenen Augen und wallendem Busen schweigend da. Philipp fuhr fort:

»Und nun, Fanny, meine geehrte Schwester, möchte ich Dir, wenn möglich noch für mehr als dieses danken. Ich werde Dir nicht nur Namen und Vermögen, sondern auch Glück verdanken. Und die Rechte, zu denen Du mir verholfen, und die ich in kurzer Zeit werde beweisen können, haben mich in den Stand gesetzt, auf eine Hand Anspruch zu machen, nach der ich schon lange strebte – die Hand einer Person, die mir so theuer ist, wie Du. Mit einem Wort, heute ist die Zeit bestimmt worden, wo ich Dir und diesem alten Manne eine Heimath anbieten, wo ich Dir eine Schwester werde vorstellen können, die Dich schätzen wird, wie ich es thue; denn ich liebe Dich so aufrichtig – ich verdanke Dir so viel – daß selbst jene Heimath die Hälfte ihrer Lieblichkeit verlieren würde, wenn Du nicht dort wärest. Verstehst Du mich, Fanny, die Schwester, von der ich rede, wird mein Weib sein!«

Das arme Mädchen, welches diese Rede der grausamsten Zärtlichkeit hörte, fiel nicht um, wurde nicht ohnmächtig, und zeigte keine andere äußere Bewegung, als daß sie todtensblaß wurde. Sie schien wie in einen Stein verwandelt. Selbst ihr Athem stand auf einige Augenblicke still und kehrte dann mit einem langen und tiefen Seufzer zurück. Sie berührte leicht seinen Arm und sagte

ruhig: »Ja – ich verstehe. Wir sahen einst eine Trauung. Du wirst verheirathet werden – ich werde Deine Trauung sehen!«

»Das wirst Du, und später werde ich auch die Deine sehen. Ich habe einen Bruder. Ach! wenn ich ihn nur finden könnte – er ist jünger als ich und fast so schön wie Du!«

»Da wirst glücklich sein,« sagte Fanny noch ruhig.

»Ich habe lange meine Hoffnung auf eine solche Verbindung gesetzt! Halt, wohin gehst Du?«

»für Dich zu beten,« sagte Fanny mit einem Lächeln, welches etwas von ihrem früheren leeren Ausdruck hatte, und ging stille aus dem Zimmer. Philipp folgte ihr mit nassen Augen. Er argwöhnte ihr Geheimniß nicht, und ihr Benehmen hätte jetzt auch einen Eitleren täuschen können. Bald darauf verließ er das Haus und kehrte in die Stadt zurück.

Drei Stunden später fand Sarah Fanny am Boden ihrer Zimmers ausgestreckt – so still – so bleich – daß die alte Frau anfangs meinte, ihr Leben sei erloschen. Nach und nach erholte sie sich aber, fuhr mit den Händen über die Augen, murmelte einige unverständliche Worte und erschien dann so wie gewöhnlich, nur daß sie stiller war, ihre Lippen farblos und ihre Hände kalt wie Stein blieben.

ZWANZIGSTES KAPITEL.

*Bee.* Ihr seht, was folgt.

*Herzog.* O edler Herr, noch einmal die Gestalt!

*Die Wechselfälle.*

An jenem Abend, kam Sidney Beaufort in London an. Die Einsamkeit hat das Eigene, daß sie die Leidenschaften ruhig auf der Oberfläche, aber aufgeregte in der Tiefe macht. Sidney hatte sein ganzes Dasein auf einen Gegenstand gesetzt. Als der Brief ankam, der ihm seine Hoffnung raubte, empfand er tief die schreckliche und furchtbare Leere, in die seine Zukunft plötzlich verwandelt war, ohne jedoch zu heftiger und stürmischer Leidenschaft aufgeregte zu werden. Aber Camilla's Brief hatte, wie wir gesehen haben, seinen Muth erhoben und sein Herz neu belebt. Inmitten seiner Verzweiflung hing er mit dem Instinkt der Hoffnung an dem Gedanken, daß sie ihm treu sei. Die Nachricht, daß sie in so kurzer Zeit, nachdem sie ihn verworfen, mit einem Andern verlobt sei, nahm seine dunkleren und stürmischeren Leidenschaften allen Zwang. In einem Gemüthszustande, der an Wahnsinn grenzte, eilte er nach London – sie aufzusuchen – sie zu sehen; in welcher Absicht, in welcher Hoffnung, wenn es Hoffnung war, – konnte er selber nicht sagen. Aber welcher Mann, der glühend und vertrauensvoll geliebt hat, wird zufrieden sein, das Urtheil der ewigen Trennung von anderen Lippen als derjenigen zu empfangen, die er so verehrt hat und die so treulos geworden ist.

Das Wetter war sehr kalt. Gegen Abend fiel dichter Schnee. Sidney war seit seiner Kindheit nicht in London gewesen, und die ungeheure Stadt, mit winterlichem und eisigem Nebel bedeckt, durch den die eiligen Fußgänger und die langsamen Wagen sich gespensterartig auf den umheimlichen und schlüpfrigen Straßen fortbewegten, öffnete dem Fremden keine gastlichen Arme. Er wußte keinen Schritt von dem Wege – er wurde hin und her gedrängt – seine kaum verständlichen Fragen wurden ungeduldig beantwortet – der Schnee bedeckte ihn – der Frost durchdrang seine Adern. Endlich verschaffte ihm ein Mann, der freundlicher war, als die andern, eine Miethkutsche und befahl dem Kutscher, zu dem entfernten Stadtviertel Berkeley-Square zu fahren. Der Schnee ballte sich unter den Hufen der Pferde – der knarrende Wagen bewegte sich mit der Langsamkeit eines Leichenwagens vorwärts. Endlich, nach einer Zeit so lebhafter Erwartung und Aufregung, deren sich Sidney später nicht ohne Schauer erinnern konnte, hielt der Wagen an – der von Frost erstarrte Kutscher stieg schwerfällig herunter – der Klopfer erschallte laut durch die neblige Luft, und das Licht in Beaufort's Vorsaal blendete die Augen des Fremden. Er schob den Portier auf die Seite und sprang in's Haus. Zum Glück erkannte ihn einer von den Bedienten, die Mrs. Beaufort zu den Seen begleitet hatten, und antwortete auf seine athemlosen Frage: »Nun ja, Herr Spencer, Miß Beaufort ist freilich zu Hause – oben im Gesellschaftszimmer bei dem Herrn und der Madame und Herrn von Vaudemont's aber –«

Sidney wartete nicht länger. Er sprang die Treppe hinauf – öffnete die erste Thür, die sich ihm zeigte und drängte sich unangemeldet und unerwartet in die Gesellschaft ein, die dort saß. Er sah nicht den Schrecken Robert Beaufort's – er bemerkte nicht den matten Ausruf der Mutter – er beachtete nicht den unsteten und verwunderten Blick des Fremden, der neben Camilla saß – er sah nur Camilla und lag im ersten Augenblicke zu ihren Füßen.

»Camilla – hier bin ich! – ich, der ich Dich so liebe – ich, der ich nichts weiter in der Welt habe, als Dich! – hier bin ich – von Dir und allein von Dir zu hören, ob Du mich in der That aufgegeben hast und die Gattin eines Andern werden willst!«

Während er vorwärts geeilt war, hatte er seinen Hut vom Kopfe geworfen – sein langes blondes Haar, naß vom Schnee, fiel verwirrt über seine Stirne – seine Augen waren starr auf das bleiche Gesicht und die bebenden Lippen Camilla's gerichtet, als erwarte er das Urtheil über Leben und Tod. Robert Beaufort, der Philipp's heftiges Temperament kannte, und einen raschen Ausbruch erwartete, richtete in großer Bestürzung seinen Blick auf seinen bestimmten Schwiegersohn. Doch es war kein zorniger Stolz in dem Gesichte zu bemerken, welches er sah. Philipp war aufgestanden, aber seine Gestalt war gebeugt – seine Kniee schlotterten – seine Lippen waren halb geöffnet und seine Augen waren starr auf das Gesicht des knieenden Mannes gerichtet.

Camilla, die ihres Vaters Furcht theilte, erhob sich plötzlich und streckte mit unbewußter Bewegung eine Hand über Sidney's Kopf und, als wollte sie ihn schützen, und sah Philipp an. Sidney's Augen folgten den ihrigen. Er sprang auf.

»Was, so ist er also wahr! Und dies ist der Mann, für den ich aufgegeben werde! Aber wenn Du mir nicht mit Deinen eigenen Lippen sagst, daß Du mich nicht mehr liebst – daß Du einen Andern liebst, so will ich Dich nur mit meinem Leben aufgeben.«

Er schritt finster und ungestüm auf Philipp zu, der zurückwich, als sein Nebenbuhler sich näherte. Die beiden Männer schienen plötzlich ihre Charaktere vertauscht zu haben. Der schüchterne Träumer schien in den furchtlosen Soldaten verwandelt in sein. Der Krieger erbebt in namenlosem Schrecken. Sidney ergriff jenen starken Arm mit seinen Daumen und zarten Fingern – als Philipp sich noch immer zurückzog – ergriff ihn drohend und heftig, und indem er in das Gesicht blickte, aus dem das dunkle Blut hinweggescheucht war, sagte er mit dumpfem Gesicht:

»Hören Sie mich? Verstehen Sie mich? Ich sage, sie soll nicht zu einer Heirath gezwungen werden, wogegen, wie ich noch immer glaube, ihr Herz sich empört. Mein Anspruch ist heiliger als der Ihre. Sie müssen ihr entsagen; oder sie mit meinem Blute gewinnen.«

Philipp schien die Worte nicht zu hören, die an ihn gerichtet wurden. Alle seine Sinne schienen sich in den Gesichtssinn zu concentriren, er fuhr fort, den Redenden

anzusehen, bis sein Auge sich auf die Hand niedersenkte, die noch seinen Arm gefaßt hielt, und während er darauf hinblickte, stieß er einen unartikulirten Laut aus, er nahm die Hand in die seine und deutete auf einen Ring an dem Finger, blieb aber sprachlos. Beaufort näherte sich und begann einige Worte zu stammeln, um Sidney zu beruhigen; aber Philipp winkte ihm zu schweigen und sagte endlich, wie mit heftiger Anstrengung, nicht zu Sidney, sondern zu Beaufort: »Sein Name – sein Name?«

»Herr Spencer – Herr Charles Spencer,« rief Beaufort. »Hören Sie mich an – ich will alles erklären – ich –«

»Still, still!« rief Philipp, wendete sich zu Sidney, legte seine Hand auf seine Schulter, sah ihm scharf in's Gesicht und sagte: »Haben Sie nicht einen andern Namen geführt? Sind Sie nicht – ja es ist so! Folgen Sie – folgen Sie mir!«

Indem er ihn noch festhielt, führte er Sidney, – des jetzt erschrocken sich neuem und wildem Argwohn hingab – langsam und Schritt für Schritt weiter – indem seine Augen sich auf jenes schöne Gesicht richteten, und seine Lippen unverständliche Worte murmelten – bis die Thür sich hinter Beiden schloß und die andern drei Personen in unbeschreiblicher Erwartung und Furcht zurückblieben. Philipp führte seinen Nebenbuhler in das anstoßende Zimmer. Es war nur von einer kleinen Studirlampe und von dem Feuer im Kamin erleuchtet, und bei diesem Lichte sahen sich Beide wie bezaubert und in völligem

Schweigen an. Endlich stürzte Philipp mit unwiderstehlichem Antriebe an Sidney's Brust, drückte ihn krampfhaft an sich und rief: »Sidney! – Sidney! – meiner Mutter Sohn!«

»Was!« rief Sidney sich mit Anstrengung aus seiner Umarmung losmachend, »bist Du es also! – Du, mein eigener Bruder! Du – der Du bisher der Dorn auf meinem Wege – die Wolke in meinem Schicksal gewesen bist! Du – der Du jetzt gekommen bist, mich für mein ganzes Leben elend zu machen! Ich liebe jenes Mädchen, und Du nimmst sie mir! Du – der Du meine Kindheit der Mühseligkeit unterworfen, und, hätte es die Vorsehung nicht verhindert, meine Jugend durch Dein Beispiel mit Schmach und Schndld würdest belastet haben!«

»Halt ein! – halt ein!« rief Philipp mit so durchdringender und qualvoller Stimme, daß sie den Personen im anstoßenden Zimmer gleich dem Schrei einer verzweifelnden Seele klang, sie sahen einander an, doch keiner hatte den Muth, sich in ihre Unterredung einzudrängen. Sidney selber erschrack über den Ton. Er warf sich auf einen Stuhl, wurde von so neuen Leidenschaften und so seltsamen Aufregung überwältigt – verbarg sein Gesicht und schluchzte wie ein Kind. Philipp ging einige Augenblicke im Zimmer auf und ab; endlich blieb er Sidney gegenüber stehen und sagte mit der tiefen Ruhe eines verwundeten und gequälten Geistes: »Sidney Beaufort, höre mich an! Als meine Mutter starb, vertraute sie Dich meiner Sorgfalt, meiner Liebe und meinem Schutze an. – In den letzten Zeilen, die ihre Hand schrieb, bat sie mich,

weniger an mich selber, als an Dich zu denken, ein Vater, so wie ein Bruder für Dich zu sein. Zu der Stunde, als ich jenen Brief las, fiel ich auf meine Kniee und gelobte jenen Auftrag zu erfüllen – mich selbst aufzuopfern, wenn ich Dir dadurch Glück verschaffen könnte. Und dies nicht um Deinetwillen allein, Sidney – nein! sondern wie meine Mutter – unsere beleidigte, gemißhandelte und verleumdete Mutter – o Sidney, Sidney! hast Du nicht auch Thränen für sie? Er fuhr mit der Hand über die Augen und setzte dann hinzu: »sondern wie unsere Mutter in jenem letzten Briefe mir sagte: ›Laß meine Liebe zu ihm in Deine Brust übergehen,‹ so, Sidney, so glaubte ich in Allem, was ich für Dich thun konnte, das Lächeln meiner Mutter auf mich niederblicken zu sehen, und meiner Mutter zu gehorchen, indem ich Dir diente. Vielleicht später, Sidney, wenn wir über jene Zeit meines früheren Lebens reden, wo ich für Dich arbeitete, wo ich die Erniedrigung, von der Du redest – es war kein Verbrechen darin – um Deinetwillen freudig ertrug und Dir der Feiertag, mir die Arbeit zu Theil wurde – vielleicht wirst Du mir später mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Du verließest mich, oder wurdest mir geraubt, und ich gab das ganze kleine Vermögen hin, welches meine Mutter hinterlassen hatte, um Nachrichten von Dir zu erhalten. Ich erhielt Deinen Brief – jenen bitteren Brief – und es lag mir nichts daran, ein Bettler zu sein, da ich allein war. Du sprichst davon, was ich Dich gekostet habe – Dich! – und jetzt fordest Du von mir, daß ich – gütiger Himmel! rede deutlicher – liebst Du Camilla? Liebst Du Camilla? Liebt

sie Dich? Rede – rede – erkläre mir – welche neue Qual wartet meiner?«

Jetzt erzählte Sidney, gerührt und gedemüthigt bei seinem selbstsüchtigeren Kummer durch die Rede und das Wesen seiner Bruders, so kurz er konnte die Geschichte seiner Liebe zu Camilla, die Umstände unter welchen ihre Verlobung stattgefunden und endete damit, ihm den Brief vorzulegen, den er von Herrn Beaufort erhalten hatte.

Ungeachtet aller seiner Anstrengungen, sich Gewalt anzuthun, war Philipp's Seelenqual so groß und so sichtbar, daß Sidney, nachdem er einen Augenblick seine aufgeregten Gesichtszüge, seine zitternden Hände angesehen fühlte, wie die irdischeren Theile seiner Natur in einem Ergusse edelmüthiger Theilnahme und Reue schmolzen; er warf sich an die Brust, von der er vorher zurückgewichen und rief: »Bruder! Bruder! verzeihe mir; ich sehe, wie sehr ich Dir Unrecht gethan habe. Wenn sie mich vergessen hat, wenn sie Dich liebt, so nimm sie und sei glücklich!«

Philipp erwiderte seine Umarmung, aber ohne Wärme, wendete sich dann ab, und schritt wieder in großer Aufregung im Zimmer auf und ab. Sein Bruder hörte nur unzusammenhängende Ausrufungen, die ihm unwillkürlich zu entschlüpfen schienen: »Sie sagten mir, sie liebe mich! der Himmel gebe mir Stärke! Mutter – Mutter! Laß mich mein Gelübde erfüllen! – O, wäre ich doch vorher gestorben!« Endlich stand er still und große Schweißtropfen rollten von seiner Stirne nieder.

»Sidney! sagte er, »hier ist ein Geheimniß, welches ich nicht begreife. Aber mein Geist ist jetzt sehr verwirrt. Wenn sie Dich liebt – wenn – ist es möglich, daß ein Weib zwei lieben kann? – Nun – ich will dieses Räthsel lösen, warte hier!«

Er ging in das nächste Zimmer und Sidney war beinahe eine halbe Stunde allein, er hörte durch die Thür leise Stimmen, er vernahm deutlicher Camilla's Schluchzen. Den Inhalt jener Unterredung zwischen Philipp und Camilla, die anfangs allein waren, bis später Robert Beaufort wieder eingelassen wurde, entdeckte Philipp Niemanden; auch konnte Sidney niemals genaue Auskunft von Camilla erhalten, die sich derselben selbst nach Jahren nur mit großer Aufregung erinnerte. Endlich aber wurde die Thüre geöffnet, Philipp trat ein und führte Camilla an der Hand. Sein Gesicht war ruhig und ein Lächeln umspielte seine Lippen, eine mehr als gewohnte Würde war über seine ganze Person ausgegossen. Camilla hielt ihr Taschentuch vor den Augen und weinte leidenschaftlich. Beaufort folgte ihnen mit gekränkter und demüthiger Miene.

»Sidney,« sagte Philipp, »es ist vorüber. Alles ist angeordnet. Ich weiche Deinem früheren und daher gültigeren Anspruche. Herr Beaufort willigt in Deine Verbindung, er wird Dir zu gelegener Zeit sagen, daß unser Geburtsrecht endlich klar ist, und daß kein Makel auf dem Namen ruht, den wir von jetzt an führen werden. – Sidney, umarme Deine Braut!«

Erstaunt, entzückt und noch halb ungläubig ergriff und küßte Sidney Camilla's Hand, und als er sie an seine Brust drückte, sagte sie, indem sie auf Philipp deutete: »O! wenn Du mich liebst, wie Du sagst, so erkenne in ihm den großmüthigen, den edlen –« neues Schluchzen unterbrach ihre Rede, aber als Sidney wieder ihre Hand zu ergreifen suchte, flüsterte sie ihm mit rührendem weiblichen Gefühl zu: »O! achte ihn; sieh nur!« – Und als Sidney seinen Bruder ansah, bemerkte er, daß, obgleich er zu lächeln versuchte, sein Gesicht sich verzog und seine ganze Gestalt Folterqual zu erdulden schien. Er eilte auf Philipp zu, der seine Hand ergriff, ihn von sich zurückhielt und sagte:

»Ich habe mein Gelübde erfüllt! Ich habe Dir die einzige Wonne abgetreten, die mein Leben gekannt hat. Genug! Du bist glücklich, und ich werde es auch sein, wenn es Gott gefällt, mich diesen Schlag überstehen zu lassen. Und jetzt mußt Du Dich nicht wundern, noch mich tadeln, wenn ich Dich, obgleich ich Dich erst eben wieder gefunden, auf eine Weile verlasse. Erweisen Sie mir eine Gefälligkeit, Sie, Herr Beaufort – Du, Sidney, lassen Sie die Trauung in der Dorfkirche zu H\* stattfinden, neben welcher meine Mutter ruht; schieben sie dieselbe auf, bis der Rechtsstreit beendet ist; bis zu der Zeit hoffe ich Ihnen Allen – Ihnen, Camilla, begegnen zu können, wie ich der Gattin meines Bruders begegnen sollte. Bis dahin wird meine Gegenwart Ihr Glück nicht trüben. Suche

mich nicht auf, Sidneysit – erwarte nicht von mir zu hören – still! sein Sie alle ruhig – mein Herz ist noch verwundet. O Du« hier wurde seine Stimme tiefer und er erhob seine Arme, »Du, der Du meine Jugend aus solchen Schlingen und Gefahren errettet, der Du meine Schritte von dem Abgrunde abgelenkt hast, zu denen sie gerichtet waren, und unter dessen Hand ich mich jetzt dankbar, wenn gleich gezüchtigt, beuge – nimm dieses Opfer an und segne diese Verbindung! – Leben Sie alle wohl!«

#### EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Des Himmels Lieder wohnen in den Saiten,  
Wir wünschen, daß sie nie verhallen möchten;  
Sie sind verstummt, und einer stillen Zelle  
Gleicht unsre Seel', wo nie Musik erschallt.  
Traum folgt dem Traum in Stunden dunkler  
Nacht.  
*Wilson*, »Die Vergangenheit.«

Philipp's Selbstbeherrschung, die er auf eine Weile erlangt hatte, verließ ihn, als er außerhalb des Hauses war. Sein Geist glich einem Chaos – er eilte mechanisch zu Fuß weiter – er ging durch eine Straße nach der andern, die jetzt einsam und verlassen waren, während die Laternen auf den hohen Schnee schienen. Er ließ die Stadt hinter sich zurück und stand nicht eher still, als bis er athemlos und erschöpft den Kirchhof erreichte, wo Katharinens Staub ruhte. Der Schnee hatte aufgehört zu

fallen, aber er lag hoch auf den Gräbern – die Eibenbäume, wie mit weißen Leichentüchern bedeckt, schimmerten geisterhaft durch die Dämmerung. An der Einzäunung des Grabes hing noch ein Kranz, den Fanny's Hand dort hingehängt. Aber die Blumen waren mit Schnee bedeckt! Durch die Zwischenraum der ungeheuren und stillen Wolken schimmerten einige schwermüthige Sterne. Selbst die Ruhe des geheiligten Orts erschien unaussprechlich traurig. Der Tod des Jahres schwebte über dem Tode des Menschen. Und als Philipp sich über das Grab neigte, war innen und außen Alles Eis und Nacht!

Wie lange er an der Stelle blieb, welches seine Bewegungen oder seine Gebete waren, konnte er sich später nicht mehr erinnern. Lange nach Mitternacht hörte Fanny seinen Schritt auf der Treppe, und wie er die Thür seines Zimmers mit ungewohnter Heftigkeit zumachte. Sie hörte ihn auch noch mehre Stunden in seinem Zimmer auf- und abgehen, bis plötzlich Alles still war. Als Sarah am nächsten Morgen zur gewöhnlichen Stunde eintrat, um die Fensterläden zu öffnen und das Feuer anzuzünden, erschreck sie, als sie wilde Ausrufungen und noch wilderes Lachen hörte. Das Fieber war ihm in's Gehirn gestiegen – er phantasirte.

Mehre Wochen lang war Philipp Beaufort in drohender Gefahr, denn einen beträchtlichen Theil dieser Zeit war er bewußtlos, und als die Gefahr vorüber war, ging seine Genesung nur langsam und allmählig vor sich. Es war die erste und einzige Krankheit, der seine kräftige Gestalt je unterworfen gewesen, und das Fieber hatte

ihn vielleicht mehr erschöpft als bei einem Andern würde geschehen sein, in dessen Constitution die Krankheit weniger Widerstand gefunden, hätte. Sein Bruder, welcher glaubte, daß er in's Ausland gegangen sei; war mit seiner Gefahr unbekannt. Niemand wartete und pflegte ihn als die gedungene Wärterin, der bezahlte Arzt und das unerkäufliche Herz des einzigen Wesens, für welches der Reichthum und der Rang des Erben von Beaufort-Court nichts war. Hier war ihm die höchste Lehre des Schicksals in der Eitelkeit jener menschlichen Wünsche vorbehalten, die sich auf Gold und Macht gründen. Denn wie viele Jahre hatte der Verbannte und Ausgestoßene mit Qual und Unwillen nach seinem Geburtsrecht gestrebt! Siehe, es war gewonnen, und mit demselben kam das verwundete Herz und der von Krankheit erschütterte Körper. Als er langsam den Gebrauch seines Verstandes wieder erhielt, fielen ihm diese Gedanken schwer auf's Herz. Er fühlte, daß er mit Recht bestraft sei, weil er während seiner früheren Jugend die Genüsse verachtet hatte, die in seinem Bereiche gewesen. Lag nicht eine Wonne in der festen Gesundheit – in der unbesiegbaren Hoffnung – in dem Herzen, welches, wenn gleich verwundet, gequält und schwer geprüft, wenigstens frei war von der schwersten Qual der Leidenschaften, von getäuschter und eifersüchtiger Liebe? Obgleich gewiß, wenn sein Leben erhalten würde, reich und mächtig zu sein, seinen Namen und seine Ehre gerechtfertigt zu sehen, konnte er nicht auf seinem Krankenbette seine frühere Vergangenheit beneiden? selbst als er mit seinem mitverwaisten

Bruder durch die einsamen Felder wanderte und fühlte, mit welcher Energie wir begabt sind, wenn wir etwas zu beschützen haben, oder als er, liebend und geliebt, Leben in den Augen Eugeniens ihm entgegenlächeln sah – oder als er nach jenem traurigen Verlust in einem fernen Lande kühn mit dem Schicksal gekämpft und sich Ehre und Unabhängigkeit errungen? Es liegt etwas in der schweren Krankheit, besonders wenn sie in auffallendem Gegensatz zu der gewohnten Körperstärke steht, was oft die heilsamste Wirkung auf den Geist hervorbringt – was uns oft durch körperliches Leiden von den allzu kränklichen Qualen der Herzens befreit – was uns zu der Ansicht bringt, daß im Leben, wie die Kräftigen es genießen, Gottes großes Prinzip der Guten athmet und sich bewegt. Wir erheben uns vom Krankenbette besänftigt und gedemüthigt, und mehr geeignet, uns nach solchen Segnungen umzusehn, wie uns noch zu Gebote stehen.

Philipp's Rückkehr, seine Gefahr, die Nothwendigkeit der Anstrengung, um ihn zu pflegen, hatte Fanny aus einem Zustande erweckt, der sonst auf die Dauer für das erst kürzlich in ihr gereifte Bewußtsein möchte gefährlich gewesen sein. Mit welcher Geduld, mit welcher Standhaftigkeit, mit welchem unaussprechlichen Vorbedacht und Hingebung sie jene beste und heiligste Pflicht der Frauen erfüllte, mag sich der Mann vorstellen, dessen Kampf mit dem Leben und dem Tode mit einer wachsamem und liebenden Wärterin gesegnet gewesen ist. Und bei all ihrer Angst und ihrem Schrecken hatte sie Augenblicke des Glücks, was sich selber einzugestehen ihr

fast verbrecherisch erschien. Denn selbst bei seinen Fieberphantasien schien ihre Stimme einen besänftigenden Einfluß auf ihn auszuüben, und er war ruhiger in ihrer Gegenwart. Und als er endlich wieder zum Bewußtsein kam, war ihr Gesicht das erste, welches er sah, und ihr Name der erste, den seine Lippen aussprachen. Als er dann nach und nach stärker wurde und das Bett mit dem Sopha vertauschte, fand er mehr Vergnügen daran als früher, sie vorlesen zu hören, was sie mit einem Gefühl that, was Vorleser nicht lehren können. Und einmal, in einer Pause dieser Beschäftigung, sprach er offen mit ihr – theilte ihr seine frühere Geschichte mit – und erzählte ihr, welches Opfer er seinem Bruder gebracht. Und während Fanny weinte, erfuhr sie, daß er nicht mehr einer Andern angehöre!

Wir haben bereits erwähnt, daß dieser Mann bei seinem von Natur thätigen und ungeduldigen Temperamente wenig gewohnt gewesen war, jene Hülfquellen aufzusuchen, die man in Büchern findet. Aber in jenem Krankenzimmer lehrte ihn Fanny's Stimme – die Stimme derjenigen, deren Geist er einst so stolz beklagt hatte – wie viel Hülfe und Trost die große Masse der Menschen von dem ewigen Genius der Wenigen entlehnt.

Nach und nach, und Schritt für Schritt, da sie so auf einander beschränkt waren und alle andern Gedanken ausschlossen – denn so heftig auch der Schlag für Philipp gewesen war, der ihm auf eine Zeitlang Gesundheit und Vernunft geraubt hatte, so war er doch nicht so sehr der Sklave der Phantasie, daß er nicht ernstlich alle Gefühle

zu vermeiden suchte, die sich noch mit unheiligem Verlangen zu der Verlobten seiner Bruders wendeten – nach und nach, und langsam, sage ich, kamen jene fortschreitenden und köstlichen Zeiträume, welche eine Umwälzung in den Neigungen bezeichnen – unaussprechliche Dankbarkeit, brüderliche Zärtlichkeit, die vereinte Stärke des Mitleids und der Achtung, die er für Fanny empfunden, schienen, als er seine Gesundheit wieder erlangte, in noch lebhaftere und innigere Gefühle überzugehen. Er konnte sich nicht länger mit dem eitlen und hochmüthigen Glauben täuschen, daß es ein mangelhafter Geist sei, den sein Herz beschützen, die seltene Schönheit jenes zarten Gesichts – liebenswürdiger vielleicht wegen der Blässe, welche an die Stelle des blühenden Roths getreten war – begann wieder Eindruck auf ihn zu machen. Die Liebe, die er früher so gebieterisch unterdrückt hatte, ehe er Camilla gesehen, kehrte jetzt zurück, und weder Stolz noch Ehre hatten ein Recht, sie zu verscheuchen. Eines Abends, als er sich allein glaubte, versank er in tiefe Träumerei und erwachte dann plötzlich mit dem Ausruf: »Empfand ich je wahre Liebe für Camilla, oder war es Leidenschaft, Wahnsinn oder Täuschung?«

Dieser Ausruf wurde von einem Tone beantwortet, der zugleich Freude und Kummer auszudrücken schien. Er blickte auf und sah Fanny vor sich; das Licht des eben aufgegangenen Mondes fiel voll auf ihre Gestalt, aber sie drückte die Hände vor ihr Gesicht und er hörte sie schluchzen.

»Fanny, liebe Fanny!« rief er und wollte sich vom Sopha herunter zu ihren Füßen werfen. Doch sie zog sich zurück und entfloh aus dem Zimmer wie ein Traum. Philipp stand auf und ging zum erstenmal nach seiner Krankheit mit schwachen Schritten im Zimmer auf und ab. Mit wie verschiedenen Regungen hatte er, in heftiger und unerträglicher Qual, diesen engen Raum durchschritten! Die zurückkehrende Gesundheit ergoß sich durch seine Adern – eine heitere, wonnevolle, himmlische Freude verbreitete sich um sein Herz. Hatte sich dennoch, nachdem die alte Liebe ihn verlassen, eine Gestalt in warmem Leben, in zarter Schönheit und Fülle mädchenhafter Zärtlichkeit vor seinen Hoffnungen erhoben? Er blieb am Fenster stehen, das Zimmer schien ihm so beengt, die Nacht draußen so ruhig und lieblich, daß er seine noch nicht ganz überstandene Krankheit vergaß und das Fenster öffnete. Die Luft umwehte sanft und frisch seine Schläfen, und der Kirchthurm schien ihm zum erstenmal nicht dunkel gegen den Himmel abzustecken. Selbst Katharinens Grabstein, der halb im Mondlicht, halb im Schatten lag, blickte ihn lächelnd an. Das Andenken an seine Mutter hatte sich mit der lebenden Fanny verschlungen.

»Du bist gerechtfertigt – Dein Sidney ist glücklich,« murmelte er; »*ihr* haben wir es zu danken!«

Schöne Hoffnungen und milde Gedanken waren in ihm geschäftig, und er blieb am Fenster, bis die zunehmende Kälte ihn vor der Gefahr warnte, der er sich aussetzte. Als der Arzt ihn am nächsten Tage besuchte, fand

er, daß das Fieber zurückgekehrt war. Viele Tage lang war Philipp wieder in Gefahr, ohne sich des Schrittes und der Stimme Fanny's bewußt zu sein. Endlich erwachte er wie aus einem langen und tiefen Schläfe – so erfrischt und neubelebt, daß er sogleich fühlte, wie eine große Krisis vorüber und er endlich an die sonnigen Küsten des Lebens zurückgeschwommen sei.

Neben seinem Bette saß Liancourt, der, schon längst beunruhigt durch sein Verschwinden, ihn endlich mit Barlow's Hülfe aufgefunden und seit mehren Tagen die Wache mit der armen Fanny getheilt hatte. Während er noch dies alles Philipp erklärte, und ihm zu seiner Genesung Glück wünschte, trat der Arzt ein, um den Glückwunsch zu bestätigen. In wenigen Tagen war der Patient im Stande, sein Zimmer zu verlassen, und nichts als Veränderung der Luft schien nöthig, um seine Genesung zu vollenden. Liancourt, der schon seit zwei Tagen ungeduldig geschienen, sich einer Mittheilung zu entledigen, redete ihn jetzt folgendermaßen an: »Mein lieber Freund, ich habe jetzt Ihre Geschichte von Barlow gehört, der mehrmals während Ihrer Rückfalles hier war, und um so besorgter für Sie ist, da die Entscheidung Ihrer Sache nahe bevorsteht. Je eher Sie dieses Haus verlassen, desto besser.«

»Dieses Haus verlassen! Und warum? Ist nicht eine Person in diesem Hause, der ich mein Glück und mein Leben verdanke?«

»Ja, und aus demselben Grunde sage ich: Gehen Sie! Es ist die einzige Vergeltung, die Sie ihr leisten können.«

»Pah! – Reden Sie verständlich.«

»Das will ich,« sagte Liancourt ernst. »Ich habe mit ihr an Ihrer Krankenbette gewacht,« und weiß, was Sie bereits fühlen müssen, ja, ich gestehe, daß selbst die alte Dienerin mit mir darüber zu sprechen gewagt hat. Sie haben diesem armen Mädchen Gefühle eingeflößt, die ihrem Frieden gefährlich sind.«

»Ha!« rief Philipp mit solcher Freude, daß Liancourt's Gesicht sich verfinsterte und er sagte:

»Bisher habe ich Sie für zu ehrenvoll gehalten, um –«

»So glauben Sie also, daß sie mich liebt!« unterbrach ihn Philipp.

»Ja, und was dann? Sie, der Erbe von Beauford-Court – einer jährlichen Rente von 20,000 Pfund – eines historischen Namens – Sie können doch dieses arme Mädchen nicht heirathen!«

»Nun – ich will über das nachdenken, was Sie sagen, und auf alle Fälle das Haus verlassen, um der Entscheidung der Prozesses beizuwohnen, Lassen Sie uns jetzt nicht mehr über diesen Gegenstand reden.«

Philipp bemerkte vermöge seines Scharfblicks, daß Liancourt, der von der Schönheit, Unschuld und der unbeschützten Lage Fanny's sehr gerührt war, seine Warnung nicht für sich behalten, sondern, mit der ihm eigenen Biederkeit und der Freiheit eines Mannes in etwas vorgerückten Jahren, mit Fanny gesprochen habe; denn Fanny schien ihn fast zu vermeiden, ihre Augen waren schwer und ihr Benehmen verlegen. Er sah die Veränderung, doch war ihm dieselbe nicht leid, sondern er freute

sich der Schlüsse, die er daraus zog. Und endlich entfernte er sich mit Liancourt. Er war drei Wochen abwesend, während welcher Zeit die Förmlichkeiten des freundschaftlichen Rechtsstreites entschieden wurden, und das Publikum gerieth in Entzücken über das edle und erhabene Benehmen Robert Beaufort's, der, sobald er ein Dokument entdeckt, welches so leicht auf immer in Vergessenheit zu begraben gewesen wäre, sich freiwillig erbot, das Vermögen abzutreten, welches er so lange besessen, indem er ein reines Gewissen dem Gewinn vorgezogen. Einige Personen machten die Bemerkung, wie das Gerücht gehe, daß Philipp Beaufort auch großmüthig gewesen – daß er das Vermögen auf die Lebenszeit seines Oheims abtreten und sich inzwischen mit dem vierten Theile der Einkünfte begnügen wolle. Aber die allgemeine Bemerkung war: er habe nicht weniger thun können! Robert Beaufort war, wie Lord Lilburne einst bemerkt hatte, ein Mann, der dazu geboren, geschaffen und erzogen war, daß die Welt gut von ihm reden mußte, und jetzt war es auch ein Trost für den armen Mann, zu sehen, daß sein Charakter so hoch geschätzt wurde. Wenn Philipp auch hundert Jahre alt werden sollte, so wird er doch nie bei der Menge ein so respektabler und beliebter Mann werden, wie sein würdiger Oheim. Aber am Ende liegt nicht viel daran. Philipp kehrte am Vorabend des Tages, der zu seines Bruders und Camillens Hochzeit bestimmt war, nach H\* zurück.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Aus der Nacht erhob sich das Licht und die Helle des Tages.

*Hesiod.*

Die liebliche Maisonne schien hell und heiter über die ruhige Vorstadt H\* dahin. In den Straßen war es lebendig. Es war um die Mittagstunde, wo der Verkehr lebhaft und die Straßen voll sind. Der alte Kaufmann, der sich vom Geschäft zurückgezogen hatte, betrachtete mit neugierigen Augen die vorüberrollende Kutsche oder den oftanhaltenden Omnibus, und athmete die frische und duftige Luft in der breitesten und menschenreichsten Straße, von wo man in der Ferne die Thürme der Hauptstadt erblickte. Der aus der Schule befreite Knabe eilte zum Mittagessen nach Hause; die Balladensängerin ließ ihren kläglichen Gesang in den engeren Gassen hören, wo der Bäckerjunge den Pudding auf seinem Teller und das hübsche Dienstmädchen, welches ausgeschickt war, um Porter zu holen, stillstanden, um zu horchen. Und an den Laden, wo wohlfeile Shawls und Zitze das weibliche Auge reizte, hielt manches Mädchen ihre ungeduldige Mutter an, betrachtete die Muster und berechnete, ob ihre mühsam gewonnene Ersparniß zu dem Sonntagsstaat ausreichen werde. Und an den Straßenecken dampften die wandernden Küchen der Pastetenbäcker, die ihre Waare den Kindern und dem hungrigen Pöbel anpriesen. Und zwischen alle hindurch rollte die

trüge Kutsche eines alten Kaufmanns oder einer verwelkten alten Jungfrau, die sich keines Lebens bewußt waren, außer dem, welches durch ihre eigenen langsam fließenden Adern fortschlich. Und vor dem Hause, wo Katharina gestorben war, trieben sich viele Müßiggänger umher und wunderten sich, warum wohl von der Kirche her das lustige Geläut der Hochzeitglocke erscholl.

Aber endlich sah man auf der breiten Straße, die von der großen Stadt herführte, drei Wagen von sehr verschiedener Mode, als sie in der Vorstadt gebräuchlich war, daher fahren. Rasch kamen sie heran und bogen um die Ecke, die zu der Kirche führte; die Hufe der muntern Rosse ertönten lustig auf dem Boden; die weißen Bänder der Diener schimmerten in der Sonne. Glückliche ist die Braut, auf die die Sonne scheint! Und als die Wagen verschwunden waren, vereinigten sich die zerstreuten Gruppen und nahmen ihren Weg zu der Kirche. Sie standen müßig auf dem Begräbnißplatz und viele hatten sich um die Einzäunung versammelt, die Katharinens einsames Grab vor ihren Fußritten schützte. Alles in der Natur war fröhlich und heiter; die sanfte Luft athmete eine liebliche Frische; keine Wolke war in dem lächelnden Azurblau zu sehen; selbst die alten Ulmen schienen glücklich in ihrem ewigen Sturm. Die Glocke schwieg und dann wurde auch die Menge still. Und kein Ton wurde gehört an jener feierlichen Stätte, die zugleich der Geburt, der Hochzeit und dem Tode geweiht ist.

Endlich kam die wohlbeleibte Gestalt des rosigen Bützels aus der Kirchenthür. Er näherte sich den Gruppen,

flüsterte den Bessergekleideten zu und befahl den Zerlumpten, machte den Alten Vorstellungen und erhob seinen Rohrstock gegen die Jungen, und die Folge war, daß alle nicht ohne einiges Murren und einige Einwendungen den Kirchhof räumten und sich auf den Platz vor dem Haupteingange desselben zurückzogen, wo sie neben den Wagen, die die Hochzeitsgesellschaft wieder fortführen sollten, gaffend und schwatzend stehen blieben.

Als die Ceremonie geendet war, führte Philipp Beaufort seines Bruders junge Gattin schweigend durch das Schiff der Kirche. Auf seinen Stab gestützt sein gewohntes kaltes Lächeln auf seiner schmalen Lippe, hinkte Lord Lilburne Schritt für Schritt mit dem Paare fort, doch ein wenig von ihnen getrennt, und sah von Zeit zu Zeit in Philipp Beaufort's Gesicht, wo er einen Kummer zu lesen hoffte, aber nicht entdecken konnte. Lord Lilburne hatte bis zu dem Tage jede Unterredung mit Philipp vermieden, und er kam jetzt nur zu der Hochzeit, wie ein Arzt in ein Hospital geht, wo er einen schweren Krankheitsfall zu finden erwartet; doch er sah sich getäuscht. Dicht hinter ihm folgte Sidney, in Freude, Jugend und Schönheit strahlend, und sein gütiger Pflegevater, dem die Thränen die Wangen herunterrollten, sprach murmelnd seinen Segen aus, indem er ihn anblickte. Mrs. Beaufort hatte es abgelehnt, der Ceremonie beizuwohnen – ihre Nerven waren zu schwach – aber in weiterem Zwischenraum folgte Robert Beaufort, dem äußeren Scheine

nach so nüchtern, gesetzt und gesammelt wie immer; obgleich ein genauer Beobachter hätte sehen können, daß sein Auge seinen listigen und wohlgefälligen Ausdruck verloren hatte, daß sein Schritt schwerer war und seine gebeugte Gestalt freudenloser. In seiner Miene lag etwas Niedergeschlagenes. Das Bewußtsein des Grundbesitzer war aus seinem stattlichen Wesen gewichen; er war kein Besitzer mehr, sondern ein Pensionirter. Der reiche Mann, der nach Gefallen über das Glück Anderer entschieden hatte, war eine Null geworden, er hatte aufgehört, noch an irgend etwas Interesse zu nehmen. Was lag ihm jetzt an der Hochzeit seiner Tochter? Ihre Kinder konnten doch nie Erben von Beaufort werden. Als Camilla sich freundlich umwendete und mit glücklichen Thränen seine Annäherung erwartete, erzwang er ein Lächeln, aber es war kränklich und kläglich. Es verlangte ihn, sich fortzuschleichen und allein zu sein:

»Mein Vater!« sagte Camilla mit ihrer leisen und lieblichen Stimme, machte sich von Philipp los und warf sich an seine Brust.

»Sie ist ein gutes Kind,« sagte Robert Beaufort mit leerem Ausdruck, richtete seine trockenen Augen auf die Gruppe und wendete instinktmäßig eine von seinen gewohnten Redensarten an: »und ein gutes Kind, Herr Sidney, wird auch ein gutes Weib werden!«

Der Geistliche verbeugte sich, als sei das Compliment an ihn gerichtet; er war der einzige von den Gegenwärtigen, den Robert Beaufort jetzt noch täuschen konnte.

»Meine Schwester,« sagte Philipp Beaufort, als sie sich wieder auf seinen Arm stützte und sie vor der Kirchentür stehen blieben, »möge Sidney Sie lieben und schützen – wie ich würde gethan haben, und, glauben Sie mir Beide, ich habe kein Bedauern, keine Erinnerung, die mich jetzt noch verletzt. Er ließ ihren Arm sinken und winkte ihrem Vater, sie zu dem Wagen zu führen. Dann faßte er Sidney's Arm und sagte: »Warte bis sie fort sind, ich habe Dir noch ein Wort zu sagen. Gehen sie weiter, meine Herren.«

Der Geistliche verbeugte sich und ging über den Kirchhof. Aber Lilburne blieb stehen, sah Philipp, an und sagte leise zu ihm: »Und so viel thun Sie für das Gefühl – die Thorheit! So viel für die Großmuth – die Täuschung! Glücklicher Mann!«

»Ich bin durchaus glücklich, Lord Lilburne.«

»Wirklich! – dann war es weder Gefühl noch Großmuth, und wir wurden getäuscht! Ich wünsche Ihnen einen guten Tag.« Mit diesen Worten hinkte er langsam zum Thor. Philipp antwortete nicht einmal mit einem Blick auf diesen Sarkasmus, denn in diesem Augenblick erhob die Menge draußen ein lautes Geschrei – sie erblickten die Braut.

»Komm hieher, Sidney,« sagte Philipp, »ich darf Dich nicht lange zurückhalten.«

Arm in Arm gingen sie aus der Kirche und wendeten sich zu der nahen Stelle, wo die Blumen auf dem Grabsteine ihrer Mutter sie anlächelten. Die alte Inschrift war

entfernt und anstatt derselben der Name *Katharina Beaufort* auf den Stein gesetzt.

»Bruder,« sagte Philipp, »vergiß dieses Grab nicht, wenn nach Jahren Kinder um Deinen eigenen Heerd spielen. Sieh, der Name *Katharina Beaufort* ist frischer auf dem Stein, als das Datum der Geburt und des Todes – der Name wurde erst heute eingegraben – an Deinem Hochzeitstage! Bruder, bei diesem Steine sind wir jetzt in der That vereinigt.«

»O Philipp!« rief Sidney in tiefer Bewegung, indem er die Hand drückte, die er ihm entgegenstreckt. »Ich fühle, ich fühle, wie edel, wie groß Du bist – daß Du mir mehr geopfert hast, als ich mir träumen ließ.«

»Still!« sagte Philipp lächelnd, »rede nicht davon. Ich bin glücklicher, als Du glaubst. Geh, sie erwartet Dich.«

»Und Du? – soll ich Dich allein lassen?«

»Nicht allein,« sagte Philipp auf das Grab deutend.

Kaum hatte er ausgesprochen, als Lord Lilburne's Stimme vom Thore her ertönte:

»Wir warten auf Herrn Sidney Beaufort.«

Sidney fuhr mit der Hand über die Augen, drückte noch einmal seines Bruders Hand und im nächsten Augenblick war er an Camilla's Seite. Noch ein Ruf – das Rollen der Räder – das Stampfen der Pferde – das ferne Gemurmel der Menge – und Alles war still.

Der Küster kehrte zurück, um die Kirche zu schließen – er bemerkte Philipp nicht, der im Schatten der Mauer stand – und ging heim, um von der vornehmen Hochzeit

zu erzählen und zu fragen, um welche Stunde am nächsten Tage die Beerdigung eines jungen Frauenzimmers, seiner nächsten Nachbarin, stattfinden werde.

Philipp mochte vielleicht eine Viertelstunde dagestanden haben, ohne sich von der Stelle zu bewegen, als ihn Jemand leise an dem Aermel zupfte. Er wendete sich um und sah Fanny's bedeutungsvolles Gesicht.

»So wolltest Du also nicht zur Hochzeit kommen?« fragte er.

»Nein. Aber ich dachte mir, Du würdest hier allein sein und traurig.«

»Und Du willst nicht einmal die Kleidung tragen, die ich Dir gab?«

»Ein andermal. Sage mir, bist Du unglücklich?«

»Unglücklich, Fanny? Nein, sieh um Dich. Selbst der Begräbnißplatz zeigt ein Lächeln. Der Epheu windet sich über die Mauer, höre nur die Vögel auf der dunkeln Ulme droben, und sieh, dort hat sich selbst ein Schmetterling auf das Grab gesetzt! – Ich bin nicht unglücklich.«

Als er so sprach, sah er sie lebhaft an, nahm ihre beiden Hände in die seinen, zog sie sanft zu sich und fuhr fort: »Erinnerst Du Dich, Fanny, wie wir uns einst über jene kleine Pforte lehnten, und ich zu Dir von dem Glück der Ehe sprach, wo zwei Herzen vereint werden? Nein, Fanny, ich muß fortfahren. Es war hier an dieser Stelle, wo ich Dich zuerst nach meiner Rückkehr nach England wiedersah. Ich kam, die Todten zu suchen und habe seitdem gedacht, daß es der Schutzgeist meiner Mutter war, der mich hierherführte, um Dich, die Lebende zu finden!

Und später kamst Du oft mit mir hieher, Fanny, und blendet und betäubt, wie ich war, kam ich hieher, um zu brüten und zu trauern, ohne um den Schatz zu wissen, der schon damals in meinem Bereiche war. Aber es ist so besser gewesen; die Prüfung, die ich bestanden, hat dankbarer gemacht für den hohen Preis, auf den ich jetzt zu hoffen wage. Deine Hand erneuerte jeden Tag die Blumen auf diesem Grabe. Willst Du diesem Grabe, der Kette zwischen Zeit und Ewigkeit, deren Lehren wir zusammen lasen, mein Gelübde theilen? Fanny, Theuerste, Schönste, Zärtlichste, Beste, ich liebe Dich endlich so, wie Du allein geliebt werden solltest! – Willst Du mein Weib sein? Mein, nicht für eine Zeit, sondern auf immer – auf immer, selbst dann noch, wenn diese Gräber geöffnet werden und die Welt zusammenschrumpft, wie eine Papierrolle! Verstehst Du mich? Hörst Du mich? Oder habe ich geträumt, daß – daß –«

Er hielt inne – ein Schrecken ergriff ihn bei ihrem Schweigen. Hatte er sich in seinem göttlichen Glauben getäuscht? Die Furcht war nur augenblicklich, denn Fanny, die zurückwich, während er sprach, drückte jetzt ihre Hände an ihre Schläfen, sah ihn athemlos und mit halbgeöffneten Lippen an, als könne ihr bescheidener Geist nur mit großer Anstrengung an die Möglichkeit des Glückes glauben, welches sich ihr plötzlich eröffnete, und näherte sich, während ihr Gesicht von Erröthen übergossen war, sah ihm in die Augen, als wollte sie in seiner tiefsten Seele lesen, und sagte in einem Tone, welcher

zeigte, daß ihr ganzes Schicksal von seiner Antwort abhing:

»Aber ist dies nicht Mitleid? – Man hat Dir gesagt, daß ich – kurz, Du bist großmüthig, Du – Du – o täusche mich nicht! Liebst Du sie noch? – Kannst Du wirklich die demüthige, die thörichte Fanny lieben?«

»Gott soll mich richten, Geliebte, wenn ich nicht aufrichtig bin! Ich habe eine Leidenschaft überlebt, die nie so süß – so zärtlich, so vollkommen war, wie die, welche ich jetzt für Dich empfinde! Und, o Fanny, höre dieses wahre Bekenntniß! Zu Dir – Dir wendete sich mein Herz, ehe ich Camilla sah! – Gegen diesen Antrieb kämpfte ich an in der Blindheit eines hochmüthigen Irrthums!«

Fanny stieß einen leisen und unterdrückten Schrei der Freude und des Entzückens aus. Philipp fuhr leidenschaftlich fort: »Fanny, mache das Leben glücklich, welches Du gerettet hast. Das Schicksal bestimmte uns für einander. Das Schicksal hat Deinen lieblichen Geist für mich gereift. Das Schicksal hat für Dich dieses rauhe Herz besänftigt. Wir mögen noch viel zu ertragen und viel zu lernen haben. Wir wollen einander trösten und einander belehren!«

Er zog sie an seine Brust, während er sprach – sie zitterte und erröthete, widerstrebte aber nicht mehr, und dort bei dem Grabe, welches ein so denkwürdiger Schauplatz für ihre gemeinschaftliche Geschichte gewesen war, wurden jene Gelübde gemurmelt, worin, wie alle Welt weiß, so viel des menschlichen Glückes liegt – so viel der

Liebe, die dem Kummer den Stachel raubt, und des Glaubens, der der Liebe Ewigkeit verleiht. Alles war still, aber heiter um sie her! droben der Himmel, zu ihren Füßen das Grab – für die Liebe das Grab – für den Glauben der Himmel!

### LETZTES KAPITEL.

Nach der Arbeit winkt die Ruhe.

*Horaz.*

Ich fühle, daß der Leser ein gewiß Recht hat, an die altmodische und jetzt etwas abgekommene Sitte, am Schlusse eines Werkes die letzten Nachrichten von den Personen zu erfahren, die während des Verlaufs der Geschichte seine Bekanntschaft suchten.

Der schwache aber redliche Smith, der nicht mehr von dem üblen Einflusse seines Bruders heimgesucht wurde, verlebte in Bequemlichkeit und Achtung seine noch übrigen Tage von dem Einkommen, welches Philipp Beaufort ihm aussetzte. Herr und Madame Roger Morton leben noch, und haben eben ihr Geschäft ihrem ältesten Sohne übergeben und sich in eine kleine Villa in der Nähe der Stadt zurückgezogen, wo sie sich ihr Vermögen erworben. Wenn Mrs. Mortons zu einer Theegesellschaft geht, ist sie sehr geneigt, von ihrer verstorbenen theuren Schwägerin der Beaufort zu reden und von ihrer außerordentlichen Liebe zu ihrem Neffen, als er noch ein kleiner Knabe gewesen. Sie bemerkt, daß die jungen Männer

ihr und Roger Morton Alles zu danken haben, und obgleich Sidney nie von sehr dankbarer Gemüthsart gewesen und sie seitdem nicht wieder besucht, so zeige doch der ältere Bruder, der eigentliche Herr Beaufort, seinen Respekt für sie durch das jährliche Geschenk eines fetten Rehbocks. Dann macht sie ihre Bemerkungen über die Ungleichheiten des Lebens und sagt, es sei schade, daß ihr Sohn Tom die Medicin dem geistlichen Stande vorgezogen habe. – Ihr Vetter, der Herr Beaufort, habe zwei Pfarren zu vergeben. Zu dem allem sagt Roger nichts – als daß er nur gelegentlich die Bemerkung macht: »Dem Himmel sei Dank, ich bedarf keines Menschen Hülfe! Ich bin so wohlhabend, wie meine Nachbarn. Aber das gehört hier nicht zur Sache.«

Einige Leser, welche die Wahrheiten dieses Lebens nicht tief genug erwägen, werden hier fragen: ›Aber wie wurde Lord Lilburne bestraft?‹ Bestraft: ja, und wie? die Welt und nicht der Dichter muß diese Frage beantworten. Das Verbrechen wird von Außen bestraft. Wenn das Laster bestraft wird, muß es im Innern geschehen. Die Lilburne dieser hohlen Welt werden nicht mit den sanften Rissen der poetischen Gerechtigkeit beworfen. Die, welche fragen, warum er nicht bestraft wird, sind vielleicht die Ersten, die ihren Hut vor der Equipage abnehmen, worin er durch die Straßen rollt. Das einzige Verbrechen, welches er aus Gewohnheit beging, und welches von der

Art war, daß es ihm mit der Strafe der Entdeckung drohte, gab er auf, sobald er die Gefahr bemerkte. Nach Philipp's Wink spielte er nicht mehr. Er war einer von denen, die sich einige Jahre später am bittersten über einen Edelmann aussprachen, der der unredlichen Spiele beschuldigt wurde – einer von denen, welche die Beschuldigung als bewiesen annahmen, und deren Ansehen allen Streit über die Sache beseitigte. Aber wenn kein Donnerkeil auf Lord Lilburne's Haupt fällt – wenn er auch noch bestimmt ist, zu essen und zu trinken und in seinem Bette zu sterben, so mag er dennoch die Asche der Frucht des todten Meeres zu kosten haben, die seine Hand gepflückt. Er ist alt geworden. Seine Schwächen nehmen zu; seine einzigen Quellen des Vergnügens! – die Sinne – sind ausgetrocknet. Für ihn haben die Speisen keinen Wohlgeschmack mehr, und der Wein mundet ihm nicht – er findet keine Freude am Manne, und am Weibe auch nicht. Er ist allein mit dem Greisenalter im Angesicht des Todes.

Mit Ausnahme Simons, der wenige Tage nach Sidney's Hochzeit in seinem Stuhle starb, ist Robert Beaufort der Einzige unter den bedeutenderen Personen, die in der letzten Scene dieser Geschichte übrig geblieben, der von unserer sterblichen Bühne abgetreten ist. Nach der Verheirathung seiner Tochter wurde er traurig und mißmuthig. Er pflegte zu sagen – denn was er sagte, war stets liebenswürdig – daß ihm sein theures Kind fehle, besonders jetzt, da er keinen Sohn mehr habe. Aber was ihm fehlte, war die Erbschaft von Beaufort-Court. Als auch

der letzte Strohalm, an den er sich hielt – die Hoffnung, daß Camilla den älteren Bruder heirathen und so seine Enkel anstatt seiner herrschen würden – verschwunden war, versank er tiefer und tiefer in das trostlose Bewußtsein seines eigenen Nichts. Obgleich er auf seine Lebenszeit das Herrenhaus und den größten Theil des Vermögens besaß, so war er dort doch nur ein geduldeter Gast. Wo war das achtbare, tröstende, wohlgefällige Gefühl des Rechts an sich – des Besitzes – des Eigenthums? Er ging freudenlos durch den Park, machte achtlos die Runde auf den Pachthöfen und saß schweigend in den Hallen; er war nur der Pächter eines Anderen. So schwand er nach und nach und unmerklich dahin, aus moralischem Mangel, inmitten des wirklichen Reichthums, des Luxus und des Ueberflusses! Es war keine Krankheit zu bemerken, der die Aerzte hätten entgegenwirken können. Sie konnten die Morgen Landes nicht zu Pillen verwandeln, die er verschlucken, noch die Wälder in Mixturen umschmelzen, die er trinken konnte, um wieder hergestellt zu werden. Als Camilla hörte, daß er krank sei, und hoffte, daß ihre Gegenwart einen günstigen Eindruck auf ihn machen werde, eilte an seine Seite. Aber es wurde bald klar, daß sie nichts in seinen Gedanken sei, und selbst als ihr erster Sohn geboren wurde und schreiend in seinen Armen lag, sah er ihn mit leerem Blick an und sagte: »Mein Enkel! Ja, und sein Oheim hat für ihn und auch für Dich sehr hübsch gesorgt – ich läugne es nicht, aber mein Enkel wird nie Parlamentsmitglied für die Grafschaft werden!« Doch er beklagte sich nicht und sprach immer noch

Gesinnungen aus, die ihm Ehre machten. Er habe stets nur gewollt was recht sei; er hätte sich gegen den Prozeß vertheidigen können, doch habe er nie diese Absicht gehabt. Herr Philipp sei ein sehr achtbarer junger Mann, und es mache ihn glücklich, daß er meine Beweggründe würdigt. Es habe ihm nie viel am Gelde gelegen. Dem Himmel sei Dank! Geiz sei nicht sein Fehler!« Und so starb er.

Nach seinem Tode wohnte Mrs. Beaufort in London und konnte nicht dahin gebracht werden, Beaufort-Court zu besuchen. Sie nahm eine Gesellschafterin an, die sie in ihren Augen vollkommen für Camilla's Abwesenheit entschädigte.

Und Camilla – Spencer – Sidney? Sie wohnen noch an dem lieblichen See, glücklich in ihren eigenen heitern Freuden und ihrer angenehmen Muße. Sie mieden zugleich den Ehrgeiz und seine Prüfungen, die Handlung und ihre raschen Wechsel – beneideten Niemanden, strebten nach nichts mit Begierde und riefen um sich her in der arbeitenden Welt die alten idyllischen Feiertage zurück. Wenn Camilla eine kurze Zeit in ihrer Liebe zu Sidney geschwankt hatte, so hatte er ihr gutes und einfaches Herz längst durch seine zärtliche Neigung wieder gewonnen, und wie sich von ihm Gemüthsart erwarten läßt, liebte sie ihn mehr noch, als vor der Hochzeit.

Philipp hatte schwerere Prüfungen erfahren als Sidney. Aber wären ihre früheren Schicksale umgekehrt gewesen und jener Geist, der in der Sidney so hochmüthig und

eigenwillig war, in Wohlstand und Luxus verzärtelt worden, würde Philipp jetzt ein besserer und glücklicherer Mann sein? Vielleicht mag auch Philipp noch jetzt ein weniger ruhiges Dasein bestimmt sein als seinem Bruder; doch im Verhältniß zu der Anwendung unseres Geschicks ruhen oder arbeiten wir, und wer niemals Schmerz erfährt, kennt nur die Hälfte des Vergnügens. Das Loos der Edelsten auf der Erde fällt nicht in die rosigen Gärten des Epikuräers. Wir mögen den Mann beneiden, der genießt und ruht; aber das Lächeln des Himmels läßt sich lieber auf die Stirn dessen nieder, der arbeitet und strebt.

Und bedauerte Philipp je die Verhältnisse, die ihm Fanny zur Gefährtin seines Lebens gegeben hatten? Für Einige, die ihre Ansichten vom Ideale sehr von den herkömmlichen Regeln des Romans entlehnen, als von ihren eigenen Wahrnehmungen dessen, was wahr ist, würde diese Erzählung angenehmer gewesen sein, wenn Philipp stets nur Fanny geliebt hätte. Doch dies Alles hatte zu jener Liebe geführt und sie endlich nur so glühender und inniger gemacht. Des Mannes stärkste und würdigste Neigung ist seine letzte – die, welche alle seine früheren Träume von dem, was vortrefflich ist, vereint und verkörpert – die, aus welcher die Hoffnung, wegen der früheren Täuschungen, um so glänzender entspringt – die, worin die Erinnerungen die zärtlichsten und reichlichsten und – die eine, welche alle andern ersetzt, kann aber durch nichts Späteres ersetzt werden.

---

Und nun, ehe die Scene sich schließt und die Versammlung, welche die Schauspieler vielleicht auf eine Weile unterhalten haben, sich zerstreut, um bei dem Treiben der wirklichen Welt die Schatten zu vergessen, die eine Stunde verkürzt oder eine Sorge verscheucht haben, mag der Vorhang mit einem glücklichen Bilde fallen.

Einige Jahre nach Philipp's und Fanny's Verbindung sind vergangen – die sie größtentheils im Auslande zugebracht haben. Es ist ein Sommermorgen. In einem kleinen altmodischen Zimmer zu Beaufort-Court, dessen offene Fenster in den Garten gingen, stand Philipp, der eben eingetreten war, und am Fenster saß Fanny, ihren Knaben an ihrer Seite. Sie war bei dem schwersten Geschäfte einer Mutter, denn sie ertheilte ihrem erstgeborenen Kinde den ersten Unterricht, und als der Knabe zu ihrem lieblichen und ernsten Gesichte mit einem Lächeln des Verständnisses in dem seinigen aufblickte, hätte man auf einen Blick sehen können, wie wohl die Lehrerin und der Schüler einander verstanden. Ja – was der Jungfrau noch an der vollen Entwicklung des Geistes fehlte, hatten die Sorgen der Mutter vollendet. Daß ein Wesen geboren war, welches allein von ihrer Fürsorge abhängig war, wuchs der Verstand der Mutter stündlich mit dem des Kindes; fügte sich jedem Mangel, den er vorhersehen mußte, und entlehnte seine Vollkommenheit von dem Hauche der neuen Liebe.

Das Kind erblickte Philipp und eilte, ihn zu umarmen. »Sieh!« flüsterte Fanny, als sie auch an ihm hing und seltsame Erinnerungen an ihre eigene geheimnißvolle Kindheit sich ihr aufdrängten – »sieh,« flüsterte sie mit einem Erröthen, welches halb aus Scham, halb und Stolz entsprang, »das arme blödsinnige Mädchen ist die Lehrerin Deines Kindes!«

»Und welche Lehrerin gleicht der Liebe?« antwortete Philipp.

Mit diesen Worten nahm er den Knaben auf seine Arme, und als er sich über diese rosigen Wangen neigte, sah Fanny an der Bewegung seiner Lippen und dem Naß in seinen Augen, daß er Gott dankte. Er sah zu dem Gesichte der Mutter auf, er blickte sich um unter den Blumen und dem Laubwerk des üppigen Sommers und wieder dankte er Gott, und drinnen und draußen war Licht und *Morgen!*